
01 079884654



Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XX.

Mit zwei graphischen Tafeln.

ERFURT, 1894.
Verlag von Carl Villaret.

Seiner Hochwohlgeboren

dem Herrn

Freiherrn Wilhelm von Tettau

Dr. philos., Königl. Ober-Regierungsrat a. D.,
Ritter hoher Orden,

ihrem verehrten langjährigen Vicepräsidenten

widmen dieses Jahrbuch

zu seinem neunzigsten Geburtstage

in aufrichtiger Hochschätzung

die Mitglieder der Königlichen Akademie.

Hochwohlgeborener Herr!
Hochverehrter Herr Freiherr!

Es gereicht uns zu besonderer Freude, durch Darbietung des nachfolgenden Bandes unserer Jahrbücher dem innigen Danke einen Ausdruck zu geben, den wir Ihnen schulden für die hohen Verdienste, die Euer Hochwohlgeboren Sich um die Förderung und Erhaltung einer ehrwürdigen wissenschaftlichen Gemeinschaft erworben haben, der Sie über vierzig Jahre lang als Vorsitzender Ihre besten Kräfte widmeten.

Seit Jahrzehnten als einer der ersten Kenner und eifrigsten Pfleger der Wissenschaften und Künste in unserer Stadt und weit über die Grenzen derselben bekannt, ein würdiger Nachfolger der Boyneburg und Dalberg, als ein Gelehrter von seltenem Umfang des Wissens und vielseitigstem Interesse, auf den verschiedensten, auch entlegeneren Gebieten der Litteratur mit einer gründlichen Kenntnis der

einschlägigen Schriften ein sicheres Urteil über ihren Wert, sowie einen klaren Einblick in den Stand der Forschungen verbindend, haben Sie als ein Meister in dem Fache der Lokal- und der Familiengeschichtschreibung nicht bloss Ihr reiches Wissen in zahlreichen Schriften dargelegt und den gelehrten Kreisen durch Ihre Vorträge und Abhandlungen die dankenswerteste Anregung und Belehrung gegeben, sondern Sie haben, dem Sinnspruche unserer Akademie getreu, auch die Anwendung dieses Wissens auf das praktische Leben nie ausser Acht gelassen und demzufolge an den gewerblichen Bestrebungen unserer Stadt, deren Ehrenbürger Sie sind, seit vielen Jahren einen hervorragenden Anteil genommen.

Wie Sie aber andererseits, weit entfernt, den Begriff des Gemeinnützigen im Sinne einer engherzigen und einseitigen Nützlichkeitslehre zu fassen und den praktischen Beruf der Wissenschaft auf die Pflege und Förderung der materiellen Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft einzuschränken, als gründlicher Kenner des klassischen Altertums, als begeisterter und thatkräftiger Patriot, als warmer evangelischer Christ lebhaft durchdrungen sind von der Überzeugung, dass die Wissenschaft erst dann ihren im besten Sinne gemeinnützigen, praktischen Beruf wahrhaft erfüllt, wenn sie ihre schönste Aufgabe darin erkennt, mit den ihr zugewiesenen Mitteln durch Weckung und Pflege des Sinnes für das Gute und Schöne, das Edle und Grosse, das Ewige und Heilige den höchsten Zwecken des Lebens zu dienen, das haben Sie, hochverehrter Herr Freiherr, im allgemeinen dadurch bewiesen, dass Sie die reichen

Schätze Ihres Wissens und Ihrer Lebenserfahrung vor allem in den Dienst der wichtigsten und umfassendsten sittlichen Gemeinschaften, des Vaterlandes und der Kirche, in letzter und höchster Beziehung des Reiches Gottes auf Erden stellten, insbesondere aber dadurch, dass Sie als ein rechter Mann des Volkes noch vor kurzem der von unserer Akademie angeregten Bearbeitung von Preisschriften über die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen durch Pflege und Verbreitung einer gediegenen, echt volkstümlichen Bildung die lebhafteste thätige Teilnahme entgegen brachten.

Hochgeschätzter Herr Freiherr!

In gerechter Würdigung und warmer Anerkennung alles dessen, was die Akademie Ihrem rührigen und zielbewussten Wirken, wie Ihrem persönlichen Vorbilde verdankt, widmen wir Ihnen diesen Band unserer Jahrbücher als ein Zeichen unserer unwandelbaren Verehrung unter herzlicher Anwünschung des reichsten göttlichen Segens für Ihren Lebensabend.

Möge Ihnen Gott der Herr die seltene Geistesfrische, deren Sie Sich beständig erfreuen, auch fernerhin erhalten und nach seiner Gnade in vollem Masse an Ihnen erfüllen die Verheissung des 92. Psalmes, V. 13—16!

Erfurt, im Juni 1894.

Der Senat und die Mitglieder der Königlichen Akademie.

Inhalt.

Seite

C. Beilagen.

A. Abhandlungen.

Die Insel Island

und

ihre Bedeutung für das germanische Altertum.

Vortrag,

gehalten

in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt

am 25. Oktober 1893

von

Dr. R. Thiele,
Königl. Gymnasialdirektor.

Es ist leider eine unbestrittene Thatsache, dass wir Deutschen von dem inneren Leben unseres Volkes in der Ur- und Vorzeit eine recht mangelhafte Kenntnis haben. Dies entspricht allerdings nur der Art der Überlieferung durch die Geschichtsschreiber des Mittelalters, welche fast alle in einseitiger, meist kirchlicher Tendenz ihre Werke verfasst haben. Fast gänzlich sind aber unsere heimischen Überlieferungen in Bezug auf Religion, Sitten und Gewohnheiten verklungen, — und „doch strömt alle Fülle des Lebens aus dem Geiste und aus dem Glauben hervor!" Ist es da nicht für eine gebildete Nation ebenso wie für den gebildeten Einzelnen, ich will nicht sagen eine Pflicht, aber doch ein Bedürfnis, um das eigene Volk und seine Eigenart zu erfassen, dass er das Wenige voll verstehen lerne, welches von demselben aus der Vor- und Urzeit — der oft der Erkenntnis beste, weil reinste Quellen entfliessen! — noch heute bewahrt ist? Denn das „erkenne dich selbst" der hellenischen Weisen ergänzen wir durch den Zusatz: „und dein Volk", da hier die starken Wurzeln deiner Kraft sind. Erst dann werden wir Deutsche es begreifen, warum es gerade den germanischen Nationen in ihrer Urkraft gelang, die antike Welt in Trümmer zu schlagen und, das ganze Kulturland Europas, von dem eisigen Kjölengebirge bis zur Feueresse des Ätna und noch südlicher, von den Steppen Russlands bis zum wogenden Ocean im Westen erfüllend, eine neue Welt zu erschaffen! — Doch nicht mit Bewahrung ihrer vollen Eigenart, nirgends und am wenigsten wohl im eigentlichen Deutschland, vollzog der germanische Geist diese seine welthistorische Aufgabe: fast überall, nur mit Ausnahme des nördlichsten Europas, fand er eine überlegene Kultur vor;

Quellen und Hilfsmittel: U. a. Dio Lieder der älteren Edda, herausg. von K. Hildebrand, 1876; Saemundar Edda hins frodha, ved Svend Grundtvig, 1874; Die Edda übersetzt von K. Simrock [2], 1855; Analecta Norroena v. Th. Möbius, 1859; Altnord. Lesebuch v. Ferd. Pfeiffer, 1860; Bes. Literarische Einleitung in dio nordische Mythologie von K. F. Köppen, 1837; Handbuch der deutschen Mythologie von K. Simrock , 1869; Die Götter der deutschen und nordischen Völker von W. Mannhardt, 1860; Altnordisches Leben von K. Weinhold, 1856.

ihr beugte er sich, und sie veränderte ihn mehr oder minder. Am meisten aber wirkte das Christentum ein! Seit der Germane Christ geworden war, mochte er nun durch die sanften Worte glaubensfreudiger Apostel und Missionare, denen kein anderes Machtmittel als die beseligende Kraft des Evangeliums zu Gebote stand, oder durch das scharfe Schwert schon christlich gewordener Fürsten — denken Sie an die Bluttaufe der Sachsen durch Karl den Grossen! — zur neuen Lehre gebracht sein, er war dadurch ein anderer geworden, nicht bloss in seinen religiösen Anschauungen, nein, auch in der ganzen Lebensauffassung: in seinem staatlichen Leben (— der freie Volksstaat wurde zum Lehnsstaate!), in seinem Rechtsleben — das römische Recht verdrängte das volkstümliche immer mehr!), endlich in allen äusseren Ordnungen der Gesellschaft und Familie, nach der guten wie nach der schlimmen Seite.

Nur im Norden, woselbst, wie gesagt, der Germane keine vorgeschrittene Kultur bei der Inbesitznahme des Landes vorfand, war der germanische Geist unberührt geblieben, und je nördlicher und einsamer, desto reiner und länger; — länger, sage ich, wenigstens so lange, bis er seine Anschauungen und sein Denken über Religion, Staat, Recht und Sitte aufgezeichnet hatte; dann ist er auch hier entschlummert, um neu in christlich-nationaler Gesittung aufzuwachen.

Diese Bedeutung hat im allgemeinen der skandinavische Norden für das germanische Altertum, namentlich Norwegen, besonders aber die **Insel Island**, auf welcher alles eben Gesagte in höchstem Grade seine Bethätigung findet. Wenn ich daher heute, hochgeehrte Anwesende, Ihren Blick auf die Insel Island hinlenke, so bewegt mich eben das patriotische Gefühl, Kenntnis von den Vortagen unseres Volkslebens an dieser so wenig gekannten, und doch für unser Wissen so ergiebigen Stelle Ihnen zu übermitteln, obwohl ich mir wohl bewusst bin, Ihnen nur zum Teil Andeutungen, zum Teil linienhafte Skizzen bieten zu können, denn „Isländische Altertumskunde“ ist wenig weniger denn urgermanische Altertumskunde, und diese ist eine Wissenschaft, deren Resultate sich nicht in einen Vortrag zusammendrängen lassen; andrerseits weiss ich auch wohl, dass isländisch und germanisch, geschweige denn deutsch sich noch lange nicht decken. Aber die Grundzüge des

Volkscharakters wie aller Germanen, so auch der Deutschen finden sich, was Religion und Sitte, diese zwei Pole des menschlichen Denkens, also seines inneren Seins, angeht, am reinsten in der isländischen Litteratur aufgezeichnet und im isländischen Volksleben bewahrt, und deshalb ist ihre Darstellung, zieht man die durch Stamm und Ort hervorgerufenen Eigentümlichkeiten ab, zugleich im wesentlichen Darstellung des germanischen Geistes in seiner vollkommensten und eigenartigsten Offenbarung in der Urzeit.

Ich kann aber noch nicht zu meiner eigentlichen Aufgabe übergehen, ohne dass ich mich mit Ihnen — und damit ist unser Thema wenigstens indirekt gefördert! — über einen Begriff verständigt habe, den ich späterhin vielfach gebrauchen werde, aber nur anwenden will, nachdem ich meine Auffassung desselben genau dargelegt habe: es ist der so oft gemissbrauchte Begriff: „germanische Mythologie". Ist schon in der germanischen Wissenschaft von Laien und Halbgebildeten arger Spott getrieben worden und wird noch getrieben, so noch viel, viel mehr in der Mythologie, welche für das nicht mit Methode bewaffnete Auge des Gebildeten weniger scharf gezogene Grenzlinien hat als jede andere Wissenschaft. Und namentlich in der germanischen Mythologie mit ihren „dämmernden Göttergestalten", um ein altnordisches Bild zu gebrauchen! Ist doch auch die wissenschaftliche Bearbeitung der Mythologie noch sehr jung und teilweise wegen der weitgehenden Sprachkenntnisse, die überall vorausgesetzt werden müssen, und wegen der philosophisch-abstrakten Methode, die hier nötig ist, selbst von unseren Gebildeten kaum in den Resultaten verstanden worden. Begriffe wie Theogonie, Kosmogonie, Anthropomorphose, Hypostase, Euhemerismus, Mythos, Götter- und Heroensage und andere in der Mythologie gäng und gäbe Ausdrücke — wer versteht sie wissenschaftlich befriedigend? Und vollends die Glanz- und Enddisciplin, die „vergleichende Mythologie" mit ihren so leicht dehnbaren Linien, welche nur eine exakte Kritik und eine zielbewusste philosophische Methode festhalten kann, — haben sie nicht seichte Halbwisser oder gutmütige Schwärmer, die sich überall vordrängen, zum Schmerzenskinde der Wissenschaft, ja so anrüchig gemacht, dass man ihrer leider bereits nur mit spöttischem Lächeln zu

gedenken pflegt? — Doch lassen wir das! Streben wir vielmehr danach, auf wissenschaftlichem Grunde den gesuchten Begriff jetzt festzustellen.

Die Psychologie stellt schematisch ein dreifaches Seelenvermögen auf: Erkennen, Fühlen und Begehren, jedoch kommt das letztere für die folgenden Zwecke nicht in Betracht, sondern nur Gefühl und Erkenntnis, um so zu ordnen.

Alles heidnisch-religiöse Bewusstsein — wir sehen hier natürlich von der Offenbarung ab und betrachten nur die nach dem göttlichen Weltplane Jahrtausende lang sich selbst überlassenen heidnischen Religionen — erscheint zunächst auf der untersten Stufe des Gefühles: es ist dies das unmittelbare Innewerden göttlicher Mächte und Kräfte, das sich aus der Betrachtung der uns umgebenden Natur ergiebt. Somit ist jede Religion zunächst Naturreligion, Verehrung und Anbetung der waltenden Naturkräfte, mit der Ahnung, es gäbe ein höheres Etwas, welches einst das allmächtige „Werde“ sprach. Für diese, allerdings graduell verschieden erscheinende Auffassung der Religion waren die Indogermanen besonders beanlagt, und auf dieser Stufe verharren auch die niederen heidnischen Religionen, während die später von genialen Völkern weiter entwickelten nur in den Tagen ihrer Kindheit sich auf ihr befinden. Denn aus der Unmittelbarkeit des Gefühles gelangt dann das religiöse Bewusstsein, indem das Erkenntnisvermögen thätig eingreift, zur Anschauung und Vorstellung: Phantasie wie Verstand des Volkes wie der Einzelnen ist hier wirksam. Auf dieser Stufe stehen die höher entwickelten heidnischen Religionen, namentlich die griechisch-römische, aber auch die germanische. Jene alten Elementargottheiten verloren ihre wesenhafte Existenz als himmlische Gewalten, ohne dass die Erinnerung an sie schwand: sie werden zu Riesen auseinandergezerrt, diesem Invalidenkorps der Mythologie, wie man wohl gesagt hat, oder sie schrumpfen zu Zwergen zusammen, namentlich die Mächte der Tiefe und des Erdinnern; sie finden sich in allen jenen Mythologieen mehr oder minder, und es ist grundfalsch, sie für halbgöttliche Wesen zu halten, sie sind vielmehr durchweg aufgegebene Götter. — Endlich tritt die Reflexion hinzu, wenn sich die Vernunft einmengt. An der Reflexion aber, über welche sie nicht hinaus-

geben können, sind alle heidnischen Religionen zu Grunde gegangen, vornehmlich die griechisch-römische. Die Heidenwelt wird in diesem „Sehnen der Kreatur“ reif für die Offenbarung, und heilend und helfend ist hier überall das Christentum eingetreten, und es fand da besonders einen breiten Boden und bereite Geister.

So lange nun die Germanen, unbekannt den antiken Kulturvölkern, ein urhaftes, naturkräftiges Leben führten, ging ihr religiöses Denken ganz in Empfindung auf; ihr religiöses Bewusstsein ist kaum mehr als eine Ahnung, sie fühlten das Göttliche nur; keine Götterbilder giebt es bei ihnen, keine Tempel, ja überhaupt keinen eigentlichen Kult! Doch die Keime zu weiterem waren vorhanden, und als der Ruf der Weltgeschichte die Germanen aus ihrem traumhaften Dasein aufweckte, als die Schönheit südlicher Länder mit ihrem Sirenengesange die Cimbern und Teutonen an die Ufer der Rhone und des Po lockte, lernten sie in diesen Ländern auch griechisch-römische Kultur, also eine neue Welt des Geistes kennen: das Morgenrot des Tages ihres geschichtlichen Lebens brach an. Die neuen Eindrücke weckten Verstand und Phantasie; damit kamen auch neue Anschauungen, die Geheimnisse des Göttlichen lösten sich ihnen, sie begannen zu denken und damit ihrer Religion sich bewusst zu werden. Erzählungen über Entstehung der Götter und der Welt entstanden, eigene und eigenartige Namen der göttlichen Wesen treten hervor; ein Himmel, entsprechend der germanischen Natur, wurde nun geschaffen, das Leben der Götter und ihrer menschlichen Abbilder, der Helden, gefeiert, — kurz: erst dann kann die eigentliche germanische Mythologie entstanden sein. Aber viel weiter sind die eigentlichen Deutschen nicht gekommen, ja selbst das, was sie schufen, ist zum Teil wieder vergessen, zum Teil nur traumhaft erhalten. Denn gerade als die Ahnung zur Gestalt, das Gefühl zum Bilde geworden war, als aus der Nacht des Empfindens eine klare und plastisch gegliederte Götterwelt herausgeboren war, gerade damals wurde das heidnische Vorleben unserer Vorfahren durch die Völkerwanderung gebrochen. Gold und Land fanden die Deutschen in den neu eroberten Gebieten, aber auch einen neuen Himmel: Christus, der wahre Gott, siegte über die alten,

erst halbklaren Götter, und das Läuten der Glocken in Klöstern und auf Kirchen übertönte die altheidnischen Lieder und liess sie endlich ganz verstummen: nur halbe Erinnerung blieb, welche in der ersten Blütezeit unserer Littesatur wenigstens zum Teil Gestalt gewann, und so wurde etwas, wenn auch nur ein Weniges gerettet.

Während aber über die eigentlichen Deutschen die Sonne des Christentums aufging, erglänzte im Norden noch hell die Sternennacht des Heidentums: noch Jahrhunderte lang hielten unsere germanischen Vettern jenseits der Ostsee fest an der alten naturgeborenen, stammtümlichen Religion, ja führten sie weiter durch alle Phasen der Entwickelung, auch der Reflexion, bis sie, verblüht und abgestorben, nicht durch einen äussern, gewaltsamen Stoss, sondern durch sich selbst, da die Bedingungen ihres Wesens erfüllt waren, zu Grunde ging. Denn als auch nach dem Norden glaubensstarke Apostel kamen, und die herrschenden Gewalthaber sich ihnen, allerdings meist aus weltlichem Interesse, anschlossen, war das heidnische Bewusstsein der Nordmannen bereits im Innersten gebrochen; darum konnte man verhältnismässig so rasch der sonst so kräftigen und trotzig-gewaltigen Männer im eisigen Norden Herr werden.

Jedoch nicht eher geschah dies, ehe der Hauptinhalt der heidnischen Vorstellungen aufgezeichnet und somit für das Wissen gerettet war. Was dort geschaffen ist, das ist die germanische Mythologie; und es giebt wirklich eine solche, wenn auch leider im Norden selbst von tüchtigen Gelehrten, wie Bugge und Bang, Zweifel daran jetzt erhoben sind; eine eigentlich deutsche Mythologie hat es allerdings nie gegeben. Die nordischen Götter und Helden aber, sind sie auch nicht ganz die unseren, so sind sie uns doch keine fremden, sie sind germanischen Geistes, wie es auch die wenigen göttlichen Gestalten der eigentlichen Deutschen, die wir nur dem Namen nach kennen, des Woden, des Dunnaer, des Saxnot und anderer „Unholde" waren.

Mit dieser Einschränkung können wir die nordische Mythologie als die einzig vorhandene echt germanische auch als unsere betrachten. Und da nun das Meiste von ihr in Island gedacht, gesungen und aufgezeichnet ist, so lernen wir

in dem, was wir von dort erfahren, uns selbst, d. h. unsere Vorzeit kennen.

In einsamer Ferne im kalten Nordmeere, zwischen dem 63. und 66. Gr. nördlicher Breite und dem 13. und 24. Gr. westlicher Länge, 120 Meilen von Dronthjem in Norwegen, aber nur 35 Meilen von Grönland entfernt, liegt die feuergeborene Eisinsel Island, auf welcher die Feuergarben nie ruhender Vulkane im ewigen Eise der Gletscher sich spiegeln, wo die Lava noch glühend in das mit Eisschollen bedeckte Meer zischt, wo grollende Wellen sie verschlingen, während ohnweit heisse Springquellen ihre Strahlen häuserhoch schleudern. Doch lassen wir, da nur Autopsie ein solches Wunder wirksam schildern kann, einen Mann reden, der wie wenige dazu berufen ist, Wilhelm Jordan, den modernen Nibelungenrhapsoden, welcher diese Stätten, welche ihm der beste Brunnquell seiner tiefsinnigen Poesie gewesen sind, innig und treu lieb gewonnen hat. Er schildert Island so:

Im Norden und Osten, umdrängt von den Eismassen des Polarmeeres, wird die Insel einigermassen bewohnbar nur durch den letzten Rest von Wärme, den ein Arm des Golfstromes aus dem Heizkessel für Europa, dem mexikanischen Meerbusen, emporführt bis zu ihren westlichen und südlichen Küsten. Gebirgsmassen, hoch hervorragend aus Nebel und Wolken, bedeckt mit ewigem Schnee und Gletschern, schimmern dem Seefahrer schon aus der Ferne entgegen. Erloschene Vulkane erheben sich wie Riesen der Vorwelt in Eispanzern, die jedem Sonnenstrahle widerstehen. Erstarrte Lavaströme türmen ihre Schollen übereinander in phantastischen Gestalten und unabsehbarer Ausdehnung. Weithin vernehmlich donnert noch jetzt der Hekla und sprüht hochaufwirbelnde Aschenwolken und die unerloschene Glut des Erdinnern hinaus in eine Wüste von Schnee und Eis. Mächtige Kochbrunnen, Geisir genannt, schiessen gigantische Schaumgarben siedend heissen Wassers in die Luft; bis zu zehn Fuss dick erhebt sich der flüssige Stamm jetzt zu Turmeshöhe, gekrönt mit einem Wipfel von ungeheuren Dampfwolken; im nächsten Augenblicke, auf einen dumpfen Schlag in der Tiefe, stürzt die Schaumsäule zusammen, ent-

wichen wie eine wundersame Traumgestalt beim ersten Strahle des Morgens. — Wenn das Treibeis von Spitzbergen, wie es zuweilen geschieht, die nördliche Küste bis in den Juli, ja bis in den August hinein umlagert hält, dann hat die Insel, oder wenigstens ihr nördlicher Teil, gar keinen Sommer, und nach kurzer Unterbrechung des Frostes durch stürmisches Tauwetter und Regen geht ein Winter in den anderen über. Sonst folgt dem langen Winter ein kurzer Sommer, der aber auch kaum etwas anderes ist als ein süddeutscher März oder ein norddeutscher April; denn fortwährend wechselt der Sonnenschein mit Regen- und selbst Schneeschauern. Dazwischen toben Stürme von verheerender Gewalt, die den Reiter vom Pferde werfen, die Oberfläche des Meeres in eine Staubwolke zerpeitschen und sie als einen Sprühregen von Salzwasser emportreiben bis auf 2000 Fuss hohe Berge. — Auf der Höhe des Jahres steht eine dunkelrot glühende Sonne selbst um Mitternacht am nördlichen Horizont. Aber nur in günstigen Jahren besitzt dieser lange Tag die Kraft, ein kümmerliches Gerstenfeld so weit zu reifen, dass man die Körner mahlbar machen kann, indem man die geschnittenen Ährenbündel auf südwärts gerichteten Trockenstellen an der Mittagssonne nachdörrt. Ende September beginnt wieder der Winter mit undurchdringlichem Schneegestöber, um für sieben bis acht Monate die ganze Insel von den Gebirgen bis zum Strande so hoch zuzudecken, dass nur hin und wieder eine schwarze Lavaklippe, überzogen mit grauem Moose, nirgends aber ein Strauch, ein Halm daraus hervorragt, und dass die Menschen oft ungehindert hoch über den Dächern ihrer eingeschneiten Wohnungen hinwegschreiten. Nur noch das Renn findet seinen Weg durch die Winterwüste und weiss sich das karge Moos zu seiner Nahrung aus dem Schnee herauszuscharren. Während der kurzen Mittagsdämmerung, die dann den Tag bedeutet, umschwärmen Scharen von Seevögeln die eisklirrende Küste, lautschreiend und gegen den Sturm ankämpfend. Alles andere Leben schweigt. In der Nacht aber beginnt am sternenhellen Firmamente das Nordlicht seinen zauberischen Flammentanz. In wechselnden Farben zucken seine Strahlen zitternd auf und nieder, vom braunen Grundbogen am Horizonte bis zum Zenith, und zeigen die starren Eisgefilde in geisterhaft

unbestimmter Beleuchtung. Dürftig, doch erhaben, mahnt diese Natur mit ihren gewaltigen Kontrasten, mit ihrem Urfeuer und ihrem Eise, an die Geheimnisse der Schöpfung, an den Ursprung und an das Ende der Dinge. Düster und grau sind ihre Farben, schroff kolossal, scharf beprägt mit dem Siegel der Zerstörung ihre Formen, nebelhaft und sturmzerrissen der stimmunggebende Himmel. Hier zerstreut die Phantasie kein Sinnenreiz; die öde Gegenwart liess sie mit verdoppeltem Heimweh immer nur rückwärts blicken! In achtmonatlicher Wintermusse in verschneiter Hütte, an die Lampe gebannt, wuchsen ihr bis ins Riesige die Schwingen der Erinnerung zum Rückflug über Jahrtausende, und von dieser letzten Rast im froststarrenden Eismeere bis zur sonnenglühenden Urheimat der Asen an den Abhängen des Himalaya und unter den Palmen an den Ufern des heiligen Ganges!

So wurde Island ein Patmos des germanischen Heidentums!

Island ward im letzten Drittel des 9. Jahrhunderts, ums Jahr 870, entdeckt, grade zu einer Zeit, als im Norden die ursprüngliche Stammverfassung, das Volkskönigtum, vernichtet und die königliche Alleingewalt mit dem Lehnswesen, natürlich in einer dem Norden eigentümlich umgestalteten Weise, begründet wurde. Es sind dies die Zeiten in Dänemark Gorm des Alten, in Schweden Eirik Eymundarsons, in Norwegen des gewaltigen Harald Harfagr d. h. „Schönhaar". Damit begann für die nordischen Reiche eine ganz neue Zeit: das einigende Band des alten Naturstaates war gelöst, und alles, was bisher Macht und Geltung gehabt hatte, verschwand mit der alten Stammverfassung. Aber auch die alte Gesinnung entschwand immer mehr, die Sitte der Väter veraltete, die Götter des Heidentums wichen dem Gekreuzigten, und das Christentum, von den neuen Monarchen begünstigt, breitete sich rasch und siegreich aus. Grosse Auswanderungen begannen, und damals erreichten die Raubzüge der Normannen, welche das westliche und südliche Europa so beunruhigt haben, ihren Höhepunkt; namentlich aber wanderten Mitglieder der edelsten Geschlechter, welche sich weder dem Scepter des Gewaltherrn, noch dem Krummstabe der Bischöfe beugen wollten, nach dem eben ent-

deckten Island aus, welches der Zufluchtsort so vieler ward, dass schon nach 60 Jahren die Insel — die zuerst Snîaland, Schneeland, hiess — vollständig besiedelt war, so weit sie eben bewohnbaren Raum bot.

Das Leben der Ausgewanderten gestaltete sich ganz so, wie es früher in der Heimat gewesen war: man wollte ja nur das Bestehende beibehalten. Die Verfassung war einfach und patriarchalisch, und in ihr erscheint in noch verhältnismässig später Zeit die reine Form des altgermanischen Staates, wie sie einst Tacitus, wenn auch nur unvollständig, schilderte. Der Häuptling nämlich, der auch Eigentümer des Schiffes gewesen, auf welchem eine Anzahl freier Männer zum fernen, herrenlosen Eilande geflüchtet waren, nahm die Gegend, wo er gelandet, feierlich in Besitz und teilte sie unter seine Verwandten, Freunde und Begleiter, kurz unter seine Familie und Gefolgschaft aus. Einen solchen Bezirk nannte man das Herad, in dessen Mitte ein Tempel als gemeinsames Heiligtum erbaut wurde; er bildete als Thing-Stätte zugleich den gerichtlichen und politischen Mittelpunkt, denn die Versammlungen der Gemeinfreien, welche zu richten und zu beschliessen hatten, fanden hier statt. Der Anführer bei der Kolonisation aber blieb selbstverständlich Haupt der gegründeten Genossenschaft in politischer und kirchlicher Hinsicht.

Allmählich aber, indem einzelne Häuptlinge und einzelne Bezirke gemeinschaftliche Angelegenheiten auch gemeinsam berieten und ausführten, verbanden sich diese einzelnen kleinen Bezirke zu grösseren Gemeinden, und so wurde 54 Jahre nach dem ersten Anbau der isländische Staat im Jahre 928 als ein politisches Ganze gegründet. Zuerst Aristokratie und in aristokratischem Interesse geschaffen, nahm er bald, da die Einzelinteressen in dem kleinen Gemeinwesen leicht von den Einzelnen geltend gemacht werden konnten, eine demokratische Gestalt an, die aber zuletzt, da die wenigen Grossgrundbesitzer immer mehr Rechte und damit Macht und Einfluss sich anmassten, zu einer Oligarchie wurde. Aber das hatte man, getreu den altgermanischen Erinnerungen, bewahrt, dass die Volksversammlung, das Al-Thing, der eigentliche Souverain blieb; sie selbst setzte sich nach den einzelnen Dörfern, welche vier Gaue bildeten, zusammen. Dem

Al-Thing, das sich alljährlich nur einmal versammelte, lag sowohl Gesetzgebung als auch Gerichtsbarkeit in letzter Instanz ob. Jeder der vier Gaue aber hatte drei Tempelbezirke, und an der Spitze eines jeden derselben standen die Gôdar, die Priester, welche zugleich die Einzelrichter waren und über den Frieden in den Gemeinden wachten, grade so, wie es schon Tacitus von den Priestern der alten Germanen berichtete. Das Oberhaupt der Gôdar, also eigentlich das des gesamten Freistaats, war der Lögmadh*r (oder Lögsögumadhr), d. h. der „Gesetzmann", also eine Art Hoherpriester mit richterlichen Funktionen. — Diese Verfassung bestand freilich nur bis zum Jahre 1000, denn damals wurde von dem Alt-Thinge auf Olav Tryggvasons Betreiben das Christentum in Island eingeführt, alle Bemühungen des sich heftig sträubenden und heimlich noch lange beibehaltenen Heidentums blieben der siegenden Wahrheit des Christentums gegenüber ohnmächtig. Und als erst die heidnische Religion Halt und Bedeutung verloren hatte, zerfiel natürlich auch der auf ihr sich aufbauende Isländische Staat von innen heraus und löste sich allmählich in blutigen Parteikämpfen auf, bis im Jahre 1261 die Insel ihre Freiheit verlor: sie musste sich der Norwegischen Herrschaft unterwerfen! Mit der Freiheit aber sank auch Bildung und Gelehrsamkeit dahin, und den letzten Rest vernichtete fast ganz der um die Mitte des 14. Jahrhunderts auch in Island wütende „schwarze Tod", jene fürchterliche Pest, welche ganz Europa heimsuchte. Erst seit Einführung des Protestantismus hat sich Island wieder etwas gehoben; es musste Norwegens Schicksale lange Zeit teilen, freilich unberührt in seiner einsamen Lage von den Welthändeln sowohl Europas als auch Amerikas, blieb aber, als Norwegen an Schweden fiel, bei Dänemark, freilich fast frei, so dass bis dahin nie ein König seinen Boden betreten hatte, als im Jahre 1874 der noch heute regierende Herrscher Dänemarks, König Christian IX., zur Feier der 1000jährigen Kolonisation der Insel die Isländer mit einem Besuche beehrte und erfreute.

*) Die dem d entsprechende Spirans (vgl. Wimmer, Altnord. Gram. S. 7) ist mit dh transscribiert, die dem t entsprechende mit th, da die betreffenden Lettern nicht vorhanden sind.

Das ist in kurzen Zügen eine geographische und historische Würdigung der merkwürdigen Insel, deren Geschichte allerdings wenig mannigfaltig, ja fast einförmig zu nennen ist. Aber doch besitzt Island eine grossartige Bedeutung für uns, welche — um es hier einmal kurz zusammenzufassen! — darin besteht, dass der germanische Geist, speciell der nordische, als letzter Repräsentant urhafter germanischer Erscheinung, als er das Ende seiner heidnischen Tage herannahen fühlte, sich Island zum Ruhepunkte auserkor, gleichsam um hier in stiller Abgeschlossenheit seine Gedanken aufzuzeichnen; denn nicht um etwas Neues zu begründen, sondern damit das Alte in Sitte, Religion, Verfassung und Sprache erhalten bleibe, ward Island bebaut. Alles, was dort geschah, hat rückschauende Bedeutung: der Isländer ist der Träger des fliehenden Germanentums; der Geist der germanischen Vorzeit, aus Europa vertrieben, schlug hier seinen Sitz am äussersten Endpunkte der alten Welt auf, nicht weit von der erst nach Jahrhunderten allgemein entdeckten neuen Welt, die allerdings den Nordmannen schon längst bekannt war, wenn sie auch nicht in richtigem geographischen Zusammenhange aufgefasst wurde, eben so wenig wie dies Columbus zuerst that. Aber zum Glück, sage ich! Damit dieser Geist sich durch das Neue nicht zerstreuen liess, sondern in der langen winterlichen Stille Islands seiner selbst und seiner Gedanken bewusst werden und sie aufzeichnen konnte. — Wie kam das? Die Antwort ist nicht schwer zu finden! Island war nicht etwa vom ausgespieenen Pöbel des Mutterlandes kolonisiert worden, sondern von den freisten und edelsten Männern Norwegens, selbst aus königlichem Geschlechte, und der Blüte des alten Adels, und diese Männer brachten ihre ganze Kultur mit. Zunächst die Sprache: jene diamantharte, krystallreine, goldschwere Sprache, wie man sie mit Recht genannt hat, welche die Isländer durch die langen Jahrhunderte so treu bewahrt haben, dass dieselbe heute noch mit wenigen Veränderungen den alten Bestand zeigt. Sie ist neben dem Gotischen der edelste und älteste Repräsentant der germanischen Sprachsippe, sicherlich aber der in sich kräftigste Vertreter, ja sogar mit Hinblick auf alle uns bekannten Sprachen kann man behaupten, dass die altisländische, auch altnordische Sprache genannt, an gram-

matischer Vollendung wenigen anderen Sprachen nachsteht, vielleicht der indischen und griechischen an Reichtum und Vollendung der Formen; aber an Energie und Durchsichtigkeit, an Gefügigkeit und Biegsamkeit in der Wortbildung, Ableitung und Zusammensetzung kann sich keine europäische Sprache mit ihr messen, ebenso übertrifft sie dieselben an konsonantischer Fülle, so dass die einzelnen Silben und Worte, gleich den wilden Wikingern, die sie sprachen, ein kühnes, ja trotziges Aussehen haben. Diese in ihrem Wesen liegenden Vorzüge machten sie natürlich einer hohen Ausbildung fähig: sie ist allen Arten des Ausdruckes gerecht geworden, der einfachsten Prosa ebenso wie der erhabensten, bilderreichen Poesie; in ihr hat man es verstanden, bald schlicht und kindlich einfach, in der Weise Herodots, zu erzählen, bald aber in höchstem hymnischen Schwunge tiefsinnige Ideen in der künstlichsten Strophenverschlingung, ähnlich Aeschyleischen und Sophokleischen Chören, darzustellen. Dann aber nahmen die Norweger auch neben der Sprache, welche die Form der Litteratur ist, den Inhalt derselben mit nach Island, d. h. die nordische Götter- und Heldensage in ihrer ganzen Ausdehnung, denn zu dem norwegischen Grundstocke kamen noch die besonderen Volkssagen zuwandernder Dänen und Schweden hinzu, ebenso die Stamm- und Lokalsagen von einzelnen der herüberwandernden Geschlechter und Familien. — Die Sage aber mündet stets und überall in die Geschichte aus, und so ist auch die historische Sage und dann die reine Geschichte auf Island behandelt worden, z. B. Harald Harfagrs Siege und Bedrückungen. — Endlich hatten die Ansiedler auch ihre Rechtsgewohnheiten mitgebracht, und somit fand auch die Rechtskunde, die gleichsam ein Codex altgermanischen Rechtslebens ist, ebenfalls auf Island Ausbildung und Aufzeichnung. — Und es war nötig, dass der Isländer nach dieser Art geistiger Thätigkeit griff, denn sein reger Geist fand in dem beschränkten Leben auf der Insel keine volle Befriedigung. Einsam sass auf seinem Hofe der Häuptling aus dem Stamme Yngnis: das kleine Hauswesen, dem er vorstand, war bald besorgt; Ackerbau, meist auch dem Gesinde überlassen, nahm nur geringe Zeit in Anspruch. So flossen die Tage, namentlich in dem langen, sieben bis acht Monate dauernden Winter

in ermüdender Einfachheit dahin, und nur die Zeit des Things oder die Feste oder auch Fehde und Zank unterbrachen das einförmige Leben. Ja, durch die geräuschlose Stille eines solchen Lebens wurde der Hang zum Sinnen und zur Erinnerung erst recht geweckt: je leerer die Gegenwart war, desto lauter und inniger musste die Vergangenheit reden. Und neugierig wurden die wenigen Fremden ausgefragt, die im Sommer als Kaufleute oder Gewerbtreibende nach Island kamen; den begierig Lauschenden mussten im Winter diejenigen erzählen, welche aus fremden Ländern heimgekehrt waren, und von Jahr zu Jahr mehr nahmen die Fahrten der Isländer zu, teils aus kommerziellem Interesse, teils um dem Seeraub nachzugehen oder Skaldenkunst auszuüben, so dass es bald in Island hiess: heimskr er heimalit barn, d. h. „dumm ist der Ungereiste".

So vielgestaltig war das geistige Leben auf dem öden Island, und deshalb so reich seine Litteratur. Aber so wäre es nie geworden, wenn nicht — rühmend muss man es hervorheben! — die Geistlichen stets treu-national gesinnt gewesen wären. Obwohl sie meist im Auslande, selbst in Italien erzogen wurden, konnten doch nie die Ideen universalistischer Kirchenherrschaft, von welchen das Mittelalter ganz erfüllt war, bei ihnen Wurzel fassen; wählte doch das Al-Thing die Bischöfe, und erst 1057 war das Bistum Skalholt, 1107 das von Holar entstanden. Vielmehr fühlten sich die Geistlichen, bei all ihrem gerechtfertigten Stolze als Priester, doch stets als freie Isländer und verwendeten ihre Gelehrsamkeit dazu, Sage wie Dichtung ihres Volkes zu erforschen und niederzuschreiben, besonders seit dem Ende des 12. Jahrhunderts: der freie nordische Steinadler liess sich eben nicht in den engen Käfig hierarchischen Strebens einsperren, und jene nationalen Priester schrieben nicht lateinisch, sondern behielten die Volkssprache bei und mit ihr die volkstümlichen Stoffe, nur dass sie dieselben veredelten. Ihnen verdanken die Isländer die Schreibkunst, wodurch die Gründung einer Litteratur überhaupt möglich war, ihnen eine gewisse Büchergelehrsamkeit und Schulweisheit, welche Gelehrte wie Ari hina frodhi, d. h. den weisen, Saemund Sigfusson, Snorri Sturluson, Olav Hvitaskald (d. h. den weissen Skalden) u. a. hervorbrachte. Doch

diese Gelehrten vergassen über Trivium und Quadrivium nicht die heimischen Sagen- und Dichtungsschätze; namentlich den altheidnischen Volksliedern wandten sie sich gern zu: ihnen verdanken wir zum grössten Teile deren Aufbewahrung und damit die beste Kunde altgermanischen, speciell heidnisch-religiösen Lebens. Wollen wir daher dieses näher kennen lernen, so müssen wir uns nun speciell der altnordischen Litteratur zuwenden: in ihr finden wir für unsere ältere Dichtung Parallelen und vielfach ergänzende und erklärende Darstellungen in Werken, die viel vollständiger als bei uns erhalten sind. Wie könnte man auch wissenschaftlich Altdeutsch treiben, ohne die altnordische Litteratur mit heranzuziehen?

Behandeln wir daher zunächst

die poetische Litteratur.

Wie bei den meisten Völkern, so geht auch nach der altnordischen Auffassung der Ursprung und Anfang der Poesie auf direkte göttliche Mitteilung zurück: Odhin und die Asen erscheinen als ihre Schöpfer. Historisch genommen aber können auch die ältesten der uns erhaltenen Lieder erst nach der Völkerwanderung entstanden sein, da sie alle die Lokalfarbe entweder der durchwanderten südeuropäischen Länder oder der neuen nordischen Heimat haben. Wie das harte, gedrungene, pelasgische Bewusstsein der Griechen, sagt mit Recht ein gediegener Forscher, erst durch die Anschauung und den Genuss des kleinasiatischen Lebens sich zur homerischen Poesie erweichte; wie die Romantik im Mittelalter erst reich und voll und fleischig wird, nachdem unsere Väter auf den Zügen nach dem heiligen Grabe ihre Leiber in das Wasser des Jordan, ihre Seelen in das glutatmende Leben des Orients getaucht hatten, so konnten auch in dem frischen und reizbaren, aber einfachen und gründlichen Geiste der alten Nordmannen Sonnenglanz und Farbenschmuck der Phantasie erst durch die Berührung mit dem Süden hervorbrechen. In der Völkerwanderung unter den Goten und anderen mitkämpfend, sahen einzelne Scharen das üppige Byzanz mit seinen prächtigen Bauwerken, seiner schimmernden Kultur, seinen lockenden Genüssen, sie betraten die schon verfallenen, aber unter mildem Himmel und auf gesegnetem Boden immer noch herrlichen Stätten der griechischen

Bildung, sie atmeten die weichen Lüfte Ioniens und fühlten den sengenden Strahl der orientalischen Sonne, die die Eisrinde ihres Geistes auftaute. Da wurden sie ergriffen von märchenhaftem Zauber; sie waren auf der Insel der Circe, in den Gärten der Armide, die ja eben auch die Kreuzfahrer zu umstricken suchte. Ein gewaltiger Kampf beginnt seitdem in der Brust und im Bewusstsein der Nordländer: der Vanenkampf. Der Friede aber, welcher aus ihm erblüht, ist, wie die Sage sich ausdrückt, die Poesie, oder eigentlich jene weichere und lebensvollere Anschauung der Dinge, welche nunmehr dem Geiste aufging. Die Vanen, die Geister des Wahnes, d. h. der Phantasie, die das luftige Windheim bewohnen, werden jetzt in das nordische Bewusstsein aufgenommen und beherrschen es einträchtig in Gemeinschaft mit den alten Mächten, den Asen. Wenn früher die Seele des Nordmanns in aufdämmernder Ahnung mehr schatten- und nebelhafte, Ossianische Gebilde aus ihrer Tiefe hervorgerufen hatte, so tauchten nun klare, bestimmte, fertige Gestalten in ihr auf. Jetzt erst begann in Skandinavien ein vielgestaltiger Kultus, denn sie, die Vanen, wissend und reich, sind dessen Gründer und Beschützer.

Im Übrigen war die älteste Poesie Volksdichtung, das Wort richtig verstanden: schlicht und einfach, aber in tiefbedeutungsvoller Weise, voll Kraft und Begeisterung, mit reicher sinnlicher Anschauung erzählt sie in gehobenem Tone dem Volke von dem göttlichen Walten in der Natur, und so schuf sich dieses seine Götter- und Heldensage. Und zwar alle im Volke thaten dies, da eben alle den Stoff beherrschten, während die Form das Gleichgiltigere war und erst nach und nach künstlicher gestaltet wurde, als die Fähigkeit des Dichtens, an welches man einerseits höhere Ansprüche dann stellte, von dem man aber andererseits durch andere Thätigkeit abgehalten wurde, mehr Sache, später Eigentum Einzelner ward; so entstand das Skaldentum, das wir später noch genauer kennen lernen werden, ein Werk der Übung und des Talentes. Somit sehen wir in Island die Poesie den Weg einschlagen wie überall, nur dass uns hier alle Etappen, so zu sagen, erhalten sind; dadurch ist die Isländische Litteratur wie für die Geschichte aller Poesie, so noch besonders für die der deutschen Dichtung so wichtig, in welcher

ja bekanntlich das erste Stadium, die Volksdichtung mythischer Stoffe, bis auf wenige Spuren verloren gegangen ist und nur aus Notizen historischer Schriftsteller, von Tacitus an bis zu den sterilen Chroniken des Mittelalters herab, geahnt oder aus dem Niederschlage in späteren Jahrhunderten, besonders in der mittelhochdeutschen Zeit, erschlossen werden kann. Im Norden aber ist jene Dichtung, wie gesagt, noch vorhanden.

Der Charakter dieser ältesten Volksdichtung ist hymnisch: Beschwörungsformeln, Zaubergesänge, Weissagungen, Lieder zu Ehren der Götter gehören hierher. Dann wird diese Dichtung mythologisch: theogonische und kosmogonische Gesänge erzählen von der Herkunft und dem Untergange der Götter, der Erschaffung und Vernichtung der Welt. Daneben läuft schon frühzeitig eine sententiöse Richtung der Poesie, grade wie bei den Griechen neben einem Homer ein Hesiod steht: Lehren der Weisheit und Erfahrung werden in ein poetisches Bild gehüllt. — Die jüngste Gestaltung der Volkspoesie ist dann die epische: es sind die Lieder, welche uns die Thaten der Götter und Helden melden.

Alle diese Volksweisen hatten eine einfache Form: das sogenannte fornyrdhalag, d. h. die „alte Weise“, eine schlichte Art von Versen, die nur durch das Gesetz des Stabreims oder der Alliteration gebunden waren. Wenn sechs solcher Verse zu einer Strophe vereinigt wurden, so nannte man dieselbe Ljódha-háttr. —

Haben wir nun noch solche alten, volksmässigen Lieder? Ja, es sind diejenigen, welche die Nordländer schon im 12. und 13. Jahrhundert als uralte bezeichnen, und eine Sammlung derselben ist die sogenannte „ältere Edda“. Wann und wo und von wem diese Lieder aber gesammelt sind, ist unbekannt und wird es auch wohl stets bleiben, nur der Fundort und die Fundzeit der Handschrift derselben ist bekannt. Im Jahre 1643 fand nämlich der Bischof Brynjúlf Svendsen in Skalholt unter mehreren Handschriften auch ein sehr altes Pergamentmanuskript, voll von uralten Volksliedern. Er liess es abschreiben und nannte es Edda (d. h. „Urgrossmutter“) Saemundar hins fródha, d. h. Sämunds des Weisen, weil er, der Bischof Brynjúlf, die Sammlung dem weisen Priester Saemund zuschrieb; er meinte, nur jenem hätte ein solches Werk

gelingen können; andere Gründe hatte er nicht. — Diese Sammlung altheidnischer Volkslieder ist allerdings ein Schatz, ja, da diese Dichtungen von der seltensten Reinheit und Lauterkeit sind, wohl der grösste Schatz für das gesamte germanische Altertum: denn fast der ganze Volksglaube des Nordens und damit in den Grundzügen der der Urgermanen ist uns hier erhalten. Dem Irrtum muss freilich vorgebeugt werden, dass die Eddalieder in Island gedacht oder auch nur entstanden sind; sie sind allerdings dorthin mitgebracht, dem Stoffe nach also sind sie gemeingermanisch, der Form nach altnordisch, aber in Island sind sie aufgezeichnet worden und erhalten: wahrlich Verdienst genug!

Nicht lange, hochgeehrte Anwesende, will ich Sie hier aufhalten, nur gestatten Sie mir, Sie auf den Inhalt der älteren Edda im allgemeinen aufmerksam zu machen und die Stellen hervorzuheben, welche für unser nationales Nibelungenlied besonders wichtig sind. Die Edda zerfällt in Lieder mythologischen, ethischen und epischen Inhaltes, entsprechend der oben angedeuteten Natur der Volkslieder.

Die mythologischen Lieder sind die ältesten und wichtigsten und enthalten das Ganze der nordischen Mythologie in nuce oder beschränken sich erschöpfend auf einzelne Gottheiten und Sagenkreise. Kosmogonischen und theogonischen Inhalt haben nur drei Lieder: 1) Der Vala Weissagung — ich verschone Sie, wo ich es kann, mit den fremden Namen! — von Herder trefflich verdeutscht, noch besser von Simrock; ich bitte Sie, das Lied, das hier zu lang für die Mitteilung ist, selbst nachlesen zu wollen, nur der Anfang sei hier mitgeteilt:

„Allen Edeln gebiet ich Andacht,
Hohen und Niedern von Heimdalls Geschlecht;
Ich will Walvaters Wirken künden,
Die ältesten Sagen, der ich mich entsinne!“

2) Grimmis und 3) Vafthrúdhnis Gesang.

Das erste Lied ist uralt, von hoher Einfachheit, aber tiefer Bedeutsamkeit und fast von mythischer Universalität, denn es beginnt mit der Urzeit, durchläuft alle Entwicklungsperioden der heidnischen Welt und endigt mit der Götterdämmerung und Baldurs Wiedergeburt. Das zweite Lied schildert uns die Wohnungen der zwölf Götter und Walhallas Herrlichkeit,

dann die Weltesche Yggdrasill und knüpft kosmologische Auseinandersetzungen an. Das dritte stellt Odhins Wettgesang mit dem genannten Riesen dar: die Schöpfung der Erde, der Ursprung von Sonne und Mond, Tag und Nacht, Sommer und Winter u. s. w., und was nach dem Weltuntergang und der Götterdämmerung sein wird, kommt zur Behandlung.

Doch ich muss kürzer sein, dies nur, um den Wert der einzelnen eddischen Lieder kennen zu lernen. Es folgen dann Gedichte aus dem Sagenkreise Baldurs und Thors; letztere waren ja der Lieblingsgegenstand der altnordischen Dichter, und diese Lieder sind reich an den schönsten und erhabensten, aber auch an den ergötzlichsten Stellen, besonders die launigen Gesänge von Hymir und Thrymr.

Ich erwähne zunächst:

1) Thrymskvidha, Lied von Thrymr (auch Hamarsheimt, „Hammers Heimholung“ genannt), das schönste Lied der poetischen Edda, wie es Simrock nennt, dessen Inhaltsangabe ich hierher setze: Der Donnergott Thor vermisste einst beim Erwachen seinen Hammer Miölnir, das Symbol des Blitzes; er klagte es Loki; sie baten Freya um ihr Federgewand, mit welchem Loki in das Riesenland fliegt; dort sitzt Thrymr, der Riesenfürst, auf einem Hügel, schmückt seine Hunde mit goldenem Halsband und strält den Rossen die Mähnen. Auf Lokis Frage bekennt er, Thors Hammer entwandt und acht Klafter tief in der Erde verborgen zu haben; er will ihn nur herausgeben, wenn ihm Freya als Braut gebracht wird; diesen Bescheid bringt Loki den Asen, Freya aber gerät in wilde Wut. Da halten die Götter Rat, und Heimdall ersinnt folgende List: Thor soll als Freya verkleidet dem Riesen zugeführt werden, Loki ihn als Magd begleiten. Thors Sträuben wird durch die Mahnung überwunden, dass die Riesen Asgard bewohnen werden, wenn Thors Hammer nicht heimgeholt wird. So wird Thor bräutlich als Freya geschmückt, und er wie Loki kommen zu Thrymr. Der Riese freut sich der Braut und lässt das Hochzeitsmahl rüsten, das aufgetragen wird. Da isst die Braut einen ganzen Ochsen, 8 Lachse und alles süsse Geschleck, das den Frauen bestimmt war, und trinkt dazu drei Kufen Meth. Der Bräutigam verwundert sich, aber der als Magd verkleidete Loki sagt ihm, die Braut habe aus Sehn-

sucht nach Riesenheim acht Nächte lang nichts gegessen. Erfreut lüftet der Riese der Braut das Linnen des Schleiers, um sie zu küssen, fährt aber erschreckt zurück, denn furchtbare Augen flammen ihm entgegen, der Blick brennt wie Glut. Loki weiss auch das günstig auszulegen: vor Sehnsucht nach Riesenheim habe die Braut acht Nächte lang des Schlafes entbehrt, darum glühen ihr die Augen so. Beruhigt befiehlt Thrymr nunmehr den Hammer Miölnir zu bringen, um die Ehe (nach altgermanischer Sitte) mit dem Hammer zu weihen — (darum finden die Hochzeiten nach Urväter Sitte selbst bei uns noch meist am Donnerstage, am Tage des Donnar, statt), — da ergreift diesen Thor und erschlägt den Riesen und dessen ganzes Geschlecht. —

2) Harbárths-lied, „Lied des Harbárth", ein Gespräch zwischen Thor und dem Fährmann Harbárth, unter dessen Gestalt sich Odhin verbirgt; beide zählen ihre Thaten auf, die grundverschieden sind, wie auch das Wesen beider Götter.

3) Alvís-mál, das Lied von Al-vis, d. h. dem „Allweisen". Alvis ist ein Zwerg, der Thors Tochter freien will, den Gott aber belehrt, wie in den verschiedenen Welten und in der Sprache der Asen, Vanen, Riesen, Alfen, Zwerge, der Menschen und endlich der Bewohner des Totenreiches die wichtigsten Dinge benannt werden, so Erde, Himmel, Mond, Sonne, Wolken, Wind, Windstille, Meer, Feuer, Wald, Nacht u. a.

4) Hymis-kvidha, Lied von Hymir. Thor holt für die Götter, welche bei Aegir Bier trinken wollen, einen Kessel von dem Riesen Hymir; bei der Bewirtung schlachtet dieser drei Stiere, von denen Thor allein zwei verzehrt; da erklärt Hymir, für die Mahlzeit des nächsten Abends müssten sie erst am folgenden Tage auf den Fischfang gehen. Dazu ist Thor bereit; als Köder reisst er in der Herde einem schwarzen Stiere das Haupt ab. Bei der Seefahrt zieht Hymir an der Angel zugleich zwei Walfische heraus, Thor aber wirft seinen Köder für die Midgardschlange aus; als diese angebissen hat, zieht sie der Gott zum Schiffsrand empor und trifft ihr hässliches Haupt mit dem Hammer; doch das weltumgürtende Ungeheuer versinkt wieder in das Meer. Heimgekehrt giebt Thor eine Probe seiner Kraft, indem er das Schiff mit den Fischen und allem Fischgerät in Hymirs Felsenkluft trägt. Gleichwohl will

der Riese seine Kraft nicht anerkennen, wenn er nicht einen Kelch zerbreche; diesen schleudert er durch Säulen hindurch, doch bleibt er heil, bis ihm die freundliche Frille rät:

„Wirf ihn an Hymirs Haupt, härter ist das."

Dieses thut Thor, da bricht alsbald der Becher entzwei. Nun durfte er den Kessel nehmen; doch sein Begleiter, der Gott Tyr, mühte sich vergebens, diesen zu rücken, aber Sifs Gemahl, d. h. Thor, nahm ihn aufs Haupt, und sie entfernten sich; doch das Riesenvolk unter Hymirs Leitung setzten ihnen heimlich nach; da schwang der Donnergott den „mordbösen Miölnir"

„und fällt sie alle, die Felsungetüme,
die ihn anliefen in Hymirs Geleit."

Andere Lieder behandeln dann einzelne Gottheiten; ich nenne nur das lieblichste: Skírnis-Fór, die Bewerbung Freys um die Riesentochter Gerdur.

Schwer zu verstehen sind die ethischen Gesänge, eine Zusammenstellung weisheitsreicher Sprüche, meist Odhin zugeschrieben. Das berühmteste ist das Háva-mál, das „Lied des Hohen", d. h. Odhins. Gestatten Sie, dass ich Ihnen einige mitteile, einen zugleich als Sprachprobe in der Urfassung:

	d. h.
Vits er th*órf	Witz bedarf man
theim er vidha ratar,	auf weiter Reise,
Daelt er heima hvat;	Daheim hat man Nachsicht;
at augabragdhi verdhr,	Zum Augengespött
sá er ekki kann	wird der Unwissende,
ok medh snotrum sitr.	der bei Sinnigen sitzt.

oder:

Ein Umweg ists zum übeln Freunde,
Wohnt er gleich am Wege;
Zum trauten Freunde führt ein Richtsteig,
Wie weit der Weg sich wende. —

oder:

Mässig weise muss der Mann sein,
aber nicht allzuweise;
das schönste Leben ist dem beschieden,
der recht weiss, was er weiss.

oder:

Den Tag lob' abends, die Frau im Tode,
das Schwert, wenns versucht ist,
die Braut nach der Hochzeit, eh' es bricht das Eis,
das Ael (d. h. Bier) wenns getrunken ist. —

* Transkription der Rune thorn, vgl. S. 13 Anm.

Endlich die epischen Gesänge! In ihnen tritt uns das nordische Heldentum in seiner ganzen Grösse entgegen: lebensvolle, urkräftige Gestalten, nicht minder gross und herrlich als die Götterwelt.

Das älteste sind die Lieder von Helgi, dem grossen Helden des Völsungengeschlechtes, Sigmunds und Sigurds Lieder; er ist jedoch der deutschen Sage fremd. Seine Gestalt führt uns zu den herrlichen Liedern voll Homerischer Kraft und Fülle, welche von den Völsungen handeln, achtzehn grössere und kleinere Lieder. Hier finden wir das ganze deutsche Nibelungenlied wieder, aber alles viel vollständiger und begründeter, so dass wir erst hieraus erkennen können, wie viel uns verloren gegangen ist, und dass unser Nibelungenlied wenig mehr als ein Trümmerhaufe ist, aus welchem anstatt des mächtigen Tempels, der einst dort stand, ein geringes Haus gebaut ist. Und hierher hat sowohl Wilhelm Jordan zum grossen Teile seine Nibelungenlieder, als auch Richard Wagner die Ideen zu seinen Opern, sofern sie altgermanisch-mythische Stoffe behandeln, genommen! Lassen Sie mich eins herausgreifen, um die ganze wilde und grossartige Natur dieser Lieder zu schildern, den Hélreidh Brynhildar Budla-dottur, den Todesritt Brynhilds, der Budlis-Tochter. Brynhildr (Brunhild) war Sigurds (Siegfrieds) rechtmässige Gattin, welche er verlassen hat; sie findet ihn als Gemahl einer andern wieder, Gudruns (= Kriemhild), und bald erliegt der Völsungenheld ihrer Rache; sie selbst aber von Liebe und Schmerz verzehrt, durchsticht sich mit dem Schwerte Sigurds, um wenigstens im Tode mit dem noch immer heiss Geliebten vereinigt zu werden: sie will mit ihm auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden. Ihr Wille geschieht. Im deutschen Nibelungenlied verschwindet sie im zweiten Teile; weshalb ist dort nicht ersichtlich, hier ist der Schlüssel gegeben. Als sie aber zur Hel, der Unterwelt, reitet, trifft sie ein Riesenweib, welches sie, die Fluchbeladene, fortscheuchen will; Brynhild erzählt mit kurzen Worten ihre Schicksale; noch jetzt ist sie von der Rechtmässigkeit ihrer Rache überzeugt, aber auch gewiss, dass sie sich nun nicht mehr von Sigurd trennen wird, mit welchem sie sich im Tode zum zweiten Male vereinigt hat. Und dann klingt das Lied voll aus:

munu vidh ofstrídh
alls til lengi
konur ok karlar
kvikvir foedhask;
vit skulum okkrum
aldri slíta
Sigurdhr saman;
sökkstu gýgjarkyn!

d. h.
Zum Unheil werden noch allzulange
Männer und Weiber zur Welt
geboren.
Aber wir beide bleiben
zusammen,
Ich und Sigurd: Versinke
Riesenbrut!

Ich schliesse meine Anführungen aus der Edda hiermit und übergehe auch mehrere alleinstehende Lieder, nicht ohne jedoch bemerkt zu haben, dass wir aus Mitteilungen in der späteren Litteratur und aus Bruchstücken in Prosaumarbeitungen sicher schliessen können, dass eine Unzahl von Volksgesängen, den eddischen Liedern gleich an metallener Schwere und Kraft der Darstellung, verloren gegangen sind, so dass der Auffinder der Edda, Brynjúlf Svendsen, wenn auch in seinem Schmerze übertreibend, ausgerufen haben soll, dass nur etwa der tausendste Teil der Edda uns erhalten sei!

Wir kommen jetzt zur Skaldenpoesie!

Der Übergang zu ihr von der älteren Poesie im engeren Sinne ist kein schroffer, aber der Gegensatz zwischen beiden ist allmählich doch ein sehr wesentlicher geworden. Je mehr nämlich das historische Bewusstsein bei den Nordmännern erwachte, desto mehr musste die alte mythische Volksdichtung verstummen: die Poesie begann ein Werk der Kunst zu werden. Das geschah bereits am Ende des 8. und im Anfang des 9. Jahrhunderts in Skandinavien, noch mehr aber, als die Alleinherrschaft der Könige begründet wurde: unter deren Schutze erwuchs und erblühte das Skaldenwesen. Aber Island? werden Sie fragen. Allerdings gehören reichlich die Hälfte aller Skalden den anderen nordischen Ländern an, jedoch die andere und bessere Hälfte, da die Skaldik erst nach ihrer Verpflanzung nach Island ihre eigentliche Ausbildung fand, waren Isländer, welche allerdings an die nordischen Höfe zogen, aber dann mit Ruhm, Ehre und Schätzen beladen nach ihrer eisigen Inselheimat zurückkehrten. Und was noch mehr ist: alles, was von skaldischer Poesie erhalten ist, das ist meist in Island aufgezeichnet worden.

Das Skaldenwesen geht ebenfalls bis auf mythische Anfänge zurück, welche wir übergehen. Allenfalls historisch ist Brági der Alte, zwei bis drei Menschenalter vor Harald Harfagr, dieser bedeutendsten Heldengestalt des Nordens, lebend. Zu Haralds Zeit aber war die Blüteperiode des Skaldentums: der grosse König ehrte und liebte die Skalden und in seinem Gefolge wie in dem seiner Nachfahren haben die Skalden, namentlich die isländischen, einen ehrenvollen Platz. Die berühmtesten Namen sind hier: Eilif Gudrunarson, Guttorm Sindhri, vor allen aber strahlt der Name Eyvinds, eines Mannes von königlichem Stamme, denn er war der Urenkel von Harald Harfagr, und ihn erkannten selbst die Isländer als höher an und nannten ihn deshalb Skáldaspillir, d. h. „Skaldenvernichter", da kein anderer Skalde neben ihm aufkommen konnte. Allein mit Olav Trygvason, der das Christentum einführte, begann bereits die Ausartung der im Heidentum wurzelnden skaldischen Poesie; doch geniessen Hallfred Ottarson Vandrädaskáld, Gumlaug Ormstunga, Thorleif Jarlaskáld u. a. noch hohes Ansehen. Rascher in Skandinavien, langsamer auf Island verfiel dann das Skaldentum, und wenn es sich auch noch einige Jahrhunderte hielt, artete es doch nach und nach in leere, tote Künstelei aus.

Über die Skalden ist viel gefabelt worden. Da hat man ihnen tiefe Weisheit und hohe Wissenschaft beigelegt, welche sie auf Reisen ins Morgenland gesammelt hätten; bald schreibt man ihnen eine dem Volke verborgene Geheimlehre zu, ja man erklärte sie für einen gesonderten Stand, eine Art Priesterkaste, gleich den altindischen Brahmanen, den keltischen Druiden oder den altpreussischen Kriwen. Nichts von alledem ist richtig; der Skalde unterscheidet sich von jedem aus seinem Volke nur durch sein Talent und seine Sagen- und Geschichtskenntnis, die er aus schriftlicher wie mündlicher Überlieferung schöpft; er ist also in seiner Gesamterscheinung den mittelalterlichen Troubadours und Minnesängern nahe verwandt. — Damals lebte in den nordischen Völkern, als sie Christen geworden waren, die Sage nicht mehr in der heiligen Tiefe des Gemütes, im Glauben, sondern sie spiegelte sich nur auf der Oberfläche des Geistes ab, im Gedächtnisse. Die Skaldenpoesie, sagt ein Gelehrter, strahlt nicht im Früh-

rote des Mythos, sondern im Sonnenglanz der Geschichte. Somit ist der Skaldengesang durchgreifend historisch; er lehnt sich an die Wirklichkeit an und überliefert die alte Geschichte, doch nicht als seine Gedanken, sondern als Gedanken der Vorzeit. Durch diese bewusste That der Überlieferung, die sich besonders in der Auswahl des Stoffes zeigt, ward die Dichtung das Werk des Einzelnen, des Talentes, welches durch Übung gefördert wurde. Aber wie viel Stoff aus dem mythischen Vorleben der Nordmänner und damit gewissermassen auch aller Germanen, ist durch den Skaldengesang gerettet worden! Denn der Skalde sang von Kampf und Schlacht und Tod, vom unendlichen Meere mit seinen Reizen und seinen Gefahren, aber er schilderte auch, wenn zwar nur zur Vergleichung und im Bilde oder als überlieferte Sage, die Seligkeit der Götter, an welche er und das Volk nicht mehr glaubten, und das Leben der Einherier in Walhalla, welches sie als Lohn für den schönen Ehrentod auf dem Schlachtfelde erhielten, und deren Genüsse sich an den reichen Tafeln der Könige widerspiegelten.

Also im Inhalte ist die Skaldenpoesie von der alten volkstümlichen nicht bloss graduell, sondern erst recht in der inneren Behandlung des Stoffes verschieden, und ein ebenso grosser Unterschied findet sich in der Form. Die Dichtung ward zur Kunst! Ja später entstand sogar eine förmliche Theorie des Dichtens, eine Poetik, Skáldaskapr genannt. — Zunächst der Ausdruck! Die Skaldenpoesie nahm ihren Stoff nicht selten aus dem täglichen Leben, aber im Hinblick auf die hohen Vorbilder der Vorzeit musste man, um gewürdigt zu werden, eine kunstvolle Sprache haben. Aus diesem Bestreben, den prosaischen Stoff poetisch zu umschleiern, entstammen jene oft künstlichen Bezeichnungen, jene nicht selten rätselhafte Bildersprache der Skalden. Der poetische Sinn der alten Nordmannen war nun nicht jener zarte, träumerische, ahnungsvolle Natursinn, wie er uns in den Dichtungen der Inder wie in einer zauberischen Wunderwelt entgegentritt, auch nicht ruhiger und klarer hellenischer Schönheitssinn, welcher den Gedanken in eine einfache, aber doch stets fesselnde und passende Form kleidet, sondern ein kühner, trotziger, manneskräftiger Sinn, welcher nur sich selbst und seinem

Wollen gehorcht. Wie hätte auch können in der Dichtung der alten Nordmannen ein anderer Geist wehen als in ihrem Leben? Daher ist die skaldische Poesie, wie wir dies von der ganzen altnordischen auch im allgemeinen zugestehen müssen, nicht eigentlich schön, aber sie ist ausgezeichnet durch die Tiefe des Gefühles, durch feste Gedrungenheit und hohe Unmittelbarkeit der Anschauungen. Doch wegen dieser Tiefe gerät sie nicht selten ins Masslose oder erstarrt auf dem Wege zu dem zu weit gesteckten Ziele. Dieses gewaltige Ringen, für den mächtigen Gedanken eine entsprechende Form zu finden, ist die eigenste Eigentümlichkeit der skaldischen Poesie: ihre Sprache ist phantastisch, bizarr und grotesk, ein Übermass von Leidenschaftlichkeit lebt in ihr, vor deren gigantischer Kraft uns schwindelt wie auf einem abschüssigen Felsstege in wilder Gebirgslandschaft. Das Skaldengedicht aber war gleich dem Schwerte für den Nordmannen ein Lebensbedürfnis: kein Fürst oder Edler konnte seit Harald Harfagr, welcher die Skalden hoch in Ehren hielt und sie sich gegenüber am Ehrenplatze sitzen liess, ohne einen Skalden sein: denn wer für den Skalden offene Ohren und Hände hatte, der hatte auch eine Zunge für seinen Ruhm gewonnen. Die Skaldenpoesie nun mit den seltsamen, starren Worten entsprach jedoch dem Wesen der Nordlandsvölker. Daher entstammen jene vielen Umschreibungen, welche, da sie meist mythisch sind, für den Mythologen unschätzbaren Wert haben. Um nur einige Beispiele zu geben, so wird das Wort „Gold“ wiedergegeben mit: Fafnirs Lager, der Asen Lösegeld, Freyas Thränen, Sifs Haar, Fyllas Stirnband; die Schlacht ist: Odhins Wetter, Odhins Windsturm, der Valkyrien Sturmritt, Thors Grimmzorn u. a.; die Dichtkunst heisst u. a. Zwergenmet, Riesenmet, Odhinsmet, Asenmet, Vaterbusse der Riesen, Fang und Fund und Bürde Odhins, u. dergl. Wer kann das ohne reflektierendes Verständnis der nordischen Mythologie begreifen? Die Skaldensprache ist also nicht auf das Gefühl, sondern auf den Verstand aufgebaut; sie giebt fortwährend Rätsel auf, welche nur scharfer Witz und umfassende Sagenkenntnis lösen kann.

Auch das Versmass entspricht der kühnen Sprache: das alte einfache Fornyrdhalag wurde zum Dróttquaedhi, „Königsweise“, mit Stab- und Linienreim, ja auch mit Anreim, woraus

sich das Rúnhenda bildete. — In Bezug auf die Darlegung des Inhaltes der Skaldenpoesie muss ich mich sehr beschränken, da des Mannigfaltigen gar zu viel ist. Die Skaldenpoesie enthält nämlich Göttergesänge und heroische Lieder (das herrlichste ist Lodbroka-quidha: König Ragnar Lodbrok, gefangen genommen und in eine Schlangengrube geworfen, stimmt, während die Schlangen in seinen Eingeweiden wühlen, diesen grausig-schönen Totengesang an und stirbt dann, des unsterblichen Ruhmes gewiss, lächelnd, um froh mit den Asen auf dem Hochsitz Met zu trinken), am meisten aber historische Sagas, Gesänge von den Thaten der nordischen Könige. So erzählt die Ynglinga-tál Thiodolfs von Hvin die Stammsage der nordischen Könige, die Eiriks-drápa ist ein Lobgedicht auf Erich Blutaxt, vor allen aber strahlt des grossen Eyvind Skáldaspillirs Hákonar-mál „König Hakons Totengesang", das unübertroffene Meisterstück skaldischer Poesie, das ich Ihnen in Herders guter, aber doch tief unter dem Original stehenden Übersetzung *) mitteilen will, damit wir wenigstens eine Probe skaldischer Poesie bekommen:

König Hakos Todesgesang.

Gaundul und Skogul **)
Sandte Gott Thor,
Zu kiesen einen König
Aus Ynguas Stamm,
Der sollte zum Odin
Fahren hinauf,
Zu wohnen in Walhall'!

Biärners Brüder
Fanden sie, sich
In Panzer kleiden;
Der edle König,
Er eilt ins Feld,
Wo Feinde gefallen,
Und Schwerter noch klungen
Im Beginn der Schlacht.

Er rief Haleyger,
Er rief Halmeyger,

*) Vgl. Herders Sämmtl. Werke, herausgeg. v. Bernh. Suphan, Bd. XXV, 1885: Herders poet. Werke, herausg. v. Karl Redlich, 1. Bd., S. 217 ff.
**) Zwei Walkyrien.

Der Heldentödter,
Und zog hinan.
Normannen Heere
Waren um ihn.
Der Jüten Veröder
Stand unter Helm.

Der Mühlsteinspalter *)
In Königs Hand,
Als spaltet' er Wasser,
Spaltet er Erz!
Die Spitzen stiessen;
Die Schilde brachen!
Auf Männerschädeln
Erklang der Stahl!

Tyrs und Baugas
Schwerter sprangen
Auf den harten Schädeln
Der Normannsfechter:
Die Schlacht ergoss sich,
Die Schilder brachen
Von der Hand der Helden,
Oder wurden blutroth.

Blitze flammten
In blutende Wunden;
Schilde bargen
Der Männer Leben;
Von fallenden Leibern
Tönt das Land,
An Strodas Ufer
Blutmeer floss.

Blutige Wunden
Und Schwertwolkhimmel **)
Flossen in Ein!
Als gälts um Ringe,
Spielten sie Schlacht.
Im Windsturm Odins ***)
Blutstrom floss.
Männer stürzten
Vorm strömenden Schwert.

Die Könige sassen
Mit Schwertern umzogen,
Schilde zerbrochen,
Panzer durchbohrt.

*) Beiname des Schwertes. **) Schilde. ***) Schlacht,

Noch aber dachte
Nicht das Heer
Nach Walhalla zu wandern. — —

Gaundul sprach
Gestützt aufs Schwort:
„Gross wird jetzt werden
Dor Götter Versammlung.
Sie haben den König
Zum Mahle geladen,
Und all sein Heer!"

Der König hört
Der Wählerinnon,
Der schönen Jungfraun
Auf hohen Rossen
Schicksalswort!
Nachsinnend standen
Im Helme sie da;
Sie standen gelehnet
Auf Schwertes Schaft!

„Was teilst, sprach Hako,
Du Schwertesgöttin,
Die Schlacht also?
Sind wir von Göttern
Des Siegs nicht wert?"
„Wir sinds, sprach Skogul,
Die Sieg Dir bringen!
Sollst Feld behalten,
Und die Feinde fliehn.

Wohl auf nun reiten,
Zusammen reiten
Ueber grüne Haiden,
Der Götter Welt.
Dem Odin sagen,
Ein Volksgebieter
Zu schaun ihn kommt
Und mit ihm wohnen." —

„Hermoder und Braga *),
Sprach Odin, geht
Dem König' entgegen!
Es kommt ein König,
Ein Held im Ruhme
Zu unsrer Hall."

*) Götter,

Der König sprach
(Aus der Schlacht gekehrt
Trof er von Blut),
Sprach: „unhold scheint
Gott Odin uns!
Unserm Beginnen
Lächelt er nicht!“

„Sollt mit den Helden
Dich in Walhalla
In Frieden freun;
Sollt mit den Göttern
Da trinken Oel *).
Hast droben schon
Acht Heldenbrüder,
Die harren Deiner,
O Fürstenfeind.“
Braga sprachs.

„Wir aber wollen
Die Waffen bewahren;
Helm und Panzer
Bewahren, ist gut!
Das Schwert bewahren
Nützet oft viel“.

So sprach der König!
Und ward nun kund,
Wie heilig der Gute
Die Götter geehrt;
Die Götter all
Willkommen ihn hiessen,
Den guten König,
Und standen auf!

Am Glückestage
Ist der geboren,
Der das erwirbt!
Der Ruhm wird bleiben
Von seiner Zeit.
Von seinem Herrschen,
Und werden Gesang!

Eh wird Wolf Fenris
(Die Ketten zerrissen)
Menschen würgen,
Eh solch ein König
Wird wieder füllen
Die öde Spur.

*) Bier.

Es sterben Heerden,
Es sterben Freunde,
Das Land wird wüste,
Seit König Hako
Bei den Göttern wohnt.
Und viele Menschen
Trauern um ihn.

Doch mit der skaldischen Kunst hatte die Poesie, und zwar je länger, desto mehr, einen gefährlichen Weg eingeschlagen, und sie erlag auch, indem sie in steifen oder dunkeln Wendungen zu totem Formelwesen erstarrte. Da trat zum Glück ergänzend die

Prosa

ein, die auf Island nicht über das 12. Jahrhundert zurückreicht. Was der Skalde in dunkeln Runenrätseln nur angedeutet hatte, das löste der Saga-Mann, der Verfasser prosaischer Erzählungen, in heller, klarer Prosa auf. Götter- und Heldensagen wurden so zuerst erzählt, und diese Erzählungen sind oft jetzt die alleinige Quelle für unsere Kenntnis; bald aber entsteht die reine Geschichtsprosa. Nirgends ist so viel und so gut erzählt worden als auf Island, wo die Stille und Traulichkeit, und auch die Langweiligkeit des Lebens, besonders im Winter, dies begünstigte: am einsamen Herde des Hauses, bei Gastmählern und im Thing, überall hörte man den Erzähler gern, und da man ihn reich belohnte, so widmeten sich viele, welche Talent hatten, dieser ehrenvollen und gewinnbringenden Thätigkeit, und von Vater auf Sohn und Enkel vererbte sich die mündliche Kunde, gleichwie auch das medicinische Wissen, hier wie im Altertum, als schätzbares Familieneigentum oft ganze Generationen hindurch fort, bis sie endlich aufgeschrieben und dadurch der flüchtigen mündlichen Tradition entzogen wurde. So tritt allmählich neben den Skalden ebenbürtig der Sagamann!

Hierher gehört die jüngere Edda, auch Snorris Edda genannt, von einem unbekannten Verfasser, vielleicht von Snorri Sturluson, 1628 von Arngrim Johnsen gefunden. Sie zerfällt in drei Teile: in zwei prosaische Mythensammlungen (Gylfa-Ginning und Brágaraedhr), in die Kenníngar, eine Zusammenstellung der poetischen Benennungen und Umschreibungen, und

endlich in die Skálda, Poetik: sie ist also nur ein Kursus der skaldischen Kunst! Der erste Teil, welcher eine Übersicht der gesamten nordischen Götterlehre im Zusammenhange giebt, lehrt den Inhalt, der zweite Teil die Sprache — denn nach dem oben Gesagten wird wohl klar sein, dass die Kenntnis der poetischen Synonymen für die Skaldensprache eine grosse Hauptsache war —, der dritte Teil endlich giebt die poetische Technik an die Hand.

Unendlich reich ist nun die Saga-Litteratur in Island. Saga bezeichnet zunächst die mündliche Erzählung, und wir sahen, wie sich Mythos und Geschichte forterbten, bald aber jede prosaisch niedergeschriebene Erzählung, nicht bloss eine mythische, sondern auch die historischen, und diese letzte Bedeutung überwuchert bald. Und so bedeutet „Saga" auf isländisch dann jedes prosaisch erzählende Buch, jedes allgemeinere historische Werk, jede chronikalische Aufzeichnung, jede Orts- und Familiengeschichte, ja jede Lebensbeschreibung eines Helden, Geistlichen, Skalden und anderer, aber ebenso auch die mythische Geschichte der Völsungen oder Ynglinger. Die Blütezeit der Sagas ist das 12. und 13. Jahrhundert, und sie zerfallen in erdichtete und historische Sagas. Die ersteren sind entweder individuell nordisch und erzählen deshalb von dänischen, norwegischen, schwedischen oder isländischen Helden, wie z. B. von Hrolf Kraki, dem grossen Dänenkönige, oder sie sind allgemein germanisch: die Sage des Nibelungenliedes ist auch hier noch einmal in breitester Vollständigkeit in der herrlichen Völsunga-saga erhalten. — Wichtiger sind noch die sogenannten romantischen Sagas, reine Märchen oder Ritterromane, nach Art der französischen oder deutschen Ritterepen. Als Beispiel nenne ich Ihnen die jedem bekannte lieblich-erhabene Frithjófs-saga, welche Tegnér, der schwedische Bischof, dessen 100. Geburtstag am Anfange des letztverflossenen Jahrzehnts (1882) Schweden wie Deutsche gefeiert haben, so trefflich bearbeitet hat, und welche durch gute Übersetzungen fast ein deutsches Familienbuch geworden ist; auch in der altnordischen Fassung ist sie voll der schönsten Stellen, ihr Inhalt aber ist eigentlich durchaus mythisch, denn sie geht genau auf die Schilderung von Baldurs Dienst und seines prächtigen Tempels ein, doch überwiegt in

der Behandlung das romanhafte Element, nämlich die Liebe Frithjófs und Ingeborgs. —

Die gesamte reiche Übersetzungslitteratur der Isländer übergehe ich: diese haben nämlich fast alle dichterischen Werke der Deutschen, Franzosen, Engländer, Spanier und anderer Völker, die Sagen von Karl dem Grossen, Artus und seiner Tafelrunde, vom heiligen Gral, sowie von Dietrich von Bern (in der Wilkinasaga), von Parcival, Iwein, Tristan, Lohengrin, ebenso die Heiligengeschichten und die Legenden übersetzt, selbst eine schöne Melusine giebt es bei ihnen, aber auch ebenso die Lieder der Troubadours und der Minnesänger. Ich erwähne sie nur, damit Sie sehen, dass die einsamen Inselbewohner fast keine poetische Blüte, welche der romantische Geist in Süd- und Mitteleuropa trieb, unbeachtet liessen oder zu gering schätzten, um sie nicht in ihre Sprache zu übertragen. Welch ein herrliches Prototyp der Universalität germanischen Geistes in späteren Jahrhunderten und heutzutage! In Island ist also das Germanentum auch in dieser Hinsicht am frühzeitigsten und herrlich zur Bethätigung seiner in ihm wohnenden geistigen Kraft gekommen!

Und nun Islands Geschichtslitteratur, seine historischen Sagas! Sie sind eine herrliche und grossartige und durchaus eigentümliche Erscheinung. Hier liegen, hat man mit Recht gesagt, reiche Schätze für den Historiker, Rechtsphilosophen und Archäologen, Schätze, die fast noch unberührt und ausserhalb des Nordens beinahe noch ungeahnt sind; hier lernt man, was germanische Verfassung, was ein germanischer Staat, was germanisches Wesen und Sitte war, hier werden die sämtlichen Verhältnisse der Familie wie des Gemeinwesens auf das Schärfste und Bestimmteste nach allen Seiten und nach allen Beziehungen hin geschildert; kurz hier findet man für Auffassung und Darstellung des altgermanischen Lebens mehr Stoff wie in allen anderen Quellenwerken zusammen, und ebenso über Tempel, Feste, Opfer und andere religiöse Gebräuche kann man Belehrung erhalten, welche eine verständige Forschung verwerten kann für die Kenntnis des altgermanischen Kultus, über den so wenig einsichtige und glaubwürdige Nachrichten erhalten sind, von Tacitus an bis zu den mönchischen Quellen des Mittelalters. Genaueres hier mitzuteilen,

muss ich mir versagen, da die Zeit mangelt, und da der Stoff nachdem wir seine allgemeine Bedeutung darzulegen versucht haben, als politische Geschichtsquellen betrachtet sich auf Island selbst und die nordischen Reiche beschränkt. Nur eine Bemerkung möge noch gestattet sein. Die Isländer veranlasste, sobald sich bei ihnen eine Schriftsprache herausgebildet hatte, ihr stets lebendiges Nationalgefühl und die Liebe zum Althergebrachten, diese historischen Sagas, und zwar teils nach Skaldenliedern, teils nach mündlicher Überlieferung, aufzuzeichnen, sie sind meistenteils deshalb älter als die oben genannten mythischen und romantischen Sagas, da sie dem Ende des 12. oder dem Anfange des 13. Jahrhunderts entstammen, sowohl die Isländer-Geschichten, die Islendínga-sögur, als auch die Geschichten der nordischen Vorfahren, die Fornmannasögur. Interessant ist auch die sogenannte Kristni-saga, Geschichte der Einführung des Christentums in Island; sie beginnt 981 und schliesst 1120, ist selbst aber am Anfange des 12. Jahrhunderts verfasst; sie wirft scharfe Schlaglichter auf das altheidnische Leben der Isländer. Als Beispiel nennen wir nur noch die Heimskringla, d. h. Weltkreis, von Snorri Sturluson, nächst den Edden das berühmteste Buch der isländischen Litteratur. Es überliefert die Urgeschichte Norwegens, beginnt bei der mythischen Zeit und stellt dann die Begebenheiten bis auf Magnus Erlingsson dar, d. h. bis zum Jahre 1176. Das Verdienst Snorris besteht darin, dass er eine Menge einzeln stehender, auch schon geschriebener oder nur erzählter Sagas mit Umsicht und Geschmack zu einer Einheit verband und so ein grosses Nationalwerk schuf, denn Norwegen ehrten die Isländer stets als ihr altes Vaterland und liebten es treu und innig. Was hier auf dem viel spröderen Gebiete der Prosa wirklich geschah, sollte es unmöglich sein, wenn es galt, Lied an Lied zu reihen? Darum ist diese Entstehungsart der Heimskringla wichtig für die Erkenntnis der Entstehung unseres Nibelungenliedes, das nach unserer Auffassung auch von einem echt dichterischen, hellen und klaren Geiste fast zu jener selben Zeit, als die Heimskringla entstand, aus einzelnen Liedern zu einer grossen einheitlichen Epopöe geschaffen ist.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, mit kurzen Worten der reichen Thätigkeit der Isländer auf dem Gebiete der

Rechtskunde

zu gedenken, da wir hier besonders ergiebige Aufschlüsse für das Wesen unseres altgermanischen Rechtes gewinnen. Wir wissen, dass altnorwegisches, d. h. urgermanisches Recht nach Island verpflanzt worden ist, und zwar durch Ulfiötr. Eine Kodificierung dieses zuerst nur in der Tradition lebenden Rechtes fand schon im Jahre 1118 durch den Lagman Bergthor Hrafnson statt, fünf Jahre später, 1123, zeichneten die Bischöfe Thorlak und Ketil das kirchliche Recht auf, und bereits 1123 bis 1125 unternahm Bergthors Nachfolger Gudmund Thorgeirson eine Revision der gesamten Gesetze, und so entstand das berühmte isländische Rechtsbuch, welches den wunderlichen Namen Grágás (d. h. „graue Gans“, nur eine andere Bezeichnung für „Alte“) führt, es galt bis zur Unterwerfung Islands unter die norwegische Herrschaft. Was dann später an seine Stelle trat, das strenge Hakonarbók Járnsida („Eisenseite“), welches etwas in dem im Jahre 1280 entstandenen Iónsbók gemildert wurde, geht uns weniger an, das Wichtige für uns ist, dass wir es in der Grágás mit uraltem germanischen Rechte, das durchaus heidnischen Ursprungs ist, zu thun haben, und dass wir aus ihm wie aus keinem anderen Buche die Rechtsbegriffe und die im Staate und im Familienleben geltenden Bestimmungen kennen lernen, wie sie aus dem germanischen Geiste heraus als sein ursprüngliches Eigene entstanden sind. Denn das tiefe Rechtsgefühl der germanischen Völker hatte schon früh zu festen, staatlichen und rechtlichen Einrichtungen geführt, die im engsten Zusammenhange mit allen übrigen Vorstellungen des Volkes standen. Das Leben im Rechte musste eben in den nordischen Ländern ganz besondes erstarken: Deutschland selbst musste unterdessen viele Umwälzungen auf staatlichem Gebiet und daher auch der rechtlichen Anschauungen in den fortwährenden Kämpfen mit fremden Nationen durchmachen, während der Norden in ruhiger Entwicklung seiner Volkstümlichkeit blieb. Deshalb sind die isländischen Rechtsbücher viel ausführlicher als die deutschen Volksrechte; diese letzteren wurden ja auch vom römischen Rechte immer mehr

verdrängt; namentlich das aber, was als ur- und echtgermanische privatrechtliche Bestimmungen anzusehen ist, ward in reichlicher Fülle vermerkt und somit erhalten: nur im Norden kann man also das ureigene germanische Recht kennen lernen. Und die Isländer, wie auch die übrigen Skandinavier waren sich dieses hohen Schatzes auch bewusst, die genaue Kenntnis des Rechtes war der stolzeste Teil ihres Wissens, und die Bestimmungen über Haus- und Gemeinwesen, der Gang des Rechtsstreites und die vielen Formeln bei Klage und Gegenrede, Übergabe und Ausweisung, Zeugnis und Eid waren im ganzen Volke lebendig. Der höchste bürgerliche Beamte der lögmadhr, der Gesetzesmann, wachte über die Reinheit des Wissens hier: er kannte alles geschriebene und traditionelle Recht und vermittelte die unverfälschte Überlieferung desselben: alle fünf Jahre, denn so lange dauerte im republikanischen Island die Amtsperiode desselben, wurde von ihm das gesamte Recht revidiert, und jedes Jahr musste er die Gerichtsordnung vom Gesetzesfelsen in einer für jedermann fasslichen Weise vortragen. So blieb das altgermaniche Recht in Island lebendig nnd war in seinen Hauptbestimmungen Eigentum eines jeden freien Mannes, der es in den Landes- und Gerichtsversammlungen stetig selbständig und praktisch anwenden musste. —

In diesen drei Zweigen, Poesie, den Sagas und den Rechtsquellen, ist die altertümliche Litteratur Islands vollständig beschlossen, namentlich so weit sie für die Erkenntnis des germanischen Altertums wichtig ist. Und dass sie sehr wichtig sei, glaube ich, wird aus dem Vorhergehenden zur Genüge klar geworden sein, nnd damit die Berechtigung erwiesen, dass diese anspruchslose Zusammenstellung gemacht und Ihnen, hochgeehrte Anwesende, vorgetragen ist. Woher sie geschöpft ist, wird dem Kundigen nicht verborgen geblieben sein, und auch wohl jedem, dass es nicht ohne mannigfache Mühe geschehen ist, da die Quellen nicht grade bequem fliessen. Somit dürften wir anch wohl dem Vorwurfe entgehen, welcher einem litterarischen Vortrage — und der unsrige war besonders in den letzten Partieen ein solcher — nicht selten gemacht wird, dass man das Gehörte sich selbst — wenns auch nur immer geschähe! — aus grösseren Litteraturgeschichten

zusammensuchen könne. Mein Endzweck aber war, wie ich bereits im Anfange aussprach — und damit erfülle ich wohl auch das eigenste Programm unsrer Akademie, welche die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften heisst, also in erster Linie nicht fachwissenschaftliche Forschungen fordert, sondern bestrebt ist, die Wissenschaft, damit sie allgemein nütze, durch die Popularisierung zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen —, mein Endzweck also war, Ihr Interesse für die so wenig gekannte und doch des Schweisses der Forschung so würdige ebenso volkstümliche als reiche Litteratur Islands und damit für das urgermanische Altertum zu wecken; ist dies nur einigermassen geschehen, so fühle ich mich reich belohnt. Möge diese Isländische Litteratur, so schliesse ich mit den patriotischen Worten eines auf diesem Gebiete hochverdienten Forschers, nicht bloss in ihrer weltgeschichtlichen, sondern auch in ihrer nahen verwandtschaftlichen Bedeutung immer mehr bei uns anerkannt und gewürdigt werden, damit der germanische Geist noch klarer und inniger seine uranfängliche Tiefe und Herrlichkeit erfasse, und aus dem, was er gewesen ist, lerne, was er sei, sein könne und sein soll.

Augustins Ansichten

vom

Wesen der menschlichen Seele.

Ein Beitrag
zur Würdigung der philosophischen Forschung
des Kirchenlehrers.

In der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie
am 17. Januar 1894 gelesen

von

Prof. Dr. Wilh. Heinzelmann,
Sekretär der Akademie.

Drei grosse, nach Geistesanlage und Lebensentwicklung, Charakter und Wirken verwandte Persönlichkeiten haben den Gang der christlichen Kultur in epochemachender Weise bestimmt, der Apostel Paulus, der Kirchenlehrer Augustinus und der Reformator Luther. Wie unter diesen dreien der Apostel als solcher an Ursprünglichkeit, Reinheit und Tiefe des christlichen Gedankens, an Kraft und Umfang des Wirkens seine beiden Nachfolger überragt, so steht unter ihnen der Kirchenlehrer dem Reformator in der Gabe der Volkstümlichkeit, an praktischem Geschick und genialem Blick für das Wesentliche des Christentums weit nach, während er ihn seinerseits durch die Kunst dialektischer Entwicklung und verständiger Vermittlung des christlichen Glaubensinhalts entschieden übertrifft. Der letztgenannte Vorzug giebt dem Genius des romanischen Christentums vor dem des germanischen eine für die Wissenschaft überhaupt und besonders für Zeiten der Reflexion und der Gegensätze, wie die unsere, verhältnismässig höhere Bedeutung. Hat man ihn doch, vielleicht im Hinblick auf den individuellen, persönlichen Charakter seines Denkens und Empfindens, so wie die hier gegebene einzigartige Verbindung eines kräftig entwickelten Gefühlslebens mit einer bis zur Virtuosität gesteigerten Reflexion, den ersten modernen Menschen genannt [1]). Schon vor seiner Bekehrung weist Augustin nach seiner ganzen Denkart und Lebensrichtung moderne Züge auf, und man kann seine Selbstbekenntnisse, jenes merkwürdige, für einen Litteraturzweig der Neuzeit tonangebende Werk, „Das erste Beispiel einer rein innerlichen Selbstschilderung“, nicht lesen, ohne unwillkürlich mit unsrer Zeit Parallelen zu ziehen. Vollends aber in den an Goethes Faust gemahnenden Verirrungen und Kämpfen seines

[1]) Vergl. Sell, Aus der Geschichte des Christentums 1888, S. 43.

eigenwilligen und eigenartigen Strebens nach den höchsten Lebenszielen, der persönlichen Gemeinschaft mit Gott und der Erkenntnis der Wahrheit, so wie in der Art und Weise, wie er zu diesen Zielen gelangt, erscheint er im höchsten Grade vorbildlich für unsre Zeit. Die Frage um die Vermittlung von Gefühl und Reflexion, Glauben und Wissen, die um die Versöhnung des religiösen und des spekulativen Gedankens, die nach dem Verhältnis des Göttlichen und des Natürlichen, der christlichen und der antiken Sittlichkeit und ähnliche Lebensfragen, nach deren befriedigender Lösung unsre Zeit ringt, hat er bereits auf dem Boden des persönlichen Christentums praktisch und wenigstens annähernd, so weit das möglich ist, auch im Begriff für das verständige Denken gelöst.

In hohem Grade befähigte ihn dazu eine im ganzen Altertum einzig dastehende, in der Neuzeit nur von unserm grössten Dichter erreichte Universalität geistiger Begabung und eine alle Höhen und Tiefen persönlicher Empfindung erschöpfende, die verschiedensten Stufen menschlicher Kultur und Bildung umfassende und in sich verarbeitende Lebensentwicklung, welche uns in ihrer Verschlingung des kühnsten Idealismus mit dem konkretesten Realismus inmitten einer Zeit alternder und absterbender Kultur fast wie ein Wunder anmutet. Es tritt uns hier ein Mann entgegen, der nach Art aller schöpferischen und bahnbrechenden Geister zwar ein Kind seiner Zeit ist, aber sich doch nicht aus seiner Zeit allein begreifen lässt, sondern dieselbe weit überragend, allen Zeiten angehört. Denn Augustin ist keine einseitige künstlerisch-ästhetische oder wissenschaftliche, keine bloss moralisch-verständige noch auch einseitig religiöse Natur, sondern das religiöse, das sittliche, das intellektuelle und ästhetische Moment sind gleich stark vertreten, Denken, Fühlen und Wollen gleichmässig in ihm entwickelt [2]). Dabei strömt alles aus einer un-

[2]) Wir können nach den drei Grundelementen seiner Natur drei Entwicklungsreihen in seinem Leben unterscheiden, welche teils nach einander hervortreten, teils sich durchkreuzen, teils neben einander herlaufen und sich wechselseitig bedingen. In den einzelnen Entwicklungsstadien lassen sich wieder zwei Stationen oder Ruhepunkte unterscheiden. Zuerst wird das Ziel der Entwicklung für das strebende Subjekt prinzipiell ins Licht des Bewusstseins gestellt, sodann ergreift das Subjekt den Gegenstand

erschöpflichen Tiefe persönlicher Empfindung und innerster Lebenserfahrung, das drückt allen Ergebnissen wissenschaftlichen Forschens, sittlichen Strebens den Stempel der Wahrheit und Unmittelbarkeit, der Ursprünglichkeit und Freiheit auf. Alle wichtigen Momente geistiger Natur stehen hier in lebendiger Wechselwirkung und gewähren uns in ihrer Entwicklung das anziehende Schauspiel einer ganzen, in sich abgeschlossenen und doch zugleich echt menschlichen, in rastlosem Werden und Wirken begriffenen, allewege für das Höchste aufgeschlossenen Persönlickeit — eine merkwürdige Verkörperung zugleich des christlichen und des antiken Lebensideals.

Die hohe Bedeutung Augustins für die Entwicklung und Förderung des christlichen Denkens und Lebens wird heutzutage von allen Theologen anerkannt, seine Verdienste um die Fortbildung des christlichen Dogmas werden in gebührender Weise gewürdigt, wenn man sich auch gegen die ihm durch seine Zeit wie durch die Eigenart seiner Natur gesetzten Schranken nicht verschliesst. Neben dem Göttinger Kirchengeschichtschreiber Reuter [3]) verdient hier vor allem der hervorragendste Dogmenhistoriker der Gegenwart, Adolf Harnack in Berlin, genannt zu werden, welcher in seinem neuesten, grossartig angelegten und tief durchdachten dogmengeschichtlichen Werke Augustinus in begeisterter Weise als den Kirchenlehrer κατ' ἐξοχήν, als „den Reformator der

persönlich mit dem Willen, gleichwie es zuvor von demselben ergriffen war. Die erste Station eröffnet die Entwicklung, doch erst in mehr vorbereitender Weise, die zweite bezeichnet den Wendepunkt in derselben und vermittelt den freien Durchbruch des Prinzips, welches sich von da an seiner Bestimmung gemäss ohne Hemmung bethätigt. Der Hauptwendepunkt der Entwicklung des sittlichen und des religiösen Moments ist im Leben Augustins durch seine Bekehrung bezeichnet. Dagegen der prinzipielle Durchbruch für die des intellektuellen Momentes ist bereits früher zu suchen; sie ist durch die Bekanntschaft mit dem Neuplatonismus, näher mit Plotin vermittelt. Das intellektuelle Moment behauptet darnach bei Augustin, im Unterschiede von Paulus und Luther, eine gewisse, scharf hervortretende Selbständigkeit gegenüber dem religiösen und dem sittlichen. Doch erscheint es andrerseits auch von Seiten seiner Ausübung und Entwicklung wesentlich durch dieselben bedingt, wie es seinerseits sollizitierend und kräftigend auf ihre Entfaltung zurückwirkt.

[3]) Reuter, Augustinische Studien 1887.

christlichen Frömmigkeit" feiert [4]). Dieselbe Stellung, welche Origenes unter den Kirchenlehrern griechischer Zunge einnimmt, und eine verhältnismässig weit wichtigere, behauptet Augustin unter den Kirchenlehrern lateinischer Zunge. Wie jener das Denken des christlichen Morgenlandes entscheidend auf Jahrhunderte hin bestimmt hat, so beherrscht dieser fast unumschränkt die Gedankenentwicklung des christlichen Abendlandes bis tief in die Zeit der Reformation, ja in die Neuzeit hinein. Als Vater der Mystik und Scholastik des Mittelalters steht er jedenfalls unter allen Kirchenlehrern des Abendlandes unerreicht da durch die überhaupt seltene Verbindung zweier entgegengesetzter Geisteselemente, eines mystischen, intuitiven Tiefsinns und eines durchdringenden dialektischen Scharfsinns. Die grossen kirchlichen Denker des Mittelalters ruhen durchweg auf seinen Schultern, die Reformatoren Luther uud Calvin haben mehr oder weniger aus dem Ideenreichtum geschöpft, der in seinen Schriften niedergelegt ist, und die gesamte christliche Erbauungslitteratur der Neuzeit, sofern sie überhaupt in weiteren Kreisen wirksam geworden ist, atmet zum nicht geringen Teile den Geist augustinischer Frömmigkeit.

---

[4]) A. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte. 3. Band. 1890. S. 54—215. „Er kannte sein Herz als das schlimmste und den lebendigen Gott als das höchste Gut; er lebte in der Gottesliebe, und er besass eine hinreissende Fähigkeit, innere Beobachtungen auszusprechen. Indem er das that, lehrte er die Welt, dass der höchste und süsseste Gennss in dem Gefühl gesucht werden soll, das ans bezwungenem Seelenschmerz, ans der Liebe Gottes als des Brunnquells des Guten und deshalb aus der Gewissheit der Gnade entspringt. Die Theologen vor ihm hatten geträumt, dass der Mensch ein Anderes werden müsse, nm selig sein zu können, er lehrte, dass der Mensch ein Anderer werden kann, wenn er sich von Gott finden lässt und aus der Zerstreuung heraus sich selbst und seinen Gott findet. Er znerst schied die beiden Gebiete, deren Verbindung man lange und ohne Erfolg zu lockern versucht hatte, die Natur und die Gnade; aber er band damit die Religion und die Sittlichkeit zusammen nnd gab der Idee des Guten einen nenen Inhalt. Er steckte dem ziellosen Streben der Askese ein festes Ziel: die Vervollkommnung in der Gottesliebe, die Unterdrückung der Eigensucht, die Demut. Er lehrte den Schrecken über die Sünde und Schnld, die er aufdeckte, zusammen zu empfinden mit dem seligen Gefühl eines immerfort getrösteten Elends und einer nie versiegenden Gnade." (S. 57.)

Allein die Bedeutung dieses Mannes reicht weit hinaus über die Grenzen der Kirche und der Theologie. Wie sein christliches Denken sich auf dem Hintergrunde einer allgemeinen, philosophischen Geistesbildung abhebt, so bezeichnet er nicht bloss einen Wendepunkt in der Entwicklung des christlichen Dogmas, sondern nimmt auch einen Ehrenplatz in der Geschichte der Philosophie ein. Nachdem bereits Erasmus [5]), der Herausgeber seiner Werke, und nach ihm besonders Leibniz [6]) die Geistesgrösse und ungewöhnliche Begabung Augustins auch auf diesem Gebiete unumwunden anerkannt hatten, ist es unter den neueren Geschichtschreibern der Philosophie vor allem Heinrich Ritter [7]) gewesen, der zuerst wieder auf den lange Zeit unbeachtet gebliebenen, weil nicht verstandenen Kirchenlehrer hingewiesen und seine Bedeutung auch nach dieser Seite hin zu würdigen gesucht hat. Das ungerechte, leicht absprechende Urteil des sonst gründlichen und besonnenen Kantianers Reinhold [8]) darf heutzutage als völlig veraltet und überwunden betrachtet werden; die neuesten Grundrisse der Geschichte der Philosophie von Überweg [9]), Erdmann [10]), Windelband [11]) u. a. lassen Augustin die ihm gebührende Beachtung zu teil werden; am eingehendsten und

---

[5]) Erasmus, dessen Ausgabe von Augustins Werken (Basel 1519) die nachfolgenden Zitate entnommen sind, erkennt ihm in der Dedicationsvorrede die Palme zu unter allen Schriftstellern der christlichen Zeit, da derselbe in vollendeter Verbindung der Weisheit und Beredsamkeit die bei allen übrigen Kirchenlehrern sich zerstreut findenden Vorzüge in sich vereinigt.

[6]) Leibniz nennt ihn Praefat. ad Theodic. 834: vir sane magnus et ingenii stupendi und litt. ad Primar.: vir sine controversia magnus, vastissimo ingenio praeditus.

[7]) Ritter, Geschichte der Philosophie Bd. VI.: „Niemand, der ihn kennt, wird ihm Sitz und Stimme in der Geschichte der Philosophie verweigern.

[8]) E. Reinhold, Geschichte der Philosophie. 3. A. Bd. I. S. 325 f.

[9]) Fr. Überweg, Grundriss dee Geschichte der Philosophie. Th. II., 2. A. S. 80—94.

[10]) Ed. Erdmann, Grundriss der Geschichte der Philosophie. Bd. I. Th. II. 2. A. S. 224—232.

[11]) W. Windelband, Geschichte der Philosophie. 1892. S. 208—226; besonders die trefflichen Bemerkungen auf S. 208. 212. 217—220.

verständnisvollsten hat ihn Rudolf Eucken [12]) in seinem genialen geschichtsphilosophischen Werke „Die Lebensanschauungen der grossen Denker“ gewürdigt. Hören wir, wie sich der neben Sigwart, Wundt und Paulsen wohl bedeutendste, jedenfalls geistvollste Philosoph der Gegenwart über diese Denkerpersönlichkeit ersten Grades äussert.

Augustin ist nach Eucken „der einzige grosse Philosoph auf dem eigenen Boden des Christentums. In lateinischer Umgebung wurzelnd, nimmt er mächtige Einflüsse griechischer Art auf, Altchristlichem und Neuplatonischem giebt er eine neue Mischung, in der das Christliche seine Eigenart kräftiger wahrt“, als es bei Origenes und andern christlichen Denkern des Altertums der Fall ist, „und deren Ergebnis alle weitere Gestaltung des Christentums beherrscht. Die Gedankenentwicklung ist hier in hervorragendem Grade Ausdruck der Persönlichkeit, ja unmittelbares persönliches Leben.“ (S. 258) „Das religiöse Streben der Menschheit, auf der Höhe des Denkens sonst gewöhnlich von einer Müdigkeit an der Welt und einer entsagenden Stimmung begleitet, wird hier Sache des allerkräftigsten Lebens; selbst das Erkennen wird ein Stück des Selbstlebens, eine Wesenserhöhung, ein Geniessen.“ (S. 259.) „Alle Welt- und Lebensanschauung steht hier unter dem Einfluss der Thatsache, dass in diesem so gewaltig nach Vollbefriedigung drängenden Manne grosse Gegensätze zusammentreffen, wider einander wirken und das Denken in unablässiger Bewegung halten. — Einmal ein Drang, das ganze Sein in Eins zu fassen, das Leben in sich selbst zu konzentrieren, und mit dem tiefsten Wesen sich der Seligkeit unmittelbar zu bemächtigen, sie in vollen Zügen zu geniessen; hier ein Hinausstreben über alle Formen und Begriffe, ein Leben und Weben im Gefühl [13]). Zugleich aber das Verlangen,

[12]) R. Eucken, Die Lebensanschauungen der grossen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. 1890.

[13]) Vergl. Goethes „Faust“ 1. Teil, 1. Scene:
Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
Euch, Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?

das Selbstleben über die Weite des Alls auszudehnen [14]) und alles Dasein mit dem **Denken** zu durchleuchten, für alles Thun Grund und Rechenschaft zu geben, somit eine weltumspannende Gedankenarbeit, eine wissenschaftliche Vermittlung der geistigen Wirklichkeit. Aus beiden zusammen eine gewaltige religiöse Spekulation, in der sich Fühlen und Denken, unmittelbares und vermitteltes Leben untrennbar verschlingen. Ferner einerseits ein **mächtiges Streben nach reiner Geistigkeit**, die Ursprünglichkeit und Überlegenheit eines reinen Innenlebens; andererseits eine **glühende Sinnlichkeit**; beides verbunden in einer **mächtigen Phantasie**, welche ebenso die Weiten der Welt umspannt, wie den dunklen Tiefen der Innenwelt Gestalten abringt. In demselben Mann einmal eine gewaltige Naturkraft mit dem Drang, alles Vermögen zu entwickeln, alle Anlage zu voller Belebung zu bringen, eine ungeheure Energie des Lebensprozesses; aber zugleich ein **tiefer moralischer Zwiespalt** und das dadurch bedingte glühende **Verlangen nach Errettung** durch übernatürliche Mächte, nach Versetzung in einen Stand der Ruhe und des **Friedens**. Und diese verschiedenen Richtungen werden nicht durch Einfügung in ein allumfassendes System von vorn herein ausgeglichen, etwa in der Art eines Aristoteles gemildert, sondern erst nachdem jede

---

Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist,
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reisst!
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen sich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben,
Du musst! du musst! und kostet es mein Leben!

Wenn ihr's nicht **fühlt**, ihr werdet's nicht erjagen,
u. s. w.
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht **aus eigner Seele** quillt.

[14]) Vergl. Goethes „Faust“ 1. Teil, 4. Scene:
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst geniessen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern.

einzelne zur deutlichsten Aussprache und kräftigsten Entwicklung gekommen ist, erfolgt eine gegenseitige Beziehung und ein Streben zur Einigung." (S 260.) Das giebt bei dem mannigfachen Sichdurchkreuzen von Gegensätzen Widersprüche mannigfacher Art, aber es hindert nicht im mindesten eine mächtige Entfaltung durchaus ursprünglicher, inniger Gefühle, das Hervorbrechen gewaltiger Naturtöne schlichtmenschlicher Art. Namentlich erlangt hier das religiöse Gefühlsleben eine kindliche Einfachheit und eine feurige Sprache des Herzens wie kaum bei irgend einem andern." (S. 268.) Jene Widersprüche, welche das Verständnis der Lehren Augustins, ja eine gerechte Würdigung seines Wesens in hohem Grade erschweren, „erwachsen einfach aus dem Zusammentreffen einer ungeheuren Weite des geistigen Horizontes mit einer starken Erregsamkeit für jedes Einzelne, ans dem Zusammentreffen ferner eines ursprünglichen, wahren Schaffens und eines Reflektierens über das Schaffen." „In ihre Wurzel verfolgt zeigen alle seine Äusserungen und Lehren ein echtmenschliches, vollverständliches Streben, einen ganzen Menschen, dem nichts Menschliches fremd ist." (S. 261.) Und tritt uns bei Augustin der entschiedenste Gegensatz zu „jener bloss formalen Bildung entgegen, wie sie das ausgehende Altertum beherrschte", verbunden mit einem energischen Bestehen auf einem wertvollen Inhalt alles Thuns", so ist er doch bei dieser scheinbar kulturfeindlichen Haltung „in der That ein Künstler der Darstellung, ein Meister des Wortes allerersten Ranges; im besonderen hat seine Sprache durch die Kraft und die Weichheit eines durchgehenden Gemütstones einen musikalischen Klang hinreissender Art". (S. 276.)

Treten wir nun im Anschluss an diese geistvolle und umfassende Würdigung der Denkerpersönlichkeit des Kirchenlehrers den Ergebnissen seiner philosophischen Forschung näher, so weit sich dieselben auf das psychologische Gebiet erstrecken, so haben wir zunächst den

Ausgangspunkt und die Richtung des augustinischen Philosophierens

in Betracht zu ziehen.

Den Ausgangspunkt seines Philosophierens hat Augu-

stin selbst in dem in seinen „Bekenntnissen[15]) dargestellten Entwicklungsgange seines inneren Lebens deutlich bezeichnet. Augustin ist, wie er dort erzählt, zuerst durch das Lesen von Ciceros „Hortensius" zur Beschäftigung mit der Philosophie angeregt worden. Diese Schrift hat den in der Weltstadt Karthago von Ehrgeiz und Sinnenlust gestachelten 19jährigen Jüngling wieder zu sich selbst zurückgerufen, ihn an das Ziel seiner Bestimmung gemahnt und gleicher Weise den Trieb nach Erkenntnis der Wahrheit wie den religiös-sittlichen Trieb nach der Gemeinschaft mit Gott in ihm geweckt. Während gleichzeitig die tieferen, auf dem Grunde seiner Seele schlummernden Eindrücke, die er in frühester Jugend durch die christliche Erziehung der frommen Mutter empfangen hat, sich kräftig erweisen, beginnt in seinem Innern ein „Kampf des Geistes mit dem Fleisch." Eine Zeit lang vermag er den Lockungen der sündigen Lust zu widerstehen; aber bald siegt die Sinnlichkeit wieder über die Vernunft; ohne sittlichen und religiösen Halt im Leben, verirrt er sich in den Wahn des Manichäismus und fällt endlich, durch denselben enttäuscht, in einen an der Wirklichkeit der objektiven Wahrheit überhaupt und folglich auch an der Möglichkeit ihrer Erkenntnis verzweifelnden Skeptizismus, in welchem ihn nur noch der religiöse Gedanke an Gott und eine zukünftige Vergeltung vor dem sittlichen Untergange bewahrt. Da hebt ihn während seines Aufenthaltes in Mailand, wohin er sich inzwischen über Rom von Karthago aus begeben hat, die für sein Denken epochemachende Bekanntschaft mit Schriften der „Platoniker", nämlich der durch den Rhetor Victorinus ins Lateinische übersetzten Schriften des Neuplatonikers Plotinus aus dieser Tiefe empor und führt ihn auf die lichten Höhen einer reineren, ihres Grundes und Zieles gewissen Spekulation. Während ihm nun die durch die Sekte der Manichäer eingeimpften Vorurteile und falschen Vorstellungen von der h. Schrift und der christlichen Kirche durch das Hören der geistlichen Reden des Bischofs Ambrosius allmählich genommen

[15]) Vergl. Karl von Raumer, Sancti Augustini Confessionum lib. XIII. 1876. W. Bornemann, Augustins Bekenntnisse. 1888. A. Harnack, Augustins Konfessionen. 1888.

werden, vollzieht sich durch das Lesen jener philosophischen Schriften gleichzeitig in seinem Verstande die Reinigung seiner vom Manichäismus her ihm anhaftenden materialistisch-pantheistischen Vorstellungen vom Wesen Gottes und der menschlichen Seele. Aufs Neue besinnt er sich auf seine erhabene Bestimmung, er blickt in sich und schaut nach tieferer Einkehr in sich selbst zugleich über sich das ewige Licht, die Wahrheit selbst, Gott als die rein geistige, unveränderliche, intelligible Substanz, in dem er seinen Schöpfer, den Urquell seines eignen und des gesamten Seins und Lebens, und in ihm sich selbst als immaterielle, geistige Substanz erkennt (Vergl. Confessiones, VII, 7—11). In diesem, den entscheidenden Übergang von dem niederen Gebiete des durch die sinnliche Wahrnehmung beherrschten Vorstellens zu der höheren Sphäre des unabhängig von der sinnlich bedingten Vorstellung sich vollziehenden, begrifflichen Denkens bezeichnenden Momente seiner inneren Lebensentwicklung haben wir die eigentliche Geburtsstätte der augustinischen Spekulation, den zureichenden Erklärungsgrund für die spätere Bildung seiner psychologischen und theologischen Grundbegriffe zu suchen, weniger, wie Ritter behauptet, in dem oben erwähnten Skeptizismus, der, von lediglich kritischer und vorbereitender Bedeutung für das Denken, nur als negativer Reiz für die Entstehung eines positiv Neuen mitwirken kann, ohne dass er imstande wäre, dieses Neue selbst zu setzen.

Ist mit diesem Ausgangspunkt der augustinischen Spekulation bereits die Richtung auf das Ziel derselben bezeichnet, so wäre es doch irrig, wollte man diesem blitzartigen Aufleuchten eines höheren Bewusstseins auch die Kraft zuschreiben, jenes Ziel zu erreichen. Vielmehr werden wir gerade an diesem Punkte auf Einflüsse hingewiesen, welche auf einem anderen Gebiete liegen und die für die gesamte Erkenntnis des Kirchenlehrers von entscheidender Bedeutung sind. Wir meinen jene Einwirkungen höherer Art auf religiös-sittlichem Gebiete, wie sie bei der Bekehrung Augustins bestimmend waren. Nur durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis sollte und konnte er zur Himmelfahrt der Gotteserkenntnis gelangen. Wahre Selbsterkenntnis aber wie lebendige Gottes-

erkenntnis ist überall bedingt durch die Thätigkeit des religiösen Gewissens und geknüpft an die durch den Glauben d. h. die völlige Hingabe an den persönlichen Gott gewirkte freie Selbstentscheidung des sittlichen Willens für das Gute, welche eins ist mit dem energischen Entschluss entschiedener Abkehr von der Sünde. Mit hinreissender Wahrheit schildert uns der Kirchenlehrer in seinen Selbstbekenntnissen den inneren Kampf, den es ihn gekostet hat, ehe er wirklich an dem ersehnten Ziele anlangte, wie ihn in den gehobensten Momenten philosophischer Begeisterung plötzlich das niederschmetternde Gefühl eigner Ohnmacht, das durchbohrende Bewusstsein der sittlichen Verwerflichkeit seines gesamten Lebens überkam, so dass er wie Moses zwar das gelobte Land von ferne schaute, aber selbst nicht hineinkam, bis endlich, vermittelt durch den Gebrauch der h. Schrift und besonders durch den persönlichen Verkehr mit hervorragenden Gliedern der Kirche in dem Momente seiner Bekehrung dem früheren religiös-spekulativen Durchbruch der religiös-sittliche, der intellektuellen Selbstentäusserung und Selbsthingabe die religiös-ethische Selbsthingabe in grundlegender Busse und im Glauben an die durch Schriftwort und Kirchengemeinschaft sich darbietende persönliche Lebenswahrheit folgte und nunmehr, durch das Bad der persönlichen Herzenserneuerung geläutert und gekräftigt, sein Denken die verständige Vermittlung der im Glauben unmittelbar ergriffenen Wahrheit sucht und — findet.

In dieser Richtung, ganz durchdrungen und hingenommen von der Macht des all sein Denken und Thun beherrschenden religiösen Gedankens, schafft Augustin nach seiner Bekehrung ein System eines spezifisch-religiösen Realismus als Gegenstück und Seitenstück zugleich zu Plotins logisch-metaphysischem Realismus. Treffend würdigt Eucken die hohe Bedeutung des religiösen Faktors für die gesamte Spekulation Augustins. Die ausschliessliche Richtung seiner Seele auf Gott „ergiebt eine ungeheure Verinnerlichung des Lebensprozesses; es entsteht ein selbständiges Reich innerer Erfahrung, das keinerlei Bestätigung von aussen bedarf. Die Beziehung der Einzelpersönlichkeit auf die absolute Persönlichkeit erweist hier

das Vermögen, das Geistesleben mächtig in sich selbst zu vertiefen, ihm bei sich selbst eine grosse Welt zu schaffen." „Fühlen und Wollen des ganzen Wesens werden hier die bewegenden Mächte, das Selbst des Menschen der Einsatz in dem gewaltigen Lebenskampfe. Die Innenwelt, welche Plotin in seinen Begriffen entworfen hatte, erfüllt sich hier mit lebendigem Gehalt aus dem Strom eines mächtigen Seelenlebens." Aber Augustin hebt zugleich in das Licht wissenschaftlicher Betrachtung, was in dem gewaltigen Ringen aus der Tiefe aufquillt, er zeigt sich hervorragend, ja bahnbrechend in der Beobachtung und Analyse des Seelenlebens; er giebt in Summa, was er erlebt, nicht als bloss individuelles Erlebnis, sondern als etwas, das der allgemeinen Bewegung des Geisteslebens angehört und tiefstens in sie eingreift; der christliche Grundgedanke der Überlegenheit, ja Ausschliesslichkeit der persönlichen Geisteswelt hat hier zuerst seine wissenschaftliche Verkörperung erhalten." (Eucken a. a. O. S. 277.)

Von hier aus erschliesst sich uns erst der volle Wert der philosophischen Forschung Augustins in ihrer Nachwirkung auf die ferne Zukunft und bis in die Gegenwart hinein. Indem er sich, ausgehend von den ihm selbst unumstösslich gewissen Thatsachen innerster persönlicher, religiössittlicher Lebenserfahrung in seinem höheren Selbstbewusstsein, zu einer sicheren Erkenntnis Gottes und der menschlichen Seele zu erheben weiss, hat er, ebenso tiefsinnig in Auffindung neuer, ursprünglicher Ideen, wie scharfsinnig in ihrer Begründung und dialektischen Entwicklung, die für die metaphysische und psychologische Forschung der neueren Zeit epochemachenden Beweise eines Anselm [16]) und Cartesius [17]) bereits nach

---

[16]) Der sog. ontologische Beweis für das Dasein Gottes, beruhend auf dem Schluss von der im Bewusstsein des Menschen gegebenen Idee eines vollkommensten Wesens auf dessen reale Existenz: das Urdatum der Religionsphilosophie.

[17]) Das bekannte cogito, ergo sum, der auf dem Identitätsgesetz beruhende Schluss von der im Bewusstsein gegebenen Thatsache des Denkens auf das wirkliche Dasein des denkenden Subjekts: das Urdatum der Geistesphilosophie.

ihren Hauptmomenten angedeutet [18]) und beansprucht, geschichtlich betrachtet, auch insofern ein erhebliches Verdienst um die Fortbildung des spekulativen Gedankens, als er den durch ihn in ihrer Kulturentwicklung wesentlich mitbestimmten neueren Völkern, wie Heinrich Ritter in seiner Geschichte der Philosophie bemerkt, „die vorherrschende Richtung auf die Untersuchung des **Geistigen** gegeben, welche fast „alle ihre ausgezeichneten Leistungen charakteristisch bezeichnet". Ja nach Euckens tief eindringendem Urteil steht er da als ein gewaltiger philosophischer Heros zugleich trennend und einigend, rückblickend und vorblickend, zusammenfassend und neuschaffend an der Grenze zweier grossen Kulturperioden der Menschheit. „In ihm ist die abschliessende Höhe der Wechselwirkung von Christentum und Altertum erreicht" und zugleich „der Ausgangspunkt einer neuen Welt" gegeben, welcher die Gegenwart umfasst. „Augustin ist nicht nur zugleich der Mann der Scholastik, der Mystik, der religiösen Erbauung, nicht nur der Held des Katholizismus wie des Protestantismus, weit über das kirchliche Gebiet hinaus könnten ihn mächtige Geistesbewegungen für sich anführen, so im modernen Leben der Subjektivismus des Gedankens wie des Gefühles, der Pantheismus, die Entwicklungslehre. Jedem gehört ein Teil, aber keinem das Ganze; es bleibt in dem Manne etwas Irrationales, das ihn über alle Parteiung hinaushebt, eben damit aber etwas Unerschöpfliches. Dringen wir über die äussere Einkleidung zum Kern der Gedanken vor, so sind seine Probleme unmittelbare Probleme der Gegenwart, mehr als die irgend eines älteren, ja vielleicht mehr als die irgend eines neueren Denkers, Kant, Hegel und Schopenhauer nicht ausgenommen." (S. 291.)

Zum Erweis der Richtigkeit dieser scheinbar übertriebenen Behauptung wenden wir uns nunmehr denjenigen Schriften

[18]) Jenen de mor. Man. II, 11, 24; Confess. VII, 4; de lib. arb. II, 5—15; diesen de trin. X, 10, 13 f. Wohl mit Beziehung hierauf urteilt auch Fr. Düsterdieck, „Die weltliche Bildung der Geistlichen". Hannover 1873, gelegentlich: Augustin ist der Vater nicht nur der scholastischen Theologie, sondern auch der ganzen modernen Religionsphilosophie, ja der ganzen neueren Philosophie geworden.

zu, in welchen der Kirchenlehrer sich ausschliesslich oder doch vorwiegend mit philosophischen Fragen beschäftigt. In erster Linie kommen hier die unmittelbar nach seiner Bekehrung abgefassten Schriften in Betracht. Sie geben uns ein treues Abbild von dem Denken und Leben des Kirchenlehrers in dieser Übergangsperiode seiner inneren Entwicklung. Er hat sich auf ein Landgut in der Nähe von Mailand zurückgezogen, wo er in stiller Einsamkeit mit seiner frommen Mutter Monika, die des Lobes und Dankes voll ist wegen der lang ersehnten und heisserflehten Bekehrung ihres Sohnes, und mit christlichen Freunden weilt, um sich ernsten Studien hinzugeben und die in echt philosophischer Weise auf das Höchste wie das Geringste gerichteten Gedanken austauscht in geistvollen und heiteren Gesprächen, vor allem aber im Gebet nach Klarheit über die wichtigsten Gegenstände religiöser und sittlicher Erkenntnis ringend, sich angemessen auf den Empfang der Taufe vorbereitet — das Ideal eines christlichen Philosophen, ein christlicher Plato. Und was er da in stiller, durch trauten Freundesverkehr belebten Einsamkeit erlebt und wie er gelebt, was er gedacht, wie er gesucht und gefunden, das alles hat er uns einfach und treu, schlicht und wahr, frisch und lebendig in Briefen und aufgezeichneten Gesprächen mitgeteilt, in Selbstbekenntnissen eigener Art, die den antiken Geist hellenischer Heiterkeit und äusseren Sorglosigkeit atmen und über denen doch der ahnungsvolle Zauber einer neuen Welt ausgebreitet ist, der Morgenglanz der Ewigkeit schimmert. So entstehen die philosophischen Erstlingsschriften Augustins. Es sind die Schriften, welche die Titel führen: „Gegen die Akademiker“, „vom seligen Leben“, „von der Ordnung“, „Selbstgespräche“, „von der Unsterblichkeit der Seele“, „von der Grösse der Seele“, „vom freien Willen“, und einige andere minder wichtige Schriften. Sie gehören rein litterarisch angesehen, zu dem Interessantesten und Eigenartigsten, was die christliche Zeit hervorgebracht hat, und sind zugleich ein Spiegel des echt christlichen Geistes, dem nichts Menschliches fremd ist, und der doch das scheinbar Geringfügigste und Unbedeutendste durch die Beziehung auf das Höchste zu adeln und zu heiligen weiss, der aber andererseits das Höchste und Tiefste, was es hier auf Erden

giebt, das Geheimnis der Menschenseele, noch ganz anders zu deuten versteht, als es dem antiken Geiste möglich war, weil er die Menschen nicht bloss, wie dieser, von unten d. h. von der Welt und von sich selbst aus, sondern vor allem von oben, von dem wahren, lebendigen und persönlichen Gott aus zu begreifen sucht. Freilich gehört dazu eine Schärfe und Tiefe der Selbstbeobachtung in Verbindung mit gereifter religiös-sittlicher Lebenserfahrung, wie sie ein Augustin besass. Begriffliches Denken und inneres Leben steht bei ihm, wie bei allen voll und ganz angelegten, praktischen und willenhaften Naturen, im engsten Zusammenhang und bedingt sich wechselseitig. Er ist nicht bloss, was er denkt, oder sucht es doch immer mehr zu werden, indem er der erkannten Wahrheit gemäss zu leben strebt, sondern es gilt ihm auch andrerseits das Erkennen als Lebensaufgabe, er fühlt in sich den unwiderstehlichen Drang, die sittliche Nötigung, die im Glauben unmittelbar und gefühlsmässig mit dem Willen ergriffene Lebenswahrheit in einer den Ansprüchen des reflektierenden Verstandes genügenden Weise zu erkennen, er ringt nach begrifflicher Erkenntnis dessen, was ihm auf Grund persönlicher innerer Lebenserfahrung Gegenstand höchster Gewissheit geworden ist, d. h. nach klaren Begriffen über das Wesen Gottes und der menschlichen Seele[19]. In die Erhebung des unmittelbaren Selbstbewusstseins und Gottesbewusstseins zu einer begrifflich klaren, verstandesmässigen Gottes- und Selbsterkenntnis setzt er die Aufgabe der Philosophie[20], und hiernach bestimmt sich denn auch wesentlich der Charakter seines Philosophierens. Er ist, wie Ritter hervorhebt, ein theologischer und psychologischer, psychologisch, sagen wir bestimmter, im Prinzip, theologisch im Ziel, aber so, dass hier alles seinen Ausgangspunkt nimmt von einer persönlichen Glaubenserfahrung und seinen höchsten Richtpunkt hat in einer lebendigen Frömmigkeit. Alle Spekulation des Kirchenlehrers geht aus von den psychologischen Thatsachen des religiös-sittlichen Bewusstseins, wie sie ihm zuerst in der Zeit seiner

[19]) de ord. II, 20.
[20]) de ord. II, 18; solit. II, 2.

Bekehrung zum Christentum zur Gewissheit geworden sind und von da sein gesamtes Leben und Denken beherrschen, und endet in theologischen Sätzen. Aber diese ganze Gottes- und Selbsterkenntnis ist durchaus Glaubenserkenntnis, sie ist nicht rein theoretischer Natur, sondern im Grunde und Ziele durchaus praktisch, das Wort praktisch im tiefsten und innerlichsten Sinne genommen, d. h. auf die Grundkräfte der menschlichen Seele, Gemüt, Herz und Wille, bezogen, sie ist geboren aus einem lebendigen, persönlichen Verhältnis zu Gott und zielt ab auf die Förderung und Stärkung der Frömmigkeit; losgelöst von diesen religiösen Mächten hat sie keinen Sinn und keinen Zweck, ist sie schlechthin unverständlich. Wie nun dem philosophierenden Kirchenlehrer Gott und die Seele als die einzig würdigen Gegenstände der Philosophie gelten, nach deren vollkommner, begrifflicher Erkenntnis er unter Anwendung der aszetischen Mittel des Gebetes und der Betrachtung strebt [21]), so dienen ihm nächst Christus, der höchsten Autorität in Glaubenssachen, die Platoniker d. h. die Neuplatoniker, unter ihnen besonders Plotin, als die zuverlässigsten Führer auf dem Wege zu diesem Ziele [22]), indem er von der stillschweigenden Voraussetzung ausgeht, dass sich der christliche Glaubensinhalt und die Lehrsätze der platonischen Philosophie nicht widersprechen.

Diese Voraussetzung war insofern nicht falsch, als der letzte grosse Vertreter der griechischen Philosophie, welcher berufen war, das reiche Erbe der Vergangenheit an die Zukunft zu übermitteln, mit seiner ausgeprägten Gefühlsinnigkeit und dem dadurch bedingten energischen Zug zur Innerlichkeit, mit seiner kräftigen Betonung das Ethischen und dem entschieden religiösen Charakter seiner ganzen Spekulation dem Christentum in der That näher stand als irgend ein anderer griechischer Philosoph, Plato nicht ausgenommen [23]). Wenn Plotin

---

[21]) Solil. I, 1.

[22]) Contra Acad. III, 18. 20.

[23]) Plotin lebte 205—270 n. Chr.; sein Philosophieren steht — den offen zu Tage liegenden prinzipiellen Unterschied seines religiös-spekulativen Idealismus vom positiven, geschichtlichen Christentum selbstverständlich zugegeben — immerhin unter der unverkennbaren, wenn auch ihm selbst nicht zum Bewusstsein gekommenen Einwirkung des christ-

auch durch die Voranstellung der übergreifenden Begriffe des Guten und der Liebe dem Rationalismus des Aristoteles und der Stoiker, den einseitigen Systemen des Wissens und des Handelns, entgegentrat, so waren doch die wertvollen religiösen und sittlichen Momente samt der kräftigen Innerlichkeit der plotinischen Philosophie bei ihrer einseitig abstrakten Fassung, bei dem entschieden weltflüchtigen Charakter der plotinischen Ethik, bei dem unverhüllten Gegensatz der plotinischen Spekulation gegen den Monotheismus des Christentums, namentlich gegen die christliche Lehre von der Persönlichkeit Gottes und von der Gottebenbildlichkeit des Menschen, wie besonders gegen den positiv-geschichtlichen Offenbarungsgehalt der christlichen Religion für sich allein nicht imstande, den einseitigen Intellektualismus und Verstandesaristokratismus der alten Welt zu überwinden, erst dann konnten sie zur vollen Geltung und Wirksamkeit gelangen, wenn sie auf den Lebensbaum des Christentums aufgepfropft wurden und damit zugleich eine wesentliche Umbildung erfuhren. So und so allein konnte dieses bedeutendste und geistvollste aller philosophischen Systeme des Altertums die ihm von der göttlichen Vorsehung verliehene Bestimmung erfüllen, mitzuwirken an der Aufrichtung jenes weltumfassenden Gedankenbaues, jenes der Kulturarbeit der Menschheit in den verschiedenen Zeiten ihrer Entwicklung als höchstes Ziel gesetzten Baues der Ewigkeiten, welchem das Christentum berufen ist, den rechten religiös-sittlichen Halt und Gehalt, der Geist des griechischen Altertums aber begriffliche Form und künstlerische Gestalt zu geben [25]).

Den ersten und wichtigsten Grundstein zu diesem Dome war kein anderer als Augustin bestimmt zu legen. Er allein war dieser grossen, kulturgeschichtlichen Aufgabe gewachsen

---

lichen Geistes und kann nur von diesem Gesichtspunkte aus in völlig befriedigender Weise geschichtlich begriffen werden. Vergl. über ihn F. Creuzer, in den Prolegomenen zu der Pariser Ausgabe der Werke Plotins; C. H. Kirchner, die Philosophie des Plotin, Halle 1854; vor allem: Arthur Richter, neuplatonische Studien. Darstellung des Lebens und der Philosophie des Plotin. Halle 1867. Endlich: Eucken a. a. O. S. 231—58.

[25]) Vergl. hierzu besonders die trefflichen Ausführungen von Eucken a. a. O. S. 254—56.

bei seiner gleich kräftig auf das Erkennen wie auf das Glauben angelegten Natur. Vermöge seiner universellen Begabung und der ihm eignenden gewaltigen Denkkraft war er imstande, in den innersten Geist der plotinischen Spekulation einzudringen, ihre weltumfassende Gedankenwelt in sich aufzunehmen und sie selbständig zu verarbeiten. Andrerseits war gerade er durch seine besonderen Lebensführungen wie durch den ihm eignenden Zug der religiös-sittlichen Innerlichkeit berufen, den höchsten religiösen wie sittlichen Gehalt des Christentums auf dem Wege persönlicher Erfahrung zu erfassen und ihm mit Hilfe jener von ihm selbständig angeeigneten plotinischen Spekulation begrifflich zu entwickeln. Freilich ist es nicht zu verwundern, dass ihm dies nicht sogleich gelingt. Wir können zwei Perioden seiner schrift stellerischen Thätigkeit unterscheiden. In der ersten Periode seiner philosophischen Forschung, wie sie durch die unmittelbar nach seiner Bekehrung abgefassten philosophischen Erstlingsschriften bezeichnet ist, ist er vorwiegend durch die plotinische Philosophie bestimmt; die im engeren Sinne christlichen Wahrheiten treten zurück gegen die allgemein-religiösen und sittlichen Wahrheiten. Die dieser erstern, mehr ausschliesslich philosophisch gerichteten Zeit angehörenden Schriften tragen daher das unverkennbare Gepräge der plotinischen Spekulation an sich. Später, als er mit dem Eintritt ins praktische Amt eines Presbyters und dem eines Bischofs zu Hippo Regius die Bedürfnisse der Gemeinde näher kennen lernt und mit der Erweiterung seines Blicks sich sein persönliches Glaubensleben vertieft, tritt eine gewisse Änderung in seiner Denkweise ein. Der christliche Faktor in seiner Geistesentwicklung gelangt zu grösserer Selbständigkeit und gewinnt die Herrschaft über die Schranken und Einseitigkeiten der antiken Denkart. Er kommt allmählich von dem einseitigen Intellektualismus zurück, in welchem er auch in den ersten Jahren nach seiner religiösen Umwandlung noch befangen war, und überwindet den Verstandesaristokratismus der alten Welt, indem er in dem Glauben einen näheren und sicherern, auch dem Ungebildeten zugänglichen Weg zum Heile erkennt, wogegen der Weg der begrifflichen Erkenntnis weniger sicher und nur von wenigen

zu betreten sei[26]). In dieser zweiten, durch die Aussprüche der h. Schrift und durch die Kirchentradition normierten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit wendet er sich den enger philosophischen Fragen meist nur gelegentlich und beiläufig zu; doch sind die grossen dogmatischen Hauptwerke dieser Periode durchzogen von einer Fülle anregender und fruchtbarer spekulativer Ideen. Gegen das Ende seines Lebens berichtigte er von dem höheren Standpunkte gereifterer christlicher Erkenntnis in der Selbstrezension seiner sämtlichen Schriften, in den sog. Retractationen, Aussprüche früherer Zeit, besonders solche, die infolge idealistisch überspannter Anschauung die Bedeutung des Leiblichen und Sinnlichen verkennen. So hat er denn auch in späterer Zeit das System Platos und Plotins bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge und ihrer inneren Verwandtschaft mit dem Christentum einer eingehenden Kritik unterzogen[27]).

[26]) Vergl. Harnack a. a. O. S. 57: „Er zerstörte das Wahnbild der antiken populären Psychologie und Moral; er gab dem Intellektualismus des Altertums den Abschied; aber er liess ihn neu wiederaufleben in dem frommen Denken des Mannes, der in dem lebendigen Gott das wahre Sein und das höchste Gut gefunden hat."

[27]) Augustin erwähnt den Plotin namentlich c. Acad. III, 18; Solil. I, 4; de civ. Dei VIII, 12; IX, 10. 17; X, 4. 14. 16. 17. 23. 30, über seine spätere Stellung zum Platonismus und Neuplatonismus spricht er sich näher aus Confess. VII, 9. Er würdigt Umfang und Tiefe der Erkenntnis der Neuplatoniker, indem er beistimmt ihren Ansichten 1) über Grund und Ziel der Schöpfung der Welt und des Menschen; das Offenbarungsmedium der Schöpfung ist bestimmt, zugleich Mittel der Erlösung und Vollendung der Menschheit zu werden (Confess. VII, 9); 2) über den Grund der Seligkeit und Vollendung der Seele, sofern derselbe nicht in ihr selbst liegt, sondern nur in einem selbständig von ihr unterschiedenen, über ihr befindlichen Lichte d. h. in dem ewigen Gott (de civ. Dei X, 4); 3) über die erziehende Bedeutung der sinnlichen Schönheit und über die in dem einzelnen Naturschönen sich zugleich offenbarende Fürsorge Gottes (civ. X, 14. 17); 4) über den seligen Genuss des Schauens (civ. X, 16). — Er verkennt andrerseits nicht die wesentlichen Schranken ihrer Erkenntnis. Er vermisst neben jenen mit der geoffenbarten Wahrheit übereinstimmenden rein didaktischen Momenten die für das Christentum grundlegenden historischen, die Anerkennung der Erlösungsthatsachen und bezeichnet als Grund der Verwerfung dieser Thatsachen eine mit Geringschätzung des Leiblichen und Aeusserlichen verbundene Selbstüberhebung (Confess. VII, 9; civ. X, 27—29), vermöge deren sie die in Knechts-

Wenden wir uns nun nach dieser allgemeinen Charakterisierung der philosophischen Forschung Augustins den Schriften der ersten Periode seines Philosophierens zu, in welchen sich der Kirchenlehrer mehr unter der Einwirkung der Plotinischen Spekulation befindet, und thun wir einen Blick in ein Gebiet seiner Forschung, welches in hohem Grade geeignet sein dürfte, die Bedeutung des augustinischen Philosophierens zur Anschauung zu bringen. Es ist das Gebiet der psychologischen Forschung. Während sich der Kirchenlehrer in der zweiten, dogmatischen, Periode seines schriftstellerischen Wirkens besonders mit anthropologischen und theologischen Fragen beschäftigt, sehen wir ihn in der ersten, rein philosophischen Periode fast ausschliesslich psychologischen Problemen zugewandt. Am meisten interessieren uns hier

Augustins Ansichten vom Wesen der menschlichen Seele.

Unsres Wissens sind die Grundgedanken des Kirchenlehrers über diesen Gegenstand noch nicht in befriedigender Weise begrifflich erörtert und im Zusammenhang dargelegt. Unter den oben genannten Grundrissen der Geschichte der

gestalt und Niedrigkeit der Welt erschienene Herrlichkeit des persönlichen Gotteswortes verachteten. Die Schatten- und Kehrseite dieser hochmütigen Verkennung der geschichtlich geoffenbarten Gotteswahrheit ist ihm dann aber die unsittliche Selbsterniedrigung im polytheistischen Götzendienst, welchen selbst die edelsten Philosophen trotz ihrer besseren Erkenntnis gehuldigt hätten (Confess. VII, 9; civ. VIII, 12; X, 4). Ausserdem tadelt er in Anbetracht ihrer Lehre, dass sie von den drei Grundprinzipien die Seele dem Intellekt nachgestellt (civ. X, 23), sowie auch, dass sie eine Seelenwanderung durch Tier- und Pflanzenkörper angenommen haben, während nach dem Evangelium einfach jede einzelne Menschenseele in ihren eigenen Leib zurückkehre (civ. X, 30). — Dies die spätere kritische Stellung Augustins zu Plotin und zum Neuplatonismus. Gleichwohl bleibt seine Spekulation in den metaphysischen Grundlagen und besonders in den theologischen Grundbegriffen durch Plotin bestimmt. Ein durchgreifender Unterschied zwischen beiden wird durch die Stellung des Leiblichen bezeichnet, welchem von Augustin auf Grund der geschehenen Auferstehung Christi und im Hinblick auf die zukünftige Auferstehung der Gläubigen und deren Bekleidung mit einem neuen, verklärten Leibe eine bleibende, nicht bloss temporäre Bedeutung beigelegt wird.

Philosophie, die sich mit mehr aphoristischen Andeutungen begnügen, gehen Überweg und Windelband auch nach dieser Seite noch am meisten auf die Gedanken Augustins ein, ohne jedoch die durch den Zweck ihrer Schriften gesteckten Grenzen zu überschreiten. Ritter giebt nur in markigen Strichen die Grundlinien von Augustins theologischem System, doch in einer mehr anregenden, als belehrenden Weise; auf die Entwicklung der psychologischen Gedanken des Kirchenlehrers lässt er sich nicht ein. Bindemann (Der h. Augustinus. 1844 —69. 3 Bde.) beschränkt sich auf eine Inhaltsangabe der ersten philosophischen Schriften, ohne eine eingehendere Erörterung der Grundbegriffe zu versuchen. Auch Eucken und Harnack gehen auf den vorliegenden Gegenstand nicht näher ein, sie sind durch den allgemeinen Charakter ihrer Werke genötigt, sich mit Andeutungen zu begnügen. Am meisten befriedigt in dieser Beziehung noch die fleissige Arbeit des katholischen Theologen Gangauf, metaphysische Psychologie des h. Augustinus, 1. u. 2. Abth. Augsburg 1852. Doch entbehrt sie, da der Verfasser, von den Voraussetzungen der Günther'schen Philosophie beherrscht, das historische Moment zu wenig berücksichtigt und neben sachgemässer Darlegung der Lehre des Kirchenvaters noch anderweitige praktische Zwecke verfolgt, der nötigen Objektivität. Wir sehen uns daher genötigt, in der Behandlung unsres Gegenstandes eigene Wege zu gehen.

Das bei der rechten Behandlung des in Rede stehenden Gegenstandes einzuschlagende Verfahren kann unsres Erachtens nur das historische sein. Für die historische Behandlung aber hat Augustin selbst in einem, seiner späteren Lebenszeit angehörenden, über Wesen und Ursprung der menschlichen Seele sich auslassenden Schreiben an den Kirchenlehrer Hieronymus (epist. 28 ad Hieron.) die Gesichtspunkte angegeben, nach denen die Lehre vom Wesen der menschlichen Seele darzustellen ist. Er hebt dort die Schwierigkeit der Untersuchung über die Seele hervor (vergl. de gen. ad litt. VI, 28) und dringt in besonnener Weise auf Unterscheidung des Gewissen, wissenschaftlich Feststehenden von dem Ungewissen, durch wissenschaftliche oder der h. Schrift entnommene Gründe nicht zu Erhärtenden. Bei dem Gewissen unterscheidet er wieder das schon durch bloss mensch-

liche Vernunftgründe Erweisbare von dem, was nur auf Grund der göttlichen Offenbarung festgestellt werden kann. In Anbetracht der ersteren, uns hier zunächst nur interessierenden Art der Gewissheit gilt ihm ein Dreifaches als wissenschaftlich begründete Überzeugung:

1) dass die Seele relativ unsterblich,
2) dass sie unkörperlich,
3) dass sie kein Teil der göttlichen Substanz, sondern dass sie von Gott geschaffen ist als eine eigene, vom Göttlichen wie vom Körperlichen real unterschiedene, in gewisser Weise unvergängliche Substanz.

Die folgende Auseinandersetzung beschränkt sich auf eine einfach objektive Darlegung der beiden erstgenannten, von Augustin bezeichneten Punkte, welche die psychologische Forschung des Kirchenlehrers zunächst ins Auge gefasst hat, nämlich der Lehre von der Unsterblichkeit und Unkörperlichkeit oder Immaterialität der menschlichen Seele, indem sie dem geschichtlichen Gange des augustinischen Philosophierens an der Hand der ersten Schriften nachgeht, und zur Erläuterung die einschlägigen Stellen aus den späteren Schriften unter Benutzung der von Augustin in den Retractationen angegebenen Selbstrezension seiner Werke herbeizieht, um auf diese Weise an einem kleinen Teile in ein noch weniger bekanntes Gebiet der Gedankenwelt des genialen Kirchenlehrers einzuführen und zu einer eingehenderen Beschäftigung auch mit den philosophischen Schriften desselben einzuladen.

Für unsern Zweck kommen unter den von Augustin als Katechumen vor seiner Taufe verfassten Schriften besonders in Betracht: Soliloquia und de immortalitate animae, vergl. Retractationes I, 4. 5; von den nach seiner Taufe verfassten Schriften der ersten, mehr spezifisch philosophisch gerichteten Periode: de quantitate animae, de libero arbitrio, de musica lib. VII und de magistro, vergl. Retract. I, 8. 9. 11. 12; unter den von ihm als Presbyter abgefassten Schriften der zweiten, mehr praktisch gerichteten, durch die Aussprüche der h. Schrift und durch die Kirchentradition normierten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit gelegentlich de genesi ad litteram lib. VI. VII, vergl. Retract. I, 24; endlich unter den von Augustin als Bischof von Hippo geschriebenen de

origine animae ad Hieronymum epist. 28 und de anima et ejus origine, vergl. Retract. II, 45. 56. Eine scheinbar hierher gehörige Schrift, de spiritu et anima, erweist sich durch fremdartigen, wiewohl gewandten Stil und einzelne pantheistisch geartete Aussprüche als unecht. Von anderen echten Schriften Augustins aus späterer Zeit ziehen wir beiläufig heran Confessiones, de trinitate, de civitate Dei, vergl. Retract. II, 6. 15. 43.

Wir beginnen mit der Darlegung der

I. Lehre Augustins von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele.

Die Frage um die Unsterblichkeit der Seele bildet bei Augustin, wie bei vielen Denkern der alten und der neuen Zeit, den geschichtlichen Ausgangspunkt der eingehenderen psychologischen Forschung. Die Erörterung dieses Punktes giebt, obwohl streng genommen nicht zur Lehre vom Wesen der menschlichen Seele gehörig, doch nicht unbedeutende Beiträge zur Erkenntnis des Wesens der Seele, da sie ja auch in der That einen klaren Begriff von letzterer voraussetzt. Der in Rede stehende Gegenstand wird von Augustin in einer besonderen Schrift behandelt, der fünften seiner uns erhaltenen philosophischen Schriften, de immortalitate animae, einer Schrift aphoristisch und konzis im Stil, springend und gedankenreich, wie es scheint, im Fluge philosophischer Begeisterung abgefasst — von der Augustin gegen das Ende seines Lebens (Retract. I, 5) bekennt, dass sie ihm selbst unverständlich sei. Sie steht wie keine andere des Kirchenlehrers unter der unmittelbaren Einwirkung der neuplatonischen Philosophie und ist, von dieser Seite betrachtet, vielleicht die interessanteste. Wir geben im folgenden eine selbständige Reproduktion dieser durchaus eigenartigen Schrift und versuchen es, Fortschritt und Zusammenhang der in ihr niedergelegten Gedanken aufzuweisen. Da es uns aber hier darauf ankommt, die Gedanken des Kirchenlehrers historisch-genetisch zu entwickeln und uns daran gelegen sein muss, zu erfahren, wie sich die Frage nach der Unsterblichkeit allmählich seinem Geiste mit grösserer Deutlichkeit und Bestimmtheit aufgedrängt hat, so werfen wir vorher

einen kurzen Rückblick auf den Inhalt der ersten vier von ihm verfassten Schriften.

Die Frage nach der Unsterblichkeit erscheint zuerst angedeutet gegen das Ende der dritten unter seinen Erstlingsschriften. Nachdem er in der ersten, „gegen die Akademiker" gerichteten Schrift sich den festen Grund für seine Spekulation wieder erobert hat und gegenüber der im Begriff als haltlos und in den praktischen Konsequenzen als gefährlich nachgewiesenen Wahrscheinlichkeitstheorie der „Akademiker" die Wirklichkeit einer objektiven Wahrheit, die objektive und die subjektive Bedingung für die Möglichkeit ihrer Erkenntnis und die sittliche Notwendigkeit ihrer Anerkennung aufgezeigt hat, nachdem er sodann in der zweiten Schrift, „vom seligen Leben", das höchste Moralprinzip festgestellt hat [28]), fasst er nun in dem dritten tiefsinnig und grossartig angelegten Dialog „von der Ordnung", auf dem Wege der Selbsterkenntnis zur Gottes- und Welterkenntnis fortschreitend, das Universum unter den Begriff der Ordnung, d. h. der höchsten, alle Gegensätze, die des Weisen und des Thörichten, des Hässlichen und des Schönen, wie die des Bösen und des Guten umfassenden Einheit und Harmonie oder der verwirklichten Idee der göttlichen Gerechtigkeit, zu deren Erkenntnis oder Anschauung der den ganzen Umkreis der menschlichen Wissenschaften durchlaufende Weise, der wahrhaft Gelehrte, auf dem Wege der Abkehr vom Sinnlichen und der Einkehr in sich selbst, unter Gebet und vernünftiger Betrachtung sich emporringt, und bezeichnet zuerst bestimmt als die eigentlichen Gegenstände der philosophischen Forschung die Seele und Gott [29]),

---

[28]) Augustin weist hier auf Grund seiner eignen Erfahrung nach, dass nicht das rastlose, aber nie zum Ziel kommende Suchen nach Wahrheit, sondern allein der Besitz der Wahrheit dem Menschen wahre innere Befriedigung giebt, ein Gedanke, den er später in seinen „Konfessionen" näher ausführt. Vergl. die bekannten Aussprüche: Tu (Deus) fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te (Conf. I, 1) und: Una ibi virtus erit, et id ipsum erit virtus praemiumque virtutis, quod dicit in sanctis eloquiis homo qui hoc amat: Mihi autem adhaerere deo bonum est (Aug. ep. 155 c. 12. 13). Allein durch die Gemeinschaft mit Gott gelangt der Mensch zur Erkenntnis der Wahrheit und zugleich in den Besitz des Lebens, d. h. des Friedens der Seele.

[29]) de ord. II, 18. Das Forschen nach der Seele ist angenehmer,

das Streben nach Selbst- und Gotteserkenntnis als die beiden hauptsächlichsten Aufgaben des Philosophen, während die Rücksicht auf den Körper von der philosophischen Erkenntnis schlechthin auszuschliessen sei [30]). Der Gedanke der in der göttlichen Weltordnung verwirklichten, vom Weisen geschauten höchsten Einheit führt ihn am Schluss dieser Schrift auf Wesen und Unsterblichkeit des schauenden Subjekts. „Alles strebt in der Welt nach Einheit, Freude ist empfundene Einheit, Schmerz empfundener Zwiespalt. Der aus mehreren Stoffen ein Ganzes, z. B. ein Haus, bildende Mensch bewirkt die Einheit, ist mithin besser als diese aus Stoffen gebildete Einheit. Er ist aber auch besser als die Vögel. Denn als Vernunftwesen erkennt er geistige Grössen, wie die Zahlen, und unterscheidet sich selbst durch die Vernunft von seinem Werke. Diese Vernunft ist unsterblich; so gewiss, als der Satz, dass zwei mal zwei gleich vier ist, ewige Wahrheit enthält, und Vernunft für die Existenz der veränderlichen Welt notwendig, wie für die Erkenntnis ihrer Gesetze massgebend ist, so gewiss ist der Geist, der jene Wahrheit erkennt, nämlich die Vernunft, unsterblich."

Von den hier angedeuteten Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele beginnt Augustin den vom Verhältnis des menschlichen Geistes zur Wissenschaft und zur Wahrheit hergenommenen in der vierten Schrift, in den „Selbstgesprächen", auszuführen. Die Wahrheit im Unterschiede von dem vergänglichen Wahren, das an jener nur teil hat und durch dieselbe erst ihr Sein empfängt, ist unvergänglich. Denn gesetzt auch, sie könnte untergehen, so

bringt uns Selbsterkenntnis, macht uns des ewigen Lebens würdig und ist für den Lernenden bestimmt; das Forschen nach Gott verschafft uns die Erkenntnis unsres Ursprungs, ist erhabener, macht uns des ewigen Lebens teilhaftig, d. h. selig, und ist für den „Gelehrten" bestimmt.

[30]) de ord. II, 2. „Nicht die Augen sehen, nicht die Ohren hören im Weisen, sondern ein drittes zwischen Geist und Körper, die Seele. Diese samt ihrem Gedächtnis aber ist dem Weisen, der bei Gott alles in Gegenwart zugleich schauend des Gedächtnisses, als des Organs für die Erkenntnis des Vergangenen und des Zukünftigen, nicht bedarf, blind als Diener unterworfen und gehorcht ihm unverzüglich, sobald er auf die Welt durch Handeln sittlich einwirken will, sei es durch Wohlthätigkeit oder durch Mitteilung seiner Lehre an andere."

wäre die Thatsache des Untergehens wahr. Da aber nichts wahr sein kann als durch Anteil an der Wahrheit, so müsste es doch eine Wahrheit geben. Diese Wahrheit, fährt er fort, hat ein Sein, eine Stätte im menschlichen Geiste. Denn die Wissenschaften der Geometrie und die Dialektik sind selbst Bestandteile der Wahrheit. Sind aber schon sie in der unveränderlichen Wahrheit gegründet, so noch viel mehr unsere Intelligenz, welche jene Wissenschaften schauend besitzt, und die Unsterblichkeit der Seele ist ausser Zweifel gesetzt, wenn anders feststeht, dass die Wissenschaft unzertrennlich mit dem Subjekte verknüpft ist. Den gegen die letztere Voraussetzung erhobenen Einwand, dass die Wissenschaft von einem Subjekte zum andern übergehen könne, und während jene bliebe, das Subjekt vernichtet würde, weist er ab durch die Berufung auf die Thatsache der unmittelbaren Gewissheit unseres Geistes von der unzertrennlichen Verbindung mit der in uns sich als unvergänglich bezeugenden Wahrheit [30]. Einen andern Einwand, den nämlich, dass sich die Wissenschaft ja nur in sehr wenigen Menschen und in diesen auch nicht einmal zu allen Zeiten finde, so dass also nur wenige und diese auch nur zu Zeiten von der Gewissheit ihrer Unsterblichkeit überzeugt sein dürften, berücksichtigt er hier nicht. Ausführlicher dagegen widerlegt er beide in der folgenden, sich unmittelbar an die Selbstgespräche anschliessenden fünften Schrift, „von der Unsterblichkeit der Seele", in welcher er in Bezug auf diesen Gegenstand zu begrifflicher Gesamtanschauung zusammenfasst, was ihm bis dahin als vereinzeltes Moment in der Form mehr dunkler Vorstellung vorgeschwebt hatte.

Zum besseren Verständnis dieser schwierigen, aber gedankenreichen Schrift schicken wir folgende Bemerkungen voraus über die Grundbegriffe aus der Erkenntnislehre des Kirchenvaters. Während er hier die Begriffe Vernunft, Denken, Wissenschaft und Wahrheit bestimmter unterscheidet, tritt uns ein gewisses Schwanken entgegen in der Bezeichnung der Be-

[30]) Solit. II, 19: „Die Wahrheit kann nicht untergehen, sie ist es, die ruft: ich bin unsterblich, wende dich ab vom Schatten in dich, es giebt keinen Untergang für dich als den, dass du vergessen kannst, du könntest nicht untergehen!"

griffe Geist und Seele, so wie in Betreff des Verhältnisses von Geist und Vernunft. Das denkende Subjekt ist der Geist des Menschen (animus oder mens; anima übersetzen wir zum Unterschiede davon durch „Seele"). Vernunft (ratio), das zur Herrschaft über das niedere Element unsrer Natur bestimmte höhere, von Augustin definiert als Geistesauge oder Geistesblick, adspectus animi (de ord. II, 11; de immat. an. 6) oder mentis (de quant. an. 27), ist das den Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit befähigende Organ des Geistes, durch dessen Gebrauch er auf dem dialektischen Wege der Begriffsscheidung und -Verknüpfung (de ord. II, 11) mittelst der Bewegung des vom Sichern zum noch nicht Erkannten fortschreitenden Denkens (ratiocinatio) zur scientia, zum festen, allseitig begründeten und bestimmten Wissen (de quant. an. 26), dem sichern Besitze der Wahrheit und im Fixieren derselben zum Genusse der visio, des Schauens der Wahrheit (de quant. an. 27. 33), gelangt. Das zum Sehen erforderliche Organ, die ratio, besitzt jeder Geist, dagegen die rechte, zum Suchen erforderliche Thätigkeit desselben, die ratiocinatio, findet sich nur in dem gesunden, sittlich gereinigten Geiste des Weisen. Das Schauen bezeichnet das höhere Ziel, welches der Geist mittelst des Vernunftblickes erstrebt (de quant. an. 27). In der scientia besitzt er die Erkenntnis eines Teiles der verae rationes, d. h. der höchsten Real- und Erkenntnisprinzipien, der Wissenschaft (disciplina), so wie weiter des künstlerisch abgerundeten Systems der Wissenschaften (ars, de immort. an. 4. 6). Die Wahrheit endlich (veritas) ist der vollkommene Inbegriff aller rationes, d. h. der göttlichen, allen Dingen Sein und Bestand verleihenden Ideen, und gründet ewig und unveränderlich im göttlichen Verstande (mens, intellectus; 83 quaest. 46; de gen. ad litt. IV, 6. 24. 29; V, 13; conf. I, 6); während die Wissenschaft, ihr unvollkommener Reflex im menschlichen Geiste, auf dem Wege der verständigen Vermittlung mit Hülfe des begrifflichen Denkens gefunden werden muss, wird sie, die Wahrheit, unmittelbar, und zwar ewig und ursprünglich von Gott, abgeleitet auch von dem wahrhaft Weisen geschaut [31]).

[31]) Vergl. zu diesen Grundbegriffen aus der Erkenntnistheorie Augu-

Nach diesen Vorbemerkungen schreiten wir zur Feststellung des Grundgedankens der Schrift [32]) und bestimmen denselben folgendermassen: Der menschliche Geist, wesentlich selbst Vernunft oder doch innig und unzertrennlich mit ihr verknüpft, wird teils schon gegenwärtig vermöge seiner vom Körper unabhängigen, auf die Erkenntnis der Wissenschaft gerichteten Denkthätigkeit durch die Veränderung und Bewegung des mit ihm verbundenen Körpers nicht alteriert, sondern beharrt ihm gegenüber in wesentlich unveränderlicher Selbständigkeit; teils besitzt er für die Zukunft in der unauflöslichen Verbindung mit der von seiner Vernunft geschauten ewigen Wahrheit, welche ihm ihr eigenes unveränderliches Sein mitteilt, die feste, reale Bürgschaft dafür, dass er nicht nur durch keine feindliche Macht von der allgemeinen Form des Seins und der des Lebens, sondern auch nicht etwa auf dem Wege einer Verwandlung des höheren Seins in ein niederes Sein von der ihm besonders eignenden Lebensform getrennt werden kann.

Versuchen wir es nun, eine selbständige Reproduktion der Gedankenentwicklung dieser originellen Schrift zu geben, so treten uns sogleich zwei verschiedene Gruppen von Beweisen entgegen. Die erste Reihe von Beweisen gründet die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes auf seine Verbindung mit der unveränderlichen Wissenschaft, eine zweite Reihe auf seine Gemeinschaft mit der ewigen Wahrheit.

A. Die erste Reihe wird durch vier Glieder gebildet. Der erste Beweis gründet sich besonders auf die Thätigkeit oder den Prozess des Denkens, der zweite auf das Denkorgan, die Vernunft, der dritte auf die gegenüber dem Körper wesentlich unveränderliche Beschaffenheit des Geistes als des denkenden Subjekts, der vierte auf die wesentliche Verbindung des denkenden Subjekts mit seinem Objekte, der Wissenschaft. Wir schreiten nunmehr zur ausführlicheren Darlegung der Beweise des ersten Teils.

---

stins die Dialektik Plotins nach der Ausgabe von F. Creuzer und G. H. Moser: Plotini Enneades I, lib. III, Cap. 4 — 6.

[32]) Vergl. zu der ganzen Schrift: Plotini Enn. III, lib. VI, 1—5; IV, lib. VII.

1. Ist irgendwo eine Wissenschaft, so ist sie nur in einem lebendigen Träger, in dem sie ist; ist sie immer, so muss auch ihr lebendiger Träger immer sein. Zunächst: Die Wissenschaft ist, das steht fest, und das, in welchem sie ist, ihr Träger, ist der menschliche Geist; denn nur er denkt und lernt. Als lernend und denkend aber muss er leben; der menschliche Geist ist mithin der lebendige Träger der Wissenschaft. Ferner: Die Wissenschaft ist immer, denn sie ist unveränderlich. Dass nämlich der Durchmesser eines Kreises grösser ist als die Sehne, dass zwei mal zwei gleich vier ist, überhaupt dass die Sätze der Mathematik, eines Teiles eben der Wissenschaft, ewig unveränderliche Wahrheit enthalten, wird Niemand bezweifeln wollen. Was aber unveränderlich ist, muss notwendig immer sein. Desgleichen muss das, in welchem es ist, der Träger, immer sein; denn nichts, was immer ist, duldet die Entziehung dessen, was die notwendige Grundlage seiner immerwährenden Existenz bildet. Steht es nun fest, dass in der wissenschaftlichen Denkthätigkeit unser Geist es ist, der da thätig ist, nicht unser Körper, ja dass er behufs dieser Thätigkeit des körperlichen Beistandes nicht bedarf, und zwar so wenig, dass er vielmehr, je unabhängiger vom Körper, sie desto besser vollzieht; steht es ausserdem fest, dass die Wissenschaft seiner, als des denkenden Subjekts, zu ihrer Existenz ebensowohl bedarf, als er in seinem Denken ihrer festen Erkenntnisprinzipien, so folgt mit Notwendigkeit auch die immerwährende Dauer unsres Geistes als des notwendigen Trägers der unveränderlichen und unvergänglichen Wissenschaft [33]).

2. Wie die Wissenschaft aber das Objekt des Denkens, so ist auch das begreifende Denkorgan, die Vernunft, unveränderlich. Es fragt sich nun, in welchem Verhältnis der Geist zur Vernunft steht. Augustin giebt hier keine ganz bestimmte Antwort. Entweder, sagt er, ist der Geist selbst die Vernunft, oder er ist doch unzertrennlich mit ihr verknüpft. In beiden Fällen ist er unsterblich. Jedenfalls ist er weder Körper, noch Harmonie eines Körpers. Denn als denkend ist er unabhängig vom Körper und verändert sich nicht mit ihm,

[33]) Vergl. zu diesem Argumente Augustins: Plato, Meno p. 80 ff.

während dagegen die Harmonie nur in Abhängigkeit von der Substanz zu denken ist, an der sie sich als Qualität befindet, und schlechthin durch deren Veränderungen bedingt ist[34]).

3. Doch nicht bloss als von dem Körper schlechthin unabhängiges, als denkendes, sondern auch als auf denselben einwirkendes, den Körper bewegendes Prinzip ist der Geist, das Subjekt des Denkens, wesentlich unveränderlich. Es folgt das nach Augustin:

a. Aus dem Begriff des Geistes; dieser ist als lebendige Substanz, während er bewegt, selbst unbeweglich[35]).

b. Aus sittlichen Zuständen. Es giebt eine Tugend der Beständigkeit; diese aber ist wesentlich Unveränderlichkeit in der vom Geiste ausgehenden, nicht ohne Bewegung bewirkten Handlung.

c. Aus den sittlichen Willensakten. In jedem Akte des Handelns behauptet sich der Geist gegenüber der Reihe von Veränderungen, welche er durch seine Einwirkung in seinem eignen oder in einem andern Körper verursacht, als unveränderlich, indem er in einem Akte, wie mit der Intention, der Aufmerksamkeit, das Gegenwärtige, so zugleich mit dem Gedächtnisse die in der Vergangenheit bereits vollzogenen, wie die für die Zukunft noch zu vollziehenden Wirkungen in der Erwartung festhält.

Angenommen aber auch — so schreitet Augustin von der direkten zur indirekten Beweisführung fort, — der Geist könnte sich verändern, so würde das doch keine Vernichtung in sich schliessen. Denn schon der Stoff des Körpers wird vom Künstler verändert, ohne dadurch vernichtet zu werden. Vollends beim Geiste müsste in dieser Veränderung doch das Leben bleiben. Denn er hat in sich ein Festhalten, Aufmerken, Erwarten — was nicht ohne Leben der Fall sein kann. Überhaupt aber erleidet der Geist keine substanzielle Veränderung. Es giebt nämlich eine substanzielle, wesentliche, und eine accidentelle, zufällige Veränderung. Die letztere bewirkt nur einen Wechsel der Zustände oder Qualitäten, die erstere dagegen die Vernichtung oder Auflösung der

[34]) Vergl. Plato, Phaedon p. 86 fl.
[35]) Vergl. Plato, Phaedrus p. 245.

Substanz. Eine accidentelle Veränderung an Naturgegenständen ist z. B. der Farbenwechsel, eine substanzielle die Auflösung des Wachses; zufällige am menschlichen Körper sind die durch Alter, Schmerz und Krankheit bewirkten, am Geiste die durch Lernen, durch die Freude hervorgerufenen. Eine substanzielle Veränderung des Geistes ist nicht möglich, da dieselbe eine Auflösung oder Vernichtung seiner Substanz in sich schliessen würde. Seine Substanz, d. h. dasjenige, wodurch er eigentlich ist, was er ist, ist eben die Vernunft, welche ihrem Wesen nach als unzerstörbar zu erachten ist [36]).

[36]) Hier scheint eine petitio principii vorzuliegen. Augustin setzt als Axiom, als von vorn herein gegebene, als unbezweifelbar festzuhaltende Wahrheit voraus, was er hätte beweisen sollen — ein stillschweigendes Zugeständnis, dass sich, wie später Kant in seinen Kritiken ausgeführt hat, die individuelle Unsterblichkeit der menschlichen Seele, ebenso wenig wie das Dasein eines persönlichen Gottes ausschliesslich auf dem Wege der theoretischen Vernunft mit rein wissenschaftlichen Mitteln erweisen, sondern lediglich auf dem Wege der praktischen Vernunft als Postulat, d. h. als Forderung des sittlichen, richtiger des religiösen Bewusstseins, als unumgänglich nötige Bedingung und Voraussetzung für die Möglichkeit der Erfüllung der sittlichen und religiösen Aufgabe verständlich machen lässt. Alle rein theoretischen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, wie für das Dasein Gottes und, setzen wir hinzu, für die Freiheit des Willens führen daher notwendig zur Einsicht in die der theoretischen Vernunft des Menschen gesetzten Schranken. Da aber zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft kein ausschliessender Gegensatz bestehen kann und der menschliche Geist als eine Einheit gedacht werden muss, so wird man sich bequemen müssen, jene drei Wahrheiten nicht bloss als Postulate der praktischen Vernunft, sondern zugleich als Axiome der theoretischen Vernunft, d. h. als metaphysische Glaubenssätze anzuerkennen; oder man wird, wofern man der „Metaphysik" als solcher keine wissenschaftliche Geltung zuschreibt, einfach erklären, dass jene grossen Probleme überhaupt nicht vor das Forum der reinen Vernunftwissenschaft gehören, sondern nur vom Standpunkte des Glaubens aus in befriedigender Weise gelöst werden können, mithin vor das Forum der Glaubenswissenschaft, d. h. nicht der Philosophie, sondern der Theologie gehören. Nach den Grundsätzen einer gesunden Glaubenswissenschaft aber, welche die geschichtliche Offenbarung Gottes und den ganzen darauf beruhenden religiös-sittlichen Lebensprozess der Menschheit als unleugbare Thatsache voraussetzt, kann die einzelne Menschenseele als zum ewigen Leben bestimmt, nicht anders als unsterblich, d. h. nach dem Tode mit Bewusst-

4. Die Unsterblichkeit folgt weiter aus der unzertrennlichen Verbindung des Geistes mit dem unveränderlichen Gegenstande seiner denkenden Vernunft, der Wissenschaft. Das System der Wissenschaft (ars) gründet in der Vernunft, mit der sie wesentlich eins ist, wie beide in der Person ihres Meisters, des Gelehrten (artifex), der sie seinerseits nur im Geiste tragen kann. Der Beweis wird indirekt geführt. Gesetzt, die Wissenschaft wäre nicht unzertrennlich mit dem Geiste verknüpft, so könnten vier Fälle stattfinden. Entweder sie wäre nirgends, weder in, noch ausser dem Geiste; oder sie wäre irgendwo, aber ausser dem Geiste; oder sie wäre im Geiste, aber in stetem Übergange von dem einen zum andern begriffen; oder endlich sie wäre im Geiste, aber nicht immer, sondern nur zu Zeiten.

a. Nirgends kann sie nicht sein. Denn sie ist und ist noch dazu unveränderlich. Was aber ist, kann nicht nirgends, was unveränderlich, kann nicht irgend einmal nicht sein.

b. Irgendwo ausser dem Geiste kann sie auch nicht sein; denn die Wissenschaft ist nie ohne Leben, dieses aber samt der Vernunft ist nur in der lebendigen Seele, der „anima".

c. Auf der Wanderschaft von einem Geiste zum andern kann sich die Wissenschaft ebenfalls nicht befinden, weil dann der eine nur durch den Tod des andern gelehrt werden könnte, während doch das Subjekt durch Mitteilung seines Wissens an andere keinen Abbruch erleidet.

d. Ein nur zeitweiliges Sein der Wissenschaft im Geiste ist endlich auch nicht anzunehmen. Allerdings ist im Bewusstsein des Menschen Gegenstand der gegenwärtigen Denkthätigkeit jedesmal nur eine einzelne Wissenschaft. Indes es ist gleichwohl Musik im Geiste, sobald er Geometrie treibt. Das Nichtbewusstsein schliesst nicht aus das Dasein [37]). Freilich kann der Geist vergessen, den Besitz der

---

sein fortdauernd gedacht werden. Die Unsterblichkeit der Seele gehört mithin zum Begriff, zum Wesen des Menschen. Dies ist der Standpunkt, auf den, wenn auch unbewusst, Augustin sich stellt, und darauf stützt sich die uns sonst unbegreifliche Zuversicht seiner Aussagen über diesen Gegenstand.

[37]) Ein bedeutsamer Geistesblitz des genialen Kirchenlehrers: Der Geist geht nicht auf im Bewusstsein, nur ein Teil, vielleicht

Wissenschaft verlieren, oder unwissend sein, d. h. gar nicht in ihren Besitz gelangen. Dann ist die Wissenschaft dem Geiste fern. Indes doch nur scheinbar; nur wir mit unserm Bewusstsein sind ihr fern, nicht sie uns, sondern sie ist uns vielmehr stets gegenwärtig. Sobald wir ernstlich in uns gehen, finden wir sie in uns vor. Tief im Grunde des menschlichen Geistes verborgen, ruhen die ewigen, wahrhaft seienden Real- und Erkenntnisprinzipien (verae rationes), sie sind im Geiste, auch wenn er sie, unwissend, noch nicht sucht oder sie, vergessend, scheinbar verliert. Das führt den Kirchenlehrer auf den zweiten Teil seiner Beweisführung.

B. Wie mit der die Wissenschaft erkennenden Vernunft, so ist der menschliche Geist auch mit der von der Vernunft zu schauenden Wahrheit unauflöslich verbunden. Die Wahrheit als das höchste Sein und die Fülle aller Realitäten teilt der mit ihr verbundenen Substanz ihr Sein mit. Die Verbindung aber des Geistes mit der Wahrheit ist eine unzertrennliche. Denn es giebt keine Macht, welche diese Verbindung aufzuheben vermöchte. Es vermag das weder eine körperliche Macht, denn sie steht dem Geiste nach; noch wird die allgemeine Vernunft, als die höhere Geistesmacht, es wollen, denn sie hat sich neidlos an den einzelnen Geist mitgeteilt; noch endlich wird der einzelne Geist selbst das Band seines Lebens lösen wollen. Überhaupt aber ist der Begriff der Trennung nur auf räumliche, nicht auf geistige Verhältnisse anzuwenden. Aus der unauflöslichen Verbindung des Geistes mit der unveränderlichen Vernunft und der durch sie geschauten Wahrheit als der höchsten, an das schauende Subjekt sich mitteilenden Seins- und Lebensform folgt nun weiter, dass der Geist in Zukunft weder von der allgemeinen Form des Seins oder der Existenz, noch von der besonderen Seins-

---

nur ein geringer Teil von dem, was wirklich in unserm Geiste ist, tritt in unser Bewusstsein, wird auf dem Wege des Denkens unser bewusstes Eigentum und wird als solches mit begrifflicher Klarheit erfasst. Die Wahrheit dieses, bereits von Augustin angedeuteten Gedankens — wohl geeignet, den Uebergriffen eines seine Grenzen verkennenden empirischen oder spekulativen Rationalismus entgegenzutreten — ist neuerdings im Zusammenhange begründet und ins Licht gestellt von Ed. v. Hartmann, Philosophie des Unbewussten.

form des Lebens, noch endlich von der ihm eigentümlichen besonderen Lebensform, dem vernünftigen Bewusstsein, getrennt werden kann. Dies legt der Kirchenlehrer nun im folgenden eingehender dar.

1. Zunächst könnte die Möglichkeit einer Trennung des Geistes vom Sein oder von der Existenz behauptet werden mit Rücksicht auf die im Geiste sich findende Thorheit, welche, als Abwendung von der Wahrheit und als Streben zum Nichtsein, im Gegensatz zu der durch die Hinwendung zur Wahrheit und in den Besitz der Seinsfülle gelangenden Weisheit einen Verlust am Sein in sich schliessend, endlichen Untergang und gänzliche Vernichtung des Geistes bewirken könnte [38]. Indes einem völligen Untergang ist nicht einmal der Körper unterworfen. Wird nämlich das Sein des Körpers zwiefach, nach Masse und nach Form, bestimmt, so unterliegt weder die Masse noch die Form desselben einer gänzlichen Vernichtung. Jene nicht, wegen der unendlichen Teilbarkeit, welcher sie fähig ist; diese, die Form der Schönheit und Lebendigkeit, nicht; denn da sie dem nicht durch sich selbst entstandenen, sondern durch eine unkörperliche Macht geschaffenen Einzel- wie Weltkörper durch den Schöpfer mitgeteilt, den Bestand des Universums bedingt, und der Schöpfer billiger Weise das von ihm geschaffene Werk nicht verlassen, sondern es erhalten wird, so ist sie unzerstörbar, und mithin jede scheinbare Zerstörung der Form nur Übergang zu neuer Gestaltung. Ist nun schon das Sein des Körpers weder nach Stoff noch nach Form der Vernichtung unterworfen, so noch viel weniger der Geist, der, während der Körper nur durch ein Anderes ist und bedürftig sich nach einem Andern bewegt, durch sich selbst ist und besteht, sich selbst nicht verlässt, vielmehr in Besitz der eignen Lebensfülle beharrt.

2. Mit dem letztgenannten Momente ist dann schon die Unmöglichkeit der Trennung des Geistes von der besonderen Daseinsform des Lebens gesetzt. Die Annahme, dass der Geist sich im Tode des Lebens entäussere, so dass er im Momente des Todes zwar nicht aufhöre zu sein, aber doch le-

[38]) Vergl. Plato, republ. X, p. 609.

bendig zu sein, streitet wider den Begriff des Geistes, der nicht anders als lebendig gedacht werden kann, mit dessen Existenz das Leben notwendig verknüpft ist, der als lebendige Substanz das Leben nicht bloss, wie der belebte Körper hat, sondern auch ist und dem Körper mitteilt [39]). Wiche nun im Tode das Leben vom Geiste, so wäre nicht das Verlassene der Geist, sondern das Entweichende. Dieses Leben aber, das dem Geiste durch die wesentliche Verbindung mit der ewigen, unvergänglichen und an sich seienden Wahrheit zuteil geworden ist, kann durch keine Macht irgendwie vernichtet werden [40]). Auch nicht durch die Thorheit als Gegensatz zu der die Wahrheit besitzenden Weisheit, denn sie ist einerseits keine selbständige Macht, sondern sie äussert sich nur auf dem Grunde des geistigen Lebens, und sie ist andrerseits als Gegensatz zur Wahrheit, dem höchsten Sein, wesentlich Nichts, mithin machtlos. Kann dem Geiste nun nicht einmal der Gegensatz zur Wahrheit das Leben entziehen, so bleibt er notwendig im immerwährenden, unbestrittenen Besitze desselben.

3. Endlich aber ist auch die Behauptung einer Trennung des Geistes von der ihm eigentümlichen besonderen Lebensform [41]) durch den Übergang in eine niedere Substanz

---

[39]) Hier begegnet uns ein ähnliches Argument wie oben S. 73. Vergl. Anm. 36. Die zu Grunde liegende Voraussetzung ist die des Spiritualismus, der mit Schillers Wallenstein behauptet: Der Geist ist's, der den Körper baut. Er ist platonischen Ursprungs, ihm gegenüber hat der Materialismus eine relative Berechtigung. Beide Betrachtungsweisen sind einseitig und daher unhaltbar. Beide verkennen das thatsächlich gegebene Verhältnis der Wechselwirkung zwischen Körper und Geist, Leib und Seele. Unzweifelhaft aber lässt sich die spiritualistische Betrachtung vom Standpunkt des religiösen und des sittlichen Idealismus vernünftiger Weise rechtfertigen, während die entgegengesetzte Betrachtung des Materialismus einfach unvernünftig ist, da sie nicht blos den Thatsachen des religiösen und sittlichen Lebens, sondern auch denen des geistigen Lebens überhaupt schlechthin widerspricht.

[40]) Vergl. Plato, Phädon p. 100 — 107.

[41]) Augustin stellt im folgenden ein neues, von Plato und Plotin nicht berührtes Argument auf. Doch giebt er nicht mit wünschenswerter Klarheit an, was er unter dieser „dem Geiste eigentümlichen, besonderen Lebensform" versteht. Aus dem Zusammenhange der Gedanken dürfen wir schliessen, dass er auf die Grundbestimmungen der Persönlichkeit, Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung, hindeutet. Da er indes von der

auf dem Wege der Verleiblichung ungegründet. Dieser Übergang könnte geschehen entweder freiwillig aus eigenem Triebe des Geistes, oder er könnte durch einen äusseren Zwang herbeigeführt werden.

a. Aus dem Willen des Geistes selbst würde er nicht erfolgen können. Denn auch bei dem grössten Hange zur Pflege, Belebung und zum Besitze des Körpers wird der Geist doch stets die Herrschaft über denselben behaupten und, da er sich als demselben übergeordnet weiss, nicht in die niedere Existenzform des Körpers übergehen wollen.

b. Der Zwang ferner könnte entweder durch einen Körper oder durch einen andern Geist ausgeübt werden.

1) Ersteres könnte nur in denjenigen Zuständen geschehen, in welchen der Geist dem Körper gegenüber erfahrungsmässig am wenigsten Widerstandskraft besitzt; also etwa im Schlafe. Allein selbst dann lebt der Geist abgeschlossen von der Aussenwelt in sich, indem er die durch den Körper während des Wachens empfangenen Eindrücke im Traume bewegt, und, unwandelbar bleibend im Wechsel, nimmt er jene Eindrücke in den wachen Zustand hinüber, ohne eine Verringerung an seiner

einen Grundbestimmung des persönlichen Wesens, dem freien Willen oder der bewussten Selbstbestimmung, hier überhaupt nicht redet, so könnten wir nur an das andre denken, nämlich an die Vernunft oder das Selbstbewusstsein, und zwar in der Form des individuellen, dem einzelnen Menschen eignenden Bewusstseins, seiner geistigen Eigenart oder Eigentümlichkeit. Und inderthat hat damit der Kirchenlehrer erst den Kern der Frage nach der Unsterblichkeit der menschlichen Seele berührt. Denn es handelt sich hier um den Nachweis der persönlichen Fortdauer des einzelnen Geistes als solchen, nicht um die Unsterblichkeit des Geistes oder der Seele überhaupt. Erst durch diese bestimmtere Fassung erhält das vorliegende Problem einen Sinn, ist die Frage richtig gestellt. Plato und Plotin beweisen nichts, denn sie beweisen zu viel. Nach ihrer Ansicht wären nicht blos die Menschenseelen als unsterblich zu bezeichnen, sondern auch die Tierseelen, ja Plotin schreibt auch den Pflanzen Seelen zu und muss ihnen, da er, wie Plato, bei der Idee des Lebens stehen bleibt, folgerichtig ebenfalls Unsterblichkeit zuerkennen. Diese Folge ergiebt sich aus ihrer falschen Fragestellung. Es handelt sich nicht um das Leben überhaupt, sondern um das individuelle persönliche Leben, wie es ausschliesslich dem Menschen im Unterschiede von den Tieren und Pflanzen zukommt, und dessen selbständige Fortdauer nach dem Tode des einzelnen. Vergl. Anm. 36.

Kraft zu erleiden. — Oder aber der Geist könnte sich dem Körper naturgemäss assimilieren, wie eine kleine Flamme durch den stärkeren Luftzug verzehrt und wie überhaupt eine edlere Substanz leicht von der unedleren verschlungen wird. Allein jene Vorstellung ist nur auf räumliche Grössen, nicht auf den Geist anzuwenden. Dieser steht — nicht örtlich, sondern nach der Ordnung der Natur — den ewigen, unveränderlichen Wahrheitsprinzipien, den „Intelligenzen" [42]), näher als dem Körper und wird durch dieselben in seinem Wesen weit mehr bestimmt, als durch den Körper, welchem von dem höchsten Wesen erst durch die Vermittlung der Seele [43]) die Seins- und Lebensform mitgeteilt wird. Wenn es nun lediglich die Seele ist, welche den Körper zum Körper macht und sich, indem sie zugleich ganz und in allen Teilen desselben ist, als nicht lokal mit ihm verbunden, sondern als über ihm schlechthin erhaben erweist, so könnte die Seele nur durch die Seele zum Körper werden. Der Körper aber wird nimmermehr dasjenige, durch welches er Leben und Form besitzt, zwingen können, zu seinem Wesen überzugehen.

2) Ein Geist endlich wird den andern Geist nicht zwingen, sein Wesen aufzugeben. Weder der gute noch der böse. Jener wird den andern geistig fördern, dieser ihn in seinem Wesen erhalten wollen, um ihm gebieten zu können.

Dies die Grundgedanken der in vieler Hinsicht merkwürdigen, in der energischen Gedankenentwicklung vielfach an Fichte, in der Art der Begründung der Gedanken an die grossen Denker des Mittelalters und an Hegel erinnernden Schrift des Kirchenlehrers „über die Unsterblichkeit der Seele". In den Retractationen tadelt er an ihr besonders:

1. Dass er damals den Menschen als ausschliesslichen

[42]) Vergl. über die „Intelligenzen" (rationes, principales formae quaedam vel rationes rerum) 83 quaest. 46; de gen. ad litt. I, 18; II, 6; IX, 18.

[43]) Der von nun an in der Schrift de imm. an. 15. 16 statt animus gebrauchte Ausdruck anima vivificans deutet auf den erst später von Augustin klar erkannten Unterschied zwischen dem die „Intelligenzen" erkennenden höheren Denkvermögen (mens, ratio, intelligentia) und dem niederen animalischen, den Körper belebenden Prinzipe.

Träger der Wissenschaft und des vernünftigen Lebens gefasst habe, während doch Gott, der die Wahrheit selbst ist und durch sich selbst lebt, im höchsten Sinne Vernunft und Leben besitze.

2. Dass er der Vernunft oder der Intelligenz Unwandelbarkeit zugeschrieben habe.

3. Dass er den Begriff der Trennung nur auf räumliche Verhältnisse angewandt und mithin die Unmöglichkeit der Trennung des Geistes von der ewigen Vernunft behauptet habe.

Wir sehen, alle drei Ausstellungen richten sich gegen übertriebene, die in der Endlichkeit und Sündhaftigkeit des Menschen begründeten Schranken des menschlichen Geistes und seinem wesentlichen Unterschiede von Gott, dem absoluten Geiste, verkennende Behauptungen, wie sie dem hochgespannten Selbstgefühl des einseitigen Idealismus zu entspringen pflegen und in ihren letzten Konsequenzen leicht in Fichte'schen Anthropotheismus endigen können. Später macht der hochgespannte Idealismus des durch Plotin bestimmten Philosophen einem gesunden, nüchternen Realismus Platz, der doch in keiner Weise die berechtigten idealen Momente der plotinischen Spekulation verleugnet. So bemerkt Augustin besonders hinsichtlich des letzten von ihm beanstandeten Punktes auf Grund der h. Schrift, dass es allerdings nicht bloss in örtlicher, räumlicher, sondern auch in geistiger Beziehung eine Trennung gebe, indem er an die nach Jes. 59, 2 durch die Sünde bewirkte Scheidung des Menschen von Gott erinnert.

So modificiert sich denn in späterer Zeit auch seine Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, indem er, wie zwischen formaler und realer, metaphysischer und sittlicher Willensfreiheit des Menschen, so auch zwischen formaler und realer Unsterblichkeit [44]) bestimmter unter-

---

[44]) Unter formaler Unsterblichkeit verstehen wir die rein metaphysische Fortdauer der menschlichen Seele, als einer bewussten, nach dem Tode ohne Rücksicht auf den Zustand, in welchem sie sich befindet; unter realer Unsterblichkeit verstehen wir die Vollendung des persönlichen Daseins der einzelnen Menschenseele durch den vollkommenen Besitz und Genuss des ewigen Lebens in der vollkommenen Gemeinschaft mit Gott. Der Erweis der ersteren Art von Unsterblichkeit ist Sache der philosophierenden Vernunft, während die reale Unsterblichkeit, unabhängig

scheidend, der menschlichen Seele nicht mehr, wie in obengenannter Schrift, absolute, sondern mit Rücksicht auf ihre Veränderlichkeit und die durch die Sünde zur Wirklichkeit erhobene Möglichkeit ihrer Trennung von Gott, dem Quell des wahren Lebens, nur relative Unsterblichkeit zuschreibt, wogegen unsterblich im absoluten Sinne nach I. Tim. 6, 16 allein Gott genannt werden dürfe [45]). Er begnügt sich statt aller philosophischen Argumente mit dem Selbstbeweis des christlichen Glaubens, der das ewige Leben in der durch Christus vermittelten Gemeinschaft mit Gott thatsächlich und erfahrungsmässig besitzt und der Untrennbarkeit von seinem Lebensquell weit über alle Demonstration hinaus schlechthin gewiss ist.

An die Erörterungen über die Unsterblichkeit der Seele schliessen wir nunmehr dem historischen Gange gemäss den zweiten Hauptpunkt der psychologischen Forschung des Kirchenvaters:

II. Die Lehre Augustins über die Immaterialität der menschlichen Seele.

Damit steigen wir aus dem Gebiete der rationalen Psychologie und ihrer abstrakten Höhe in das dem modernen Menschen vertrautere Gebiet der empirischen Psychologie herab. Wir vergegenwärtigen uns zunächst in kurzem Überblick den geschichtlichen Entwicklungsgang der psychologischen Forschung des Kirchenlehrers. Schon in der noch in Mailand verfassten Schrift von der Unsterblichkeit ist der negative wie der positive Beweis für die Immaterialität der Seele beiläufig gegeben, in der

---

von Vernunftgründen und unerreichbar dem blossvernünftigen Denken, dem Menschen nur durch den religiösen Glauben zuteil werden kann.

[45]) Epist. 28 ad Hier. 1; de gen. ad litt. VII, 28. „Die Seele besitzt Unsterblichkeit nach ihrer Weise, nicht auf alle Weise wie Gott. Die h. Schrift redet von Todesarten der Seele. Aber doch stirbt die vom Leben Gottes entfremdete Seele so, dass sie nicht schlechthin aufhört, in ihrer eigenen Natur zu existieren.“ Die Sünde raubt ihr also nicht das Leben, wohl aber das selige Leben (de civ. Dei VI, 12); denn nur der Glaube begründet die Hoffnung auf die wahre Unsterblichkeit, das ewige Leben in Gott (de trin. XIII, 12).

nächstfolgenden, zu Rom verfassten „de quantitate animae“ wird er ausgeführt. Augustin wirft hier fünf Fragen auf, die nach dem Ursprung, der Beschaffenheit, der Grösse der Seele, nach ihrem Eintritt in den Leib und ihrem Zustande nach dem Tode, er beantwortet jedoch nur die nach der Grösse eingehender. Er kommt zu dem Resultate: Die Seele ist unkörperlich und doch eine Realität, ihre Grösse besteht nicht in räumlicher Ausdehnung, sondern in ihrer Kraft und Entwicklungsfähigkeit (vis, potestas, potentia; de quant. an. 17. 34). Ihre Kraft entfaltet sie in einem Entwicklungsprocesse, in welchem sie auf sieben Stufen mittelst eben so vieler, nach ihrer dreifachen Grundbeziehung zum Körper, zu sich selbst und zu Gott eigentümlich bestimmten Grundakte von der Belebung des Körpers an bis zum Schauen sich zur Verwirklichung ihrer Bestimmung emporhebt. Die höhere Funktion des Denkens beginnt er zu unterscheiden von den niederen Funktionen der sinnlichen Wahrnehmung und der Vorstellung oder des Gedächtnisses in den drei Büchern de libero arbitrio und im sechsten de musica, mit welchem die mit den „Selbstgesprächen“ beginnende, auf Erkenntnis Gottes und der Seele gerichtete Bewegung des philosophischen Gedankens zum relativen Abschlusse gelangt. Die hier gegebenen Erörterungen über die Zustände und Arten des Gedächtnisses werden ergänzt durch Confess. X, 8—15; die über die sinnliche Wahrnehmung durch die Ausführungen in de gen. ad litt. VII, 13—19. Den Prozess des Selbstbewusstseins untersucht er de trin. X, 10 ff. Die de civ. Dei XI, 23 bereits genannten drei Grundfunktionen der Seele treten endlich deutlich ans Licht de an. et ej. orig. IV, 12—22 [46]).

Nach diesen Vorbemerkungen wenden wir uns den von Augustin gegebenen Beweisen für die Immaterialität der menschlichen Seele zu.

Um zu beweisen, dass die menschliche Seele weder Körper noch Körpermischung, weder eins der bekannten vier sog.

---

[46]) Zu der ganzen folgenden Auseinandersetzung vergl. Plotin a. a. O. Enn. IV, lib. III, c. 20—23; lib. V; lib. VI, 1—5; lib. VII, 1—9 und Arthur Richter: Neuplatonische Studien, B. IV, Die Psychologie des Plotin.

Elemente noch auch ein uns unbekanntes fünftes Element sei, stellt er einen allgemein zugestandenen Begriff von Körper auf, untersucht die erfahrungsmässig gegebenen Zustände und Thätigkeiten der menschlichen Seele und zeigt, dass uns dieselben auf ein vom Körper und überhaupt von allem Materiellen wesentlich verschiedenes Sein hinführen. Körper ist alles räumlich, d. h. durch die drei Dimensionen der Länge, Breite, Höhe Ausgedehnte, das mit seinen grösseren Teilen einen grösseren, mit seinen kleineren Teilen einen kleineren Raum einnimmt und mithin weniger ist im Teile als im Ganzen [47]. Jeder Körper ist leidensfähig, er wird bewegt, verändert. Somit kommen demselben ausser den Prädikaten der räumlichen Ausdehnung und Teilbarkeit die der Abhängigkeit und Passivität zu. Nun zwingen uns weder die Zustände noch die Thätigkeiten der menschlichen Seele, ihr diese Bestimmungen beizulegen.

A. Die Zustände nicht. Denn

1. Was die sittlichen Zustände betrifft, so wird niemand „die Früchte des Geistes", Friede, Freude, Glaube, Hoffnung, Liebe und überhaupt die christlichen Tugenden der Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit u. s. w. für etwas Körperliches, räumlich Ausgedehntes halten, und doch wird ihre Realität nicht bezweifelt [48]. Dasselbe würde von dem Subjekte, in dem sie sich befinden, von der Seele, ausgesagt werden müssen.

2. Was ferner die physischen Zustände anlangt, so hat man behauptet, die Seele wachse mit dem Körper, dehne sich mithin nach Art eines Körpers aus. Indes müssen wir unterscheiden zwischen einem quantitativen Grösserwerden und einem qualitativen Besserwerden, zwischen einer Veränderung der Beschaffenheit oder des Wesens und der des Zustandes [49]. Die Seele wird nicht grösser, aber wohl besser, wenn sie zur Tugend gelangt; nicht ihre Grund-

---

[47]) de quant. an. 4; de gen. ad litt. VIII, 22; ep. ad Hieron.; de an. et ej. orig. IV, 12. 21.

[48]) de quant. an. 4; de gen. ad litt. XII, 3—4. 31; de an. et ej. orig. IV, 15.

[49]) de quant. an. 16 (melius — majus); de gen. ad litt. X, 26 (habitus — status); cf. de imm. an. 3, 5 über den Begriff der lebendigen Substanz.

beschaffenheit, wohl aber ihr Zustand verändert sich, wie der Glanz des Goldes sich verändert.

B. Aber auch die Thätigkeiten der Seele führen uns nicht auf körperliche Prädikate. Augustin unterscheidet, wie wir bereits erwähnt haben, drei Grundfunktionen der menschlichen Seele je nach drei Hauptarten der Wahrnehmung. Die erste Art ist diejenige, durch die wir wahre, d. i. wirkliche Körper sehen, empfinden; in der zweiten schauen wir dem Körper Ähnliches, Körperbilder; in der dritten erblicken wir weder Körper noch Körperbilder, sondern rein geistige, unsichtbare, intelligible Objekte, wie Glaube, Liebe, Hoffnung, mittelst der Vernunft [50]). Die letzte Sphäre der Betrachtung ist diejenige, in der wir bestimmt sind, eigentlich heimisch und so nach dem Ebenbilde des Schöpfers erneuert zu werden, denn in ihr schwindet alle Rücksicht auf Körper und Geschlecht. Wie die erste Art von der niederen, dem Körper zugewandten Seite der menschlichen Seele ausgeübt wird und das Gebiet der unmittelbar auf den Körper gerichteten sinnlichen Wahrnehmung umfasst, so bezieht sich die dritte auf die höhere, Gott und den unkörperlichen Exi-

[50]) de gen. ad litt. XII, 6—8. 24; de an. et ej. orig. IV, 20 ff. cf. de civ. Dei XI, 23. Augustin bezeichnet die drei Arten als tres visiones, tria visorum genera, genus corporale, spiritale, intellectuale. Dem ersten genus giebt er das Prädicat sentire, dem zweiten contueri oder cernere, dem dritten conspicere verbunden mit intellecta, als Bezeichnung der Objecte, auf welche der Geist sich richtet. Er veranschaulicht sie de gen. ad litt. XII, 6 — 8 durch ein Beispiel. Wenn wir, sagt er, den Ausspruch „du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" geschrieben mit den Augen lesen, so erhalten wir die mittelst der Sinne auf den Körper gerichtete visio corporalis, das leibliche Sehen. Richten wir unsern Geist auf die mittelst unserer Körpersinne perzipierten Wortbilder im Gedächtnis, so erhalten wir die visio spiritalis, das „geistige" (!) Sehen, das Vorstellen. Fassen wir endlich mit dem Blick der Vernunft das geistige Verhältnis, das zwischen uns und dem Nächsten bestehen soll, die Liebe, ins Auge, so werden wir auf die visio intellectualis, das vernünftige Sehen, geführt. In Bezug auf die Rangordnung dieser drei Arten bemerkt er de gen. ad litt. VII, 24: Die erste (visio corporalis) ist nicht ohne die zweite möglich; die zweite ist möglich ohne die erste, bedarf aber (behufs Beurteilung und Unterscheidung der Vorstellungen) der dritten Art. Die dritte dagegen, die visio intellectualis, ist ohne die zweite möglich und steht selbständig da, während die zweite die Mitte hält zwischen der ersten, untersten, und der dritten, höchsten.

stenzen zugewandte Seite derselben und umfasst das Gebiet des reinen Denkens. Zwischen beiden Gebieten in der Mitte befindet sich das dem mittleren Teile der menschlichen Seele angehörige Gebiet des Gedächtnisses, eine Bezeichnung, unter welcher Augustin zugleich das der Vorstellung und Einbildungskraft mit befasst. Das Gedächtnis empfängt und sammelt wie in einem Behälter entweder vermittelst des äusseren Sinnes und der sinnlichen Wahrnehmung ihr zugeführte Eindrücke aus der niederen, sichtbaren Körperwelt, Bilder von sichtbaren Dingen, welche der Geist in Vorstellungen festhält und durch den Akt der Wiedererinnerung sich zurückrufen kann, oder vermittelst des inneren Sinnes und des begrifflichen Denkens ihr zugeführte Eindrücke aus der unsichtbaren Ideenwelt. Somit empfängt und behält es Vorstellungen und Begriffe und wird, je nachdem es als durch die höhere oder als durch die niedere Seite der menschlichen Seele bestimmt aufgefasst wird, entweder zu dem niederen oder zu dem höheren „Teile" der Seele, häufiger indes zu ersterem, gerechnet [51]).

Zunächst weist nun Augustin negativ den mit Rücksicht auf die niederen, vom Körper mehr oder weniger abhängigen Funktionen erhobenen Vorwurf der Materialität der Seele auf Grund einer eingehenden Untersuchung des Prozesses der sinnlichen Wahrnehmung und der Vorstellung zurück; sodann beweist er positiv die Immaterialität, d. h. die Einfachheit der Seele und ihren höheren, vom Körper unabhängigen Verrichtungen, in welchen sie ihr eigentliches Wesen zu erkennen giebt.

1. Bei der Sinnesempfindung unterscheidet der Kirchenlehrer das empfindende Subjekt, die menschliche Seele, das die Empfindung verursachende körperliche Objekt, die Empfindung selbst und die Organe, die Medien und den Sitz der Empfindung. Er zeigt,

1) dass die Seele in der Empfindung gegenüber ihrem Körper samt seinen Organen sich nicht leidend, sondern thätig verhält;
2) dass sie in jedem Teile des Körpers ganz ist;

---

[51]) Vergl. Plotin a. a. O. Enn. IV, lib. III, c. 25; lib. IV, c. 7.

3) dass sie sogar die Grenzen ihres Körpers relativ überschreitet,

und folgert aus dieser Aktivität, relativen Ubiquität und Transscendenz ihre Unkörperlichkeit.

a. Die Seele leidet nicht, sondern der Körper; die Seele aber nimmt das Leiden des von aussen affizierten Körpers wahr und verhält sich dabei aktiv, Organe der Empfindung sind die körperlichen Sinne. Die bekannten fünf Sinne, neben oder über denen Augustin noch einen sog. innern Sinn oder Gemeinsinn annimmt, mittelst dessen das Subjekt die Sinne selbst und ihre Objekte von einander, von den Sinnen und von sich unterscheidet[52]), dienen der Seele als Boten zur Kenntnis des Körperlichen, als Mittel der Verwaltung ihres eigenen Körpers. Zu letzterem Zwecke bedient sie sich ausserdem noch gewisser Medien. Sie verwaltet die mehr festeren, erdigen und flüssigen Teile ihres Körpers durch die feineren, mehr geistartigen, beweglichen und freien Elemente des Lichts und der Luft und durch noch andre, uns unbekannte feine Elemente, welche sich in den körperlichen Organen befinden[53]). Drei Gehirnkammern bezeichnet Augustin als Sitz des Sinnes und der Empfindung, der Bewegung und des die Körpereindrücke in Bildern bewahrenden Gedächtnisses. Von der vorderen, am Gesicht befindlichen geht aller Sinn, von der hinten am Nacken befindlichen alle Bewegung aus, in der zwischen beiden in der Mitte liegenden ruht das Gedächtnis[54]). Das an sich mehr aktive Licht kündigt der Seele die Affektionen, welche der Körper von aussen erleidet, an, ohne selbst mit ihr identisch zu sein; die den Nerven eingeflösste Luft ge-

[52]) Zuerst de lib arb. II, 3. 4. Sonst nennt Augustin auch die Vernunft im Gegensatz zu den äusseren körperlichen Sinnen einen innern Sinn de civ. Dei XI, 27, doch im bewussten Unterschiede von jenem Gemeinsinn.

[53]) de gen. ad litt. VII, 15; vergl. Plotin, Enn. IV, lib. V.

[54]) In den vorderen Teil des Antlitzes hat Gott dem Menschen die Seele eingehaucht. Ihm gebührt der Vorzug vor dem hinten befindlichen. Jener führt, dieser folgt; von jenem als dem Zentralsitze der Empfindung stammt der Sinn; dieser geht der Bewegung voran, wie das Denken dem Handeln, wie der Plan der Ausführung (de gen. ad litt. VII, 17). Der mittlere Teil, der des Gedächtnisses, vermittelt den Uebergang zwischen beiden.

horcht dem die Glieder bewegenden Willen, ohne selbst Wille zu sein; jener mittlere Teil kündigt die Bewegung der Glieder an behufs Aufbewahrung des Wahrgenommenen, ohne jedoch selbst Gedächtnis zu sein [55]). Sobald nun — bemerkt Augustin über den Prozess der Sinnesempfindung [56]) — infolge eines von aussen auf die Sinne hervorgebrachten Eindrucks die von jener Affektion zunächst betroffenen, in den Sinnesorganen befindlichen feineren Medien des Lichts und der Luft durch ihre Schwingungen die gröberen Elemente des Körpers in Bewegung gesetzt haben, so erleidet die Mischung des Körpers eine gewisse Störung oder doch Veränderung. Dieses Körperleiden bleibt der zur Herrschaft über den Körper samt den ihr dienenden Sinnen berufenen Seele vermöge ihrer Aufmerksamkeit durch sich selbst nicht verborgen [57]), d. h. sie nimmt es sinnlich wahr; und indem sie in dieser Störung der Mischung ihres Körpers eine Beeinträchtigung ihrer Vorsteheraktion erblickt, sucht sie sich durch Beherrschung jenes Körpereindrucks in ihrer Autonomie zu behaupten. Bedarf es dazu wegen Übereinstimmung jenes Eindrucks mit ihrer leitenden Thätigkeit von ihrer Seite einer geringeren Gegenwirkung, so empfindet sie Lust; bedarf es, weil jener Eindruck sich ihrem Regimente widersetzt, einer grösseren Widerstandskraft, so empfindet sie Unlust, Schmerz. Mithin erscheint die Seele bei jeder Empfindung, und zwar im

[55]) de gen. ad litt. VII, 19.

[56]) Vergl. de quant. an. 23. 25. 30. de mus. VI, 5; de gen. ad litt. VII, 13—20.

[57]) Das „non latere" (de quant. an. 24) wird gleicherweise auf das sentire, cognoscere, scire angewandt. Doch unterscheidet sich das sentire, die Sinnesempfindung, dadurch von dem cognoscere oder colligere, der sinnlichen, auf Grund sinnlicher Wahrnehmung auf ein Nichtsichtbares oder Nochnichtdaseiendes schliessenden Erkenntnis, dass in jener der Seele etwas durch sich selbst, d. h. durch seinen unmittelbaren Eindruck, dagegen in dieser mittelst eines andern sinnlich Wahrnehmbaren nicht verborgen bleibt. So nimmt die Seele das Feuer, welches sie mit den Augen sieht, wahr, empfindet es; dagegen schliesst sie aus dem sichtbaren Rauch auf das zu Grunde liegende Feuer. Im Unterschiede von dieser sinnlichen, d. h. durch die Sinne des Körpers vermittelten Erkenntnis, ist die rein geistige Erkenntnis, das scire, ein der Seele durch die reine Intelligenz oder die Vernunft Nichtverborgenbleiben.

Schmerz noch mehr als in der Lust, als aktiv, nicht als leidend [58]). Wenigstens ist das normale Verhältnis dieses, dass sie jeden von aussen ihrem Körper zugefügten Reiz mit Leichtigkeit überwindet. Wenn sie nun dennoch in Wirklichkeit selbst leidet und durch äussere Eindrücke alteriert wird, so geschieht das durch ihre eigene Schuld in Folge der Sünde, vermöge deren sie sich von Gott, ihrem rechtmässigen Gebieter, ab- und ihrem Diener, dem Körper, zugewandt und damit sich selbst die Leitung ihres Unterthans erschwert hat [59]). Desgleichen können, wie das im Tode der Fall ist, die Boten der Empfindung und die Diener der Bewegung, sowie die des Gedächtnisses ihr gänzlich ihre Dienste versagen. Dann scheidet sie von dem Leibe, da die Grundlage ihrer irdischen Existenz aufgehoben ist. Oder es wird, wie das in der Krankheit der Fall ist, ihre Spannkraft wesentlich verringert, und sie sucht die wankende Lebenskraft zu erneuern, ohne es freilich für sich allein zu vermögen. Da hat dann der Arzt an dem Gebiete der Störung zu erkennen, welchem Teile der dienstbaren Organe er durch Medicin zu Hülfe kommen muss [60]).

Indes die Thatsachen,

1) dass der Mensch sich durch angespanntes Denken mit offenen Augen von allem Sichtbaren abwenden,
2) dass er plötzlich stillstehend die Bewegung des Körpers aufhalten,
3) dass er am örtlichen Ziele vorbeigehen kann, beweisen zur Genüge, dass die menschliche Seele, real unterschieden vom Körper, frei und unabhängig über den körperlichen Organen steht [61]).

b. Die aus der, im allgemeinen Prozess der sinnlichen

---

[58]) Vergl. Plotin, Enn. IV, lib. IV, c. 19—29.

[59]) de mus. VI, 5. In diesem krankhaften Zustande besteht ihre rechte Sorge (cura) darin, jeden körperlichen Eindruck durch den Aufschwung zu der höheren Macht zu überwinden, während die Sorglosigkeit (securitas), in welcher sie ihn gar nicht überwindet, sondern sich träge von ihm beherrschen lässt, sündig und tierisch ist. Ist sie kämpfend wieder zur vollkommenen Gesundheit gelangt, so beherrscht sie mühelos alle Eindrücke und wird successiv der seligen Ruhe im Anschauen Gottes teilhaftig.

[60]) de gen. ad litt. VII, 19.

[61]) de gen. ad litt. VII, 20.

Wahrnehmung dem Körper gegenüber sich äussernden Aktivität und Selbständigkeit erwiesene Unkörperlichkeit der Seele wird bestätigt durch die besondere Erscheinung, dass die Seele jeden durch Berührung verursachten Eindruck an dem bestimmten Orte des Körpers, an dem er geschieht, ganz empfindet, ohne sich erst dahin zu bewegen und ohne deshalb gleichzeitig die übrigen Teile des Körpers zu verlassen, während doch nach der obigen Definition kein Körper an mehreren Orten zugleich ganz ist, sondern nur in dem von ihm eingenommenen Raume, nicht aber in den einzelnen Teilen desselben. Durch diese Ubiquität der Seele innerhalb der Schranken des Körpers wird es klar, dass sie den Körper nicht in der Weise eines räumlich Ausgedehnten, sondern in der Form einer denselben ganz und zugleich in allen einzelnen Teilen dynamisch durchdringenden Lebenskraft erfüllt [62]).

c. Dazu kommt, dass sie, während sie empfindet, besonders wenn sie sieht, sich nicht bloss in dem Körper, sondern zugleich ausser demselben befindet, nämlich an dem Orte des empfundenen Gegenstandes. Denn wir leiden oder empfinden, sagt Augustin, nicht da, wo wir sind, sondern da, wo wir nicht sind. Wenn nämlich unsre Augen nur da sähen, wo wir sind, dann würden sie nur sich selbst sehen [63]).

2. Mit noch grösserer Evidenz folgt die Unkörperlichkeit der Seele aus der Betrachtung der mittleren Funktion, der des Gedächtnisses, d. h. derjenigen Seelenthätigkeiten, welche dem Gebiete der Vorstellung angehören [64]). Sowohl

[62]) ep. ad Hieron.; de immort. an. 16; de trin. VI, 6; de civ. Dei XI, 10; ep. Manich. 16. Vergl. Plotin, Enn. IV, VII, 1—9.

[63]) de quant. an. 23.

[64]) Das Gedächtnis ist nach Augustin einerseits im weitesten Sinne das rezeptive bezw. reproduktive Grundvermögen des menschlichen Geistes, der menschliche Geist selbst, sofern er Eindrücke empfängt nnd verarbeitet (cf. conf. X, 8—15), während das spontane, produktive, allen seinen Thätigkeiten, von der sinnlichen Wahrnehmnng bis zum Denken, zu Grunde liegende Vermögen der Wille ist, das allbeherrschende Zentrum der Persönlichkeit. Der Mensch ist nach Augustin wesentlich Wille (cf. de civ. Dei XIV, 6: voluntas est qnippe in omnibus, imo omnes nihil alind qnam voluntates snnt), der Wille ist mithin das übergreifende Prinzip aller seiner Geistesthätigkeiten. Durch die Erkenntnis dieser wichtigen Wahrheit, die sich allerdings erst in seinen letzten Schriften klar ausge-

Qualität als Quantität der vom Gedächtnis erfassten Objekte weisen auf ein vom Körper total verschiedenes Subjekt.

---

sprochen findet, während sie ihm in den philosophischen Erstlingsschriften mehr oder weniger deutlich vorschwebt und alle seine psychologischen Aufstellungen bestimmt, unterscheidet sich Augustin wesentlich von dem Intellektualismus Platos und Plotins, überhaupt der antiken Philosophie, und des modernen Idealismus, nach welchem der Mensch wesentlich Denken ist und der Wille des Menschen auf den Gedanken zurückgeführt wird. Ist er durch das von ihm zuerst bestimmt und klar aufgestellte Princip der selbstgewissen Innerlichkeit der Urheber des modernen Denkens geworden, so hat er insbesondere durch die zentrale Stellung, welche er in seiner Weltanschauung dem Willen zugewiesen hat, der Schöpfer der modernen Ethik und Religionsphilosophie geworden. Und mit Recht bemerkt der feinsinnige Windelband (Geschichte der Philosophie S. 221): das leitende Motiv dabei ist zweifellos die eigene Erfahrung des Mannes, der, selbst eine triebheisse und willensstarke Natur, bei der grübelnden Durchforschung der eigenen Persönlichkeit auf den Willen, als auf den tiefsten Kern derselben, stiess." Ist aber der Wille, d. h. nach Augustin nur bewusste Selbstbestimmung, das übergreifende Princip, so ist er bestimmt, alle übrigen Geistesthätigkeiten in den Bereich seiner Herrschaft zu ziehen, und erscheint andrerseits auch das Gedächtnis als wesentlich durch den Willen mit bestimmt. Augustin unterscheidet nämlich ein mehr passives, gewohnheitsmässig und mechanisch empfangendes bezw. festhaltendes, und ein mehr aktives, unter der Mitwirkung des Verstandes und der spontanen Denkthätigkeit empfangendes und frei bildendes Gedächtnis. Jenes findet sich auch beim Tiere, dieses nur beim Menschen. Produkte jenes heissen „Phantasieen", das sind Bilder von Körpern (Vorstellungen), welche ohne unser Zuthun entstanden, im Gedächtnisse schlechthin vorgefunden werden. Die Produkte dieses sind die auf Veranlassung und auf Grund der Phantasieen aus der schöpferischen Seele unter dem Einfluss der cogitatio frei hervorgehenden, der imaginatio entstammenden „Phantasmen" (de quant. an. 28; de lib. arb. III, 11, 12; de gen. ad litt. VI, 28; de mis. VI, 5). Beide Arten von Produkten, aus körperlichen Sinnenreizen (motus carnales) stammend oder doch auf Grund derselben erzeugt, werden von Augustin als „inferiora", Geisteserzeugnisse niederer Art, bezeichnet und sind rein irdischen, bloss menschlichen Ursprungs bezw. sündig. Die Seele soll sich ihrer entschlagen und sich den von Gott mittelst geistiger Eindrücke (motus spiritales) mitzuteilenden ewigen und unveränderlichen „superiora", den im göttlichen Verstande ewig gründenden und von Gott dem menschlichen Geiste mitgeteilten Wahrheitsprinzipien, zuwenden, um durch dieselben im Grunde erneuert und von sinnlichen Vorstellungen gereinigt, mittelst der reinen Intelligenz die vera figura, d. h. die von aller sinnlichen Beimischung und blos menschlichen Gedankenzuthat freie, ewige Wahrheit, schauen zu können (de mus. VI, 3. 5; solil II, 20).

a. Was zuvörderst die Qualiät jener Bilder betrifft, welche die Seele entweder sich selbst unbewusst, sei's im Traume, sei's in krankhafter Erregung des Fiebers oder des Wahnsinns vorführt, oder bewusst im Wachen durch absichtliche Denkthätigkeit fasst, behält, gestaltet, oder endlich im Zustande der Ekstase oder Verzückung[65]) von oben her mit dem Bewusstsein des Unterschieds von der gemeinen Wirklichkeit empfängt, so sind dieselben allerdings den wirklichen Dingen, den materiellen Gegenständen, vollkommen ähnlich, keineswegs aber mit ihnen identisch; zwar Erscheinungsformen von Körpern, nicht aber selbst Körper oder körperlicher Natur, sondern geistartig[66]). Denn nicht der Körper bringt sie hervor im Geiste und teilt dem Geiste dadurch etwas von seiner Substanz mit, sondern der Geist selbst[67]) erzeugt sie

[65]) Die Ekstase, in welcher das sichtbar Wirkliche mit offenen Augen nicht gesehen, dagegen (relativ) Unsichtbares durch göttliche Einwirkung geschaut wird, unterscheidet sich durch das Bewusstsein des Unterschiedes zwischen dem Geschauten und dem Wirklichen von den krankhaft visionären Zuständen, in denen, wie auch im Traume, Geschautes und Wirkliches nicht bestimmt unterschieden wird. Von den drei, von Augustin unterschiedenen Arten der Wahrnehmung (vergl. Anm. 50) gehört nun die echte, gottgewirkte Ekstase meist nicht blos dem Gebiete der visio „spiritalis“ an, in welcher der Geist Körperbilder empfängt, sondern auch dem der an sich einzig untrüglichen, über das Gebiet der opinio (des Vorstellens, Wähnens) erhabenen visio intellectualis an, in welcher er die reine, unkörperliche Wahrheit schant, und unterscheidet sich eben dadurch als wahre, göttliche von der bloss natürlichen, erdgeborenen Ekstase. Diese sieht nur, ohne einzusehen (vidot non intellegit), nimmt die Zeichen der unsichtbaren Dinge wahr, ohne deren Sinn und Bedeutung zu wissen. Jene ist mit einer Erleuchtung des Verstandes behufs Deutung des Sinnes verbunden und steht somit über ihr. So versteht sich Joseph auch auf die Deutung des von Pharao geschauten Traumes, so empfängt Daniel den Traum des Nebukadnezar samt seiner Bedeutung (cf. de gen. ad litt. XII, 6—14).

[66]) de an. et ej. orig. IV, 17. 20. 21; de gen. ad litt. XII, 2 ff. 18; VII, 21.

[67]) Das Subjekt der Wahrnehmung von Körperbildern wird von Augustin in der Regel durch spiritus bezeichnet und im Unterschiede von der Vernunft (mens, ratio, intelligentia), welcher das ratiocinari und intelligere zukommt, „proprio sensu“ definiert als vis quaedam animae mente inferior, ubi corporalium rerum similitudines (corporum imagines) exprimuntur (de gen. ad litt. XII, 9; cf. 23. 24). Er beruft sich dabei auf den vom Apostel Paulus I. Cor. 14, 14. 15. (de gen. ad litt. XII, 9)

in sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Wie aber das Bild des Körpers vorzüglicher ist als der Körper selbst, so ist auch der Geist besser als die Substanz, aus der er das Bild geformt hat, gleichwie der Schöpfer besser ist als der Stoff, aus

---

gegebenen Unterschied von πνεῦμα (spiritus) und νοῦς (mens), doch hat er an jener Stelle den Begriff des πνεῦμα schwerlich richtig gefasst. Hieraus entwickeln sich nun Widersprüche in seiner weiteren Begriffsbestimmung. Er will nämlich andrerseits doch unter spiritus auch wiederum „proprio sensu“ (!) „distincte“ den höheren, mit mens identischen intellektuellen Teil der menschlichen Natur verstanden wissen und beruft sich dabei auf Schriftstellen wie Röm. 7, 25; Gal. 5, 17; Eph. 4, 23; I. Thess. 5, 23, in denen πνεῦμα mit νοῦς identisch (?) gebraucht werde (de an. et ej. orig. IV, 22). Schliesslich (de an. et ej. orig. IV, 23) bemerkt er, die Frage um den spiritus sei schwierig; das Wort werde in der h. Schrift in verschiedener Bedeutung gebraucht; auch die ganze Seele (anima) werde damit bezeichnet, ja im weitesten Sinne jede sinnlich nicht greifbare Substanz, mithin Gott selbst als der spiritus creator, wie der spiritus creatus, die Menschen- und Tierseele, so auch (vermutlich auf Grund des biblischen Sprachgebrauchs von רוח und πνεῦμα) selbst die unsichtbare, wiewohl körperliche Luft. Was nun die Anwendung dieser Bezeichnung auf die menschlichen Seelenvermögen betrifft, so scheint uns aus der Vergleichung der hierher gehörigen Stellen zu folgen, dass er zwar spiritus meist medial wie anima gebraucht und im Wechsel mit anima auf beide Seiten der menschlichen Seele bezieht (indem, wie er bemerkt, auch nach der Schrift I. Mos. 2, 7 in anima der spiritus, Joh. 19, 30 in spiritus die anima eingeschlossen gedacht werde); dass er jedoch bestimmter spiritus fast überall, wo es im Gegensatz zum Körper steht, mit Einschluss der mens, also für die ganze Seele als ein schlechthin Unkörperliches, wo es dagegen im Gegensatz zur mens steht, ausschliesslich zur Bezeichnung des niederen „Teiles“ der menschlichen Seele gebraucht. — Uebrigens erhellt aus diesem schwankenden Sprachgebrauch des Kirchenlehrers zur Genüge, wie misslich es ist, sich bei Aufstellung psychologischer Begriffe auf die Bibel zu berufen, deren vieldeutige, lediglich auf das Verständnis der auf dem Boden der göttlichen Heilsoffenbarung entsprungenen religiös-sittlichen Lebens abzielenden Bezeichnungen in ihrer unmittelbaren Uebertragung auf das Gebiet der philosophischen Forschung nur verwirrend wirken können. Es gehört zu den Errungenschaften der Reformation, insbesondere der modernen Theologie und Philosophie seit Kant und Schleiermacher, eine reinlichere Scheidung zwischen den beiden Gebieten der theologischen und philosophischen Forschung angebahnt zu haben, die Augustin bei seinem vielfach noch kritik- und prinziplosen Schriftgebrauch und bei seiner Abhängigkeit von der wissenschaftlichen Ueberlieferung der altchristlichen Zeit ausserstande war zu vollziehen. Vergl. Anm. 36.

dem er schafft; und wenn auch der behufs Erzeugung des Körperbildes erforderliche Körper der Zeit nach vorangeht, so steht er ihm doch hinsichtlich seiner Natur nach.

b. In Anbetracht aber der Quantität jener Bilder steht fest, dass die Seele, wenn sie ein Körperliches wäre, nimmermehr imstande sein würde, Bilder von so vielen und so grossen Körpern, Räumlichkeiten, Gegenden in eins zusammenzufassen und bei sich zu tragen, noch auch durch den Akt der Wiedererinnerung hervorzunehmen vermöchte, da kein Körper die Grenzen des von ihm eingenommenen Raumes überschreiten kann [68]). Angenommen nun auch, die Seele wäre eine so feine Substanz wie die Luft [69]), so würde doch selbst die durch den ganzen Weltraum ausgebreitete Luft jene Unzahl von Bildern nicht fassen können, da das eine über Räumlichkeit und Ausdehnung schlechthin erhabene, unteilbare und einfache Substanz voraussetzt. Eine solche ist eben die Seele, und wie sie selbst nichts räumlich Ausgedehntes ist, so ist auch ihre Wirksamkeit nicht, wie die des Körpers, eine zeitliche und räumliche zugleich, sondern eine bloss zeitliche [70]).

3. Wie nun schon aus der relativ vom Körper unabhängigen mittleren Funktion der Seele folgt, dass dieselbe weder ein Körper noch ein körperliches Element ist, so setzt eine Betrachtung der vom Körperlichen absolut unabhängigen Sphäre des Denkens die Immaterialität der Seele vollends ausser Zweifel. Betrachten wir nun den Akt und die Objekte des Denkens, so wird im ersten Falle die Annahme, dass die Seele eine Form oder Qualität, eine Mischung oder Harmonie des Körpers sei, im zweiten Falle, dass sie ein uns unbekanntes, feineres fünftes Körperelement sei, zurückgewiesen.

a. Im Akte des Denkens macht die Seele sich los vom

---

68) de an. et ej. orig. IV, 17.

69) de quant. an. 5. 14.

70) cf. de gen. ad litt. VIII, 20: „Der geschaffene Geist (spiritus creatus) bewegt sich in der Zeit, den Körper durch Raum und Zeit; der Schöpfer-Geist (spiritus creator) bewegt sich und die Welt ohne Zeit und Raum, den geschaffenen Geist durch die Zeit, ohne Ort, den Körper durch Zeit und Ort.“

Körper, um intelligible Grössen zu erkennen. Die Mischung aber oder die Harmonie eines Körpers ist wie die Qualität oder das Accidenz, wie Farbe und Gestalt, unzertrennbar mit der Substanz verbunden und erscheint überall als durch deren Veränderungen bestimmt. Das Gegenteil findet statt bei der Seele im Akte des Denkens [71]).

b. Steht es weiter in Betreff der Objekte des Denkens fest, dass die Seele schlechthin unkörperliche, intelligible [72]) Grössen und Begriffe denkt, erkennt, weiss, so ist sie notwenig ein Unkörperliches. Denn wie das Körperliche nur durch ein körperliches Auge, so kann auch das Unkörperliche nur durch ein ihm entsprechendes Organ wahrgenommen werden [73]). Die Seele erkennt aber schlechthin Un-

---

[71]) Vergl. oben das Argument über die Unsterblichkeit der Seele zu I, A, 2 und Plato, Phaedon p. 86 f.

[72]) Augustin bezieht das Prädikat intellectuale auf das perzipierende Organ, die Vernunft, intelligibile auf das Objekt und gebraucht dieses im Gegensatze zu dem mittelst des Körpersinnes wahrzunehmenden sensibile; „jenes kann sehen, dieses gesehen werden“ (de gen. ad litt. XII, 10; de civ. Dei VIII, 6). Aehnlich unterscheidet er (de ord. II, 11) rationale und rationabile; jenes Prädikat kommt dem mit Vernunft begabten Subjekte zu, dieses dem Objekte oder dem Produkte der Vernunft.

[73]) de quant. an. 14; de gen. ad litt. VII, 21; XII, 5. Der Satz: „Gleiches kann nur durch Gleiches erkannt werden“, auf den der obige Beweis sich zu stützen scheint, wird später allerdings von Augustin limitiert, da ja streng genommen aus demselben die Unmöglichkeit irgend welcher Erkenntnis des Sinnlichen durch ein schlechthin Geistiges, sowie des absoluten Geistes, Gottes, durch den endlichen Geist des Menschen folgen würde. Jedenfalls ist der Sinn dieses Satzes auch bei Augustin nur der, dass das höhere Geistige nicht durch ein niederes Körperliches, während dagegen das niedere Körperliche wohl durch das höhere Geistige wahrgenommen werden kann. In späterer Zeit behauptete Augustin, dass Gott dereinst auch mit dem sinnlichen Auge des menschlichen Leibes, freilich nicht des natürlichen, der Sünde und der Verderbnis unterworfenen, sondern des verklärten Leibes, als geistartigen, vollkommenen Organs des Geistes, geschaut werde, gleich wie Gott, der schlechthin, d. h. im absoluten Sinne Geist ist, auch das Sinnliche, Körperliche schaue. Wir sehen auch hier, wie bei Augustin allmählich der gesunde Ideal-Realismus der christlichen Weltanschauung, welcher Idee und Wirklichkeit, Geist und Körper, Uebersinnliches und Sinnliches weder in dualistischen, unversöhnlichen Gegensatz stellt, noch auch pantheistisch identificiert, sondern beides in seinem realen Unterschiede erfassend, gleichwohl als thatsächlich in einem höheren Dritten versöhnt (Joh. 1, 14;

körperliches, wie die mathematischen Grössen, die mathematische Linie, den mathematischen Punkt. Der schlechthin unteilbare, unkörperliche Punkt aber würde nicht von einem Körperlichen, Teilbaren geschaut werden können. Mithin ist die Seele sicherlich schon aus diesem Grunde nicht ein fünfter, uns unbekannter Stoff, da derselbe, ob auch höherer und feinerer Art als die uns bekannten, wenn anders körperlich, immerhin als teilbar gedacht werden müsste.

Ferner erblickt der Mensch aber selbst in den Dingen der Welt ausser sich übersinnliche Verhältnisse und Formen, wie Zahl und Mass. Er führt dieselben nach einer inneren Nötigung zurück auf den Schöpfer aller Dinge, auf den Urheber aller Form, die Form selbst, die ewige Wahrheit, welche er durch Abkehr vom Sinnlichen und durch Einkehr in sich selbst über sich gewahr wird [74]). Ferner erkennt die menschliche Seele in sich sittliche Akte, Zustände und Beschaffenheiten, sowie deren ewige Normen in ihrem Bewusstsein, und schaut die höchsten Wahrheitsprinzipien. Endlich aber und vor Allem denkt, erkennt, weiss sie — sich selbst [75]).

Die Seele weiss um nichts besser als um sich selbst. Denn nichts steht ihr als Objekt ihrer Erkenntnis so nahe als sie sich selbst. Alles andere ist ihr relativ abwesend, steht ihr mehr fern und kann nur durch Vermittlungen von ihr erkannt werden. In Bezug auf das Wesen und Wirken der himmlischen Geister glaubt sie auf Auktorität

---

II. Cor. 5, 19) begreift, den Konsequenzen des einseitigen, wesentlich dualistisch gearteten, antiken Idealismus eines Plato und Plotin entgegen tritt, wenn er ihn auch nicht vollkommen zu überwinden vermag. (Vergl. Anm. 27.) Mit Rücksicht auf diese spätere Wandlung bezw. Modifikation seiner Denkart würden wir also statt des obigen Satzes richtiger den verwandten „Aehnliches kann nur durch Aehnliches erkannt werden" als Obersatz zu seinem Schlusse supponieren dürfen.

[74]) Vergl. hierzu das oben S. 52 zum Verständnis der Genesis des Augustinischen Philosophierens auf Grund seiner inneren Lebensentwickelung von uns Angedeutete und cf. VII, 7—11.

[75]) Vergl. zu der nun folgenden Untersuchung des Prozesses des Selbstbewusstseins Cartesius, meditationes de prima philosophia, sowie zur Vergleichung von Augustin und Cartesius: E. Melzer, Augustini atque Cartesii placita de mentis humanae sui cognitione quomodo inter se congruant a seseque differant, diss. inaug. Bonnae 1860.

hin; in Bezug auf den Willen anderer Menschen besitzt sie mehr ein Mutmassen auf Grund körperlicher Zeichen als ein Wissen; das Antlitz ihres eigenen Leibes erkennt sie nur im sinnlichen Medium des Spiegels, es ist ihr fern; sie selbst allein ist sich innerlich gegenwärtig, sich am nächsten, erkennt sich daher unmittelbar und kennt sich somit auch besser als Himmel und Erde, von denen sie nur mittelst der Augen ihres Leibes weiss [76]).

Wirklich besitzt auch die menschliche Seele bereits, indem sie selbst noch im Zustande des Nichtwissens auf ihr eigenes Wesen reflektiert, ein Wissen um sich selbst. Sie weiss sich in jenem Momente als nach Selbsterkenntnis strebend und als nicht wissend, weiss um jenen ihren Willensakt des Strebens, um diesen ihren Zustand des Nichtwissens [77]).

Nun aber kann vom Wissen eines Gegenstandes nicht die Rede sein, wenn nicht auch die Substanz desselben gekannt wird. Ist es mithin die Seele, welche als Subjekt zugleich um sich selbst als Objekt weiss, so kennt sie notwendig auch ihre Substanz, und die Gewissheit, welche sie von sich besitzt, ist zugleich eine Gewissheit von ihrer Substanz. Sie besitzt aber in Bezug darauf keine Gewissheit, ob sie Luft, Feuer, irgend ein Körper, ein Teil oder eine Erscheinungsform des Körpers ist. Folglich ist sie auch nichts Derartiges [78]).

Denn wie in Wirklichkeit die Aussagen derer, welche die Seele für ein Materielles halten, in Bezug auf den anzunehmenden Stoff selbst sehr verschieden und zum teil einander widersprechend lauten, so kann die Seele auch unmöglich in Bezug auf diesen Punkt es zu einer eigentlichen Gewissheit bringen. Denn gewiss weiss sie nur, was ihr innerlich nahe und gegenwärtig ist [79]). Alle materiellen Gegenstände aber sind ihr fern, fremd, äusserlich; um sie zu denken, bedarf sie der Einbildungskraft. Dass sie Feuer oder Luft oder überhaupt ein Körperliches ist, weiss sie nicht rein aus

[76]) de trin. X, 10. 3; 7—9; de gen. ad litt. VII, 21; de an. et ej. orig. IV, 19.
[77]) de trin. X, 10, 16.
[78]) de trin. X, 10, 13.
[79]) de trin. X, 10, 13.

sich, sondern nur mit Hülfe der Imagination; sie meint es nur, sie hält sich dafür, ohne es jedoch zu sein. Die Meinung, dass sie Luft sei, ist eben nur eine von aussen überkommene sinnliche Vorstellung, welche sie durch die Einbildungskraft auf sich bezieht.

Nun meinen aber nicht alle, dass sie Luft oder Derartiges seien; dagegen zweifelt niemand daran, dass er denkt und erkennt, dass er will, dass er sich erinnert und mithin, da kein Denken, Wollen, Sicherinnern ohne Leben, wie kein Leben ohne Sein oder Existenz gedacht werden kann, dass er ist und lebt als Subjekt zu jenen geistigen Thätigkeiten [80]). Das ist allen schlechthin gewiss, ja so über allen Zweifel erhaben, dass der Zweifel selbst als Bestätigung dieser Gewissheit dienen muss, insofern er nicht ohne Geistesakte des Denkens, Urteilens, Sicherinnerns u. s. w. vor sich gehen kann [81]). Das sind folglich Äusserungsweisen und Thätigkeiten, die sich die Seele nicht als etwas ihr von aussen Zugekommenes einbildet, sondern in denen sie sich wesentlich erscheint. Fasst sie nun jene ihre Grundakte rein für sich in bewusster Scheidung von aller durch die Einbildungskraft gegebenen sinnlichen Beimischung und getrennt von den Objekten, an denen sie sich bethätigen, ins Auge und betrachtet sie in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu einander, so gelangt sie ohne Zweifel zur festen, sicheren Erkenntnis der Grundelemente ihres eigenen Wesens [82]).

[80]) de trin. X, 10, 14.

[81]) de trin. X, 10. 14. 16. In diesem Beweisgrund für die Immaterialität der Seele erkennen wir das Bedeutendste, was Augustin auf dem Gebiete der philosophischen Forschung geleistet hat. An diesem, bereits scharf von ihm hervorgehobenen Punkte setzt 1100 Jahre später die mit Cartesius beginnende moderne philosophische Forschung wieder ein, wie es scheint, selbständig und ohne von Augustin bestimmt zu sein, da wir bei Descartes schwerlich eine so vertraute Bekanntschaft mit den Schriften des grossen Kirchenlehrers voraussetzen dürfen. Hiernach würde sich die Frage nach der Berechtigung jenes oben unter Anm. 18 von uns beigebrachten Urteils zu entscheiden haben. Immerhin aber bleibt dem Augustin das Verdienst, den leitenden Gedanken der ganzen neueren Philosophie zuerst ausgesprochen zu haben. Auch Ritter bemerkt zu diesem Lehrpunkte: „Man muss gestehen, dieser Beweis geht vom Mittelpunkte der Sache aus, zweifelt jedoch, ob Augustin die volle Kraft dieses Beweises gefühlt habe.

[82]) de trin. X, 10. 15.

Mit unumstösslicher Gewissheit erkennt sich die Seele nunmehr im Unterschiede von dem bloss mit Sinn, Bewegung und niederem Gedächtnis begabten Tiere als denkendes und erkennendes Sein und Leben; als ein Sein, das selber Subjekt, nicht bloss eine Qualität des Körpers als des Subjekts [83]) ist, das daher nicht aus einer der sinnenfälligen Naturen stammt, sondern sich als eine eigene göttliche Setzung erweist [84]). Endlich erkennt sie sich als lebendige Einheit, deren Grundkräfte (Gedächtnis, Intelligenz, Wille), wie sie real und substanziell eins sind in dem einen Sein und Leben des Geistes, in einem solchen Verhältnisse zu einander stehen, dass nicht bloss die eine die andere und jede sich, sondern jede alle anderen, und zwar nicht zumteil, sondern ganz fasst [85]), und insofern als ein einfaches, indes doch im Unterschiede von der göttlichen Natur nicht als schlechthin oder absolut einfaches, sondern nur als relativ, d. h. im Vergleich mit dem Körperlichen, einfaches Sein [86]). Denn die Gott allein zukommende absolute Einfachheit schliesst jede Veränderlichkeit, mithin jede Verschiedenheit der Qualitäten von einander und von der Substanz aus; Gott ist, was er hat, er ist das Sein, das Leben, die Weisheit, Gerechtigkeit und Güte selbst, und das Alles in Einem [87]). Dagegen offenbart die veränderliche menschliche Seele einen Unterschied der Qualitäten von einander und von der Substanz. Sie ist nicht selbst die Wahrheit, Gerechtigkeit u. s. w., sondern sie hat sie nur, hat nur teil am Wahrsein, Seligsein u. s. w., ohne es selbst zu sein [88]). Hierdurch erweist sie zugleich ihre Geschöpflichkeit, wie durch das denkende Prinzip ihre Gottebenbildlichkeit.

Die zuletzt gegebenen Bestimmungen des Kirchenlehrers über das Wesen der menschlichen Seele führen uns an die un-

---

[83]) Creatura spiritalis, substantia spiritalis, res quaedam intelligibilis; cf. de quant. an. 1. 13; de trin. I, 1; II, 8; XII, 1; Confess. XIII, 2; de trin. VI, 6.

[84]) de trin. X, 11; cf. IX, 2—6.

[85]) de trin. VI, 6.

[86]) Confess. I, 6; de civ. Dei XI, 10; de trin. XV, 5.

[87]) de lib. arb. II, 6; de trin. VI, 4. 6; de trin. VIII, 6.

[88]) de trin. IX, 4; XV, 22.

serer Abhandlung gesetzte Grenze; sie enthalten bereits die Grundlinien der Lehre Augustins über den Unterschied der menschlichen Seele von der tierischen nach unten, sowie über den von der göttlichen Natur nach oben und über die durch diese zwiefache Beziehung ihr gegebene Stellung unter den Weltwesen, Punkte, deren Erörterung uns nötigen würde, den Boden streng psychologischer Forschung zu verlassen und zugleich in das weite Gebiet der Theologie und Ethik hinüberzugreifen. Möchte inzwischen die kurze Darlegung der von uns berührten Lehrpunkte in etwas dazu beigetragen haben, das in der Einleitung über die Bedeutung Augustins auch auf dem Gebiete der Philosophie gefällte Urteil als nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen zu lassen, nämlich dass wir es hier mit einem Denker ersten Grades zu thun haben, der an Scharfsinn von keinem Philosophen der alten wie der neuen Zeit übertroffen wird, wie er an Tiefsinn schwerlich von jemandem erreicht sein möchte, der daher nicht bloss für das gesamte Mittelalter, sondern in mancher Hinsicht auch für die philosophische Forschung der Neuen Zeit tonangebend und grundlegend gewesen ist und deshalb vollen Anspruch erheben darf, wie die grossen Denker der alten Zeit, ein Plato, Plotin und Aristoteles, und die grossen Philosophen der Neuzeit, ein Spinoza, Leibniz, Kant und Hegel, auch heute noch gelesen und zwar gründlich gelesen zu werden.

Die Phantasie,

ihr Wesen,

ihre Wirkungsweise und ihr Wert.

Von

Gottlieb Leuchtenberger,

Direktor des Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Posen.

Phantasie, das ungeheure Riesenweib,
Sass zu Berg,
Hatte neben sich zum Zeitvertreib
Witz, den Zwerg;
Der Verstand
Seitwärts stand,
Ein proportionierter Mann,
Sah das tolle Spiel mit an.

In diesem halb tragisch, halb komisch wirkenden Bilde hat Rückert ein Verhältnis äusserlich dargestellt, welches uns alle sehr nahe angeht. Es giebt Seelenkräfte, die in ihrer Beziehung zu einander gar oft genau diesem Ehepaar mit dem Hausfreunde gleichen, das Bild ist Wahrheit und lebt in uns: Zwischen Frau Phantasie und dem Herrn Verstand giebt es nicht selten „Scenen", nämlich allemal dann, wenn die sonst anmutige Frau zu Berge geht und zur Riesin emporschwillt, während der Verstand der proportionierte Mann bleibt. Für die verstiegene Laune der Unbotmässigen ist dann der Witz ein trefflicher Gehülfe, da er nach seiner Eigenart das Verschiedenartigste und scheinbar gar nicht Zusammengehörige drollig zu vereinigen weiss.

Nur der Phantasie hat der Dichter einen Bundesgenossen gegeben, nicht dem Verstande. Er hatte nur die Absicht, das Übergewicht der ersteren über den letzteren zur Darstellung zu bringen. Aber in Wirklichkeit hat auch der Verstand einen Bundesgenossen, und zwar in der eigenen Schwester der Phantasie, in der Erinnerung.

Das führt mich zunächst zur Untersuchung über das Wesen der Phantasie.

In der That, naturverwandt wie zwei Schwestern sind Erinnerung und Phantasie. Ihre gemeinsame Mutter ist unsre Seele, ihr gemeinsamer Vater die Welt der Erscheinungen, in-

sofern die erscheinenden Dinge als sogenannte Vorstellungen oder Anschauungen in der Seele Gestalt, Halt und Triebkraft gewinnen. Denn die Thätigkeiten der Seele, durch welche diese die einmal aufgenommenen Vorstellungen aus eigner Kraft wiedererzeugt, oder, wie der wissenschaftliche Ausdruck dafür ist, reproduziert, sind eben Erinnerung und Phantasie.

Aber, so möchte man gleich anfangs einwerfen, wir sprechen doch von produktiver, d. h. frei aus sich gestaltender Phantasie, und gleichwohl sollen die Phantasievorstellungen auch nur reproduziert, also zuerst von der Aussenwelt aufgenommen und dann wiedergegeben sein? Es macht also die Sprache einen Fehler, indem sie die Bezeichnung „produktiv“ überhaupt auf die Phantasie anwandte? Sie macht auch einen Fehler, so oft sie die Phantasie „schöpferisch“ nennt? Denn damit wird ihr ja die Fähigkeit zugeschrieben, schaffen, d. h. aus nichts etwas machen zu können, nicht aber nur von aussen Empfangenes wiederzugeben. Zeigt sich denn nicht unleugbar erfahrungsmässig die Phantasie schöpferisch, produktiv? Goethe spricht in seiner 1. Epistel von einem Lande Utopien, d. h. Nirgendland, es giebt also ein solches Land in der Wirklichkeit nicht, und wenn Goethe es nun nachher doch beschreibt und seine Bewohner in ihren Sitten und Gebräuchen schildert, soll man da noch sagen, der Dichter gebe nur wieder, was er aufgenommen, er reproduziere, produziere aber nicht? Und wenn Schiller sagt: „Ewig jung ist nur die Phantasie: Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie“, so ist es doch eben die Phantasie, die nach seiner Meinung das schafft, was sich nie und nirgends begeben hat, was also darum auch nicht zuvor von aussen her aufgenommen sein kann? Und endlich, wer hat denn jemals und irgendwo solche Dinge gesehen, wie wir sie doch in manchen Erzeugnissen der Phantasie finden: Die Riesen und die Däumlinge, die Hexen und Kobolde, die Zuckerhäuschen und die verzauberten Prinzen und Prinzessinnen, die goldenen Äpfel, die singenden Blumen, die redenden Tiere, die Meilenstiefeln und all den bunten Apparat und heitern Flitterstaat der lieben Märchenwelt?

Es scheint doch wirklich, als sei hier die Phantasie produktiv, schöpferisch thätig und nicht nur reproduktiv.

Und doch ist es nur Schein. Sehen wir uns einige Phantasiegebilde genauer an, z. B. die Centauern. Ja, wer hat denn jemals ein Wesen gesehen, halb Pferd und halb Mensch? Keiner. Also ist das doch wohl eine reine „Schöpfung" der Phantasie? Nein, keine Schöpfung, nur eine Bildung. Wer bildet, gestaltet vorhandene Teile zu ëinem Ganzen, und zwar zu einem neuen Ganzen. Nun war auch in der Zeit, in welcher der Mythos von den Centauern entstand, das Pferd einc häufige Erscheinung und der Mensch doch auch, endlich auch ein Mensch auf einem Pferde. Da haben wir die Teile, ja, da haben wir sogar schon das Ganze, welches die reproduzierende Phantasie bildete.

Wenn der griechische Künstler seine Göttergestalten bildete, anthropomorphisch, d. h. nach dem Vorbild der menschlichen Gestalt, musste er sie bilden. Er schmückte nun die Vorstellung der Menschengestalt, die er oft gesehen, mit der Summe von höchster Würde, Kraft und Schönheit, von höchster Anmut und Reinheit, Eigenschaften, die er vereinzelt und in geringerem Masse auch schon bei Menschen gesehen, — und „des Menschen schöngestalte Glieder blühen droben im Olympus", das idealisierte Menschenbild, der Gott, die Göttin war da.

Berghohe Riesen hat es nie gegeben, sie sind ein Phantasieerzeugnis. Aber es hat doch sehr lange Menschen gegeben und die Berghöhe überhaupt. Indem die Phantasie dem Menschen die Berghöhe beilegt, vereinigt sie wiederum nur Vorhandenes und oft Wahrgenommenes zu einem neuen, nie und nirgends wahrgenommenen Gebilde. Dass ein solcher berghoher Mann, nachdem er einmal da war, mit seinen langen Beinen auch lange Schritte machte, ist natürlich, dass er Stiefeln trug, war anständig. Warum sollte nun aber die Kraft, weite Strecken mit langen Beinen in kürzester Zeit zu durchschreiten, sich nicht an die Riesenstiefeln überhaupt heften und jedem zu statten kommen, der sie trug? warum sollte die Phantasie nicht Meilenstiefeln bilden?

Tiere haben freilich nie reden können, wie die Phantasie ihnen in der Fabel und im Märchen andichtet. Aber sie haben

doch Bewegung, Empfindung, Triebe, haben auch eine Stimme. Der Mensch kann reden; er ist ja aber dem Tiere in manchem ähnlich; freigebig überträgt nun die Phantasie die Fähigkeit zu reden auch auf die Tiere und bildet aus der Vorstellung des redenden Menschen und des stimmbegabten Tieres die neue Vorstellung von redenden Tieren.

Gesungen hat noch nie ein Baum und keine Quelle. Aber warum sollten sie im Märchen nicht auch einmal singen? Leid und Freude hat's in ihrer Nähe ja oft gegeben, und auch sie selbst haben manches davon erfahren; hätten der Baum und die Quelle eine Stimme zum Singen, sie würden wohl ihr eignes und andrer Leid und Freude singen. Nun, wenn der Wind im Laube weht, rauscht oder rast, so hat der Baum so etwas wie eine Stimme, und wenn das Wässerlein emporquillt aus der Tiefe, oder wenn es an den Stein schlägt, oder wenn's herabfällt vom Gestein, so hat's auch so etwas wie eine Stimme. Kein Wunder also, dass es für die Phantasie singende Bäume giebt und singende Quellen.

Somit ist's klar: Im strengen Sinne schöpferisch ist die Phantasie nicht und nie und nirgends gewesen; sie ist reproduktiv und bildnerisch. Hierin eben liegt ihre Ähnlichkeit mit ihrer Schwester, der Erinnerung, zugleich allerdings auch ihre Unähnlichkeit. Denn Erinnerung ist das Vermögen der Seele, die Vorstellungen so, wie sie ins Gedächtnis aufgenommen waren, auch wieder hervorzubringen. Phantasie aber ist ihrem Wesen nach das Vermögen, die Vorstellungen anders als sie aufgenommen waren, zu gestalten und zusammenzustellen, und sie so zu reproduzieren.

Übrigens behalten die Ausdrücke „produktive" und „schöpferische" Phantasie ihr relatives Recht. Sie bezeichnen dann eben einen besonders hohen Grad origineller und aus alten Elementen Neues gestaltender Phantasiethätigkeit, und wenn wir dem Dichter und dem Künstler produktive, schöpferische Phantasie zuschreiben, so drücken wir damit aufs beste aus, dass er neue und sinnvolle Vereinigungen des in der Welt Vorhandenen, Geschehenen oder nach den allgemeinen Lebensbedingungen Möglichen zu stande gebracht hat. So bleibt Schillers Wort bestehen: Was die Phantasie darstellt, braucht sich nie und nirgends begeben zu haben, Neues bildet

sie täglich, Dinge, die in der Gestalt noch nicht da waren. Aber auch das alte Wort: Es ist alles schon dagewesen, bleibt bestehen; denn die Teile, aus denen das Phantasiegebilde zusammengesetzt ist, waren vorhanden und aufgenommen.

Daraus ergeben sich auch manche praktische Konsequenzen. Wenn ich sicher bin, dass ein junges Mädchen schon einmal einen Berg und auch schon einmal eine Kirche gesehen hat, so kann ich ihr die Aufgabe für einen deutschen Aufsatz stellen: „Die Kapelle auf dem Berge.“ Ohne jemals eine Kirche auf einem Berge oder, was dasselbe sagen will, einen Berg mit einer Kirche gesehen zu haben, also ohne eine Erinnerungsvorstellung vom Ganzen, wird sie doch die Teile zum Ganzen vereinigen und das Ganze schildern können, falls sie genug Phantasie besitzt. — Hat aber ein junges Mädchen noch nie eine Wassermühle zu Gesicht bekommen, auch noch gar keine Vorstellung von einem Thale, so wird sie auch die Aufgabe: „Die Wassermühle im Thale“ nicht vernünftig lösen können.

Noch weniger ist's natürlich möglich, eine geographische Skizze zu entwerfen, wenn man den betreffenden Ort nie gesehen, und ich kann mir die entsetzliche Verlegenheit jener in hohem Masse mit Phantasie begabten Schülerin vorstellen, welche die Gegend am Mont Cenis schildern sollte, und sie war doch noch nicht dort gewesen, hatte auch bisher noch keinen grösseren Berg, sondern nur den Hügel hinter dem Hause ihres Vaters gesehen.

Zur treuen Wiedergabe von geographischen Skizzen ist die Erinnerung nötig, nicht die Phantasie, diese wenigstens nur zur glücklichen sprachlichen Darstellung des Erinnerungsbildes, zur Colorierung des Bildes und etwa noch zur Wiedergabe des tieferen Eindrucks der zu schildernden Gegend. Mischt sich die Phantasie sonst ein, so zeigt sie sich leicht als Feindin der Erinnerung. —

Und hier sehen wir denn nun die Unähnlichkeit zwischen Phantasie und Erinnerung aufs deutlichste: Die Erinnerung bemüht sich, die Vorstellungen so zu geben, wie sie dieselben empfangen, die Phantasie verändert sie geflissentlich.

Dass mit dem Gesagten in der That das Wesen der Phantasie ausgedrückt ist, wird auch klar, wenn man nun weiter ihre **Wirkungsweise** untersucht.

Ein jeder hat schon einmal gelesen, dass jemand die „bittersten“ Thränen geweint hat, und auch von „süssen“ Thränen spricht man. Und doch schmecken Thränen weder süss noch bitter, sondern salzig. Wie ist nun solch ein chemikalisches Versehen in die Sprache gekommen? Das kommt vom Anteil der Phantasie bei der Sprachbildung. Thränen sind Zeugen des *Schmerzes*, können aber auch Zeugen der *Freude* sein. *Bitter* und *süss* sind *zunächst* und *eigentlich nur* etwas für die Schleimhaut der Zunge und des Mundes, für den Geschmack. Nun aber ist „es schmeckt *bitter*“ meist so viel wie „es schmeckt *unangenehm*“, der Geschmack von *Süssigkeit* aber ist *angenehm*. Da nun also einerseits Thränen der Ausdruck des *Schmerzes* sind und der Schmerz *unangenehm* ist, andrerseits der *bittre* Geschmack *auch* unangenehm ist, so erkühnt sich die Phantasie, die Metapher in die Sprache zu bringen „*bittre* Thränen“, indem sie ganz davon absieht, dass „bitter“ ins Gebiet des *Geschmacks* gehört und Thränen aus dem *Auge* oder vielmehr aus dem Herzen kommen. Und so ist's umgekehrt auch mit den „*süssen*“ Thränen. Klar ist, von der *chemischen* Beschaffenheit der Thräne will hierbei die Phantasie nichts wissen; sie überlässt es einer *andern* Sprache, die Thräne Salzwasser zu nennen. Mithin sieht hier die Phantasie von einer Thatsache ab. Dieses *Absehn* aber von etwas zu Gunsten eines *wichtiger* erscheinenden Zweckes nennt man „abstrahieren“, und so zeigt sich also bei der Frage: wie verfährt die Phantasie, und welches ist ihre Wirkungsweise? zunächst, dass sie *abstrahierend* thätig ist.

Wer hätte noch nicht erfahren, was für ein treffliches Bild das ist: „der Stachel der Reue“! Aber wenn wir diesen Stachel fühlen, ist da vielleicht ein Stab, an welchem sich eine oder mehrere Spitzen befinden, und bohren sich diese eisernen oder hölzernen oder knöchernen Spitzen in unser Inneres, dahin, wo wir doch den *Schmerz* empfinden? Nein, von einem solchen Mordinstrument hat die Phantasie ganz abstrahiert, als sie den Ausdruck bildete, nur die *Wirkung* einer Verwundung durch den Stachel überträgt sie auf den brennenden, ätzenden Schmerz, das tiefe Wehe der Seele, welches wir Reue nennen.

Von einem jugendfrischen Mägdlein sagt man wohl, sie habe „rosige“ Wangen. Was soll das heissen? Meint man etwa damit: Ihre Wangen duften wie Rosen? Oder meint man damit, dass sich auf den Wangen Rundungen darstellen, die wie Rosenblätter aussehen? und dass dieselben auch so zahlreich seien, wie die Blätter einer Rose? Armes Kind, du wärst übel gezeichnet! Nein, von dem allen muss man bei diesem Sprachbilde ganz absehen; davon hat die Phantasie, als sie das Bild schuf, ganz abstrahiert. Sie wollte uns nur aufmerksam machen auf die Ähnlichkeit zwischen dem zarten Rot, dem schmelzenden Anhauch einer in Gesundheit lieblichen Menschenwange und dem lieblichen Farbenschmelz mancher roten Rosen. Mancher, auch nicht jeder. Denn auch davon müssen wir noch abstrahieren, dass es ja auch dunkelrote, und dass es auch gelbe und weisse Rosen giebt, denn diese alle haben mit den frischen Rosen auf den Wangen nichts zu thun.

Abstrahierend also wirkt die Phantasie, d. h. sie scheidet aus einer Reihe von ursprünglich verbundenen Vorstellungen die eine und die andre aus, oder löst von einer Einzelvorstellung gewisse Teile los.

Aber ihre Wirkungsweise kann auch die entgegengesetzte sein: In eine Reihe mit einander verbundener Vorstellungen fügt sie dann eine oder mehrere neue Vorstellungen ein, oder sie ergänzt in einer Einzelvorstellung eine oder einige Lücken, oder sie bestimmt das Dunkle und Unbestimmte und sie macht das Allgemeine zu etwas Individuellem. Diese ihre zweite Wirkungsweise nennen wir daher auch die determinierende, d. h. eben die bestimmende.

Ich will annehmen: Es hat jemand eine weite Reise gemacht. Reich an Erfahrungen und Eindrücken kehrt er zurück. War er schon sonst in Gesellschaften ein gern gesehener Mann, so drängt sich jetzt erst recht alles zu ihm, um ihn erzählen zu hören. Und er erzählt und schildert schön und fliessend. Sein Gedächtnis scheint ein äusserst glückliches; frisch, kräftig, zusammenhängend gestaltet er die Bilder seiner Reise. Ich nehme weiter an: Du sollst Gelegenheit haben, ihn auch zu hören; du wunderst dich, dass er niemals um den passenden

Ausdruck verlegen, dass er niemals über das Thatsächliche und in der Natur Vorhandene auch nur momentan in seinem Bericht in Zweifel ist. Du denkst: „Wie ein Buch!“ Aber du bist kritisch. Es ist dir gelungen, mit dem Manne näher bekannt zu werden. Eines Abends, nachdem er wieder einen Triumph gefeiert, gehst du mit ihm nach Hause. Du sprichst offen deine Verwunderung über sein Talent zu erzählen und zu schildern aus. „Mein guter Freund,“ entgegnet er darauf, „ich stehe nicht dafür, dass in der That auch alles genau so sei und von mir genau so wahrgenommen und aufgefasst sei, wie ich es da und dort erzähle. Aber ich habe einen solchen Widerwillen vor dem „ich glaube, so war's“ — und „ich muss mich doch erst genau besinnen“ — und „wenn ich mich nicht irre“ — und „ich denke, es wird so gewesen sein“ und vor dergleichen Vorsichtsäusserungen, dass ich lieber eine Lücke in meinen Erinnerungen willkürlich ausfülle; den Damen und Herren in der Gesellschaft wird dadurch unstreitig etwas Genussreicheres geboten, und wozu hätte man denn die Phantasie?“

Bei diesem Manne wirkte also in diesem Falle die Phantasie determinierend. Und er war sich dessen bewusst. Oft determiniert die Phantasie, ohne dass man sich dessen bewusst ist, und ohne dass man sie im geringsten dazu ermächtigt hat.

Der Abend sinkt hernieder. Es schreitet von bewohnten Hütten fern „im wilden Forst der Wandrer“. Er schreitet allein. Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei. Siehe da, aus dem Gesträuch vor ihm erhebt sich eine lange Gestalt. Der Wald gilt längst für unsicher. Das Herz pocht dem Wandersmann, die Gestalt kommt näher: Struppiges Haar hängt um den dicken Kopf, einen gewaltigen Knüttel trägt sie hoch erhoben — armer Wandersmann, es gilt, dein Leben teuer zu verkaufen, noch wenige Schritte, und — er steht vor einem Baumstumpf, den die Phantasie, unterstützt vom Zwielicht und dem streifenden Nebel, zum Strolch herausstaffiert hatte.

Die alte Feindschaft zweier Völker hat in einem misslichen Streitpunkte neue Nahrung erhalten. Der besorgte Schöppenstädter redet schon vom nahen Kriege. Alle Bauern nehmen am nächsten Markttage Kriegsgedanken mit in ihre stillen

Dörfer. Der Krieg liegt in der Luft. Kein Wunder, da er in der Luft liegt, dass in der nächsten Nummer des Wochenblattes von Schöppenstädt zu lesen ist: „Der Krieg scheint unvermeidlich; schon kündigt ihn der Himmel selbst an; denn man hat gestern Abend gleich nach Sonnenuntergang Schwerter, Kanonen und Schlachtgetümmel in den Wolken gesehen.“ — Gewiss: „man“ hat das gesehen, „man“ wird das bei ähnlicher Gelegenheit wieder sehen. Da „man“ schon diese Schreckdinge im Kopfe hatte, so hat „man“ sie in den seltsamen Wolkenformationen, die sich bei und gleich nach dem Sonnenuntergang oft zeigen, auch gefunden, d. h. die determinierende Phantasie hat alles, was fehlte an der Erscheinung in dem Wolkenbilde — und das war gewiss nicht wenig — freigebig hinzugefügt.

An das Bleigiessen in der Neujahrsnacht will ich nur erinnern: Was wären meist die rohen Blei-Ungestalten, wenn die Menschen sie nicht mit der determinierenden Kraft der Phantasie gestalteten und nun ihre liebsten Wünsche oder ihre Befürchtungen in Erzsymbolen vorgebildet sähen.

Es sollte mich nun aber gar nicht wundern, wenn jemand, der den bisherigen Auseinandersetzungen und Beispielen aufmerksam gefolgt ist, bemerkte, dass bei der abstrahierenden Wirkungsweise doch auch zugleich etwas Determinierendes und umgekehrt bei der determinierenden auch etwas Abstrahierendes sei. Es ist in der That so. Völlig rein und ohne Beimischung der andern erscheint wohl keine von beiden Wirkungsweisen. Je nachdem nun die eine oder die andre vorherrscht, muss man die Bezeichnung wählen. Nicht immer aber ist es möglich, das Vorherrschende zu erkennen. Sehr oft ist die Phantasie mit solcher Freiheit thätig, dass man ihr nicht mehr recht auf die rosigen Finger sehen und nicht mehr recht sagen kann, ob sie mehr abstrahiert oder mehr determiniert, und inwiefern sie mehr das eine, inwiefern mehr das andere thut. Daher belegt man dieses Treiben und Wirken der Phantasie mit einer neuen Bezeichnung und sagt, die Phantasie wirke auch combinierend, nämlich dann, wenn sie determinierend und abstrahierend zugleich thätig sei. Eigentlich wirkt sie, wie eben gesagt, immer combinierend, aber nur ihre hochgradige combinierende Wirkungsweise

benennt man mit diesem Beiwort. Meist kann eine sorgfältige Untersuchung hier die beiden Elemente noch mit ziemlicher Genauigkeit scheiden. Wer Goethes Dichtungen und auch sein Leben kennt, der findet leicht, dass die ersteren vielfach Selbstbekenntnisse sind; seine Poesie ist Erfahrungspoesie im edelsten Sinne des Wortes. Indessen nicht alles Erfahrene und Wirkliche schlechthin eignet sich zur poetischen Darstellung, es müssen Abzüge davon und Zusätze dazu gemacht werden, beides, bis das Wirkliche idealisiert ist, und bis das persönlich Individuelle allgemeine Bedeutung gewinnt.

Historische Dramen und historische Romane, auch historische Bilder werden ohne die combinierende Kraft der Phantasie nicht entstehen. Die originellsten Erzeugnisse der Phantasie entstammen dieser ihrer combinierenden Wirkungsweise.

Es gehörte jedenfalls viel Phantasie dazu, ehe die Sage von der Niobe ausgebildet war. Eine Felsbildung so lange betrachten, bis sie als ein weinendes Frauenbild erscheint, das heisst sie zunächst zwar unter dem Einfluss der vorwiegend abstrahierenden Phantasie betrachten; denn von wie vielem an dem rohen Felsgebilde musste abgesehen werden, ehe man das Bild einer schönen, unglücklichen und unaufhörlich weinenden Frau sich von jenem abheben sah. Indessen ohne jede Mitwirkung der determinierenden Phantasie kamen auch diese Bestimmungen, diese Enthüllung des Felsenbildes nicht zu stande. Von nun an aber wird sie vorherrschend: Die Tiefe des Schmerzes, den das Steinbild zeigt, deutet auf ein sehr schweres Leid, die schwersten Leiden der Sterblichen entspringen, nach der Ansicht der frommen Alten, aus Verachtung der Unsterblichen; titanenhafter Stolz ist der schlimmste Verächter und Feind der Gottheit, aber sein Fall auch unvermeidlich und furchtbar. Der Titanismus in Niobe, dem sterblichen Weibe, zeigt sich gegen Leto, das unsterbliche Weib, in dem, was im frühen Altertum des Weibes höchste Ehre und höchster Stolz ist, in der möglichst grossen Schar blühender Kinder. Und nun gestaltet sich der Mythos fest und sicher. Das Steinbild war dereinst die lebensfrische, glückliche Königin Niobe. Von sieben blühen-

den Söhnen und sieben blühenden Töchtern war sie die stolze Mutter. Und so sehr vergass sie in ihrem Hochgefühl, dass das Unglück schnell schreitet, dass sie sich vorkam wie erhaben über den Wechsel des Geschicks. So wagt sie, da sie vierzehn Kinder habe, sich zu erheben über die Göttin Leto, die ja nur zwei Kinder besitze, den Apollo und die Artemis. Darüber ergrimmt das „göttliche Geschwisterpaar,“, und getroffen von den Pfeilen des Apollo sinken die sieben Söhne, getroffen von den Pfeilen der Artemis die sieben Töchter dahin, eine Beute des Todes. Die Königin aber „sitzt unbeweglich lange Tage und Nächte unter den vierzehn Leichen ihrer Kinder, bis ihr ganzer Körper zu Stein wird. Aber auch in dieser Gestalt kann sie den Ausbruch ihres Schmerzes nicht zurückhalten, und der Quell ihrer Thränen rinnt unversiegbar.“

Die phantasiereichste Art der Dichtung, das Märchen, ist auch zugleich das Gebiet der seltsamsten Kombinationen. Hier zeigt sich die Phantasie in ihrer combinierenden Wirkungsweise am regsten und am unberechenbarsten. Wer zurückdenkt an diese Zauberwelt, die ihn in seiner Kindheit lieblich umgaukelt, wer den Gang dieser wunderbaren und wunderlichen Begebenheiten, die sich nie begeben haben, weil sie sich nie haben begeben können, mit prüfendem Verstande verfolgt, der wird überall die beiden Hauptwirkungsweisen der Phantasie gemeinsam und oft gleichzeitig in ruheloser Thätigkeit finden, so dass eben hier eine Welt entsteht, deren einfachste Elemente zwar den realen Anschauungen entsprechen, deren Aufbau aber zu Teilen und zum Ganzen mit der Realität nichts mehr gemein hat.

Und mit den Phantasiebildern unsres eignen Lebens ist's ebenso. Wer sich die Mühe giebt — und es hat dies psychologischen und ethischen Wert —, dem Bilde seiner Phantasie, über dessen Entwurf, Ausmalen und sehnsuchts- oder angstvollem Betrachten er seine Seele ertappt, mit klarem Blick des Verstandes sich gegenüber zu stellen, der wird hier mehr die abstrahierende, dort mehr die determinierende Kraft seiner Phantasie erkennen, und wie beide Kräfte sich zur Kombination in einander fügen und die Hände reichen zum seltsamen Tanz und Spiel seelischer Gestaltungen.

Doch es giebt ja wohl Menschen, die, wie sie sagen, fertig sind mit der Phantasie und ihrem bunten Spiel. Darin spricht sich eine Geringschätzung der Phantasie aus. Andre dagegen erheben sie hoch: „Göttlich“ nennt sie Schiller, und Goethe verherrlicht sie in der bekannten schönen Ode: „Meine Göttin“.

Was ist denn nun eigentlich zu halten von dem **Wert** der Phantasie?

Wir müssen sie zunächst als eine Gehülfin des Verstandes bezeichnen beim Denken wie beim Ausdruck der Gedanken. Vor allem dient sie dem Verstande bei dem so ausserordentlich wichtigen Geschäft der Begriffsbestimmung. Wenn man nämlich den Begriff eines Dinges finden will, so muss man sich zuerst und vor allem Anschauungen oder Vorstellungen von dem Dinge verschaffen, und zwar möglichst viele. Wenn ich z. B. den Begriff Tugend bestimmen sollte, so müsste ich zuerst eine reiche Anzahl von Handlungen und Erscheinungen mir vorführen, welche man tugendhafte nennen könnte, weil bei ihnen irgend eine der Tugenden zur Darstellung kommt. Der Verstand will nämlich diese mancherlei Äusserungen und Erscheinungen von Tugenden mit einander vergleichen, um zu finden, was allen diesen Tugendäusserungen ohne Ausnahme eigen ist, und was dagegen nur einige derselben, andere aber nicht haben; er will von dem, was nicht allen gemeinsam ist, als von Zufälligem, absehen und nur das allen Gemeinsame als das Wesentliche festhalten; diese wesentlichen Merkmale will er dann zusammenfassen, und diese Zusammenfassung aller wesentlichen Merkmale der Dinge ein und derselben Art oder Gattung nennt man dann eben Begriff. Jene Vorstellungen und Anschauungen nun aber, von welchen jede Begriffsbestimmung ausgehen muss, für den Verstand zu beschaffen und sie ihm gleichsam vor die Augen zu halten und zur Verwertung darzubieten, das ist Sache der Phantasie; und wem nicht unbekannt ist, dass von allem, womit der Verstand es zu thun hat, das Wichtigste eben die Begriffe sind, dem ist schon deshalb der hohe Wert der Phantasie für den Verstand und seine Geschäfte unleugbar.

Ausser bei der Begriffsbildung dient aber die Phantasie dem Verstande auch sonst noch. Der Philosoph Herbart

sagt einmal, es sei zweifelhaft, ob Newton mehr Phantasie gehabt habe oder — Shakespeare. Wir stutzen. Shakespeare, das reiche Dichteringenium, und Newton, der Mann der strengen Wissenschaft? Was meint denn Herbart eigentlich? Aber er meint wirklich nichts anderes, als dass Newton für seine Wissenschaft ebenso sehr der Phantasie bedurfte als Shakespeare für seine Kunst. Newton war ein Forscher und Pfadfinder auf den Gebieten der Mathematik und der Naturwissenschaft. Auf beiden Gebieten hat er Neues und so Wichtiges gefunden, dass von ihm für beide Wissenschaften ein neuer Aufschwung datiert. Also wollte Herbart sagen, zu so grossartigen Erfolgen wissenschaftlicher Forschung bedarf es in hohem Grade der Phantasie. Und darin hat er recht. Jede wissenschaftliche Erfindung, ehe sie hinlänglich gesichert erscheint, steht als eine sogenannte Hypothese da. Eine gediegene Hypothese nun ist eine Vorwegnahme der Wahrheit. Wie aber Hypothesen zu stande kommen, das ist keineswegs stets klar, und bisweilen wird selbst der, der sie zu stande gebracht, den Weg, den er bis zu ihrer Aufstellung zurückgelegt, nicht genau angeben können. Das deutet schon hin auf die Mitwirkung einer nicht immer berechenbaren Kraft, wie die Phantasie es ist. Auch des Forschers Phantasie kombiniert zunächst Erscheinungen und Gesetze scheinbar mit jener Willkür, welche der Phantasie überhaupt eigen ist. Zuerst nur in dunkler Ahnung einer Wahrheit streckt sie mutvoll die Hand aus ins unermessne Reich der Möglichkeiten. Aber, was der Genius verspricht, leistet dann die Natur wirklich: Das in dunkler Ahnung Ergriffene wird vom Verstande geprüft, und die Probe ergiebt, dass thatsächlich jetzt ein höheres Prinzip gefunden ist, von dem aus viele bisher unerklärte und unter kein festes Gesetz zu zwingende Erscheinungen helles Licht und einheitliche Erklärung gewinnen.

Dass allein durch Hypothesen die Wissenschaften vorwärts kommen, ist längst anerkannt. Da nun aber Hypothesen nur unter dem Einfluss der Phantasie zu stande kommen, so kann eben die Wissenschaft, wenn sie ihren Fortschritt sichern will, die Phantasie nicht entbehren.

Und was von den wissenschaftlichen Erfindungen gilt, das findet bei Erfindungen auf dem praktischen Gebiet

auch seine Anwendung. Zur Konstruktion z. B. einer neuen Maschine braucht der talentvolle Ingenieur gleichfalls nicht bloss Verstand, sondern auch Phantasie.

Aber nicht bloss bei den Aufgaben des Denkens selbst leistet die Phantasie dem Verstande gute Dienste, sondern auch beim sprachlichen Ausdruck des Gedachten. Hierbei führt sie die reiche Fülle des Metaphorischen, Symbolischen und Allegorischen in die Sprache ein.

Müsste z. B. der Verstand rein begrifflich von einem Holden sagen: Er war kühn und unüberwindlich und zugleich grossmütig gegen den Feind, so giebt ihm dafür die Phantasie das eine anschauliche Bild an die Hand: Er war ein Löwe in der Schlacht.

„Der mittelalterliche Ritter verlässt sein Schloss, um in den Kampf zu ziehn. Seine Rüstung funkelt. Es galoppiert sein Ross. Er ist furchtbar anzusehn, und Verderben wird er bereiten.“ So müsste der Verstand sagen. Die Phantasie aber überredet ihn, seine Begriffe in das von ihr geschaffene Bild einzukleiden, und nun lesen wir: „Eine Donnerwolke flog der Ritter zur Schlacht.“ — Dort zieht der Spielmann der nahen Herrenburg zu. Mit dem Spiel seiner Harfe will er Damen und Herren erfreuen; denn die hellblinkenden Saiten, wenn Meisters Hand sie rührt, erwecken schöne Gefühle im Herzen. Wie viele und wie schale Worte! Die Phantasie drückt das alles kürzer und schöner aus. Sie sagt: „Süsser Wohllaut schläft in der Saiten Gold.“

Gesund an Leib und Seele, voll regen Strebens, kühner Hoffnungen, sich überschätzenden Selbstvertrauens, ohne Furcht, weil ohne Kenntnis der im Leben drohenden Gefahren —, so steht ein Jüngling vor uns. Am Stabe, vieler Hoffnungen beraubt, bescheiden auf weniges hinblickend, was er erreichte, nach Ruhe sich sehnend und allein noch stiller Beschränkung froh — das ist der Greis. Beide, den Jüngling wie den Greis, zeigt uns die Phantasie mit ihren Bildern so: „In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling, still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.“

So reicht also die Phantasie dem Verstande beim Ausdruck seiner Gedanken ihre Bilder dar.

Und das nicht etwa bloss in der poetischen Sprache. Lessing, der gewiss das Muster eines Prosaikers ist, zeigt sich als ein grosser Freund des Bildlichen. Statt z. B. zu schreiben: „Man erlaube mir einmal, nicht mit dem, was das erste ist, auch wirklich anzufangen, sondern aus dem, was der strengen Entwickelung nach erst später zur Besprechung kommen sollte, etwas gleich anfangs zu behandeln," statt so zu schreiben, sagt er vielmehr in seiner Abhandlung über die Fabel: „Man erlaube mir, gleich anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun." Dieser „Sprung in die Mitte", welch ein schönes, kräftiges Bild, und wie klar und kurz bringt es den Gedanken des Verstandes zur Geltung! Und solche Bilder und Reihen von Bildern der Phantasie liessen sich gerade aus des scharfsinnigen Lessing Prosa in Menge vorführen. Man denke nur an seine Selbstbeurteilung im 55. antiquarischen Briefe, in welchem er sich und seine Thätigkeit unter dem Bild einer Mühle darstellt.

Leider kann nun aber die Phantasie statt einer Gehülfin des Verstandes auch seine Gegnerin sein. Denn es ist ihr nach ihrem Wesen eigen, am Thatbestande der Dinge zu „drehen und zu deuteln". Damit ist eine grosse Gefahr angedeutet. Denn eine grosse Aufgabe der Menschheit ist, die Wahrheit zu erkennen. Wahrheit aber ist adäquate Erkenntnis, d. h. Wahrheit über eine Sache besitzt der Mensch dann, wenn er die Sache gerade so erkennt, wie sie in Wirklichkeit ist. Da also die Phantasie die Dinge in der Vorstellung gern ändert, so zeigt sie sich hier als eine Feindin des Strebens nach Wahrheit.

So sind denn auch die meisten der sogenannten Sinnestäuschungen auf die Wirkung der Phantasie zurückzuführen. Denn mit Recht sagt Kant: „Die Sinne sind es nicht, welche täuschen, nicht etwa, weil sie niemals falsch urteilen, sondern weil sie gar nicht urteilen." In der That fällt in den Spiegel unsres Auges das Bild des Gegenstandes so, wie er ist. Die Phantasie bewirkt die Täuschung. Dem Bilde des Gegenstandes, ehe er so, wie das Sinnesorgan ihn aufnimmt, ins Bewusstsein tritt, nimmt die Phantasie schnell und unvermerkt das eine, was er doch wirklich an sich hat, und giebt ihm das andre, was er doch in der Wirklichkeit nicht hat. Goethe stimmt Kant völlig bei:

„Den Sinnen kannst du kühn vertrauen,
Nichts Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand sich wach erhält."

Denn eben wenn der Verstand seine Pflicht nicht thut, so hat die Phantasie freien Spielraum und verändert durch hurtige Abstraktion, Determination und Kombination die Bilder der Gegenstände, welche der Seele zugeführt werden.

Auch die sogenannten Hallucinationen sind eine Wirkung zeitweise vorherrschender Phantasie. Während sonst regelmässig die äusseren Gegenstände von den Sinnesorganen aufgefasst, durch die sensibeln Nerven ins Gehirn befördert und nun auf dunklem Wege ins Bewusstsein aufgenommen werden, ist's bekanntlich bei den Hallucinationen umgekehrt: Vom Bewusstsein aus wird eine Wirkung auf die sensibeln Nerven und von hier auf das betreffende Sinnesorgan in der Weise ausgeübt, dass nunmehr das, was im Bewusstsein als Ton oder Bild vorhanden ist, auch vom Ohr gehört und vom Auge gesehen wird, obwohl doch Objekte für die entsprechenden Sinneswahrnehmungen in Wirklichkeit fehlen, und man die Augen vielleicht sogar geschlossen hält. Das Sehe- oder Schallbild aber wird eben im Bewusstsein durch nichts erzeugt als durch die Phantasie. Zur Zeit ganz besonders geringer Verstandesthätigkeit, so sehr oft vor dem Einschlafen, webt sich dann das Verschiedenartigste zu bunten Gestalten zusammen, und das Ohr hört dann, was doch gar nicht zu hören ist, das Auge sieht, was doch nicht zu sehen ist, ja selbst der Fühl- und Tastsinn fühlt und berührt, was doch gar nicht zu fühlen und zu berühren ist.

Und das geschieht nicht bloss dem Verstande zum Hohn, sondern oft auch dem Menschen zur Beängstigung und Qual, ja selbst zum Verderben. Denn eine Hallucination kann sich befestigen, und dann entsteht, was wir eine fixe Idee nennen, d. h. eben eine befestigte Wahnvorstellung, die zu den traurigsten Folgen führen kann. Starb doch jener wohlhabende Arzt in Hannover Hungers, weil seine Phantasie ihn unaufhörlich mit Zeugen der Armut umgab, die ihm zuraunten, er habe nicht genug, um sich satt zu essen.

Dergleichen ist ja selten. Aber überhaupt üble Wirkungen für das Wohlsein und selbst für das Leben führt die

durch den Verstand nicht gezügelte Phantasie auch sonst oft genug herbei: So beim sogenannten Hypochonder, dessen Phantasie so lange an den eignen körperlichen Zuständen abstrahierend und determinierend thätig ist, bis der Mensch an dieser oder jener Krankheit zu leiden die feste und ihn nun vielleicht thatsächlich krank machende Überzeugung hat, zur eignen Pein und zur Qual der Seinigen.

Auch steht erfahrungsmässig fest, dass zu gewissen Zeiten eine solche Wirksamkeit der Phantasie den Menschen sofort in die höchste Lebensgefahr bringen kann, z. B. bei Choleraepidemien. Wer die eigentümlichen Symptome, mit denen diese Krankheit sich ankündigt, durch die Phantasie leicht und oft auf die Zustände seines eignen Körpers überträgt, der steht bekanntlich in der grössten Gefahr. Denn der dann wieder und wieder von Angst durchzuckte Körper ist der geeignetste Fruchtboden zur Aufnahme des verderblichen Krankheitskeims.

Solchen tragischen Wirkungen gegenüber stehen nun auch mehr erheiternde. Denn in dieses Gebiet gehört auch das unzählbare Heer der sog. Einbildungen der Eitelkeit.

Bettina von Arnim schreibt in ihrem Briefwechsel mit Goethe, sie sei sich immer gross und schlank vorgekommen, was sie doch thatsächlich gerade nicht war. Und ähnlich geht es vielen. Manch einer nimmt an seinen körperlichen Mängeln durch die Abstraktion der Phantasie so viel weg und thut durch das Determinieren der Phantasie so viel Vorzüge hinzu, dass er sich selbst, trotz des Spiegels, ganz anders vorkommt, als er ist, und als er andern erscheint. Und mit unsern innern Eigenschaften steht's oft nicht besser.

Doch es ist gut, darüber den Schleier zu decken und an diesen Wirkungen der Phantasie, als der Gehülfin der Eigenliebe und als der Gegnerin der Selbsterkenntnis und der Wahrheit über uns selbst stillschweigend vorüberzuziehn.

Die Phantasie ist nun zweitens von höchster Wichtigkeit für unser Gemütsleben, d. h. also für die Macht der Gefühle und für die Kraft des Wollens.

Was zunächst das Gefühl betrifft, so hat die Phantasie hier die Bestimmung, ästhetisches Vergnügen zu ermöglichen, ästhetische Ausbildung zu fördern und ästhetisches Schaffen

zu begründen, ja sie ist für dieses alles das eigentliche Vermögen.

Wir sahen vorher, wie durch die sprachlichen Bilder, welche die Phantasie gestaltet, die Aufgabe des Verstandes unterstützt oder ergänzt wird. Es hat aber das Bildliche in der Sprache auch zugleich ästhetischen Wert, es ist das Kennzeichen des poetischen Ausdrucks. Denn das Bildliche ist das Anschauliche, und anschaubar müssen Gedanken, Gefühle, Gegenstände und Handlungen durch den rein poetischen Ausdruck dargestellt werden. Hierin ist der entscheidende Gegensatz zwischen Prosa und Poesie gegeben.

Der in Prosa schreibende Moralphilosoph kann sagen: Zwischen unserm wirklichen sittlichen Zustand und Leben einerseits und unserm sittlichen Lebensideal andrerseits ist ein grosser und selbst bei unablässigem Tugendstreben schwer zu beseitigender Unterschied.

Der Dichter aber singt:

„Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!“

Des Dichters Phantasie hat also für den mangelhaften sittlichen Zustand, den der Mensch gern verlassen möchte, ein höchst anschauliches Bild gesetzt: ein tiefes Thal, gedrückt von kalten Nebeln, aus dem der arme Wanderer den Ausgang sucht:

Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süsser Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muss sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muss sie sein! —

So setzt der Dichter dem trüben Bild der realen Sittlichkeit das glanzvolle Bild des Sittlichkeitsideals entgegen, und in der Sehnsucht des Wanderers, heraus aus dem dumpfen Thal und hinauf auf die grünen, sonnenbeglänzten, blumengeschmückten, mit Früchten gesegneten, von Melodien durchtönten und von lieblichen Lüften umweheten Höhen, in dieser Sehnsucht wird des edlen Menschen heisses Verlangen nach reiner Sittlichkeit in herrlichster Weise anschaulich gemacht. „Wie schön!“ rufen wir aus, wenn wir ein solches Gedicht lesen, und zwar selbst dann schon, wenn wir noch gar nicht erkennen, dass das Ganze eine Allegorie ist, d. h. eine Reihe zur Einheit verbundener Bilder, gesetzt statt einer Reihe von Begriffen und Gedanken. Es erfreuen uns schon die anschaulichen Bilder an sich, sie wirken auf unser Gefühl für das Schöne, bereiten uns ästhetischen Genuss. Gebildet aber hat sie die Phantasie des Dichters und vergegenwärtigen können wir sie uns nur durch unsre Phantasie. — Ein starkes Gefühl und eine grosse Idee sind ja das erste und die eigentliche Triebkraft, wenn der Dichter, wenn der Künstler überhaupt etwas schaffen will, und somit ist der eigentliche Quell des poetischen und künstlerischen Schaffens das Gemüt; aber die Phantasie ist's, welche die Idee, von der das Gemüt ganz voll ist, so gestalten muss, dass sie in ihrer sichtbaren oder hörbaren Erscheinung für andre reizend wird. Allüberall daher, wo der Künstler eine mit starkem Gefühl umfasste Idee aus sich heraus gestalten will, da sucht seine Phantasie unter den möglichen Formen der Erscheinungen und fügt die geeigneten zum originellen Ganzen ästhetisch zusammen, auf dass sie die Hülle werden, in welcher seine künstlerische Idee erscheint.

Da gilt es z. B. für den Maler, das Abbild der reinsten und heiligsten Weiblichkeit darzustellen. Diese Idee liegt stark in seinem Gemüte. Was er nun an reinen, schönen weiblichen Zügen und Gestalten bisher gesehen, sie werden ihm gegenwärtig, umgeben ihn wie unsichtbare Geister und rinnen, ihm

selbst kaum bewusst, in eine Gestalt zusammen, in die Gestalt, welche er zur Darstellung seiner Idee braucht. So entsteht das herrliche Frauenbild mit den süssen und doch hoheitsvollen Zügen, mit der reizgeschmückten und doch Ehrfurcht einflössenden Gestalt, das Urbild der vereinigten Anmut und Würde. Er giebt ihr das heilige Kind in die Arme, und die — Madonna steht vor uns.

Und wie der Maler mit den Formen, die in das Gebiet seiner Kunst gehören, so macht's der plastische Künstler, so der Architekt mit den Formen, mit denen sie es zu thun haben, so auch der Musiker mit den Tönen. Alle aber bedürfen der Phantasie, um ihre Ideen zu sinnlich wahrnehmbaren, genussreichen und reizvollen Gebilden zu gestalten.

Nach dem tausendfachen Einfluss nun aber zu urteilen, den die Künste im Leben und auf das Leben haben, ist die Phantasie, ohne welche es ja eben keine Ausübung echter Kunst und keinen wahren Genuss und kein Verständnis der Kunstschöpfungen giebt, eine gewaltige Kulturmacht. Unter ihrem Einfluss sind nicht bloss die Künste selbst entstanden und weiter entwickelt, unter ihrem Einfluss hat sich das ganze Leben der Menschen in Wohnung, Kleidung, Haltung, ja in der Art, Speise und Trank zu sich zu nehmen, ästhetisch gebildet.

Aber das Gemüt kennt noch andere Segnungen der Phantasie.

Was wäre ohne Phantasie die Vergangenheit! Nichts, als was zumeist die Gegenwart ist: ein Gewebe, grau in grau, mit wenigen lichten und freundlich blickenden Blumen. Aber im Zauberlicht der Phantasie ändert sich das Bild. Nun treten sie mehr hervor, die hellen und freundlichen Lebensblumen, ja sie vermehren sich und breiten sich aus. Was in Wirklichkeit nur oasenartig des Lebens Einerlei unterbrach, das erscheint nun als eine blumenreiche Trift. Ja, die Bilder der Vergangenheit, befreit von dem vielen Unvollkommenen, was sie an sich trugen, als sie Gegenwart und Wirklichkeit waren, sie ziehen nun mit klingendem Spiel durch unser Gemüt, und wir gewinnen durch den Blick in die von der Künstlerhand der Phantasie gezeichnete Vergangenheit Freude, Mut, Kraft.

Von gleichem Segen für das Gemüt ist die Phantasie durch ihre Fähigkeit, die Zukunft auszumalen. Denn die Phantasie ist die Mutter der Hoffnung. Eine Hoffnung ist ein mehr oder minder ausgeführtes erfreuliches Lebensbild, dessen Wirklichkeit in der Zukunft erwartet und angestrebt wird. Wir bilden aber Hoffnungen aus, indem wir Zustände, die wir irgendwo und irgendwie bei andern kennen gelernt, entweder ganz so oder ähnlich auf uns übertragen. Das Wahrgenommene wird also zu neuen Gebilden zusammengesetzt; und das ist ja recht eigentlich die Arbeit der Phantasie. Was wäre also die Zukunft ohne Phantasie! Ohne sie gäbe es ja keine Hoffnung! Alle unsre Bilder von dem für uns und unsre Lieben möglichen irdischen Glück, ja unsre Bilder von himmlischem Glück, sie würden dahinsinken; denn hätte der Mensch die Gabe der Hoffnung nicht, so könnte er auch am Grabe nicht mehr ihr frohes Siegespanier aufpflanzen. Darum kann auch die Religion mit ihren trostreichen Vorstellungen von der unsichtbaren Welt der Phantasie nicht entraten, und diese hat, wie alle Seelenkräfte, auch ihre göttliche Weihe und ihre göttliche Bestimmung.

So darf denn also wohl niemand mit Rücksicht darauf, dass den Phantasiebildern als solchen doch eben die Realität noch fehle, spotten:

„Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden!“

Denn vertreibe diese Schattenbilder, und du wirst die Poesie des Lebens vertreiben:

„Erschreckt verstummt der Musen Schar,
Es ruhn der Horen Tänze,
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Grazien vom schöngelockten Haar;
Apoll zerbricht die goldne Leier
Und Hermes seinen Wanderstab,
Des Traumes rosenfarbner Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.“

Aber wahrlich viel mehr noch als nur die Poesie des Lebens würde ohne die Phantasie für das Gemüt verloren gehen.

Denn dass das Kind der Phantasie, die Hoffnung, die *himmlische* wie die *irdische*, von Goethe mit Recht „die edle *Trösterin* und *Treiberin*“ genannt wird, und eine wie grosse *sittliche* Kraft also in der Hoffnung und deshalb in der Phantasie liegt, wer hätte das noch nicht an sich selbst erfahren!

Aber *gross* ist ihre *sittliche* Kraft auch für unsre Beziehungen zu den *Mitmenschen*. Denn wenn wir uns die inneren Zustände und die äusseren Verhältnisse andrer lebhaft vorstellen, uns selbst in ihre Lage versetzen und so an dem Wohl und Wehe anderer herzlichen Anteil nehmen sollen, so bedarf es dazu der Phantasie. Ohne ihre abstrahierende und determinierende Thätigkeit gäbe es keine *Mitfreude*, kein *Mitleid*, keine Mildthätigkeit und Bruderliebe. Und so ist die Phantasie ein starkes Mittel der brüderlichen Gesinnung und der Verbrüderung. Und eine wie grosse sittliche Wirkungsgewalt können auch *künstlerische* Erzeugnisse der Phantasie auf uns ausüben. Indem wir die schönen künstlerischen *Gebilde* in uns aufnehmen, vermitteln wir uns auch zugleich den sittlich veredelnden *Gehalt*, die in den Kunstgebilden zum Ausdruck gebrachten *Ideen*. Beide Gebiete, das *ästhetische* und das *ethische*, grenzen eben erfahrungsmässig aneinander, und es stehen die Wünsche, Neigungen und Bestrebungen und damit die *sittliche* *Willensrichtung* des Menschen unter dem Einfluss der Bilder unsrer Phantasie. So wird also das *ästhetisch* Schöne, wenn es in der Menschenseele Macht gewinnt, auch auf die Erzeugung des *sittlich* Schönen hinwirken. Die Ideen des Guten, Wahren und Schönen haben ohnehin, Dank der auf's Edle *angelegten* Menschennatur! eine starke Anziehungskraft für den noch nicht irre geleiteten Menschen, und ohne *jeden* Sinn für dieselben ist auch der schon *gesunkene* Mensch nicht. Diese Macht der Ideen aber wird um so grösser, wenn sie uns in *schönen* *Formen* für die unmittelbare *Anschauung* entgegentreten. Da erwacht plötzlich und unwiderstehlich der Drang, den in so schöner Weise dargestellten Ideen nachzuleben, sie für sich selbst zu sittlichen Lebensmaximen zu machen.

Wohl gewinnt durch Goethes „Iphigenie“ zunächst unser *ästhetisches* Gefühl die tiefste Befriedigung und eine wahre

Erquickung. Aber zugleich tritt das sittlich schöne Bild der Iphigenie und die nicht bloss weibliche, sondern allgemein menschliche Grösse ihrer Handlungsweise so klar und fest vor unsre Seele, und die Idee der Wahrheit, deren Vertreterin sie ist, spricht so machtvoll zu uns, dass wir eindringlich die Worte zu vernehmen meinen: „So gehe denn hin und thue in einem ähnlichen Falle das Gleiche!"

Im ersten Akt von Schillers „Tell" rettet Tell den verfolgten Baumgarten über den Vierwaldstädtersee. Die Idee der Nächstenliebe und die Idee des Gottvertrauens, beide erhalten hier in Tell ihren Vertreter. Und wie sicher arbeitet die Phantasie des Dichters durch ihre lebhaften Bilder diese Ideen zu voller Anschauung heraus. Erst versetzt er uns in die herrliche Schweizerlandschaft, an den See, auf die grüne Trift, in den erhabenen Anblick der Berge, zu dem Fischerknaben und seinem „Es lächelt der See, er ladet zum Bade", zu den Hirten und ihren Herden. Dann plötzlicher Wechsel! Die Sonne verschwindet, der Donner kracht, der Sturm heult, wild wogt der See. Wir sehen das alles, und schon ist unser Gemüt in heftiger Bewegung. Aber nicht bloss der Friede in der Natur ist gestört, nicht bloss die Elemente sind entfesselt. Auch in der Menschenwelt ist der Friede gebrochen, die Leidenschaften sind frei, der Frevel ist los und macht die Stätten des Friedens unsicher. Baumgarten stürzt daher, in wildem Lauf, furchtbar erregt: Erschlagen hat er ja den Kaiserlichen Burgvogt, der in seinen Hausfrieden gebrochen war, verfolgt wird er jetzt von den Reitern des Landvogts. Wehe ihm, wenn sie ihn erreichen! Der Weg über den See ist der einzige zur Rettung. Der aber ist jetzt nicht zu wagen, da das Unwetter rast. Unsre Gemütsbewegung steigt aufs Höchste. Ach, dass jetzt eine Hülfe käme! Da tritt Tell auf. Ihn schickt Gottes Vatertreue. „Besser ist's, ihr fallt in Gottes Hand, als in der Menschen!" „Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich euch, aus Sturmes Nöten muss ein andrer helfen!" so ruft er, besteigt mit Baumgarten den Kahn und rettet den unschuldig Verfolgten. Unser Herz aber, vom schweren Druck der Angst befreit, jauchzt der starken Faust und dem treuen Herzen zu, und seine Worte zu dem Fährmann tönen uns stark mah-

nend ins Gemüt: „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt, vertrau auf Gott und rette den Bedrängten!"

In Goethes „Hermann und Dorothea" geleitet Hermann das geliebte Mädchen auf unbehauenen Platten den Hügel zum Hause des Vaters hinab. Sie stützt sich auf ihn, denn es ist Abend, unsicher des Mondes Licht und der Weg ihr ungewohnt. Jetzt tritt der Mond hinter Gewitterwolken, das Paar ist im Dunkeln. Da gleitet Dorothea aus.

„Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange.
So stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückt nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlt er die herrliche Last, die Wärme des Herzens
Und den Balsam des Atems, an seinen Lippen verhauchet."

Welch ein ganz anderes Bild würde bei solcher Gelegenheit einer von den gewöhnlichen Romanschriftstellern durch seine Phantasie gebildet nnd unserer Phantasie vorgeführt haben!

Aber der Romanschriftsteller würde eben damit auch nicht sittlich veredelnd auf die Leser einwirken, während das Bild bei Goethe nicht nur ästhetisch schön ist, sondern auch den sittlichen Willen weckt und stärkt. „Echte Liebe ist vor allem zart und keusch", das predigt uns jenes herrliche Paar. Bei der Lektüre derartiger Scenen fühlen wir wohl die tiefe Wahrheit der Schillerschen Worte:

„Es rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt."

Nun kann aber leider durch die Phantasie die ästhetische und sittliche Bildung auch schwer geschädigt werden. Verschieden sind ja die Phantasieanlagen. In dem einen schlummert mehr das, was, zur Entwickelung gebracht, als blühende Phantasie bezeichnet wird, die ihre Eigentümlichkeit in der Fülle, im Reichtum der Vorstellungen und Bilder hat. Im andern ruht das, was, zur Entfaltung gelangt, glühende Phantasie genannt wird, deren Eigentümlichkeit in der Inten-

sivität, in der feurigen, leidenschaftlichen Hingabe besteht, mit der bisweilen nur sehr wenige Vorstellungen und Bilder umfasst werden. In dem dritten, besonders begnadeten, ist die Anlage zur plastischen Phantasie vorhanden, die ihren Namen davon hat, dass sie ihre Vorstellungen und Bilder in schärfsten Umrissen, grösster Klarheit und Deutlichkeit vorführt. Aber welcher Art die Phantasieanlage auch sein mag, sie bedarf der Überwachung, der Pflege, der Leitung, am meisten naturgemäss in den Jahren ihrer kräftigsten Bildung, in der Jugend.

Aber wie leicht, wie unvermerkt wird da bei der Jugend gefehlt in der Auswahl von Bildern, von Büchern und des frühesten Umgangs!

Man macht z. B. nicht selten die Erfahrung, dass Knaben einen Hang dazu haben, Karikaturen zu zeichnen. Mögen sie Kreide oder Bleistift in die Hand bekommen, unbewusst malen sie solche Dinge. Da zeigt sich Phantasietrieb. Forscht man der Sache nach, so wird man gewöhnlich finden, dass entweder die Eltern in der Auswahl der Bilder, welche sie dem Knaben gaben, als er drei- und vierjährig war, höchst unbedachtsam gewesen waren, oder dass der Knabe selbst, sei es bei einem Dienstboten, oder bei einem älteren Knaben vielfach Grimassen und entstellende Körperhaltung und -Gesten gesehen und mit kindlichem Interesse belacht hatte. Solche Bilder wurden sonach Eigentum der jungen Knabenseele, die ja ein Bewusstsein vom Schönen und Hässlichen in seinem Wert und Unwert nicht hatte; die Phantasie reproducierte bald diese Bilder mit mehr und weniger Veränderungen — und erfuhr dabei selbst eine völlig schiefe, aufs Unästhetische statt aufs Ästhetische zielende Richtung. — Schule und Haus werden nunmehr viel zu thun haben, um die Linien und Farben der hässlichen Bilder nach und nach zu verwischen und durch Darbietung von schönen Formen und Farben in der Knabenseele einen neuen ästhetischern Bestand und eine neue Phantasie-Richtung zu schaffen. Das gelingt nicht immer, oft wird das Übel zu spät erst erkannt; oft wird seine Beseitigung durch allerhand andere schädliche Einflüsse gehindert; es ist ja so vielerlei, was auf die Bildung einer jungen Seele Einfluss ausübt, ohne dass wir es auch nur erkennen, ge-

schweige seinen Einfluss brechen könnten. Wenn nun aber die Phantasie, einmal auf die Irr- und Wirrgänge des Unästhetischen geführt, weder durch die Einwirkung anderer, noch mit fortschreitender Selbsterkenntnis durch des jungen Menschen eigne sittliche Kraft, wieder herumgeholt wird auf den geraden Weg zum ästhetisch Schönen, so erleidet ein solcher Mensch, da bei ihm eine gesunde ästhetische Ausbildung überhaupt nicht eintritt, eine offenbare Einbusse in seiner Entwickelung zu edlem Menschentum. Unstreitig ist da schon ein grosser Mangel, aber gewöhnlich bleibt er nicht allein. Wie die Phantasie, aufs Schöne gerichtet, mit den Bildern des Schönen vertraut und täglich mit ihnen verkehrend, auch zugleich sittlich gut wirkt, so frisst leider der Seelenschade einer aufs Unschöne gelenkten und mit Bildern des Unschönen angefüllten Phantasie auch leicht hinüber aufs Gebiet des Sittlichen und richtet hier heillose Verwüstung an. Das ästhetisch Hässliche zieht das sittlich Hässliche nach sich, und damit ist häufig geradezu der sittliche und geistige Ruin des Menschen begründet. Die unsittliche Phantasie überwuchert alles mit ihren üppig und in immer neuen Formen aufschiessenden Schlinggewächsen.

Das Traurigste ist, wenn Dichter und überhaupt Künstler unter der Macht einer solchen Phantasiethätigkeit stehen. Ihre Werke wirken dann wie Gift. Echte Künstler sind die eigentlichen Bildner und Pfleger der Phantasie. Aber wehe, wenn die Künstler Schillers Wort vergessen: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben!“ Dann erheben sie nicht mehr zum Ideal, dann ziehen sie hinab zur Gemeinheit.

„Es ist dem Menschen nichts Herrliches gegeben, das er nicht missbrauchen könnte.“ Das Wort gilt auch von der Phantasie. Klar ist, sie bedarf der Leitung und Beschränkung, soll sie Segen stiften. Es werden eben immerdar drei Kräfte sein, durch die sie geleitet und beschränkt werden muss. Das sind erstens das Licht des Verstandes, zweitens die Idee der Schönheit und drittens ein edler Wille. Denn darauf beruhen nicht bloss die innere Wahrheit und die Güte künstlerischer Erzeugnisse jeder Art, sondern auch jedes Menschen reinste Freuden und sein sittlicher Wert.

Über

die Berechtigung des Chors

in Schillers

Braut von Messina.

Von

H. Neubauer,
Schuldirektor a. D.

Dramatische Schriftsteller haben ihren Werken zuweilen erklärende Rechtfertigungen beigegeben. So lässt Corneille jedem seiner Dramen eine kritische Prüfung folgen, während Racine den seinigen eine Vorrede vorausschickt. Auch Schiller hat bei seinen ersten beiden Stücken, den Räubern und dem Fiesko, von diesem Mittel Gebrauch gemacht, die Leser auf den von ihm gewünschten Standpunkt der Beurteilung zu versetzen und dadurch auch auf eine günstige Aufnahme seiner Stücke auf dem Theater, woran doch dem Dramatiker am meisten gelegen sein muss, hinzuwirken. Merkwürdiger Weise erklärt er in der Vorrede zu den Räubern die „theatralische Verkörperung" eines Schauspiels für einen „zweifelhaften Gewinn", weshalb er das seinige nicht „in die Schranken eines Theaterstücks eingezäunt" habe; ja er „will sogar selbst missraten haben, dieses sein Schauspiel auf der Bühne zu wagen". Dieser Zweifel wurde in ihm allerdings wohl hauptsächlich durch den ungewöhnlichen Vorwurf des Stückes und die eben so ungewöhnliche Behandlung seiner Charaktere erweckt; es war das stürmische und doch zaghafte Gefühl des jungen Autors, der sein erstes, mit seinem Herzblut geschriebenes Werk dem Urteil der kalten Welt übergiebt und nun von ihr erfahren soll, ob seine höchsten Gedanken nur hohle Fantasieblasen waren, oder ob ihnen ein echter, unvergänglicher Gehalt beiwohnt. Und wie war dies Erstlingswerk entstanden? Fern von der Welt, die doch ein jedes Drama schildern muss; unter einem klösterlich-militärischen Druck, da doch das Gemüt des Dichters in voller Freiheit wirken soll; die Brust erfüllt von den widerstreitendsten Strömungen glühender Leidenschaft, während dem Dramatiker eine unparteiische Beurteilung der Lebensverhältnisse zur Seite stehen muss. Was Wunder, dass dieser zwanzigjährige Brausekopf statt der wirklichen Welt eine erträumte Räuberwelt in den böhmischen Wäldern dar-

stellte! Und wie hatte er doch hiermit gerade das Richtige, weil seinem geistigen Zustande Entsprechende, getroffen! Und wie vollständig zerstörte der grossartige Erfolg dieses seines ersten Stückes seine bangen Zweifel! Freilich durfte nur ein Genius, „dem ein Gott gegeben hat, zu sagen, wie er leidet", d. h. seine jedesmaligen Anschauungen und Gefühle zum klarsten und vollsten Ausdruck zu bringen, einen solchen Wurf wagen. War dieser erste Versuch ein Glückswurf gewesen, so musste der zweite dagegen einen schwierigen und schmerzvollen Läuterungsprozess durchmachen, ehe er sich zu der verdienten Anerkennung durchrang. Im Fiesko versuchte Schiller, wie er in der Vorrede desselben sagt, „ein Opfer der Kunst und Kabale", während er in den Räubern „das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen" hatte. Aber er gesteht auch ein, dass sein „Verhältnis mit der bürgerlichen Welt ihn mit dem Herzen bekannter machte als mit dem Kabinet", und wenn er auch voll Stolz und Hoffnung hinzufügt: „Vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden", so sollte ihm die bittere Erfahrung der zweiten Probe, der Prüfung seines Kunstwerkes auf das Leben der grossen Welt, doch nicht erspart bleiben.

Im allgemeinen werden wir von solchen prosaischen Rechtfertigungen poetischer Schöpfungen nicht viel halten; es widerstrebt uns, den Künstler, welcher durch sein Werk die erhabenste Sprache mit uns redet, auch noch über sein Werk sprechen zu hören; wir wollen uns dadurch in unserm Urteil nicht bevormunden, in unserm Genuss nicht stören lassen; ja oft scheint der Verfasser sein Werk, vielleicht in dem Bestreben, möglichst unbefangen zu erscheinen, schlechter zu verteidigen als er könnte, oder als wir es thun würden, und seine kühle Kritik seines eigenen Werkes sticht auch in der Form und Sprache unvorteilhaft von seiner poetischen Darstellung ab. Die erstere ist als Vor- oder Nachrede zu nah an die letztere herangerückt, um nicht unter ihr zu leiden. Aber vergessen wir einen Augenblick unsere Begeisterung für den Dichter und sein Werk; gehen wir auf seine kühle Betrachtungsweise, auf die einzelnen, wie zerstreut hingeworfenen Bemerkungen über dies und jenes ein, was uns nebensächlich er-

schien, worin aber der Künstler Kernpunkte und Grundbedingungen des Gelingens seines Werkes erkannte, so werden wir auf Gedanken stossen, die uns ein tieferes Verständnis desselben erschliessen, die unsern poetischen Genuss vermehren, und für die wir dem Dichter herzlich dankbar sind.

Das dürfte auch bei der Vorrede zutreffen, welche Schiller unter dem Titel: „Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie“ dem vorletzten seiner grossen Dramen, der Braut von Messina, vorgesetzt hat. Wie der Titel zeigt, handelte es sich um die Einführung des antiken griechischen Chors in das moderne deutsche Trauerspiel, eine Kühnheit, welche ein Wort der Erklärung wohl passend, wenn nicht notwendig erscheinen liess.

Bekanntlich ist die antike Tragödie aus dem Chor hervorgegangen; denn dieser gehörte als ein wirklich singender und tanzender Reigen zu der gottesdienstlichen Feier, mit welcher man die Feste verschiedener Gottheiten, besonders das des Dionysos oder Bakchos, beging. Die Dichter knüpften hieran eine aus der Sage von dem irdischen Walten der Gottheit entnommene Handlung, indem sie anfangs einen, später zwei, zuletzt auch noch einen dritten Schauspieler auftreten liessen; über die dargestellten oder eigentlich mehr erzählten Ereignisse stellte der Chor, nachdem er das Lob der Gottheit verkündigt hatte, Betrachtungen an, die sich auf die Wandelbarkeit des menschlichen Geschicks, auf den Segen der Frömmigkeit und den Fluch der frevelhaften Empörung gegen den Willen der Gottheit, auf das Glück einer bescheidenen Lebensstellung und die Gefahr der Macht und Grösse bezogen, und welche die Anschauungen des Volks teils in mehr naiver, teils in geläuterter philosophischer Weise wiedergaben. Die Dichter nahmen sich dann in der Wahl ihrer Stoffe immer mehr Freiheit; doch blieben sie der Götter- und Heroensage getreu, mit der einzigen Ausnahme der Perser, in welchen Äschylus das grosse Ereignis der jüngsten Vergangenheit, die Niederlage des Xerxes, als eine nationale Grossthat feierte und also an die Stelle der National*sage* nur die aus ihr erwachsene National*geschichte* setzte.

In dem Chor spiegelte sich also die Handlung wieder, und dieses Spiegelbild hatte zugleich die magische Kraft, ihre Ab-

weichung von dem sittlichen Massstab des Volkes, wie Gottesfurcht und Lebensklugheit ihn festgestellt hatten, klar zu bezeichnen. Da der Preis der Gottheit immer die nächste und hauptsächlichste Aufgabe des Chors blieb und auch die daran gereihten Betrachtungen meistens einen frommen Charakter trugen, so waren diese lyrischen Teile des Dramas zugleich die schwungvollsten und wirkten auch auf die Sprache des Dialogs in dem Sinne ein, dass sie dieselbe auf der Höhe einer edlen und oft erhabenen Einfachheit erhielten. Für die Handlung waren die Chorlieder wiederum als retardierendes Moment von Bedeutung, nicht nur um die Aufführung der sehr einfachen und durchsichtigen Begebenheit zu verlängern, sondern auch dem Zuschauer, ja man möchte sagen, den Handelnden selbst, wenn nun Schlag auf Schlag die Folgen ihrer verkehrten Handlungsweise den Händen des zürnenden Schicksals entfielen, Zeit zur Besinnung und noch eine letzte, eine allerletzte Möglichkeit zu lassen, das Schlimmste abzuwenden. Wurde diese Möglichkeit auch regelmässig unbenutzt gelassen, da das tragische Geschick sich erfüllen musste, so erhielt doch der Zuschauer den Eindruck, dass die Willensfreiheit des Helden ungefährdet und er nicht bloss ein Spielball in der Hand einer feindlichen, blind wütenden Macht sei, wozu Calderon und die deutschen Schicksalstragiker die göttliche Vorsehung herabgewürdigt haben.

Diesen Chor wollte Schiller in das moderne Trauerspiel einführen. Er giebt folgende Gründe dafür an. „Das tragische Dichterwerk, sagt er, wird erst durch die theatralische Vorstellung zu einem Ganzen; nur die Worte giebt der Dichter, Musik und Tanz müssen hinzukommen, sie zu beleben.“ Diese Bemerkung Schillers setzt allerdings den Chor schon voraus, zeigt aber doch, wie sehr er in seinen gereiften Jahren von seiner jugendlichen Auffassung, wie die Vorrede zu den Räubern sie ausspricht, sich entfernt hatte. Er führt dann weiter aus, dass das Theater dem Zuschauer ein Vergnügen gewähren soll, dass aber alle Kunst nach Veredlung der menschlichen Freude strebt, und dass der höchste Genuss die Freiheit des Gemüts in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte ist. Diese Freiheit schafft die „wahre Kunst“ dem Menschen dadurch, „dass sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die

sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in ein freies Werk unsers Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen," „die Kunst ist ganz ideell und doch im tiefsten Sinne reell;" aber „gewöhnlich begegnet es, dass man das Eine mit Aufopferung des Andern zu erreichen sucht und eben deswegen beides verfehlt. Wem die Natur zwar einen treuen Sinn und eine Innigkeit des Gefühls verlieh, aber die schaffende Einbildungskraft versagte, der wird ein treuer Maler des Wirklichen sein: er wird die zufälligen Erscheinungen, aber nie den Geist der Natur ergreifen." Er wird in uns eine „zwar ernste, aber unerfreuliche Stimmung" erwecken, uns in die „gemeine Wirklichkeit", der wir entfliehen wollten, „peinlich zurückversetzen". Wer denkt bei diesen Worten nicht unwillkürlich an die neusten Theaterprodukte eines Sudermann und Genossen, die das Moment der befreienden Freude so sehr ausser Acht lassen, und wie richtig hat unser Schiller diese traurige Geschmacksverirrung, die etwas nie Dagewesenes zur Verjüngung der dramatischen Kunst erfunden zu haben glaubt, schon vor nahezu hundert Jahren als einen Fehler untergeordneter Geister gezeichnet! „Wem hingegen, fährt er fort, zwar eine rege Phantasie, aber ohne Gemüt und Charakter, zu teil geworden, der wird sich um keine Wahrheit bekümmern, sondern mit dem Weltstoff nur spielen, nur durch phantastische und bizarre Kombinationen zu überraschen suchen, und wie sein ganzes Thun nur Schaum und Schein ist, so wird er zwar für den Augenblick unterhalten, aber im Gemüt nichts erbauen und begründen." Wer erkennt nicht in diesem Bilde die Romantiker und den geilen Schössling ihrer Schule, die Schicksalsdramen eines Adolf Müllner und Zacharias Werner? Und wie herrlich spricht der echte Idealist sich in den folgenden Worten aus: „Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie; aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Bloss der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr es ist ihr aufgegeben, diesen Geist des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen, und

dadurch wahrer sein als alle Wirklichkeit und realer als alle Erfahrung. Es ergiebt sich daraus von selbst, dass der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, dass sein Werk in allen seinen Teilen ideell sein muss, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll." Von diesem Standpunkt aus verwirft Schiller die Illusion als eine von dem „gemeinen Begriff des Natürlichen" ausgegangene Forderung, „die, wenn sie auch wirklich zu leisten wäre, immer nur ein armseliger Gauklerbetrug sein würde", verlangt dagegen die „Einführung einer metrischen Sprache" und als Abschluss der poetischen Tragödie „die Einführung des Chors", „und wenn derselbe auch nur dazu diente, dem Naturalismus in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er uns eine lebendige Mauer sein, die die Tragödie um sich herumzieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschliessen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren." Schiller gesteht offen ein, dass die Bedingungen für die Anwendung des Chors bei uns nicht mehr dieselben sind wie bei den alten Griechen; eine äussere Nötigung, ihn wieder einzuführen, kann bei uns nicht bestehen; an ihre Stelle will er die innere Notwendigkeit setzen. „Der Palast der Könige ist jetzt geschlossen, sagt er; die Gerichte haben sich von den Thoren der Stadt in das Innere der Häuser zurückgezogen; die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt; das Volk selbst, die sinnlich lebendige Masse, ist, wo sie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden; die Götter sind in die Brust des Menschen zurückgekehrt." Aber, fährt er fort, „der Dichter muss die Paläste wieder aufthun; er muss die Gerichte unter freien Himmel herausführen; er muss die Götter wieder aufstellen; er muss alles Unmittelbare, das durch die künstliche Einrichtung des wirklichen Lebens aufgehoben ist, wieder herstellen, und alles künstliche Machwerk an dem Menschen und um denselben, das die Erscheinung seiner innern Natur und seines ursprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen und von allen äussern Umgebungen desselben nichts aufnehmen, als was die höchste der Formen, die menschliche, sichtbar macht." Im Anschluss an das letztere

Bild nennt dann Schiller den Chor ein lyrisches Prachtgewebe, dessen „Sprache dem Dichter auferlegt, verhältnismässig die ganze Sprache des Gedichts zu erheben und dadurch die sinnliche Gewalt des Ausdrucks überhaupt zu verstärken," „wie sich der Maler gezwungen sieht, den Farbenton des Lebendigen zu verstärken, um den mächtigen Stoffen das Gleichgewicht zu halten." Andrerseits soll der Chor die „Reflexion" vermitteln, da „der Mensch so gebildet ist, dass er immer von dem Besondern ins Allgemeine gehen will." „Der Chor, sagt er, verlässt den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die grossen Resultate des Lebens zu ziehen und die Lehren der Weisheit auszusprechen. Aber er thut dies mit der vollen Macht der Phantasie, mit einer kühnen lyrischen Freiheit, welche auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht, und er thut es, von der ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der Musik in Tönen und Bewegungen begleitet." So gelangt Schiller zu einem Gegensatz in der dem Chor gestellten Aufgabe; „er bringt in die Sprache Leben, in die Handlung Ruhe"; aber so „reinigt er das tragische Gedicht" und „giebt dem Gemüt des Zuschauers seine Freiheit zurück", und von diesem Gesichtspunkte aus erscheint es auch gerechtfertigt, „dass er die Täuschung aufhebt und die Gewalt der Affekte bricht;" ja es „gereicht ihm das zu seiner höchsten Empfehlung." Schiller entschuldigt sich zum Schluss, dass er den Chor „in zwei Teile getrennt und im Streit mit sich selbst dargestellt habe." Um dies zu begründen, unterscheidet er eine doppelte Natur seines Chors, erstens als wirkliche Person und blinde Menge, zweitens als ideale Person. In letzterer Gestalt, d. h. als eigentlicher Chor, sei er immer „eins mit sich selbst". Er entschuldigt sich ferner, dass er den Chor „mehrmals abgehen lässt", während er in dem antiken Theater der Handlung meistens vom Anfang bis zum Schluss beiwohnte; dies war aber schon durch die Veränderung des Ortes geboten, die sich Schiller ebenfalls erlaubt hat; denn die Handlung geht abwechselnd in einer offenen Säulenhalle des Palastes vor sich, wo die Fürstin die Ältesten des Volkes empfängt, wo sie ihre Söhne zu versöhnen sucht, und wo diese

nach der Mutter Weggange sich wirklich versöhnen, wo der ältere derselben seinen Begleitern die durch ihn bewerkstelligte Entführung der Beatrice erzählt, wohin sein Leichnam gebracht wird, nachdem er von seinem jüngeren Bruder erstochen worden ist, und wo dieser sich an der Leiche des Opfers seiner blinden Wut den Tod giebt, und in einem Garten am Meer, wohin Beatrice von Don Manuel gebracht wurde, und wo sie von Don Cesar entdeckt wird; ja dazwischen wird sie auch in das Innere des Palastes verlegt, wo die Mutter ihren Söhnen von dem Vorhandensein einer bisher unbekannten Schwester Mitteilung macht, und wo die Söhne ihre Mutter dafür mit der Mitteilung überraschen, dass sie jeder eine Braut gewählt haben; bei dieser Scene der gegenseitigen Überraschungen wirkt der Chor allerdings gar nicht mit.

Schiller führte also den Chor aus durchaus idealen Gründen in die Tragödie ein; er will diese dadurch mit den Anforderungen des gewöhnlichen Lebens, der gemeinen Wirklichkeit in den schärfsten Gegensatz stellen, sie ganz in das Gebiet der höchsten Kunst erheben. Zwar scheinen seine Gründe nicht ganz auf einen und denselben Punkt zusammenzulaufen; denn er stellt ihn einmal als das ideale Prachtgewand dar, mit welchem der Künstler seine Gestalten bekleidet, nachdem er ihnen die Kleider des gewöhnlichen Lebens und Bedürfnisses ausgezogen hat, dann als das reflektierende Element, welches dem Zuschauer die Freiheit des Gemüts zurückgeben soll, die die unausgesetzt fortrollende Handlung ihm rauben möchte. Ausserdem fällt er bei der Begründung seiner Ansicht in die bildlichen Ausdrücke, die seine Stücke sind. Können wir den ersteren Punkt nach den beiden Seiten der Form und des Inhalts betrachten, die in der höheren Einheit des Kunstwerks zusammenlaufen, so wird der zweite uns einen neuen Beleg zu der oft zu machenden Erfahrung bieten, dass das Poetische, wie das Schöne an sich, unerklärbar ist, d. h. dass es sich nur durch sich selbst erklären lässt. Diese Erklärung werden wir auch in dem vorliegenden Falle, hoffentlich mit Erfolg, anwenden, zuvor aber fragen wir: Hat Schiller uns durch seine Gründe überzeugt? Kann der Zuschauer nicht auch ohne den Chor sich seine geistige Freiheit bewahren, Furcht und Mitleid abwechselnd auf sich wirken lassen, dieses, indem er

dem tragischen Geschick des Helden und der mit ihm Handelnden und Leidenden folgt; jene, indem er die Nutzanwendung von ihnen auf sich selbst macht? Kann der tragische Dichter nicht auch in geschlossener Handlung das höchste Kunstgesetz walten lassen, sich von jeder Nachgiebigkeit an die gemeine Wirklichkeit frei halten, um die höhere Wahrheit des Lebens um so reiner zur Darstellung zu bringen? Kann er nicht die Sprache dem hochsinnigen Charakter seiner Personen entsprechend edel gestalten, ohne des Zwanges des lobpreisenden und reflektierenden Chors zu bedürfen? Ist nicht doch dieser Chor eine rechte Störung des Interesses an dem Fortgang der Handlung? Und hat er nicht aus den vom Dichter selbst dargelegten, auf den veränderten Zeitumständen beruhenden Gründen für uns moderne Menschen etwas Gezwungenes? Und endlich: Wenn Schiller sich auf der Höhe seines dramatischen Schaffens von der poetischen Notwendigkeit des Chors überzeugte, warum hat er ihn in seinen letzten dramatischen Entwürfen, mit Ausnahme der Malteser, warum vor allem nicht in seinem Schwanengesang, dem Tell, angewandt? Schwerlich werden Schillers Gründe uns ganz überzeugt haben; sehen wir nun zu, ob die Ausführung seiner Idee unsern Beifall haben darf.

Nachdem die Fürstin von Messina den Ältesten der Stadt mitgeteilt hat, dass sie ihre Söhne, die sich seit dem vor zwei Monaten erfolgten Tode ihres Vaters unausgesetzt befehden, zu einem Versöhnungsversuch nach Messina eingeladen hat, und dass sie dieselben mit schuldiger Ehrfurcht zu begrüssen haben, eine Aufforderung, die wohl unnötig sein möchte, wenn das Verhältnis zwischen den Herrschenden und Regierten nicht ein auf Eroberung beruhendes, feindseliges wäre, tritt der Chor auf, aus den Rittern der beiden Brüder bestehend und ein Vorläufer ihrer Erscheinung, die Ritter würden sofort auf einander losstürzen, wenn sie nicht durch den Eid des Gottesfriedens gebunden wären; sie begrüssen daher einander und frischen die Erinnerung an ihre gemeinsame Abstammung auf, welche sie zu Freunden, das aus der Fremde, „von der Sonne rötlichem Untergang“ gekommene Herrschergeschlecht, welches also wohl spanischen Ursprungs sein mag, zu ihrem gemeinsamen Feinde machen sollte; aber diese Erinnerung führt zu

keinem patriotischen Entschlusse; sie sind eben nur ein rauf- und abenteuerlustiges Geschlecht. Sie begrüssen dann die zwischen ihren Söhnen erscheinende Mutter als das Höchste, was die Natur geschaffen, die Kunst dargestellt, ja die Religion selbst dem Menschen verliehen habe. Es folgt der Sühneversuch, an welchem auch der Chor sich beteiligt, doch mit Unentschiedenheit; was die Herrscher wollen, ist ihm recht; endlich wird er von der Verzweiflung der Mutter, keinen Erfolg ihrer Bemühungen zu sehen, ergriffen, und seine Worte:

„Ich nicht vergoss das verwandte Blut . . .
Ihr seid Brüder, bedenket das Ende!"

scheinen nicht ohne Einfluss auf die Erweichung des starren Sinnes der Brüder zu bleiben; das Eis ihrer Herzen schmilzt, und die ganze weiche und edelmütige Seite ihrer Naturanlage kommt zum herrlichen Durchbruch. Aber schon fliegt der erste Wolkenschatten über die sonnige Heiterkeit des schönen Momentes. Jeder der Brüder hat vor dem andern ein Geheimnis, und leider betrifft jedes der beiden Geheimnisse dieselbe Person; aber während der jüngere, Don Cesar, feurig und offenherzig, die Enthüllung des seinigen dem Bruder in nahe Aussicht stellt, hört der zurückhaltendere Don Manuel, ganz mit dem seinigen beschäftigt, kaum auf seines Bruders Worte, und erregt durch seine scheinbare Unfreundlichkeit das Missfallen seines Chorführers; dies Missfallen steigt bei der Erzählung Don Manuels von dem Raube der Beatrice; die Gewaltthat, die Verletzung des Klosterfriedens, die unnötige Heimlichkeit, alle diese Abweichungen vom geraden Wege des Rechtes und der Sitte haben seinen Beifall durchaus nicht; aber er ist bereit, die Anordnungen seines Herrn für den feierlichen Einritt seiner Verlobten auszuführen, und der Chor giebt sich nach dessen Weggange heiteren Betrachtungen friedlicher Zeiten hin, die nun kommen sollen; das tändelnde Spiel der Liebe, Jagd und Schiffahrt werden in den Kreis dieser Betrachtungen gezogen; aber wie durch eine dämonische Gewalt gezwungen, kommt er auf das düstere Thema von den früheren Frevelthaten des Herrscherhauses zurück, die nicht ohne Nachwirkung bleiben können. Der Fluch des Ahnherrn, so erfahren wir, ruht auf der Ehe und den Kindern der Donna Isabella. „Aber, schliesst er, ich will es schweigend verhüllen; denn die Rach-

götter schaffen im stillen; Zeit ist's, die Unfälle zu beweinen, wenn sie nahen und wirklich erscheinen;" und mit diesen Worten tritt er ganz auf den gewöhnlichen Standpunkt des Gefolges zurück, wie denn auch seine Auffassung von der Wirkung des Vaterfluches mehr eine volkstümliche als ideale ist und uns nicht zu der Ansicht verleiten darf, als habe der Dichter eine blinde Schicksalsgewalt ohne eigene Verschuldung der handelnden Personen in seine Tragödie einführen wollen.

Wir werden dann zu der einsamen Beatrice in den Garten des Klosters der Barmherzigen versetzt; sie erwartet Don Manuel, ihren Geliebten, mit ungestümer Sehnsucht, aber nicht mit rechter Freudigkeit; denn sie muss sich Vorwürfe machen, ihm heimlich, unerlaubter Weise gefolgt zu sein, und es lastet auch noch etwas Anderes auf ihrem Gewissen; sie hat heimlich und ohne Erlaubnis an der Leichenfeier für den verstorbenen Fürsten teilgenommen; war es ein geheimer Zug des Herzens zu dem ungekannten Vater? Aber sie ist dort von Don Cesar gesehen worden, der sofort in verzehrender Glut der Liebe zu ihr entbrannt ist, wie sie vorher dem Don Manuel bei der ersten Begegnung rücksichts- und besinnungslos, mit Verkennung der Stimme der Natur, ihre Liebe zugewandt hat. Don Cesar erscheint jetzt vor ihr; denn den eifrigen Nachforschungen seiner Späher ist es gelungen, ihr Versteck zu entdecken. Der Erklärung seiner Liebe, seines Standes und seiner Abstammung gegenüber bleibt sie sprachlos; sie verabscheut das Geschlecht, dem sie selbst, ohne es zu wissen, angehört. Don Cesar lässt sein Gefolge bei ihr zurück, welches sie begrüsst und ihr Schicksal preist, während Beatrice es verwünscht. Es folgt die schon erwähnte Scene im Innern des Palastes, bei welcher der Chor nicht mitwirkt, ein alter Diener aber die Nachricht vom Raube der Tochter bringt, welche Donna Isabella auf Grund von Träumen und deren Deutungen bisher versteckt gehalten hat; Don Cesar stürzt fort, sie den Räubern, Korsaren, wie er vermutet, zu entreissen, und gerade jetzt legt Diego das Geständnis ab, welches jenem ein Fingerzeig zur Erkennung seiner Schwester hätte werden können, den Don Manuel dagegen von ihrer Spur abbringt, das Geständnis, dass er sie aus seiner Obhut entlassen hat, damit sie bei dem Leichenbegängnis des Fürsten ihre Schaulust befriedigen könnte.

Die beginnende Verwirrung kommt in dem Streit der beiden Gefolgschaften zum Ausdruck, von denen die eine den von Don Cesar ihr angewiesenen Platz nicht räumen will, als die andere die von Don Manuel befohlenen Brautgeschenke bringt. Der letztere legt den Streit durch seine Ankunft bei; er hat Verdacht geschöpft, dass Beatrice seine Schwester sein könnte; aber ehe es ihm gelingt, seine Zweifel zu lösen, wird er von dem herzueilenden eifersüchtigen Bruder erstochen. In wilder Gährung schäumt sein Gefolge auf; aber der Ernst des Todes macht bald seinen Einfluss geltend, der Chor stimmt die erschütternde Totenklage an, durchflochten mit Betrachtungen über die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge

(Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche, baut!),

mit Verwünschungen des Mörders

(Wehe, wehe dem Mörder, wehe,
Der sich gesät die tödliche Saat)

und dem Ausdruck der Überzeugung, dass die rasche That nicht ungerächt bleiben könne; er erinnert an den Muttermörder Orestes. Indes die Mutter, vom alten Diego ermutigt, sich noch frohen Hoffnungen hingiebt, bringen die Mannen Don Cesars ihr zuerst die leblose Tochter, dann die des Don Manuel den ermordeten Sohn, „eine unbeglückende Last", die sie unter erneuten Klageliedern, aber auch unter Trostsprüchen vor der Mutter niedersetzen

(Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren;
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!)

Aber der Schmerz lernt sich nicht so schnell, zumal bei einer gewaltsamen Natur wie die der Mutter; ihre masslosen Verwünschungen, die sich, ohne dass sie es weiss, gegen ihren Sohn, gegen sie selbst richten, ihre ungerechte Anklage der Vorsehung begleitet der jetzt wieder vereinigte Chor mit Weherufen; in einem kurzen, antistrophischen Liede drückt er sein Entsetzen aus, er sieht die Furien nahen. Auch die endlich alles enthüllende Auseinandersetzung zwischen Don Cesar und seiner Mutter begleitet er mit seinen Klagerufen, und nachdem Donna Isabella in Verzweiflung fortgegangen ist, Don Cesar

vergebens die Teilnahme seiner Schwester in Anspruch genommen hat, stimmt der Chor das Lied vom Glücke des beschränkten und verborgenen Lebens an, welches jedoch in den Misslaut ausklingt:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Der Schluss und gleichsam der letzte Akt des Dramas wird durch die der antiken Tragödie nachgebildeten Trimeter eingeleitet, in welchen Don Cesar, entschlossen durch freiwilligen Tod seine Schuld zu sühnen, seine letzten Anordnungen ausspricht:

Das Recht des Herrschers üb' ich aus zum letzten Mal,
Dem Grab zu übergeben diesen teuren Leib;
Denn dieses ist der Toten letzte Herrlichkeit.

Vergebens beschwört ihn das Gefolge seines getöteten Bruders — denn sein eigenes hat er mit dessen Leichnam fortgeschickt — nichts gewaltsam Blutiges zu beschliessen; vergebens kündigt ihm die Mutter Verzeihung an; vergebens bittet ihn auch die Schwester zuletzt, für die Mutter zu leben und sie, die Schwester, zu trösten: Don Cesar glaubt seinem Bruder sein Opfer nicht entziehen zu dürfen:

Deine Stimme aus dem Sarg
Ruft mächt'ger dringend als der Mutter Thränen
Und mächt'ger als der Liebe Flehn.

Er stirbt, und der Chor schliesst das Stück mit den Worten:

Erschüttert steh' ich, weiss nicht, ob ich ihn
Bejammern oder preisen soll sein Loos;
Dies Eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
Der Uebel grösstes aber ist die Schuld.

So hat der Chor mit seinem Rat und seinen Diensten, mit seiner rein menschlichen, aber auch zum höheren Ton der allgemeinen Betrachtung sich erhebenden Teilnahme die Handlung in ihrem raschen Verlaufe begleitet; er hat in diesen Verlauf allerdings wohlthätige Pausen gebracht, da sie von einer so düstern Tragik ist, dass sie, wenn ununterbrochen dahinrollend, herzbeklemmend wirken muss; er hat der Handlung zugleich eine Gliederung gegeben, welche der sonstigen Gliederung in Akte ungefähr entspricht und mit der Entwicke-

lung der Handlung durchaus übereinstimmt; nur sind dieser Glieder nicht, wie gewöhnlich, fünf, sondern nur vier, indem das Chorlied:

Sage, was werden wir jetzt beginnen,
Da die Fürsten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden
Und die lange unendliche Zeit u. s. w.

auf die Versöhnung der Brüder folgt, das Lied:

Sagt mir, ich kann's nicht fassen und deuten,
Wie es so schnell sich erfüllend genaht!
Längst wohl sah ich im Geist mit weiten
Schritten das Schreckensgespenst herschreiten
Dieser entsetzlichen, blutigen That u. s. w.

den Brudermord abschliesst, der Chor:

Wohl dem, selig muss ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
Kindlich liegt an der Brust der Natur!

den Tiefpunkt des hereingebrochenen Unglücks bezeichnet, worauf mit der letzten gewaltsamen, aber doch befreienden That Don Cesars das herausgeforderte Schicksal befriedigt wird und zur Ruhe kommt. Der Chor leistet hier gleichsam die Arbeit einer Zwischenmusik, aber einer solchen, die mit der Handlung in der engsten Beziehung steht und viel deutlicher, als die wirkliche Musik es kann, das eben Geschehene nach seiner aktuellsten Wirklichkeit wie nach seiner ethischen Bedeutung zusammenfassend abspiegelt; er bildet in der That, wie Schiller es wollte, das Prachtgewand dieser romantischen Begebenheit, deren düstere Färbung wirkungsvoll von ihm absticht, wie sie sich in ihrer einfachen, wenn auch von ihm beeinflussten Sprache von dem stets schwungvollen Ton des Chors unterscheidet. Diese herrliche Sprache rechtfertigt vor allem das Vorhandensein des Chors in der Braut von Messina, d. h. er rechtfertigt sich durch sich selbst; er ist durchweg schön; darum hat er ein Recht zu sein in einer Welt der Schönheit und der Kunst. Dass Schiller ihn durch Teilung, durch Auf- und Abtreten beweglicher machte und enger mit der Handlung verband, bedurfte wohl nach unserer Auffassung keiner Entschuldigung; denn es ist ein Vorzug vor dem alten

Chor, insofern dieser in seiner ganzen Bewegung gemessener, feierlicher und erhabener blieb. Ich sage: insofern; denn schon die Sophokleischen Chöre schliessen sich der Handlung eng genug an. Im König Oedipus ruft der Chor die Götter mit folgenden Worten zur Befreiung von der Pest an, die Stadt und Land Theben verheert, und von welcher Oedipus, Kreon und der Oberpriester soeben gesprochen haben:

Tröstlicher Spruch des Zeus, was bringst du vom goldenen Tempel
Pytho's dem sonnigen Theben mit?
Angst ergreift mir das Herz und bange muss ich erbeben,
Delier, Paian, Spender des Heils,
Sinn' ich, was du wohl meinst,
Was du mir Neues
Oder in früheren Tagen Beschlossenes
Drohend verkündigest.
Sag es, der Hoffnung Tochter, der goldenen, himmlische Stimme!
Ewige Tochter des Zeus, dich ruf' ich vor allen, Athene!
Artemis dann, die das Land uns beschirmt,
Deren berühmter Thron sich erhebt auf dem Ringe des Marktes,
Phoibos, den fernhin Treffenden, auch!
Zeigt euch mir, ihr drei
Wender des Unheils!
Ältere Flüche verbannend beschirmtet ihr
Theben auch früher schon;
Eben so kommt auch nun und helft uns in brennenden Nöten!
Denn ich trage fürwahr unermessliches Leid;
Die Pest ergreift den ganzen Stamm,
Und niemand weiss ihr zu wehren.
Auf den gepriesenen Äckern gedeiht
Die Saat nicht mehr;
Die Frauen erliegen
Den Weh'n der Geburt.
Dicht hinter einander
Wie flüchtige Vögel
Und schneller als flackernde Flammen
Flattern hinunter
Zum Gott am nächtlichen Flussgestade
Die zahllosen Schatten
Der sterbenden Städte u. s. w.

Nachdem Oedipus die Aufforderung an alles Volk gerichtet hat, zur Ermittelung des Mörders des vorigen Königs beizutragen, und der blinde Seher Teiresias rätselhafte, schreckende Worte scheinbar zusammenhangslos ausgestossen hat, zeigt sich der Chor von demselben Eifer erfüllt, den Schuldigen zu entdecken, dem die Götter zürnen, spricht aber die Ansicht aus, man dürfe den Oedipus der Schuld nicht ohne Beweis bezichtigen. Er mischt sich dann in seinen Streit mit Kreon, dem Bruder der Königin, und als Jokaste in dem Bemühen, schlimme Ahnungen zu zerstreuen, diese nur vermehrt hat, spricht er kräftig sein Verdammungsurteil über jedes frevelhafte Thun aus. Nur als die Enthüllungen schon so weit vorgeschritten sind, dass sie für Jokaste zur Gewissheit des Entsetzlichen geworden sind; als sie das Innere des Palastes aufgesucht hat, um sich den Tod zu geben, stimmt der Chor ein wenig passendes Loblied auf den Kithaeron an, in welchem Oedipus nach der neuesten Entdeckung als Kind gefunden worden ist; aber als nun auch dieser selbst den schrecklichen Zusammenhang nicht mehr bezweifeln kann, hinwegstürzt, um als Geblendeter jammernd auf den Schauplatz zurückzukehren, bezeigt der Chor in Klageliedern und tröstlichem Zuspruch ihm inniges Mitgefühl.

Aber der Hauptgrund, warum der Chor in der Braut von Messina eine so starke Wirkung hervorbringt, während wir doch in einem Don Carlos, Wallenstein, Tell keinen Platz für ihn finden können, ist noch nicht ausgesprochen; auch Schillers' Vorrede, die doch noch so vieles Andere und Treffliche enthält, worauf wir nicht eingehen konnten, giebt ihn nicht an; es ist die eigentümliche Beschaffenheit des tragischen Stoffes. Ich habe die Begebenheit vorher eine romantische genannt; mit mehr Recht, scheint es, könnte man sie antik nennen, so geschlossen, einfach, wuchtig tritt sie auf. Ein stolzes Herrschergeschlecht, nur durch das Recht der Eroberung dem unterworfenen Volksstamm verbunden, im Herzen ihm fernstehend und ihn verachtend, von hochgemuter Gesinnung, aber in Aberglauben befangen, alles sich erlaubt haltend, was sein stolzer Mut begehrt, vor keiner Gewaltthat zurückbebend und keine Schranken seines Thuns mehr kennend, wenn der wilde, blinde Jähzorn es entflammt; eine durch häufigen Besitzwechsel und fortgesetzte Misshandlung nieder-

gedrückte, verbissene, heimtückische, halb in christlichem, halb in arabischem Aberglauben befangene Bevölkerung, zerrüttete Staatsverhältnisse: das ist der vulkanische Boden, auf welchem die düster prächtige Handlung sich aufbaut. Und mit welcher antiken Geschlossenheit baut sie sich auf! Die von der Mutter aus abergläubischen Beweggründen versteckt gehaltene Tochter wird zuerst von dem einen, dann von dem andern ihrer Brüder entdeckt; angezogen, hingerissen von dem verwandten Adel der holden jungfräulichen Erscheinung, gehen sie nach ihrer ungebändigten Natur — denn der starke sittliche Einfluss eines Ehrfurcht gebietenden väterlichen Willens hat ihrer Erziehung gefehlt — sofort zum Äussersten über; Don Manuel raubt sie; Don Cesar lässt sie durch seine Mannen bewachen. Er ersticht den bei ihr angetroffenen Bruder ohne Prüfung der Umstände, wie er vorher ohne genauere Erkundigung fortgestürzt war, die Schwester den Händen der Korsaren zu entreissen, und wie er nachher kurz entschlossen sich den Tod giebt, die Frevelthat zu sühnen. Überall Verblendung, tollkühnes Wagen zu selbstischem Zweck und im jähen Umschlag Darangabe des Lebens um der Ehre willen. Ein solches ganz auf sich gestelltes und doch noch in sich zerrissenes Geschlecht wird höchst passend von einer kühnen, leichtlebigen, abenteuersüchtigen Gefolgschaft umgeben, in welcher aber doch ein Rest sittlichen Gefühls und alter Volksgewohnheit sich erhalten, durch das wechselvolle Kriegs- und Räuberleben aber ein Schatz praktischer Lebenserfahrung angesammelt hat, während ihr durch ihre untergeordnete Stellung jeder Antrieb zu den verhängnisvollen Grossthaten ihrer Führer genommen wird. Sie unterstützt zwar jedes noch so frevelhafte Beginnen derselben, aber sie lässt es an guten Ratschlägen und treu gemeinten Warnungen nicht fehlen; sie sieht die verderblichen Folgen ihrer Gewaltthaten voraus und muss sie endlich ihrem selbstverschuldeten Schicksal überlassen. „Die fremden Eroberer kommen und gehen; wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.“ Dass die vorliegende Handlung bei all ihrer antiken Einfachheit und Geschlossenheit durch die Orts- und Zeitverhältnisse, den ritterlichen Charakter der handelnden Personen, das Geheimnisvolle der Anlage und der begleitenden Umstände doch eine ganz romantische Färbung erhält, wird

zugegeben werden; das Fatalistische der antiken Weltanschauung und die bunt bewegte Welt des Mittelalters wirkten zusammen, um diesen tragischen Stoff für die Anwendung des Chors geeignet zu machen; aber konnte er in dem Tell angebracht werden, wo uns das Ringen eines kräftigen und unverdorbenen, freiheitliebenden und gemütreichen, arbeitsamen und bürgerlich gesinnten germanischen Volksstammes vorgeführt wird, welcher über die herrischen Launen und die Willkürherrschaft eines ihm aufgedrungenen Rittergeschlechtes triumphiert und sich in der ganzen Breite und Fülle seines vielverzweigten Lebens vor uns entfaltet, in einem Stücke, welches überhaupt gar kein Trauerspiel, sondern das Triumphlied des Sieges der guten Sache der Freiheit über die Knechtschaft ist? Und zweifeln wir andrerseits noch, dass Schiller in seiner Braut von Messina die handelnden Personen nicht willenlos einem grausamen Schicksal preisgegeben hat, dass er sie wie wirkliche Helden durch eigene Schuld zu grunde gehen lässt, wenn auch diese Schuld schwer zu vermeiden war? Lag nicht auch einem Wallenstein, einer Maria und Elisabeth die Versuchung nahe genug, vom geraden Wege der Pflicht abzuweichen? Und ist der ein tragischer Held, welcher nur unter gewöhnlichen Verhältnissen auf diesem geraden Wege bleibt? Nein, niemand hat das Recht, die gehirnschwachen Erzeugnisse der Schicksalsschule auf Schiller als ihren ersten Begründer zurückzuführen; er hat sich auch in diesem Stücke auf der vollen Höhe seiner dramatischen Kraft gehalten und als das gezeigt, was er ist: der erste dramatische Dichter unserer Nation.

Die

Evangelische Mission,

ein Beweis

für die Wahrheit des Christentums.

Vortrag,

gehalten am 8. November 1893

in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Akademie

von

Dr. A. Schreiber,

Missions-Inspektor zu Barmen.

Das Christentum ist keine mathematische Wahrheit, die sich einem jeden, der nur denken kann, beweisen lässt, ganz abgesehen davon, wie er sich mit seinem Willen dazu stellt. Das Christentum fordert Glauben, und dieser Glaube ist eine sittliche That. Damit wäre es aus, sobald das Christentum sich einfach verstandesmässig beweisen liesse. Nein, es bleibt dabei, was der Herr Jesus gesagt hat: So jemand will des Willen Thun, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei.

Aber andrerseits steht das Christentum nun doch einmal da in der Weltgeschichte als die allergrösste, einzigartige Erscheinung, und bleibt für jeden ein ungelöstes Rätsel, der nicht an seinen göttlichen Ursprung, also an seine Wahrheit glauben will. Schon sein Anfang, dass diese wenigen, ungelehrten und in den Augen der Welt machtlosen Fischer von Galilaea mit ihrem Glauben die Welt doch aus den Angeln gehoben haben, bleibt ein unbegreifliches Rätsel, so lange man nicht an die Auferstehung Jesu glauben will. Somit bildet doch die Geschichte des Christentums in gewissem Sinne einen Beweis für seine Wahrheit, und in diesem Sinne ist es auch gemeint, wenn ich heute Abend unternommen habe, vor Ihnen, hochverehrte Anwesende, über die evangelische Mission als über einen Beweis für die Wahrheit des Christentums zu reden. Es ist allerdings, meiner Überzeugung nach, in der evangelischen Mission die göttliche Lebenskraft des Christentums wieder so deutlich und sichtbar hervorgetreten, dass auch diese thatsächliche Erscheinung unserer Tage für jeden, der nicht an die Wahrheit des Christentums glauben will, ein ungelöstes Rätsel bleiben muss. Diese meine Ansicht und Überzeugung wollen Sie mir nun erlauben, Ihnen so gut ich es vermag, darzulegen.

Wenn ich von evangelischer Mission rede, so verstehe ich darunter alles, was seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts

von England, Amerika und Deutschland an evangelischen Missionsbestrebungen ausgegangen ist. Ich lasse also ausser Betracht, was in früheren Jahrhunderten von den Holländern in ihren Kolonien und ebenso, was von der Brüdergemeinde und der dänisch-hallischen Mission geschehen ist, so wichtig und bedeutsam auch diese Vorläufer der modernen evangelischen Mission sein mögen. Für unseren heutigen Zweck kommen diese früheren Bestrebungen in ihrer Vereinzelung und mit ihren doch verhältnismässig unbedeutenden Erfolgen kaum in Betracht.

Dagegen ist die neuere evangelische Mission, wie sie vor hundert Jahren von England und Amerika ausgehend bald die ganze evangelische Christenheit erfasst hat, eine grossartige und höchst wunderbare Erscheinung, in der That ganz geeignet, als ein Beweis für die Wahrheit des Christentums bezeichnet zu werden, schon gleich in ihrem Anfang und ihrer Entstehung.

Da müssen wir zu allererst achten auf die Zeit und die Zeitumstände, unter denen die Mission ihren Anfang genommen hat. Dieselben waren in der That derartige, dass man alles andre eher hätte erwarten können, als dass gerade damals nun eine solche neue Erscheinung ihren Anfang nehmen würde, in der die sieghafte Lebenskraft des evangeliscben Glaubens in so grossartiger Weise zu Tage getreten ist. Die Aufklärung und der Rationalismus hatten fast die ganze evangelische Christenheit erfasst, in allen gebildeten Kreisen herrschte der von England und Frankreich ausgegangene Unglaube: was Voltaire triumphierend verkündigt hatte, dass es mit dem Christenglauben ein- für allemal aus sei, dass bald keine neuen christlichen Kirchen mehr gebaut werden würden, das wurde von den meisten gelehrten Leuten wirklich geglaubt, und es sah in der That ganz darnach aus, als ob es so kommen müsste. Das Christentum schien sich überlebt und seine Kraft verloren zu haben.

Und ebenso wenig war die ganze politische Lage darnach angethan, dass man an die Entstehung einer solchen Bewegung hätte denken sollen, die sich die Ziele ihrer Arbeit in den entlegenen Heidenländern suchte. Die französische Revolution hatte den ganzen staatlichen und gesellschaftlichen Bestand

Europas bis in seine Grundvesten erschüttert. Das Gefühl war allgemein verbreitet, dass man erst am Anfange gewaltiger Umwälzungen und Verwicklungen stehe, deren Ende Niemand absehen konnte. Es war aber nicht etwa das Verlangen, nun diesen unsichern, schwankenden Verhältnissen und dieser abgefallenen alten Christenheit zu entfliehen, das die evangelische Mission ins Leben gerufen hat, sondern ganz einfach der Gehorsam gegen des Herrn Jesu Missionsbefehl, die Überzeugung, dass das Evangelium für alle Menschen ohne Unterschied bestimmt sei, was jene Gründer der Mission antrieb, um, unbekümmert um alle Verwickelungen und Verirrungen in der Heimat und gleichgültig gegen den Spott und Hohn der Welt, an denen es wahrlich nicht fehlte, sich auf dies neue und unerhörte Unternehmen einzulassen, den Heiden am andern Ende der Welt das Evangelium zu bringen. Denn auch das kommt noch hinzu, um dieses Unternehmen zu einem so merkwürdigen und unerklärlichen zu machen, dass es sich bei den ersten, von England ausgehenden Unternehmungen nicht etwa um die Arbeit in den eigenen englischen Besitzungen handelte, sondern dass man den Anfang machte auf den fernen Südseeinseln, die eben erst bekannt geworden waren.

Dabei aber waren es nicht etwa reiche und einflussreiche Männer, nicht solche, die durch ihre Stellung in der Kirche oder durch grosse Gelehrsamkeit bedeutenden Einfluss unter ihren Volks- und Glaubensgenossen hatten, sondern einfache schlichte Leute aus dem Volke, Handwerker und dergleichen, von denen die Bewegung ausging und die sie förderten. Also auch in dieser Beziehung trägt die Entstehung der evangelischen Mission eine auffällige Ähnlichkeit mit derjenigen des Christentums selbst. Wer damals mit weltlichem, ungläubigem Blick dies Unternehmen ansah und ein Urteil über den Verlauf der Sache und ihren mutmasslichen Erfolg abgeben wollte, der konnte gar nicht anders, als in die damals auch allgemein verbreitete Meinung einstimmen, nämlich dass es ein ganz und gar aussichtsloses Unternehmen sei, eine schwärmerische Geschichte, die sich sehr bald im Sande verlaufen werde. Zu dieser Ansicht schien um so mehr Grund vorhanden zu sein, als die ganze Sache nicht etwa von der organisierten und durch Behörden etc. vertretenen evangelischen Kirche, etwa

wie das bei der römischen Mission der Fall ist, auch nicht von irgend einer festgegliederten Gesellschaft ausging, sondern von einigen unbedeutenden Privatleuten, die sich völlig zwangslos und formlos dazu verbunden hatten. Aber, was freilich damals wohl noch niemand ahnte oder auch nur ahnen konnte, grade in dieser neuen, bis dahin wenigstens in der evangelischen Christenheit noch nicht dagewesenen Art der ganz freiwilligen Vereinigung von gläubigen Christen zum Zweck der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden, war die Form gefunden, in der sich der wahrhaftige christliche Glaube und die echte uneigennützige Liebe der Christen allein recht bethätigen können; seither hat diese Form der christlichen Vereinigungen oder Gesellschaften in der ganzen evangelischen Christenheit Dimensionen angenommen, die wahrhaft kolossal zu nennen sind, wovon weiter unten noch etwas näher zu reden sein wird. Will man aber einen richtigen Einblick in die Bedeutung dieser neuen Art der christlichen Vereine und ihren Wert gewinnen, so muss man dagegenhalten, wie z. B. in der reformierten Kirche Hollands seit der Mitte des 16. Jahrhunderts unablässig, an hundert Jahre lang ein mächtiger Drang und das ernstliche Verlangen sich äusserte, den Heiden in den indischen Besitzungen das Evangelium zu bringen, wie aber trotz der langen Zeit und trotz aller dahin gerichteten Beschlüsse und Petitionen, dennoch nichts dabei herausgekommen ist, weil man sich nämlich immer nur an die officiellen Organe, sei es der Kirche oder des Staates, wandte. Nebenbei bemerkt, lehrt uns auch diese alte Geschichte deutlich genug, was man von den Bestrebungen der neuesten Zeit zu halten hat, die Missionssache zu einer Sache der offiziellen Kirche oder gar des Staates zu machen. Das wäre einfach ihr Tod. Nein, in den völlig auf Freiwilligkeit beruhenden, nur durch den Glauben und die Liebe der wirklich an den Herrn Jesum und sein Evangelium Gläubigen unterhaltenen Vereinigungen und Gesellschaften hat die Gemeinde des Herrn die rechten Organe gefunden für diese wie für alle ihre andern Liebesarbeiten.

Gerade im Blick auf die Zahl und Lebensstellung der Anfänger der neuern evangelischen Mission kann man mit vollem Recht auf dieselbe das bekannte Wort Gamaliels anwenden:

Ist der Rat oder das Werk aus Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen. Und in der That, die ungläubige Welt hat es durch ihren Spott und Verachtung nicht dämpfen können. Lange bange Jahre, bei uns in Deutschland noch bis vor etwa funfzehn Jahren, gab es kaum irgend eine andere Sache, die so unter dem Bann der Verachtung und des Spottes in der öffentlichen Meinung stand, wie das Werk der Heidenmission. Unsere grossen Zeitungen, fast ohne jede Ausnahme, redeten von allen möglichen Dingen, von der Mission aber ganz gewiss nur dann, wenn man ihr etwas anhängen, sie lächerlich machen konnte. Aber trotzdem ist dies verachtete und verspottete Werk in ganz wunderbarer Weise im Stillen gewachsen. Es hat in der That seine göttliche Lebenskraft und damit die Wahrheit des Christentums dadurch bewiesen, dass dieser also angefasste und in Praxis umgesetzte Missionsgedanke sich nicht nur als unwiderstehlich anziehend und zur Nachahmung reizend bewiesen hat überall, wo lebendiges gläubiges Christentum vorhanden war, sondern dass durch ihn sogar an vielen Orten, wo bis dahin alles tot gewesen war, neues Leben geweckt worden ist.

Es kann ja nicht meine Aufgabe sein, hier heute eine genaue Geschichte des Wachstums oder eine eingehende Statistik über die gegenwärtige Ausdehnung des Werkes der Heidenmission zu geben. Es genügt für meinen Zweck, zu sagen, dass es kein einziges evangelisches Land, ja kaum noch eine evangelische Landschaft giebt, wo nicht auch ein grösserer oder kleinerer Kreis sich mit an diesem Werke beteiligte. Es giebt augenblicklich an Hundert oder mehr aussendende Missionsgesellschaften in der evangelischen Christenheit und die Zahl der europäischen und amerikanischen Missionare kann man auf 4000 angeben. So ist denn in der That aus jenem kleinen unscheinbaren Senfkorn, das vor hundert Jahren in den Boden der evangelischen Christenheit gepflanzt wurde, ein sehr ansehnlicher Baum geworden, der seine Wurzeln in allen Ländern hat, wo evangelische Christen wohnen und dessen Zweige in der That die ganze Erde überschatten. Unter den Zweigen dieses Baumes haben schon viele Völker Zuflucht genommen. Doch ehe ich darauf, also auf die Erfolge der evangelischen Mission, als auf einen weiteren Beweis für die Wahrheit des

Christentumes, näher eingehe, muss ich noch ein Wort betreffs des eigenartigen Wachstums der Mission hinzufügen.

Sie kennen wohl alle jenes wunderbare herrliche Gesicht, von dem wir im 47. Kapitel des Propheten Hesekiel lesen, von dem Strom, der unter der Schwelle des Tempels als ein kleines Wässerlein seinen Ursprung nimmt und dann, je weiter er fliesst, desto grösser und tiefer wird, überall, wohin er kommt, Segen spendend. Nun, diesem Strom gleicht, ebenso wie das Christentum überhaupt, so auch wieder das Werk der evangelischen Mission. Während es mit so vielen, rein menschlichen Unternehmungen nach Art der Flüsse im Innern von Hochasien geht, die nämlich je länger desto kleiner werden, bis dass sie zuletzt im Sande verlaufen oder in einem Sumpfe ein klägliches Ende finden, ist eben das einzigartig am Werk der evangelischen Mission, dass sie nicht nur bis auf die Gegenwart noch fortwährend gewachsen ist, sondern dass sogar dieses Wachstum, wie man leicht mit Zahlen beweisen kann, mit jedem Jahrzehnt ein schnelleres und mächtigeres geworden ist und noch wird.

Dieses merkwürdige Wachstum der Missionssache beweist für jeden nachdenkenden Menschen schon a priori, dass es unmöglich an Erfolg fehlen kann und dass also unmöglich die römischen und andre Beurteiler mit ihren Behauptungen Recht haben können, dass der Erfolg der evangelischen Mission gleich Null sei. Aber es verlohnt sich doch der Mühe, etwas näher zuzusehen, wie denn diese abfälligen Urteile überhaupt entstehen können. Nun für die Ultramontanen steht es schon von vorne herein fest, dass die evangelische Mission nichts ausrichten k a n n, und wenn man einmal mit einem solchen Vorurteil an eine Sache herantritt, dann macht man eben die Augen zu, sobald sich etwas dem Entgegengesetztes zeigt. Diese Art römischer Beurteilung alles evangelischen Lebens und Wesens ist uns ja allen sattsam bekannt, so dass uns ein derartiges Urteil im mindesten nicht befremden kann.

Anders liegt die Sache mit den zahlreichen abfälligen Urteilen von Reisenden und Kolonialbeamten, wie sie noch immer ab und zu in unsern Zeitungen erscheinen. Zunächst kann man getrost behaupten, dass diesen abfälligen Urteilen doch wohl eben so viele gerade entgegengesetzte, anerkennende ent-

gegenstehen, und zwar, was überaus wichtig ist, diese letzteren günstigen Urteile kommen gerade von denjenigen Leuten, die sich die Mühe genommen haben, selbst genau zuzusehen, oder von solchen, die als Beamte lang genug im Lande gewesen sind, um sich ein wirklich zutreffendes Urteil zu bilden. Solche Urteile liegen z. B. genug über die Erfolge der Mission in Englisch-Indien, und zwar von den höchsten Beamten des Landes vor. Was unsere eigene Mission angeht, so darf ich z. B. für die Erfolge unserer Arbeit in Deutsch-Südwest-Afrika auf die Urteile des Dr. Schinz und Ludloff, sowie auf dasjenige des Professors Pechuël Lösche hinzuweisen, und über die Erfolge unserer Arbeit auf Sumatra ist das Urteil aller höheren Beamten von dort fast einstimmig das allergünstigste, sowie ebenso dasjenige verschiedener Reisender, wie des Baron Brenners.

Aber zur Erklärung jener abfälligen Urteile von andern Seiten gilt es vor allen Dingen eins nicht zu übersehen. Das Wunderliche bei der Sache besteht nämlich darin, dass diese Beurteiler fast ausnahmslos von Erfolgen der Mission nach einer Seite hin reden, nämlich von dem, was die Missionare in Bezug auf Förderung von äusserlicher Cultur und Civilisation, von Erziehung zur Arbeitssamkeit etc. geleistet oder nicht geleistet haben, mit einem Wort, von lauter Dingen, die gar nicht den eigentlichen Zweck und die Aufgabe der Missionsarbeit ausmachen. Es ist doch aber nicht mehr als recht und billig, wenn man von den Erfolgen oder Misserfolgen irgend einer Arbeit redet, dass man dieselben lediglich auf den Gebieten sucht, welche das Ziel dieser Arbeit ausmachen. Die evangelischen Missionare treiben aber ihre Arbeit nicht, um jene eben genannten äusserlichen Dinge unter den Heiden zu fördern, sondern um dieselben von ihrem heidnischen Aberglauben zum christlichen Glauben zu bekehren; sie wissen aber dabei allerdings auch dies, dass, wo es ihnen mit solcher Arbeit gelingt, sich auch an ihrer Arbeit die Verheissung Jesu erfüllen wird, dass, wenn wir nur nach seinem Reiche und dessen Ausbreitung trachten, uns alles andere zufallen wird; die Vertreter der evangelischen Mission dürfen mit vollem Recht darauf hinweisen, dass trotzdem die evangelische Mission der mächtigste Faktor ist, um unter den wilden Völkern Cultur zu verbreiten. Aber

freilich sie thut solches nicht in der Weise der römischen Mission, welche von so vielen Reisenden uns so oft als Muster hingestellt und für viel erfolgreicher erklärt wird, als die evangelische Mission. Die römischen Missionare verstehen es in der That, diejenigen Leute, welche sie unter ihren Einfluss bringen können, in den meisten Fällen sind das Kinder, häufig gekaufte Sklavenkinder, zu erziehen, d. h. zu dressieren und überhaupt ihre Christen in den äusserlichen Dingen durch stramme Zucht ans Arbeiten zu bringen. Infolge dessen erzielt sie einen viel schneller und viel stärker in die Augen fallenden Erfolg in dem äusseren Aussehen ihrer Missionsstationen. Aber was die römische Mission nicht versteht, das ist die Pflanzung eines neuen geistlichen Lebens, eine Erziehung zu neuem selbstständigen Wirken, eine Heranbildung zur Selbständigkeit ihrer aus den Heiden gewonnenen Bekehrten. Das aber sind die Dinge, auf welche es die evangelische Mission einzig abgesehen hat, und wo es ihr damit gelingt, da giebt es einen wirklichen Erfolg und nicht nur solche Scheinerfolge, wie in der römischen Mission meistenteils erzielt werden. Wir evangelischen Missionsleute wollen uns die Vorwürfe unserer Kritiker gerne gefallen lassen, wir können über ihre Urteile und über ihre Anpreisungen der römischen Mission als Vorbilder für uns nur lächeln. Wer sich die Mühe geben will und der Sache wirklich genau nachgeht, wer sich namentlich fragt, wie steht es denn mit der weiteren Entwicklung und der Geschichte der auf diese Weise von den römischen Missionaren gegründeten Stationen, der kann sich aus der Geschichte namentlich früherer Jahrhunderte eine ganz klare Antwort auf solche Fragen erholen. Die Jesuiten namentlich haben ja in der That an manchen Stellen, was äusserliche Erfolge betrifft, wie Erziehung zur Arbeit und Dressur, ganz Erstaunliches geleistet, an einzelnen Orten, wie in Paraguay so grossartig, wie man es sich nur denken kann. Aber was ist schliesslich dabei herausgekommen, was ist davon übrig geblieben, als die Urheber und Leiter jener Missionen ihr Werk sich selbst überlassen mussten? Antwort: Nichts, aber auch rein nichts; die vermeintlich gewonnenen und bekehrten Heiden sind alsbald wieder in ihr altes Heidentum zurückgefallen.

Bei der evangelischen Mission kann man allerdings in der Regel nicht so schnell auf grosse und in die Augen fallende Erfolge hinweisen. Sie arbeitet gründlicher und von Innen heraus. Aber wo ihr Werk dann von Erfolg gekrönt wird, da giebt es auch etwas Rechtes, etwas das nicht nur selbst bleibt, sondern das seine Lebenskraft auch durch eigenes selbständiges weiteres Wachstum beweist. Diese Behauptung gilt es nun zu begründen.

Als ersten Erfolg, den die evangelische Mission gehabt hat, möchte ich es bezeichnen, dass sie es so weit gebracht hat, dass das Evangelium jetzt in aller Welt gepredigt wird. Die Missionare sind der so fabelhaft schnell sich ausdehnenden Weltherrschaft und dem Einfluss der europäischen und amerikanischen Culturstaaten nicht nur überall auf Schritt und Tritt nachgefolgt, nein sie sind denselben an sehr vielen Stellen sogar vorausgeeilt und haben nicht selten, ohne dass sie solches gerade beabsichtigt hätten, jenen die Bahnen bereiten helfen. So ist es gekommen, dass kaum noch irgend ein dem Europäer und Amerikaner zugängliches Land oder Volk auf dem ganzen Erdkreis zu finden ist, wo nicht auch Stationen der evangelischen Mission anzutreffen wären.

Und überall auf diesen Stationen und von ihnen aus wird den betreffenden Völkern das Wort Gottes in ihrer eigenen Sprache verkündigt. Denn das ist von Anfang an das eifrige Bestreben der evangelischen Missionare — im Unterschiede von den römischen — gewesen, dass sie sich sofort auf das Studium der heidnischen Sprachen geworfen haben und auch dann im weiteren Verfolg die Bibel in Hunderte von Heidensprachen übersetzt haben. Damit haben sie es fertig gebracht, dass nun in unsern Tagen und vor unsern Augen jene wunderbar kühne Weissagung Jesu sich erfüllt hat: Das Evangelium wird allen Völkern gepredigt werden; und immer vollständiger wird das zur Wahrheit. Ist damit nicht auch ein gar bedeutsamer Beweis für die Wahrheit der Worte Jesu und des Christentums geliefert?

Es wird nicht überflüssig sein, an dieser Stelle einen kurzen Seitenblick auf den Islam und dessen Ausbreitung zu werfen, als auf die einzige andere „erobernde“ Religion, wie sie Max Müller genannt hat, die neben dem Christentum mit ihrem

Anspruch auf Eroberung der ganzen Welt in Betracht kommen kann. Der grosse Unterschied zwischen beiden besteht darin, dass der Islam fast nie durch die Predigt seiner Lehre, sondern überall durch Feuer und Schwert seine Eroberungen gemacht hat und dass er nirgends seine Lehre in den Sprachen der Völker, die er gewinnen will, sondern überall und grundsätzlich nur in der heiligen arabischen Sprache des Koran bringt, schon damit allein deutlich selbst beweisend, dass er nicht die wahre Weltreligion sein kann, die er zu sein vorgiebt.

Aber, so wird man mir entgegnen, was ist damit geholfen, dass allen Völkern das Evangelium gepredigt wird? Die grosse Frage ist eben die: Verstehen denn diese rohen, ungebildeten und tief versunkenen Völker auch die hohen und heiligen Lehren des Christentums? Damit kommen wir auf eine Eigentümlichkeit der modernen Mission, nämlich, dass sie es, im Unterschiede von den Missionsbestrebungen früherer Jahrhunderte mit den allerverschiedensten Völkern und Nationen, sowohl mit den verschiedenen heidnischen Kulturvölkern, wie Hindus, Chinesen und Japanesen, als auch mit den wildesten und verkommensten Stämmen, mit Kanibalen und dergleichen zu thun hat. Allen diesen so unendlich verschiedenen Völkern predigen die evangelischen Missionare das eine, gleiche Evangelium; aber freilich gerade darüber werden sie auch am meisten angefochten. Man erklärt es immer wieder für einen reinen Unsinn, solchen tiefstehenden, ungebildeten Völkern die Lehren des Christentums beibringen zu wollen, die wir selbst nicht einmal begreifen könnten.

Freilich, ein jeder, der so spricht, beweist damit nur, dass er noch wenig von dem eigentlichen Wesen des Christentums und den Bedingungen seiner Annahme versteht; dass er auch noch wenig über die Lehre und Aussprüche des Herrn Jesu selbst unterrichtet ist. Denn sonst sollte er doch daran gedenken, dass der Herr unter anderm gesagt hat: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, dass du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart. Oder an den Ausspruch Pauli davon, dass nicht viel Weise und Kluge berufen seien. Nein, das ist gerade der grosse Ruhm und Vorzug des Christentums, dar-

innen beweist es seinen göttlichen Ursprung und seine Berechtigung, die Religion der ganzen Menschheit zu werden, dass seine Annahme nicht an irgend einen Grad der Bildung gebunden, dass es in der That für alle verständlich und darum auch annehmbar ist.

Dass solches aber nicht etwa nur eine leere Behauptung ist, sondern dass es in Wahrheit sich so verhält, das eben ist durch die Erfolge gerade der neuen Mission aufs herrlichste bewiesen. Noch zu keiner früheren Zeit hat das Christentum so mannigfache Gelegenheit gehabt, sich nach dieser Seite hin zu bewähren, als eben jetzt in unserm Jahrhundert. Das aber ist das einstimmige Zeugnis aller Missionare, dass sich noch kein Volk gefunden hat, bei dem nicht mit der Zeit ein Verständnis des Wortes Gottes zu erzielen und Eingang mit der Predigt des Evangeliums zu gewinnen wäre. Natürlich ist dazu erst eine lange Geduldsarbeit erforderlich. Es gilt ja nicht nur, erst die Sprache des Heidenvolkes gründlich zu erlernen, notabene ohne Lehrmeister und ohne Lehrmittel, sondern was noch viel schwieriger ist, nun in dieser Sprache Dinge zum Ausdruck zu bringen, die noch niemals in ihr ausgesprochen worden sind und für welche natürlich die rechten Worte und Ausdrücke vielfach fehlen. Überall aber, wo diese Hindernisse in jahrelanger, treuer Arbeit überwunden worden sind und wo die Missionare sich allmählich das Vertrauen der Heiden zu erwerben verstanden haben, da hat es sich auch herausgestellt, dass die Völker, einerlei, ob sie nun vorher schon mehr oder weniger von eigener Bildung und Kultur hatten, oder ob sie so zu sagen ganz ohne Kultur waren, die einfachen Grundwahrheiten des Christentums, die Predigt von der unendlichen Liebe Gottes, die sich in der Hingabe seines Sohnes geoffenbart hat, und die Gnade und Barmherzigkeit Christi, der uns zu Gut am Kreuz sein Leben gelassen hat, fassen und verstehen können. Ja mehr als das. Von den verschiedensten Seiten wird die gleiche Erfahrung berichtet, dass nämlich gewesene Heiden, wenn sie zum Verständnis des Wortes Gottes gebracht worden waren, die Meinung aussprachen, dies Wort Gottes müsse wohl von einem aus ihrem eigenen Volke geschrieben und verfasst sein, weil es so ganz genau gerade für sie passe. Wahrlich, für jeden, der mit unbefangenem Gemüt

diese Thatsache überdenkt, hat dieselbe eine grosse Beweiskraft für die Wahrheit des Christentums.

Und dabei handelt es sich nicht etwa um vereinzelte Thatsachen, nein, auch was die Zahlen anbetrifft, können sich die Erfolge der evangelischen Mission getrost sehen lassen. Es ist schwer, eine genaue Zahl der durch die evangelische Mission unseres Jahrhunderts bekehrten Heiden anzugeben, weil nämlich die Art der Zählung in den einzelnen Missionen verschieden ist, bald zählt man nur die Erwachsenen, bald werden die Kinder mitgezählt, bald rechnet man nur die Getauften, bald nimmt man auch diejenigen mit hinzu, die sich überhaupt der Gemeinde angeschlossen haben. Aber auf jeden Fall beträgt die Gesamtzahl mehrere Millionen und ist ohne Zweifel die Zahl derer, die in diesem unserm Jahrhundert aus den Heiden gewonnen sind, bedeutend grösser, als die Zahl der Christen am Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, zum deutlichen Beweis, dass das alte Evangelium noch nichts von seiner Lebenskraft und von seiner Anziehung verloren hat.

Jedoch auf die grossen Zahlen möchte ich viel weniger Gewicht legen, als auf die grossen Umwandelungen, die durch die Annahme des christlichen Glaubens bei den Heiden hervorgebracht sind. Man muss aber bei einer richtigen und gerechten Beurteilung dieser Veränderungen ja nicht etwa mit unbilligen und unmöglichen Ansprüchen an die Sache herantreten, also nicht meinen, die zum Christentum Bekehrten sollten nun gleich in jeder Beziehung vollkommene und tadellose Christen sein. Gottes Wort selbst lehrt uns deutlich genug, dass es auch hier heisst: Gut Ding will Weile haben. Der Herr Jesus hat in jenem einfachen und doch so tiefsinnigen Gleichnis uns daran erinnert, dass der Same des Wortes Gottes da, wo er aufgeht und gedeiht, doch zuerst nur Gras, darnach die Ähren und darnach erst den vollen Weizen in den Ähren hervorbringe. Aber seine umgestaltende und neuschaffende Macht hat das Evangelium in der That an allen Völkern, bei denen es Aufnahme gefunden hat, in wunderbarer, oft geradezu überraschender Weise bewiesen und eben damit ein mächtiges Zeugnis abgelegt für die Wahrheit des Christentums. Lassen Sie mich dafür nur einige Beispiele anführen.

Es ist bekannt, dass die Bewohner der meisten Inseln der Südsee, so lange sie noch Heiden waren, dem Kanibalismus huldigten. Mit vollem Recht hat man darum gesagt, dass alle Schiffbrüchigen in jenen Gegenden, selbst diejenigen, die vielleicht sonst über die Arbeit der Missionare gespottet haben, wenn sie nün etwa, wie das so oft geschehen, mit ihrem Kahne, auf den sie sich gerettet, einer ihnen noch unbekannten Insel zusteuern und sehen, wie sich dort am Ufer die Eingeborenen in grosser Zahl versammelt haben, um sie bei ihrer Landung zu empfangen, in wahrer Todesangst die Frage unter sich erörtern, ob diese Leute wohl noch Heiden oder schon Christen seien; denn im ersteren Fall stand ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach ein entsetzliches Schicksal bevor, im anderen Fall, das wussten sie gewiss, hatten sie nichts zu befürchten, sondern konnten sich statt dessen eines freundlichen Empfanges versichert halten. Mehr als einmal ist es auch passiert, dass in einem solchen Falle einer der Insulaner den armen, ängstlichen Schiffbrüchigen entgegengewatet oder auch geschwommen ist, mit einer Bibel in der Hand, und sobald sie nur das Buch sahen und das Wort hörten, so war mit einemmale alle ihre Furcht von ihnen genommen. Ist das nicht ein mächtiges und unwidersprechliches Zeugnis für die Erfolge der Missionsarbeit?

Zu den wohl am tiefsten gesunkenen Völkern gehören die Pescheräs auf den Feuerlands-Inseln am Südende Südamerikas. Aber dass auch unter ihnen die selbstlose Arbeit der Missionare nicht ohne Erfolg gewesen ist, das bezeugen namhafte, selbst ganz ungläubige Naturforscher, die mit Staunen die grosse Veränderung beobachtet hatten.

Es passiert oft genug, dass Reisende, wenn sie frisch in ein heidnisches Land kommen, wo Missionare wirken, der Meinung sind, es sei durch deren Arbeit noch wenig oder nichts erreicht. Sie sehen an den Leuten noch so vieles, was ihnen missfällt. Aber solche Leute sind gar nicht in der Lage, den Erfolg gerecht beurteilen zu können. Dazu ist unbedingt erforderlich, dass man zuerst ein genaues Bild von den Zuständen habe, die unter dem betreffenden Volke geherrscht haben oder auch jetzt noch da herrschen, wo sie noch in ihrem Urzustande sich befinden. Wer z. B. auf Südost-Borneo unsere

dortigen Gemeinden besuchte, der würde allerdings an den Christen aus den Dajaken noch viel Schwächen und Gebrechen entdecken können und deshalb vielleicht zu der Ansicht kommen, es sei doch nur sehr wenig mit denselben erreicht. Käme aber derselbe Beobachter weiter ins Innere, etwa an den Oberlauf des Katinganflusses, und lernte er dort die Zustände näher kennen, wo das alte Kopfabschneiden noch geübt wird und wo ein Weib erst dann Ansehen hat, wenn sie sich wenigstens einmal hat entführen lassen etc., dann würde er zu der Erkenntnis gelangen, nicht nur, welch eine tiefgehende Umwandlung schon bei den Christen stattgefunden hat, sondern dass auch überhaupt das ganze sittliche Niveau in jenen anderen vom Evangelium erreichten und beeinflussten Gegenden sich bedeutend gehoben hat.

Einen grossartigen Erfolg hat bekanntlich die Predigt des Evangeliums unter den Battas auf Sumatra gehabt. Dies Volk hatte einen bösen Namen. Sie waren Kanibalen und hatten sogar die ersten Missionare, die zu ihnen kamen, zwei Amerikaner, aufgefressen. Und jetzt? Eben in jener Gegend, wo die Greuelthat geschehen, ist das ganze Thal von Silindung innerhalb fünfundzwanzig Jahren vollständig christianisiert worden und hat noch auf jeden Besucher, der ein wenig von seiner Vorgeschichte wusste, einen geradezu überwältigenden Eindruck gemacht von der wunderbaren Umwandelung, die das Evangelium hier zuwege gebracht hat, wenn er nämlich sieht, wie das ganze Thal mit Kirchen und Kapellen und Schulen besetzt ist und wie die Leute so fleissig zur Kirche strömen und so fröhlich ihre christlichen Lieder singen.

Und nicht minder gross, ja in gewissem Sinne noch grösser sind die Erfolge und Siege, die das von den Missionären gepredigte Evangelium unter den heidnischen Kulturvölkern errungen hat; dass es gelungen ist, auch von den stolzen, eingebildeten Hindus so viele zu bekehren, ja dass sogar aus der Zahl der Brahminen, dieser angeblichen Göttersöhne, so mancher sich hat gewinnen lassen und dem Evangelium treu geblieben ist, obwohl er darüber aus der Kaste ausgestossen wurde und die bitterste Feindschaft von seinen nächsten Angehörigen zu leiden hatte; dass auch aus den herzlosen und geldgierigen Chinesen dennoch Tausende die Religion der frem-

den Teufel angenommen haben und zu eifrigen, zum Teil selbstverleugnenden Christen geworden sind; dass ein grosser Teil der Japanesen, dieses vorher so hermetisch sich gegen die Aussenwelt verschliessenden Volkes, das Christentum sogar mit ganz unerhörtem Eifer angenommen hat, das alles sind gewaltige Zeugnisse von dem Erfolge der evangelischen Mission und zugleich für die Wahrheit des Christentums.

Aber hier muss ich noch auf einen Einwand zu reden kommen, mit dem man häufig den Wert der durch die Missionare erzielten Erfolge in Frage zu ziehen pflegt. Man sagt, ihre Christen seien sogenannte Reischristen, d. h. Leute, die man durch Reis oder irgend welche anderen Vorteile gewonnen habe. Nun will ich durchaus nicht leugnen, dass solches hie und da vorgekommen ist, namentlich im Anfang der Missionsarbeit. Man darf aber nicht übersehen, dass dieser Missstand darum oft sehr schwer zu vermeiden ist, weil der Missionar, wenn er das Evangelium nicht nur mit Worten predigen, sondern auch mit seinem Wandel und Thun bethätigen will, gar nicht anders kann, als auch Barmherzigkeit an den Leuten üben und seine Lindigkeit und Freigiebigkeit ihnen erzeigen muss. Aber zum Glück kann man leicht beweisen, dass die evangelischen Missionare ihre Erfolge nicht solchen äusserlichen, ungeistlichen Mitteln verdanken. Wo sollten die Missionare bei ihrem bescheidenen Gehalt wohl die Mittel hernehmen, um den Hunderten und Tausenden, welche Christen werden, einem jeden auch nur eine Kleinigkeit zu schenken? Auf Sumatra ist es jetzt gar keine Seltenheit, dass ein Missionar in einem Jahre 5—800 aus den Heiden neu in seine Gemeinde aufnimmt.

Am klarsten aber lässt sich die Haltlosigkeit jener Behauptung durch den Hinweis auf das erweisen, was die neugewonnenen Christen für ihren Glauben thun, wie viel sie sich ihr Christentum kosten lassen. Wir haben in unserer Rheinischen Mission zwei Gebiete, auf denen wir bis jetzt den meisten Erfolg gehabt haben, das ist die Kapkolonie und Sumatra. Auf beiden haben wir zahlreiche Gemeinden, die sich ganz selbst unterhalten, und zwar hauptsächlich durch eine freiwillige Kirchensteuer, der sich auch die Ärmsten unter den Christen nicht entziehen. Es giebt in der That manche junge

Gemeinden aus den Heiden, die in diesem Stück die alten Gemeinden hier in Europa sehr beschämen können.

Beweisen schon diese Thatsachen, dass die Bekehrten aus den Heiden unmöglich um äusserer Vorteile willen die neue Religion angenommen haben können, da sie anstatt äusserlichen Vorteils sogar noch Unkosten davon haben, so erhellt solches noch vielmehr aus alledem, was so manche der Neubekehrten an Mühen und Leiden um des Evangeliums willen auf sich genommen haben. Da weise ich zuerst darauf hin, dass an gar vielen Stellen diese jungen Christen aus den Heiden einen gewaltigen Eifer beweisen, den neuen Glauben, in dem sie selbst Frieden gefunden haben, nun auch anderen, namentlich ihren Stammesgenossen zu bringen. Namentlich auf den Inseln der Südsee hat sich dieser Drang in herrlicher Weise gezeigt und ist an dieser freiwilligen, meist unbezahlten Missionsarbeit der Südsee-Insulaner selbst vornehmlich zuzuschreiben, dass das Werk der Ausbreitung des Christentums dort so überaus schnell vor sich gegangen ist. Diese inländischen Missionare haben weder Gefahr noch Tod gescheut, um das Evangelium immer weiter zu tragen von Insel zu Insel. Mit ihrer Hülfe haben die englischen Missionare hauptsächlich so erfolgreich in Südost-Neu-Guinea gearbeitet, aber auch an zweihundert von diesen inländischen Mitarbeitern und ihren Frauen haben in jenem mörderischen Lande ihr Leben gelassen, ohne dass dadurch im geringsten andere abgeschreckt würden, in die entstandenen Lücken einzutreten.

Und damit bin ich schon zu dem letzten und höchsten Beweis für die Echtheit des durch die Mission in den Heidenländern erweckten christlichen Lebens gekommen, dass nämlich schon so manche der jungen Christen auch bereit gewesen sind, um ihres Glaubens willen ihr Leben zu lassen. Als an ein Beispiel dafür aus der jüngsten Zeit erinnere ich an das, was in Uganda geschehen, wo der König Muanga mehrere Jünglinge um ihres Christentums willen auf das grausamste ums Leben gebracht hat, ohne dass sie ihrem Glauben untreu geworden wären. Sind solche Thatsachen nicht ein mächtiger Beweis für die Wahrheit des Christentums?

Es erübrigt mir nur noch, ein kurzes Wort zu sagen über die Mittel, durch welche diese grossen, unleugbaren Erfolge

der evangelischen Mission erzielt sind, weil sich darin auch noch ein besonderer Beweis für die Wahrheit des Christentums finden lässt. Da darf ich zuerst hinweisen auf die grossartigen Mittel, welche für die evangelische Mission, notabene lediglich durch völlig freiwillige Gaben, und noch dazu zum allergrössten Teil von kleinen, unbemittelten Leuten aufgebracht werden. Die Gesamtsumme der für evangelische Missionszwecke jährlich verwendeten Mittel beläuft sich auf circa 50 Millionen Mark. Fragt man, welches sind die Beweggründe, die zu einer solchen gewaltigen Leistung zusammenwirken, so muss die Antwort lauten: Das thut der christliche Glaube und Gehorsam gegen des Herrn Jesu Missionsbefehl; das thut die Liebe, die nicht das Ihre sucht, sondern die sich gedrungen fühlt, auch den armen Sündern unter den Heiden das bringen zu helfen, was der eigenen Seele Ruhe, Frieden und Seligkeit verschafft hat. So angesehen redet doch auch dieses Geld eine gar vernehmliche, laute Sprache zum Zeugnis von der Lebenskraft und also von der Wahrheit des Christentums.

Aber so nötig auch in der Mission das Geld ist, es ist doch keineswegs die Hauptsache. Das sind die Menschen, die Jünglinge und Jungfrauen, die bereit sind, sich selbst für dies Glaubenswerk dahin zu geben und ohne auf die Mühen und Gefahren, welche ihnen in diesem Berufe bevorstehen, fröhlich und getrost hinausziehen, getrieben und gedrungen von der Liebe Christi, die sie am eigenen Herzen erfahren haben. Gott Lob fehlt es an solchen Leuten auch in unsern Tagen und in unserm Volke nicht, im Gegenteil, es melden sich z. B. bei uns in Barmen jährlich jetzt zehnmal soviel als wir aufnehmen können; und wenn auch die meisten aus den geringeren Ständen kommen, so fehlen doch auch keineswegs solche aus besseren Ständen, auch von den Universitäten nicht. Freilich in diesem Stück werden wir von England und Nordamerika völlig beschämt. In England treten alle Jahre eine grosse Zahl akademisch ausgebildeter und ebenso sehr wohlhabender Leute in den Missionsdienst ein, und auf den amerikanischen Universitäten ist seit einigen Jahren eine geradezu fabelhafte Begeisterung für das Missionswerk erwacht, so dass sich sogar mehrere Tausende von Studenten aller Fakultäten zum Eintritt in

dieselbe gemeldet haben und man in die grösste Verlegenheit geriet, wie man alle diese sich anbietenden Kräfte annehmen und verwenden soll. Man kann mit Recht fragen: Wo ist ein anderes Werk, das seinen Arbeitern so wenig äussere Vorteile und Annehmlichkeiten bietet und für das sich so viele und so vortreffliche Leute melden? Auch wieder ein mächtiger Beweis für die Lebenskraft des christlichen Glaubens. Aber die Sache hat noch eine andere, wie ich glaube, noch bedeutsamere und beweiskräftigere Seite. Was wird denn nun mit diesen bedeutenden Geldmitteln und mit diesem guten Menschenmaterial in der evangelischen Mission bezweckt? Ich meine, was sollen sie draussen treiben, mit welchen Mitteln sollen sie das Werk der Heidenbekehrung anfassen? Auf diese Frage antwortet die evangelische Mission, unbekümmert um den Hohn und Spott, den sie sowohl von römischer als von ungläubiger Seite gerade mit Vorliebe immer wieder auf diesen Punkt richtet: Die Predigt des Wortes Gottes ist das einzige eigentliche Mittel, mit der wir arbeiten und arbeiten wollen. Gemäss der Lehre der Bibel selbst sind wir davon überzeugt, und unsere eigene Erfahrung hat uns solche Ueberzeugung nur bestätigt, dass das Wort Gottes lebendig und kräftig ist, ja die Kraft Gottes zur Seligkeit. Darum schämen wir uns auch des Evangeliums ebenso wenig wie Paulus, sondern bringen es getrost und zuversichtlich auch den armen Heiden, und dass wir nicht zu Schanden geworden sind mit diesem unserem Glauben an das Wort Gottes und an seine Wirkungskräftigkeit, nun das beweisen eben alle die Erfolge der evangelischen Mission, von denen ich heute Abend in Kürze einiges zu Ihnen, verehrte Anwesende, geredet habe. So angesehen ist das Missionswerk ganz dazu geeignet, uns den Glauben zu stärken, es wird aber diese seine Beweiskraft allerdings nur bei denen haben können, die da gerne glauben wollen, und am meisten bei denen, die selbst mit Hand anlegen an diesem herrlichen Werke des christlichen Glaubens und der christlichen Liebe.

Die

heutige Limesforschung
am Pauluswall.

Vortrag

in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie

am 28. Februar 1894 gelesen

von

Dr. Schreiber,
Gymnasiallehrer.

Die Einigung des deutschen Reiches hat noch in später Stunde eine oft ersehnte, aber kaum mehr erwartete Frucht getragen: Preussen, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen haben sich zur gemeinsamen Erforschung des ältesten umfassenden Denkmals deutscher Geschichte, der römischen Grenzwehr, vereinigt; am 16. Januar 1892 hat der Reichstag diese wissenschaftliche Frage zur Reichssache gemacht, ein Kollegium der hervorragendsten Gelehrten aus den beteiligten Staaten mit der Lösung der Aufgabe betraut und dieser „Reichs-Limes-Kommission" zur Verfolgung ihrer Untersuchungen auf fünf Jahre eine Geldunterstützung von jährlich 40000 Mark aus dem Reichssäckel zur Verfügung gestellt.

Mit dieser Entscheidung beginnt für die römisch-germanische Altertumskunde eine neue Epoche. Wohl hat seit Jahrzehnten eine grosse Zahl von Einzelforschern sich mit unvergänglichem Erfolge dieser Frage gewidmet, wohl haben Vereine — allen voran der für Nassauische Altertumskunde und Geschichte, dessen Annalen auch unserer Akademie überreicht werden — ihre Aufgabe, die römischen Altertümer aufzudecken und zu erhalten, einzelne Entdeckungen zu Gesamtforschungen zu ergänzen, in vielen Fällen trefflich gelöst, — allein die Erforschung einer mehr als 600 Kilometer langen Strecke mit allen zugehörigen Strassen-, Schanz- und Wohnanlagen, die sich in fünf deutschen Staaten und mehreren mediatisierten Fürstentümern und Grafschaften auf eine Unzahl privater Besitzungen verteilen, ist eine Aufgabe, deren volle Lösung nur jetzt zu erhoffen ist, wo das Reich sich als solches beteiligt. Dadurch ist mit einem Male der früher privaten Forschung ein staatlicher Stempel aufgedrückt. Die Kommissare finden bei allen staatlichen Organen bereitwillige Unterstützung; sie erscheinen mit Privilegien ausgestattet, die ihnen manches früher versperrte Privatgebiet zugänglich machen; Geldmittel sind

verfügbar, welche eine planmässige Aufdeckung der vorhandenen Spuren in ganz ungleich weiterem Umfang als früher ermöglichen; vor allen Dingen aber sind die hervorragenden Kenner des römischen Altertums zu gemeinsamer Arbeit vereinigt, und dadurch ist die Möglichkeit gegeben, die ganze Linie gleichzeitig in Angriff zu nehmen und in wenigen Jahren die lokalen Untersuchungen der in der Erde erhaltenen Reste zum Abschluss zu bringen: für die Wissenschaft ein unschätzbarer Gewinn! Denn diese Rudera ruhen in Deutschland nicht, wie in Pompeji, unter einer sechs Meter hohen sichernden Erdschicht, sondern sie sind von der Donau bis zum Rhein über Fluren und Wälder verstreut, in welchen die Kultur Jahr für Jahr gewaltsam wichtige Stücke vernichtet, die der zerstörenden Kraft so vieler Jahrhunderte erfolgreich widerstanden.

Diese noch vorhandenen Spuren sind zu finden und genau aufzunehmen, die gefundenen Resultate durch beherrschende Bearbeitung zusammenzufassen und zu verwerten: darin besteht die doppelte Aufgabe der Limeskommission.

Unsere lückenhafte und ungenaue Überlieferung über die römischen Baureste in Deutschland hat schon früheren Forschern nur geringen Anhalt gewähren können, das Gleiche gilt von urkundlichen Aufzeichnungen aus dem Mittelalter. Soviel mit diesen Hilfsmitteln zu leisten, ist bereits früher geschehen, weiteres Licht in die noch schwebenden Fragen können nur Hacke und Spaten bringen. Diese Arbeit ist den Streckenkommissaren zugeteilt; ihre Thätigkeit, die für uns am meisten des Neuen und Interessanten bietet, sei mir zunächst verstattet durch einige Beispiele zu veranschaulichen. Zwei Sommer hindurch haben die von den beteiligten Staaten bestimmten erfahrensten Männer, ein jeder in seinem Heimatsgebiete, wo er Land und Leute genau kennt, ihre schwierige, aber lohnende Wirksamkeit entfaltet. Sowie der Bau der Felder es zulässt, beginnen in einer Frühjahrs- und Herbstkampagne die Grabungen. Was der Scharfsinn geschlossen, was aufmerksame Beobachtung entdeckt und in der Erde vermutet, das wird nun mit Hacke und Spaten ans Licht gefördert.

Als treffliche Wegweiser haben sich in den meisten Fällen eigentümliche Namen der Örtlichkeiten bewährt, meist Zusammensetzungen wie Pfahlgraben, Teufelsmauer, Schweine-

graben u. a., deren eingehendere Behandlung ich mir für eine besondere Arbeit vorbehalte. Bei der Verfolgung der römischen Spuren bilden solche Benennungen im einzelnen sehr schätzenswerte, in vielen Fällen sogar die einzigen Hilfen. Wie oft hat ihr Zeugnis die Probe bestanden!

Hier fördert eifriges Suchen im Dickicht einer Dornhecke ein Steingeröll zu Tage, das sich beim Aufgraben als Fundament eines römischen Bauwerks erweist, welches die Limeslinie bestätigt, dort in einem Ährenfelde zeigt sich dem sorgsamen Beobachter bei abnorm trockener Witterung ein fortlaufender Zug etwas fetter sprossenden Getreides. Nach der Ernte wird die sorgfältig markierte Linie aufgegraben, und die Erdschichten liefern den Beweis, dass hier vor langer Zeit ein tiefer Graben künstlich ausgefüllt ward. Umgekehrt hat ein früheres Reifen mancher Fruchtstreifen des öfteren zur Entdeckung von Mauerwerk geführt. Und wer sich in den Gedankenkreis der Wald- und Landbewohner zu versetzen und diesen den Mund zu öffnen versteht, der kann von alten Leuten, in denen wieder die Erzählungen ihrer Grosseltern wach werden, Originalberichte erhalten, die über ein Jahrhundert zurückreichen.

Der Streckenkommissar, der solche Hilfen zu nutzen versteht, der ausserdem den verständigen und regelmässigen Plan der Römer erkannt hat, nach ihrem praktischen Sinne zu denken weiss, fördert jetzt, wo er sichere Ausgangs- und Endpunkte hat, oft mit verblüffender Sicherheit Dinge zu Tage, die, auf Jahrhunderte aller menschlichen Erinnerung entrückt, im Erdenschosse schlummerten.

Ein römischer Strassenzug, den sein scharfes Auge aus spärlichen Resten erkannt und auf längere Strecken verfolgt hat, verliert sich. Kilometerweit liegt ein unter der Erde verstecktes Kastell, in dessen porta principalis dextra die Strasse einmünden muss. Und nun berechnet der Kenner, unbeirrt durch heutige Strassenzüge und Wasserläufe, die römische Wegrichtung, visiert und vermisst, bis ihm alles feststeht. Jetzt beginnt die Grabung. Metertief ist die Erde ausgehoben, da zeigt sich Mauerwerk, allein sein Charakter ist fränkischer Natur. Alte Chroniken bezeugen eine untergegangene Siedelung an dieser Stelle. Arbeiter und Zuschauer fangen an zu zweifeln, aber unentwegt hält der Forscher an seinem Plan fest; noch-

mals prüft er jede Berechnung, die Faktoren stimmen, die Grabung wird fortgesetzt. Und richtig, wiederum metertief unter der fränkischen Mauer tritt endlich die gesuchte römische Strasse mit schön erhaltener Steinstückung zu Tage. Am Rande zeigen sich deutlich erhöhte Banquettes für die Fussgänger, an einer Seite zeichnet schwarze eingeschwemmte Erde deutlich die Form und Grösse des alten Strassengrabens, und zahlreiche Bruchstücke von terra sigillata dokumentieren den römischen Ursprung der Anlage.

Anderswo bemerkt das Forscherauge in der Flur eine eigentümliche Feldlage: das sanft sich abflachende Gelände durchquert auf eine längere Strecke ein ziemlich schroff abfallender Rain; ungefähr rechtwinklig dazu läuft am Ostende des Raines ein Fussweg durch die Felder, an dem die Grundstücke zur Rechten entlang laufen, zur Linken rechtwinklig anstossen. Der Verdacht liegt vor, dass hier ein Kastell in der Erde steckt, dessen Längsmauer dem Erdrain zur Stütze dient und dessen Frontmauer nicht überackert werden konnte und darum als Weg liegen blieb, so dass der Pflug hier die, dort jene Richtung nahm. Die Länge des Raines stimmt zur gewöhnlichen Kastellgrösse, der Flurname bestätigt den Verdacht, und der ganze Feldplan wird allen Bedingungen gerecht, welche die Römer an einen Lagerplatz stellten. Das Auffallende der Erscheinung mehrt sich, da nach einigen hundert Fuss der nach Süden führende Pfad ohne verständlichen Grund in einem Bogen nach Westen umlenkt und die Äcker nicht mehr rechtwinklig, sondern schräg anstossen und eine deutlich abgerundete Ecke markieren. Am Westende des Raines mündet ein tief eingefahrener Feldweg; er kommt mit unregelmässig gekrümmten Ufern von der Höhe hernieder. Plötzlich nimmt das eine Ufer eine schnurgerade Richtung an und überragt das gegenüberliegende merklich, das muss die vierte Seite des Kastells sein, dessen Mauer die steile Uferböschung hält. Das Sondiereisen bestätigt die Vermutung und weist auf der ganzen Umfassungslinie in einiger Tiefe feste Steinreihen auf, gezogene Querschlitze fördern das augenfällige Zeugnis eines soliden Mauerwerkes zu Tage und erheben so die scharfsinnige Konjektur glänzend zur Gewissheit.

Dass solche blendende Erfolge selbst die gleichgültigsten Gemüter in Bewegung bringen, lässt sich leicht begreifen. Die anfängliche Enttäuschung darüber, dass statt erwarteter Schätze nur zerbröckelte Mauern und höchstens ein paar ungültige Münzen zum Vorschein kommen, weicht allmählich einem Staunen über solche Geistestriumphe und einer Ahnung von der wissenschaftlichen Bedeutung der aufgedeckten Kulturspuren. Und wenn die Grundstücksbesitzer sich von der Sorgfalt überzeugen, mit welcher beim Graben verfahren wird, wie scharf man den Rasen aussticht, die Humusschicht abhebt und sondert, beim Zufüllen erst die Steine, dann das fein gesiebte gröbere Erdreich, obenauf die Ackerkrume füllt, so dass ein wieder ausgeglichener Erdschlitz nach wenigen Tagen verschwunden und im kommenden Jahre höchstens daran zu erkennen ist, dass auf dem tief aufgelockerten und von Steinen gereinigten Boden die Früchte etwas üppiger ins Kraut schiessen, dann söhnen sie sich mit dieser Maulwurfsarbeit aus und stellen ihren Acker gern zur Verfügung. Mit der Dauer der Grabungen an demselben Platze wächst unter den Arbeitern und in allen Volksschichten das Verständnis, mit dem Erfolg das Interesse an der Sache. Und wo die blossgelegten Schätze wissbegierige Fremde herbeilocken, da freuen sich bald die Bewohner der Bedeutung ihres Platzes, und schon die Knaben bilden sich zu Ciceronen aus und operieren mit den schwierigsten termini technici wie mit den Ausdrücken ihres heimatlichen Idioms.

Mit dem Finden und Aufdecken ist aber nur die erste Arbeit gethan. Jetzt gilt es, die Funde zu erhalten und zu verwerten. Denn viele Dinge, die, tief unter die Erde gebettet, der Zerstörungsarbeit von Jahrhunderten Trotz geboten, laufen, Luft und Wetter ausgesetzt, Gefahr, in kurzer Zeit zur Unkenntlichkeit entstellt zu werden. Die einfachste Art, die römischen Anlagen zu erhalten, ist die, dass man nach genauen Vermessungen und Aufnahmen wieder, wie vorher, die schützende Erdschicht daraufdeckt. Diese Methode macht sich weitaus in den meisten Fällen notwendig, da einerseits die Mittel zum Ankauf der Grundstücke und zum Schutz aller freigelegten Baureste nicht zum kleinsten Teile langen würden, andrerseits nur die am besten erhaltenen Stücke eine Konservierung lohnen.

Diese wird namentlich den baulichen Anlagen zu teil. Die Gräben der Kastelle werden bis zur alten Tiefe ausgestochen, das gewonnene Erdreich auf die Wälle aufgeschüttet und durch angesäten Rasen in dieser Gestalt festgehalten. Mauern werden vom Schutt gesäubert, die oberen Steinlagen etwa 35 Centimeter weit sorgfältig abgenommen nnd in magerem Cement wieder aufgemauert; eine aufgelegte Rasendecke giebt dem Ganzen eine natürliche und malerische Krönung und verhütet zufällige oder leichtsinnige Verletzungen. Vollständige Grundmauern mit Wasser- und Heizungsanlagen können unter schützendem Dach besichtigt werden. (S. A. v. Cohausen und L. Jacobi: Das Römercastell Saalburg [4]. S. 11 ff.)

Dass in diesen Konservierungen eine weise Beschränkung ratsam, ergiebt sich daraus, dass an mehreren Punkten, an denen vor Jahren durch anerkennenswerten Gemeinsinn einzelner Forscher aus Privatmitteln Grundmauern freigelegt und in altem Zustand dargestellt waren, die Ortseinwohner schon soweit das Interesse verloren haben, dass sie den gewonnenen Raum für allerlei Zwecke bei ihrer Beschäftigung auf dem Felde nutzbar zu machen wissen. Zur Erhaltung muss also noch eine dauernde Überwachung treten; es wäre sehr zu beklagen, wenn auf solche Weise manche sprechende Denkmäler unserer Vorzeit dem Auge der Nachwelt entzogen würden.

Am wenigsten darf man wertvolle Inschriften und kleinere Fundgegenstände dieser Gefahr aussetzen. In früheren Zeiten zerstreuten sich dieselben und haben nur selten geordnete Sammlungen ins Leben gerufen.

Rühmlichst hervorgehoben sei hier von privaten Sammlungen die des kunstsinnigen Grafen zu Erbach-Erbach. Auch auf dem Schloss zu Miltenberg giebt die Sammlung des Herrn Kreisrichters Conrady beredtes Zeugnis von dem unermüdlichen Eifer des in den weitesten Kreisen bekannten und beliebten Altertumsforschers; durch sein Verdienst ist auch zu Obernburg und Miltenberg der Grund zu kleinen städtischen Museen gelegt, in denen sich dem Auge des Beschauers ein übersichtliches Bild der interessanten lokalen Funde bietet.

Heute werden die Fundstücke alle nach den betreffenden Landesmuseen abgeliefert und hier bestimmt, erhalten und verwertet. Sind sie von allen späteren Ansätzen gereinigt, so wer-

den sie nach Form, Alter, Material, Ursprung und Zweck genau bestimmt, fehlende Stücke ergänzt. Dann sucht man sie möglichst getreu zu erhalten oder, wo dies nicht möglich ist, durch genaue Beschreibungen, Zeichnungen und Nachbildungen der Kenntnis kommender Geschlechter zu retten. Bei Metallgegenständen lässt sich durch einen firnissartigen Überzug der Einfluss der Luft fernhalten, — Holz dagegen, das sich im Wasser der Brunnen und Flüsse trefflich konserviert hat, schrumpft in der trockenen Luft auf nahezu das halbe Volumen zusammen und verzerrt sich dabei zuweilen, namentlich in feineren Stücken, bis fast zur Unkenntlichkeit. Hier kann nur durch eine schnell angefertigte naturgetreue Nachbildung die ursprüngliche Erscheinung des Gegenstandes gesichert werden.

Die so erhaltenen und zusammengestellten Denkmäler ermöglichen uns einen deutlichen Einblick in das ganze Leben und Treiben der Römer. Ihre Bauten stehen uns im Grundriss noch deutlich vor Augen. Lanzen und Pfeile, Schwerter mit Scheide und Wehrgehäng, Schildverzierungen und Panzerornamente, lederne Koller und Sandalen geben uns ein Bild des Waffenschmuckes, in welchem der römische Legionar unsern Vorvätern gegenübertrat. Sporen, Kandaren, Hufeisen, Stirnbänder, Steigbügel, Schnallen und Kettchen lassen die Ausrüstung der Reiter erkennen. Den technischen Betrieb der Handwerke veranschaulichen neben den baulichen Resten die Werkzeuge, die von groben Äxten, Sägen, Hämmern bis zu feinen Cirkeln, Schreib-Griffeln und Täfelchen und feinen chirurgischen Instrumenten vertreten sind. Lampen und Leuchter, Handmühlen und Reibschalen, Küchengeräte der mannigfaltigsten Art lassen eine Vorstellung der einfachen und praktischen inneren Einrichtung zu. Und dass in längeren Friedensperioden auch ein gewisser Wohlstand Platz griff und die Kunst das Leben zu verschönern bemüht war, das bezeugen die zahlreichen Funde von Schmuckgegenständen aus edlem Metall mit Emaille in feinster Ausführung, die allerdings fast ausnahmslos in Italien hergestellt und von dort importiert sind. Namentlich bekommen wir vom Stande der damaligen Glastechnik einen hohen Begriff. Fensterglas (s. Hettner, Wd. Z. II. S. 20) und geblasenes Glas ist reichlich erhalten, und wir sehen aus den Spuren deutlich, dass schon die alten Römer in

der Kunst des Glasfärbens, Gravierens und Schleifens zu Hause waren und auch die Glasbläserlampe anzuwenden wussten (s. v. Cohausen-Jacoby: Saalburg S. 58 f.).

Freilich darf man an der rauhen Reichsgrenze nicht fürstliche Häuser „mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten und jedem Prunkgerät zu Fest und Schmaus" suchen. Ein in den Genüssen der Weltstadt verweichlichter Römer wird sich nicht die germanische Limeslinie erwählt haben, um hier in üppigen Palästen zu schwelgen. Gegenüber den Luxusbauten und den Marmorstatuen Italiens erscheint die Technik bei den meisten Werken römischer Plastik an der deutschen Grenze als gewöhnlich, teilweise sogar roh. Aber das Bild von dem Treiben der fremden Eroberer in unserem Vaterlande ist darum nicht minder charakteristisch und wertvoll.

Die Verarbeitung und Verwertung dieses reichen Materials liegt nun der übrigen Limeskommission ob. Die Ergebnisse der Grabungen, die konservierten und wieder der Erde übergebenen Funde müssen möglichst weiten Kreisen zur Kenntnis gebracht werden. Dies geschieht zunächst durch das eigens zu diesem Zweck begründete „Limesblatt", welches unter der Leitung Professor Hettners, des archäologischen Dirigenten bei der Reichslimeskommission, in Trier erscheint und die officiellen Berichte der die Ausgrabungen leitenden Streckenkommissare enthält. An der weiteren wissenschaftlichen Ausbeute des in diesem Blatte dargebotenen Quellenmateriales nimmt dann die ganze Gelehrtenwelt Anteil.

Dieser Darstellung der Art der Limeserforschung mag nun eine etwas nähere Betrachtung eines Teiles der Grenzsperre mit Berücksichtigung der neusten Forschungsergebnisse folgen.

Die ganze Reichsgrenze zwischen Donau und Rhein zerlegt sich in drei Hauptstrecken.

Der südöstliche Teil, limes raeticus oder transdanubianus, deutsch Teufelsmauer genannt, zieht sich als Mauer von Kelheim bei Regensburg in einem nach Süden geöffneten Bogen mit wesentlich westlicher Richtung bis in die Gegend des Hohenstaufen. Der interessante Name, welcher von einzelnen Partien auf die ganze Linie übertragen wurde, hat schon früh die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auf sich gelenkt. Mancher Leser wurde durch den vielversprechenden Titel von

Andreas Buchners Werk: „Reise auf der Teufelsmauer“ (Regensburg 1818) angelockt. Namentlich aber ist durch Vorträge, prähistorische Karte und Akademie-Abhandlung Ohlenschlagers und durch Eidams eingehende Specialarbeiten dieser Limeszug weiten Kreisen bekannt geworden.

Das nordwestliche Dritteil, ein fortlaufender Wall mit vorgelagertem Graben, zweigt sich bei Rheinbrohl in der Nähe von Neuwied vom Rheine ab, gewinnt mit langsam zunehmender Entfernung vom Strome die Höhe des Taunus, umschliesst in weit nach Norden ausgeschweiftem Bogen die Wetterau, um zuletzt bei Gross-Krotzenburg, wenig oberhalb Hanau, an den Main zu stossen.

Dieser Teil, der an dem vielbesuchten Rhein und in unmittelbarer Nähe der Weltbäder Ems, Wiesbaden, Homburg hinzieht, erfreut sich selbst in Laienkreisen weiterer Bekanntschaft. Viele haben, durch eigene Besichtigung angeregt, auch den Publikationen über diese Strecke ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Namentlich aber hat der verdienstvolle Forscher Oberst von Cohausen durch sein grundlegendes Werk „Der römische Grenzwall in Deutschland“ mit zahlreichen Karten und Tafeln dem Gegenstande viele Anhänger und Freunde gewonnen.

Der wenigsten Sympathien im grösseren Publikum erfreut sich bis heute die Verbindungsstrecke zwischen dem Westende der Teufelsmauer und Gross-Krotzenburg. Und doch verdient gerade dieser Teil in seiner Eigenart und mit den mancherlei Fragen, die er an den Gelehrten richtet, eine ganz besondere Beachtung.

Die augenfälligste Abweichung von den übrigen Linien ist die, dass wir fast auf der ganzen Länge eine doppelte Limeslinie zu verzeichnen haben, beide an Anlage und Konstruktion von einander und auch von den übrigen Teilen ganz abweichend. Wir wollen der Kürze wegen den östlichen Zug nach dem Forscher, der sich um seine Festlegung besonders verdient gemacht, den Pauluswall, den westlichen, wie es für den nördlichen Teil desselben üblich, nach einem begleitenden Flüsschen die Mümlinglinie nennen.

Soll unsere Darstellung nur einigermassen auf die neueren Forschungen auf diesen Limesstrecken eingehen, so wird der

Bericht darüber das Mass eines Vortrages übersteigen. Ich will daher die abweichendste Erscheinung an der ganzen Grenze, die Mümlinglinie, mit den sie berührenden Fragen auf einen zweiten Vortrag verschieben und mich heute nur dem Pauluswall zuwenden, d. h. der Verbindungsstrecke zwischen dem limes transdanubianus und dem Main.

Im Herbst 1892 wurde von Major Steimle der Punkt gefunden, an welchem sich der Pauluswall mit der Teufelsmauer berührt. Er liegt im Röthenbachthale auf der Grenze zwischen den Oberämtern Gmünd und Welzheim. Ein grosser Sandsteinblock bildet das Ende der rätischen Mauer, und an diesen Mauerkopf schliesst sich unmittelbar eine wallartige Erhöhung mit davorliegendem Graben. Von hier, um in der Kürze den Verlauf des Zuges vorauszuschicken, steigt die Schanze zu der Höhe von Pfahlbronn empor und zieht sich auf dem schmalen Rücken westwärts bis zum Haghof. An beiden Punkten zeugen Mauerreste von römischen Niederlassungen. Hier am Haghof beginnt nun eine von allen anderen Strecken abweichende Art der Anlage. Während sonst Flussläufe und Wasserscheiden sorgfältig beobachtet und nur zur Vermeidung steiler Berge verlassen werden, zieht von hier aus der Limes unbekümmert um Thäler und Höhen in schnurgerader Linie nach NNO über die Walzheimer Höhe, welche durch ein Kastell gesichert ist, durchschneidet zweimal das in spitzem Winkel umgebogene Thal der Murr, beim zweiten Übergang durch das etwas westlich liegende Kastell Murrhardt gedeckt. Durch die Ausläufer der Löwensteiner Berge und das Thal der Roth weiterlaufend, erreicht er in einer Senkung des Mainhardter Waldes das Kastell Mainhardt, im Ohrnthale die beiden Festen von Oehringen, überschreitet wenig oberhalb Sindringen, sodann beim Kastell Jagsthausen die tief eingeschnittenen Thäler von Kocher und Jagst, tritt südöstlich von Adelsheim von württembergischem auf badisches Gebiet über, berührt hier im Thale der Kirnach das Kastell Osterburken, um von hier aus am Bofsheimer Bache entlang bis zur Höhe von Walldürn aufzusteigen.

Auf der ganzen Länge weist die Grenzwehr ein festes, nur wenig wechselndes Schema auf. Betrachten wir eine Strecke derselben etwas näher. Wo der Pflug seine ausgleichenden

Furchen gezogen und Wasserbäche die Tiefen verschlämmt, Erhöhungen weggespült haben, da sind die Spuren des Bauwerkes meist bis auf den letzten Rest verschwunden. Doch zum Glück führt der Zug des Walles meist durch Wälder, und diese bieten einen konservativeren Boden. Hier sehen wir in mannigfacher Gestalt die Rudera römischer Baukunst. Meist läuft eine unbedeutende Erdwelle mit daneben liegender Vertiefung über den Waldesboden hin, eine dichte Decke von Laub, Nadeln, verwitterndem Reisig verhüllt ausgleichend die wahren Formen der Oberfläche. Querlaufende Grenzen, Wege, einspringende Waldwiesen und Felder haben die Verbindung gestört, so dass man andere Gräben, die zahlreich den Wald durchziehen, nicht unterscheiden kann. Aber an manchen Stellen erhebt sich noch heute eine Schanze von Ansehen gebietender Höhe: reichlich 4 Meter hoch aufsteigend, weist der Wall an der Grundfläche 13, auf der Wallkrone über 1 Meter Breite auf und senkt sich in einen Graben von $1^1/_2$ Meter Tiefe und Sohlenbreite (s. Paulus: Der römische Grenzwall vom Hohenstaufen bis an den Main, S. 34). Einen besonders schönen Rest hat Conrady zwischen der Reinhardsachsener Gemarkung und der Geroldshaner Feldflur entdeckt, der auf 260 Meter der Zerstörung fast gänzlich entgangen.

Querschnitte zeigen uns an den Schichten des Erdreiches noch die ursprüngliche Grabenform und lassen uns aus der Masse der ausgehobenen Erde das ausgeprägte ursprüngliche Profil von Wall und Graben erschliessen.

Aus den Profilmessungen ergiebt sich, dass schon zur Römerzeit die Höhe und Breite der Anlage je nach der Bodenbeschaffenheit und der Natur des Geländes, wahrscheinlich auch je nach dem Verhältnis zu den Grenznachbarn ziemlich verschieden war. Dies bestätigen die neusten Forschungen Conradys. Er hat auf einem Teil unserer Strecke das gänzliche Fehlen des Grabens nachgewiesen (siehe Limesblatt 6,55).

Mit besonderem Interesse folgen wir dem Wall auf badischem Gebiete, wo unter Dr. Schumachers umsichtiger und sachkundiger Leitung eine ganz eigene Art der Grenzsperre aufgedeckt wurde (siehe Limesblatt 4,38). Bereits in der ersten Herbstcampagne 1892 hatte dieser Altertumsforscher nördlich von Osterburken statt des Dammes eine Limesmauer von

$1\frac{1}{4}$ Meter Dicke konstatiert. 1 Kilometer weit liess sich der Mauerbau verfolgen bis an einen Wald, in welchem wieder der Erdwall auf grössere Entfernungen deutlich sichtbar war. Die naheliegende Vermutung, die Mauer sei nur ein Verbindungsstück zwischen einzelnen Teilen des Erdwalles, ward jedoch im letzten Frühjahr durch die überraschende Thatsache widerlegt, dass die Mauer hinter dem Wall ruhig weiterzieht und schon über 1 Kilometer weit nachgewiesen werden konnte. Die Mauer trat also, wie wir sehen, verstärkend zu dem Erddamm hinzu, welcher offenbar ursprünglich auch auf freiem Felde vor der Mauer herzog, so dass auf dieser Strecke an dem Verteidigungszweck dieser Sperranlage nicht zu zweifeln ist.

Zwei Kalk- und drei Ziegelöfen ausserhalb der Mauer zeigen uns Ort und Art der Herstellung des römischen Baumaterials an.

Noch eine andere Erscheinung können wir auf dieser interessanten Strecke beobachten, und sie giebt uns Anlass, der wichtigsten Entdeckung zu gedenken, welche der vorige Herbst gebracht hat.

Schon 1820 hatte Mayer bei der Untersuchung der Teufelsmauer ein flaches Gräbchen gefunden, welches mit 17 Schritt Abstand immer parallel bergauf und bergab vor der Mauer herzog, so regelmässig, dass es an Stellen, wo die Mauer verschwunden war, zum Führer dienen konnte.

1883 fand man bei Gross-Krotzenburg denselben seichten Graben, dessen Spitze bei zwei Profilen 3,70 Meter von der Sohle des Limesgrabens abstand (Limesblatt 6,53), und gleich in der ersten Campagne der Limeskommission wurde von sachkundiger Seite auf die gleiche Erscheinung im hohen Taunus hingewiesen.

Hier hat denn auch im vorigen Herbst der rühmlich bekannte Bauinspektor Jacobi die Erklärung des rätselhaften Gräbchens in Angriff genommen und glücklich gefunden. Bestätigungen seiner Beobachtungen sind bereits von Rückingen und unsrer Strecke von Osterburken eingetroffen, wo es dort Wolff, hier Schuhmacher an mehreren auseinanderliegenden Punkten glückte, dieselben Erscheinungen zu finden, und von gleichem Erfolg war die Forschung Loeschckes am rheinischen

Limes (Strecke Sayn-Oberbiber) belohnt. Herr Jacobi giebt über seine Entdeckung im Limesblatt 7/8, 60 einen eingehenden, anschaulichen Bericht.

In dem Gräbchen kamen nämlich in einer Tiefe von 0,60 —1,50 Meter fortlaufend bald rohe, zwischen kleinere Steine eingekeilte, die Richtung der Limeslinie zeigende Steinplatten, bald kleine Steinanhäufungen und einzelne Steine zum Vorschein. Unter den hier und da ausgehobenen Steinen fanden sich Thonscherben von allen möglichen Gefässen, Bruchstücke von Ziegeln, Steinarten, die sonst in der Gegend nicht vorkommen, Splitter von Mühlsteinen aus Lava, eiserne Nägel, angekohltes Holz, Holzkohle, Asche, — alles Funde, welche nicht nur die volle Gewähr für den römischen Ursprung der Anlage geben, sondern die deutliche Absicht bekunden, die fortlaufende Steinlinie dauernd kenntlich zu machen. Wie trefflich dies gelungen, zeigt der Umstand, dass sogar an Stellen, an denen das Regenwasser das Gräbchen auszuspülen drohte, die sorgsam verkeilten Zeichen bis diesen Tag unverrückt geblieben sind (Limesblatt 7/8, 61). Die römischen Feldmesser berichten uns aber von dem Brauch der Römer, zur Bezeichnung von Grundbesitzgrenzen eine Versteinung zu versenken und durch die oben erwähnten Merkmale sicher zu stellen. Die ausgehobene Erde wurde auf die versenkten Grenzzeichen nachgefüllt und die Grenzlinie äusserlich durch Steine oder Pfähle sichtbar gemacht. Was über die Grundbesitzgrenzen berichtet ist, wird sich, nachdem die obenerwähnten Funde vorliegen, ohne Bedenken auf die Reichsgrenze übertragen lassen. Sonach unterliegt es heute kaum noch einem Zweifel, dass wir in diesem unscheinbaren Gräbchen die ursprüngliche und eigentliche römische Reichsgrenze zu respektieren haben.

Diese Entdeckung löst uns manche vorher unerklärte Frage. Der Wallabfall und der grosse Graben liegt nicht mehr, wie man früher annehmen musste, auf germanischem Gebiete, sondern er ist samt einem breiten Wege von der Grenze eingeschlossen. Einige Hügel, über die der Pfahlgraben an Biegungen hinwegzog, werden von der eigentlichen Grenze völlig umrahmt und erweisen sich durch die bekannten Merkzeichen, die man unter ihnen findet, als Richtungshügel für die erste Grenzmarkierung.

Für die Festlegung der Limeslinie aber wird in dem versteinten Gräbchen ein höchst wichtiges Hilfsmittel gewonnen. Wo der Pfahlgraben verschwunden, hat man schon an einigen Stellen das ausgesteinte Gräbchen erhalten gefunden und hierdurch den Limeslauf sicher nachgewiesen, und wo die römische Anlage mit mittelalterlichen Gräben konkurriert, wird von dieser gromatischen Grenzbezeichnung in Zukunft das entscheidende Wort zu erwarten sein.

Die römisch-deutschen Beziehungen empfangen durch die Sorgfalt der, wie es scheint, mit einer gewissen Feierlichkeit erfolgten Gebietsabgrenzung neues Licht. Offenbar waren bei derselben vorrömische Grenzverhältnisse mit massgebend, sie erklären manche Abweichung von der durch die Terrainverhältnisse empfohlenen Linie.

Wurde, wie anzunehmen ist, in steinärmeren Gegenden die Grenze äusserlich statt durch Steine, durch Pfähle kenntlich gemacht, so verstehen wir nun auch den vielerorts gebräuchlichen Namen Pfahlgraben, der von dem ursprünglichen Träger dann auf die begleitende massigere Anlage und auf ganze Gegenden überging.

Ist aber diese politische Bedeutung des Gräbchens erwiesen, war die Grenze in der Erde festgelegt und äusserlich durch Steine und Pfähle und durch einen breiten Rainweg, den eigentlichen Limes, sichtbar gemacht, dann bleibt für den später zugefügten grossen Wallgraben mit seinen begleitenden militärischen Anlagen nur der Zweck übrig, die Grenze zu überwachen und zu schützen. Weitere Folgerungen dieser Entdeckung wollen wir versparen und jetzt, unsere Wanderung am Limes fortsetzend, den begleitenden Bauten unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

An günstig erhaltener Strecke brauchen wir dem Wall nicht lange zu folgen, so bemerken wir an der Innenseite, wenige Meter von seinem Fuss entfernt als ständige Begleiter in gewissen Abständen auffallende Trümmerhaufen, aus denen sich bei vorgenommener Grabung die Grundmauern kleiner römischer Gebäude herausschälen.

Eine 80 bis 90 Centimeter starke Mauer aus sauber bearbeiteten Steinen umschliesst einen freien quadratischen Raum von etwa 3 Meter Seitenlänge. Die Mauern sind oft bis Meter-

höhe erhalten, den inneren Hohlraum füllen Trümmer roher und bearbeiteter Steine, hie und da mit Kohlenresten oder mit Ziegelstücken vermischt, auf denen sich noch mancher gute Legions- oder Cohortenstempel erhalten hat. Selten finden sich unter dem Schutt kleinere Geräte, Waffen und Münzen. Der ganze Hügel, der gewöhnlich nur flach ansteigt und sich höchstens 1 Meter über den Boden erhebt, ist meist von einer Humusschicht überzogen, und der Bestand der Waldbäume umschlingt mit dichtem Wurzelwerk die gelockerten und festen Steinreste.

Mehr als die Fundamente sind bei keinem derartigen Bau erhalten, aber trotzdem können wir uns von dem Gebäude, welches sie trugen, eine deutliche Vorstellung machen. Denn zu den Funden an Ort und Stelle tritt erklärend und ergänzend noch ein autentischer Zeuge hinzu in der Trajanssäule, jenem gewaltigen Monumente in Rom, das uns auf breitem, um einen 34 Meter hohen Säulenschaft herumlaufenden Spiralband, welches an 2500 zum Teil halb lebensgrossen Relieffiguren Platz gewährt, die Kriegsthaten des Herrschers in den mannigfachsten Scenen heute noch so lebhaft vor Augen stellt, wie sie der Baumeister Apollodor von Damascus noch bei Lebzeiten Trajans in Marmor gehauen. (Siehe Fröhner: La colonne Trajane. Paris 1871.)

Feiert der Künstler auf seinem Werke auch zunächst die Thaten seines Kaisers gegen die Dacer, so sind doch die Verhältnisse dieses Volkes zur Römerherrschaft den germanischen völlig ähnlich, insonderheit dürfen wir die römische Art der Grenzverteidigung, wie sie uns hier erscheint, unbedenklich auf den gleichzeitigen Schutz der deutschen Reichsgrenze übertragen.

So besitzt dieses Bilderwerk, zu dem leider der begleitende Text fehlt, im Verein mit seiner Nachbildung, der Ehrensäule des Antoninus Pius, unter den Zeugen aus damaliger Zeit die gewichtigste Stimme.

Durch die vereinigten Berichte dieser bildlichen Darstellungen und der ausgegrabenen Trümmerfunde erfahren wir, dass sich auf diesen Mauerfundamenten Warten erhoben, von den Römern speculae oder burgi genannt. Ein steinernes Erdgeschoss, meist ohne Fenster und wohl auch ohne Thür zu

ebener Erde — die Trajanssäule zeigt zwar solche —, trug einen hölzernen Aufbau, dessen Zugang durch eine Leiter zu ersteigen war. Den oberen Bau umzog wahrscheinlich eine vorspringende Gallerie. Mächtige Fackeln, welche nach der Darstellung der Trajanssäule aus dem oberen Turme weit hinausragen, geben den Zweck der Bauten an.

Den Turm umzog ein Palissadenzaun und ein kleiner Wallgraben. Das Saalburgmuseum in Homburg weist uns in $^1/_4$ der natürlichen Grösse ein nachgebildetes Modell einer solchen Warte auf, das die verschiedenen Arten römischer Holz- und Mauertechnik veranschaulicht, und in dem Garten eines Homburger Altertumsfreundes ist von sachverständiger Seite ein solcher Pfahlgrabenturm in römischer Weise nach genauen Abmessungen errichtet.

Viele solcher burgi sind vollständig verschwunden; die schön behauenen römischen Mauersteine erschienen selbst in steingesegneten Gegenden den Bewohnern als gutes Baumaterial, und manche Mauer benachbarter Gebäude lässt den Ursprung einzelner Steine oder ganzer Schichten unzweideutig erkennen.

Trotz mancher Lücken kann man aber doch als sicher hinstellen, dass diese Wachtürme in einer Entfernung von circa 750 Meter den Limeszug begleiteten und so angelegt waren, dass von einem zum anderen optische und akustische Signale ungehindert wahrgenommen und weitergegeben werden konnten.

Dass diese Türme untereinander und mit den Kastellen durch dicht hinter dem Wall verlaufende Wege verbunden waren, wird angesichts der von Wolff bei Rückingen (Limesblatt 6,52), von Ludwig auf der Strecke Mainhardt-Oehringen (Limesblatt 4,39), von Schumacher bei Osterburken und von Conrady bei Miltenberg aufgedeckten römischen Grenzstrassen auch von militärischer Seite nicht mehr bezweifelt werden können.

Dieses wichtige Ergebnis wird noch durch die Funde Schumachers beim Übergang über die Kirnach, wenige Minuten oberhalb Osterburken, vervollständigt.

Der Name eines Wiesenplanes „am grossen Stege“ liess vermuten, dass hier über die den Überschwemmungen ausgesetzte Fläche eine Art Steg geführt; und an der Übergangsstelle des Limes über das Flüsschen förderten thatsächlich

Baggerarbeiten eine 27 Meter lange, abwechselnd aus Eichenbalken und Sandsteinquadern bestehende Ufermauer mit einer Art Schleusenvorrichtung zu Tage, wie sie ähnlich von Kohl am Sulzachthal beobachtet und Limesblatt 6,57 beschrieben ist. Diese Strassen, Brücken und Stege für die Patrouillen, besondere Sperranlagen an den Fluss- und Thalübergängen bilden für den Zweck des ganzen Grenzwalles eine bedeutsame Illustration.

Die Verbindungsstrassen der Türme leiten uns im weiteren Verlauf zu den grösseren militärischen Anlagen, den Kastellen. Bei unserer Wanderung vom Süden her stossen wir am Pauluswall bei Welzheim auf die erste derartige Feste. Wunderbarer Weise liegt sie, vom Wall aus gerechnet, auf der feindlichen Seite auf einer beherrschenden Höhe, welche durch das Thal der Lein gegen das deutsche Gebiet hin einen natürlichen Schutz erhält. Da der schnurgerade Wall diesen militärisch wichtigen Punkt ausschloss, sicherte ihn die Kastellanlage.

Eine eingehendere Betrachtung aller Kastelle an unserer Linie würde weit über den Rahmen meines Vortrages hinausgehen, es mag genügen, den ziemlich gleichbleibenden Charakter derselben im allgemeinen zu kennzeichnen.

Ihre Lage entspricht ganz den Vorschriften römischer Techniker für den Lagerbau. Nicht steile Höhen erwählte man, wie für die mittelalterlichen Ritterburgen, sondern friedliche Biwakplätzchen an sonnigen Berglehnen, dass der Gipfel des Berges Schutz gegen den Wind, die Abdachung des Geländes bequemen Abfluss für das Regenwasser bot. Eine Hauptbedingung war die Nähe einer Quelle oder klaren fliessenden Wassers.

Die Kastelle selbst sind sämtlich castra stativa hiberna: für die Dauer eingerichtete kleine Festungen, die in unserem Klima naturgemäss besonderer Einrichtungen für den Winter bedurften. Eine mit Zinnen gekrönte und mit einem bis zur Brusthöhe gedeckten Laufgang für die Verteidiger versehene Mauer von 1—2 Meter Stärke umzog den Lagerraum, ein selten von der regelmässigen Form abweichendes Rechteck von $^1/_2$ bis 3 Hektar Flächenraum.

Die dem Feindesland zugekehrte, durch besonders starke Mauern geschützte Frontseite öffnet sich in der Mitte zu der

von starken Türmen flankierten porta praetoria; die porta decumana dieser gegenüber bildet meist ein schönes Doppelthor, weniger ansehnlich erscheinen die beiden Principalthore in den Längsseiten. Die Ecken des Rechtecks sind, wie Hyginus Gromaticus 54 verlangt, abgerundet und durch turmähnliche Bauten verstärkt, auf denen ebenso, wie auf den Thortürmen, schwere Geschütze aufgestellt waren. Der die Umfassungsmauer an beiden Seiten stützende Wall bietet nach innen einen breiten Wallgang, einen an allen Stellen leicht zu ersteigenden Standplatz der Verteidiger, nach aussen senkt er sich nach einer schmalen Berme in einen umlaufenden Graben, meist einen Doppelgraben, der an den Thoren gewöhnlich durch Verbindungsdämme durchbrochen ist. Das Innere des Kastells weist die massiven Grundmauern mannigfacher Gebäude auf, namentlich sind die verschiedenen Räume des Prätoriums in den Grundmauern jetzt an vielen Kastellen aufgedeckt.

Der Kastellbau liegt niemals ganz allein. Sein regelmässiger Begleiter ist eine Anlage von eigentümlichem Grundriss und vielumstrittener Bedeutung.

Abweichend von der sonst üblichen rechtwinkligen römischen Bauart zeigt der Grundriss meist bogenförmige Maueransätze. An der einen Seite läuft der vielgegliederte Raum viel schmaler zu als an der anderen. Und doch zeigen diese Begleitbauten fast durchweg ganz die gleichen Eigentümlichkeiten.

Verteidigungszwecken konnte dieser Bau nicht dienen, das geht schon aus seiner Lage nach der gedeckten Seite hin hervor, Villa oder Palatium war lange die übliche Bezeichnung der Sache. Höhere Offizicre, ja selbst Kaiser, welche die Grenze bereisten, werden wohl, so sagte man, nicht im Kastell, gewissermassen in der Kaserne, gewohnt haben, für sie wird dieser Bau bestimmt gewesen sein. Für gewöhnlich versammelten sich darin die Officiere, und so wäre die von einigen scherzhaft genommene Bezeichnung „Officierscasino“ modern, aber recht treffend.

Neuerdings aber kehrt man zu der ursprünglichen Anschauung zurück, dass wir in diesen Bauten Bäder vor uns haben. (Siehe W. Gross: Das römische Bad Jagsthausen.

Wd. Z. VI. S. 71; G. v. Rössler: Die Bäder der Grenzkastelle etc. Wd. Z. IX., S. 255 ff., 315 ff.)

Drei fast vollständig erhaltene Badeanlagen in Pompeji belehren uns über das römische Bauprogramm solcher Gebäude. In den deutschen Grundmauern erkennen wir dasselbe wieder. Zwei Vorbereitungsräume, das vasarium und praefurnium: Kessel- und Heizraum, bilden die ersten Gemächer. Daran schliesst sich das caldarium und diesem ähnlich das tepidarium, die Zimmer für warme und laue Bäder. Die römischen Bäder waren Schwitzbäder. In geheizten, mit Sitzen versehenen Räumen schwitzte man, dann stieg man in das laue Wasser der Badewanne. Deshalb stossen gewöhnlich noch kleinere Schwitzstuben, sudationes an. Auch für kalte Bäder war durch ein frigidarium, für Bequemlichkeit im Auskleiden durch ein apodyterium gesorgt.

Die Heizanlagen der Räume sind noch am besten erhalten. Unter dem Fussboden ist durch Aufmauern kleiner Backsteinpfeiler ein Hohlraum hergestellt, den man durch Platten überdeckt und mit starkem Estrich bestrichen hat. Thonröhren von rechtwinkligem Querschnitt, durch schmiedeeiserne Anker an den Wänden festgehalten, gewinnen auch noch diese für die Heizfläche. In dem besonders gut erhaltenen Bad bei Neckarburken an der Mümlinglinie hat Schumacher noch ein bleiernes Leitungsrohr ausgegraben, das uns die Zuleitung des Wassers veranschaulicht.

Die Verpflegung einer Garnison machte naturgemäss auch allerlei wirtschaftliche Ansiedelungen in der Nähe der Kastelle nötig. Die Wohnungen der Wirte und Krämer — der canabenses der Inschriften — haben wir noch wenigstens im Keller und im Unterbau vor Augen. Oft haben sich aus diesen Niederlassungen spätere Städte entwickelt, und auf der ganzen Strecke zeigen sich im Innenlande Mauerreste von römischen bürgerlichen Ansiedelungen.

Die Hauptkastelle unserer Strecke wurden bei Angabe des Limeszuges schon aufgezählt. Zu den früher bekannten entdeckte Herzog im Osten der Stadt Öhringen, wo man früher eine Badeanlage gesucht, den Zusammenhang grösserer Mauerreste und Steinschüttungen, die sich zu einem neuen Hauptkastell zusammensetzen (Limesblatt 3,29). Über das Verhält-

nis desselben zu dem anderen Öhringer Festungsbau auf der Bürg lässt sich jedoch vor dem Abschluss der Ausgrabungen nichts angeben.

Bedeutsam ist ferner die Beobachtung, dass wir in Osterburken zwar nicht zwei Kastelle, wohl aber zwei klar zu unterscheidende Bauperioden vor uns haben (siehe Limesblatt 2,15). Das ältere Lager wurde hier in jüngerer Zeit durch einen Anbau den Berg hinauf erweitert, wie sich vermuten lässt, um einen bedenklich überragenden Punkt mit in den Bereich der Verschanzung zu ziehen.

Diese Entdeckungen sind im letzten Jahre noch durch den Fund einiger interessanter Zwischenfesten vermehrt worden. Im Hettinger Walde zwischen Walldürn und Osterburken fand Conrady (Limesblatt 2,11 und 13) in dem „Höhnehaus“ und einem angeblich „runden Steinbau“ zwei kleinere auf trefflich gewähltem Platze errichtete Manipelkastelle. Schumacher entdeckte nicht weit davon bei Rinschheim eine ähnliche militärische Anlage, und auch bei Götzingen, wiederum etwas südlich davon, ist er einer weiteren auf der Spur.

Für die Geschichte des Limes sind diese Funde von ganz erheblichem Interesse. Wenn wir in Betracht ziehen, dass gerade nördlich von Osterburken die vorher erwähnte Limesmauer noch zur Verstärkung des Walles hinzugefügt wurde, und wenn wir weiter die auffallende Konstruktion der Zwischenkastelle ins Auge fassen, von denen das zuerst entdeckte sogenannte „Hönehaus“ bei flüchtigem Mauerwerk weder Wallgraben noch Thortürme und festgemauerte Gebäude, weder Ziegelwerk noch Hausteine, weder Brunnen- noch Cisternenanlage aufweist, dass dagegen alle Funde kleinerer Gegenstände darin das Gepräge späterer Zeit an sich tragen, so drängt sich uns die Ansicht auf, dass an dieser Stelle die vordringenden Deutschen am stärksten anstürmten und die römische Schanze durchbrachen, bevor die Notbauten vollendet waren und dadurch die bedrohte Lücke gesichert wurde.

Diese Zwischenkastelle haben uns in die Nähe von Walldürn geführt, und kurz vor dieser Stadt finden die Forschungen des Finanzrates von Paulus, soweit sie heute noch Gültigkeit haben, ihr Ende.

Vom Haghof an bis Walldürn hat der Wall seine Richtung streng nach NNO. inne gehalten, und diese Erscheinung des geradlinigen Verlaufes, welche sich an der ganzen Völkergrenze zum zweiten Male nicht ähnlich findet, verdient hinsichtlich des Zweckes und der Art der Anlage noch eine aufmerksamere Beachtung.

Bei der Einrichtung des Werkes können nur militärische Interessen massgebend gewesen sein. Nehmen wir an, dass die Römer ihre Grenze später von der Mümlinglinie nach dem Pauluswall vorgeschoben haben — dieser Frage werde ich im zweiten Teile des Vortrages näher zu treten haben —, so sind bei der Wertlosigkeit des gewonnenen öden Gebietszuwachses wirtschaftliche Gründe ausgeschlossen. Wenn wir aber die Schwäche der zum Grenzschutz verfügbaren Truppen in Betracht ziehen, deren Vermehrung jedem Kaiser der Kosten wegen bedenklich scheinen musste (s. Mommsen R. G. V. S. 52), so will uns eine so beträchtliche Verkürzung der Reichsgrenze als eine genügende Motivierung der Neuanlage bedünken (s. Mommsen R. G. V. S. 145). Dass ein römischer Kaiser für dieselbe diktatorisch die gerade Linie anordnete, darf uns nicht befremden, zumal dieser kürzeste Weg noch durch den Umstand empfohlen ward, dass einige Höhenzüge sich recht wohl in diese gerade Linie einfügen und die grossen Thäler von Kocher und Jagst fast rechtwinklig durchquert werden, — entschieden die bequemste Art des Überganges.

Kaum verständlich jedoch erscheint die Möglichkeit der Anlage. Wie konnten die Römer auf diesem welligen Gelände, auf welchem in jener Zeit der freie Ausblick durch wilden Wald gehemmt war, zwei so entlegene Ziele wie Haghof-Walldürn durch eine gerade Linie verbinden? Ein fortlaufendes Visieren von Punkt zu Punkt genügt hierfür nicht, es würde nur durch Zufall zu dem gesuchten Ziele hinführen; auch bliebe dann unverständlich, weshalb man einen so vorzüglichen Richtungspunkt wie den Hohenstaufen verschmäht und ausserhalb der Linie gelassen hätte.

Ein tüchtiger Kenner des Altertums äusserte mir gegenüber eine Vermutung, welche das Rätsel lösen würde. Sollte den Römern bei Absteckung des Zuges die Magnetnadel zum Führer gedient haben? Der Gedanke erscheint befremdlich

und ist schon manchmal ungeprüft als unmöglich von der Hand gewiesen worden, — aber wer beweist uns, dass die Römer den Kompass nicht kannten? Wann und von wem ist er denn im Abendland erfunden worden? Man hat auf Italiener um 1300 geraten, um nur einen Erfinder zu haben, — aber reichlich 100 Jahre früher thut Guiot de Provins in seinem Werke „la bible“ der Magnetnadel Erwähnung, und im Anfang des 13. Jahrhunderts beschreibt Thomas Cantimbratensis in dem Buche de lapidibus pretiosis ganz genau den Brauch der Schiffsleute, bei bedecktem Himmel sich nach einer mit dem adamas gestrichenen Nadel zu orientieren.

Durch Zufall haben wir diese Nachrichten, da man sie nicht kannte, suchte man den Erfinder in einer Zeit, in der das Instrument nachweislich schon ein halbes Jahrhundert gäng und gäbe war. Weder Zeit noch Name des Erfinders sind demnach bekannt: die Sache tritt auf nicht als etwas Neues, sondern die ältesten Notizen setzen sie schon als allgemein bekannt voraus. Ist es da unerhört, wenn man da, wo man den Ursprung so vieler Kulturelemente findet, in der römischen Erbschaft auch nach der Magnetnadel sucht?

Auch die Römer werden sich der Erfindung nicht rühmen dürfen, aber sie sind ja in so vielen Dingen als Übermittler gross.

Die überlieferte Notiz, durch Paulus Venetus sei um 1260 die Magnetnadel aus China nach Italien gebracht worden, ist der Zeit nach unrichtig, aber sie giebt jedenfalls den rechten Ursprung an. Um Christi Geburt, als die Chinesen schon den Kompass besassen, bestanden zwischen ihrem Reich und der römischen Hauptstadt Handelsverbindungen und diplomatische Beziehungen; unter Marc Aurel kamen römische Gesandte nach China. Könnte bei solchen Verbindungen nicht auch eine so wichtige Erfindung nach Europa gekommen sein?

Höchst auffallend ist es allerdings, dass kein römisches Litteraturwerk der Magnetnadel Erwähnung thut. Aber wie vieles benutzte der Römer, ohne es theoretisch zu beschreiben! Und aus dem Berichte des Cassius Dio und Sueton, dass unter Domitian ein Metius Pompusianus mit aus dem Grunde hingerichtet wurde, weil er „depictum orbem terrae in membrana“ mit sich herumgetragen habe, lernen wir, dass der römische

Staat mancherlei nicht zur allgemeinen Kenntnis gelangen lassen wollte. Das Schweigen der Autoren über eine solche Erfindung, deren Bedeutung ja überdies erst hervortrat, als man das Weltmeer durchsegelte, genügt also noch nicht, den Römern mit Sicherheit den Besitz der Magnetnadel abzuerkennen. Ihnen diesen zuzusprechen, scheint aber gerade die Richtung des Pauluswalles, die nur um Minuten von der heutigen Stellung der Magnetnadel in jenen Gegenden abweicht, begründeten Anlass zu geben.

Es ist nicht meine Absicht, diese Hypothese als meine eigene Überzeugung zu verfechten, aber eingehende Untersuchung verdient die Frage. Die Deklinationsschwankungen in verschiedenen Zeiten sind noch nicht lange Zeit beobachtet worden, die längste fortlaufende Beobachtung existiert meines Wissens für Paris, wo sie auf 200 Jahre zurückreicht. Rückschlüsse auf die Römerzeit nach so mangelhaftem Material sind sehr unsicher, sie ergeben aber für die Zeit der Limesanlage ziemlich genau die Wallrichtung. Dass sich aber am Wall einige kleine Abweichungen von der schnurgeraden Richtung finden, würde die Vermutung nur bestätigen. Die sehr sorgfältigen Aufzeichnungen der Isogonen im Königreich Württemberg genügen leider für den vorliegenden Zweck noch nicht. Wall und Nadel müssten auf der ganzen Strecke aufs genauste vermessen und beobachtet werden, erst dann könnte man unter Umständen aus gemeinsamen charakteristischen lokalen Abweichungen eine Entscheidung gewinnen.

Die weitere Verfolgung der Hypothese liegt in so kundiger und energischer Hand, dass wir eine Lösung der Frage, soweit eine solche möglich ist, bald erwarten dürfen. Vorläufig müssen wir uns die Römer mit den bekannten Mitteln arbeitend vorstellen und annehmen, dass sie, die in der Anlage geradliniger Strassen so Grosses geleistet, auch dieses Bauwerk durch Visieren und Ausrichten nach Gestirnen zu stande gebracht. In jedem Falle muss uns aber die römische Technik mit Hochachtung erfüllen. Der Inangriffnahme des Baues müssen so genaue Vermessungen und kartographische Aufnahmen vorhergegangen sein, dass unser Urteil über die römischen Leistungen auf diesem Gebiete, wie wir es nach der Weltkarte des Castorius, der sogenannten Peutingerschen Tafel, uns zu bilden

gewohnt sind, sehr nach der günstigen Seite zu ändern ist. — Dass das letztgenannte Kartenwerk nur eine Weg- und Entfernungskarte sein will, hat der verdienstvolle Herausgeber Miller Seite 84 richtig hervorgehoben.

Paulus ist bei seinen Forschungstouren genau nach der Bussole gegangen, deren Führung ihm über grosse Lücken im Limeslaufe glücklich hinweghalf. Es ist ihm kein grosser Vorwurf daraus zu machen, dass er sein bis dahin bewährtes Prinzip der Geradlinigkeit auch nördlich über Walldürn hinaus festgehalten und danach den Grenzwall nach Freudenberg am Main und von hier durch den Spessart konstruiert hat.

Diese auf lange Zeit herrschende Ansicht widerlegt und den unzweifelhaften Nachweis des weiteren Limeslaufes erbracht zu haben, ist eins der zahlreichen Verdienste des Altmeisters Conrady.

Seiner Führung folgend, sehen wir die Grenze in scharf gebrochener Winkellinie das Kastell Alteburg bei Walldürn einschliessen und dann in nordwestlicher Richtung vorüber an dem Zwischenkastell Hasselburg dem Main zustreben. (Siehe Sonderabdruck aus den Mitteilungen des Geschichtsvereins zu Hanau: Der römische Limes.)

Ehe wir ins Thal dieses Flusses hinabsteigen, erwartet uns noch ein Denkmal von höchstem Interesse. Auf der Höhe des Greinberges finden wir die einstige römische Grenze von dem mächtigen Bollwerk eines germanischen Ringwalles überlagert, welcher an der steilsten Seite in einfachem, an den drei übrigen in doppeltem Zuge den höchsten Bergesgipfel umschliesst. Es ist gewiss kein Zufall, dass der Limes über die unbequeme Höhe hinwegstieg, welche wenig später von der germanischen Kriegskunst als von der Natur zur Festung berufene Stelle erkannt ward.

Von der Ringwallmauer aus steigt dann der Limes am Nordabhange des Berges nach dem Thal hinab, wo er etwas oberhalb dem Kastell Altstadt bei Miltenberg an den Fluss stösst. Von dieser Stelle bis Gross-Krotzenburg vertritt der Main die Stelle des Grenzwalles.

Fassen wir nun diese Ergebnisse zusammen, so lässt sich aus ihnen mit ziemlicher Bestimmtheit ein Einblick in den vielumstrittenen Zweck der ganzen Mauer- und Wallanlage ge-

winnen. Gewichtige Autoritäten haben derselben eine militärische Bedeutung aberkannt und sie für eine blosse Zollgrenze erklärt.

Dass der Grenzzoll für den römischen Staatshaushalt eine höchst bedeutende Rolle spielte, ist genügend bekannt. Und soviel steht fest, dass der Handel mit einigen Mineralien, namentlich mit Salz, ausserdem mit Jagdbeute, mit Schmuckgegenständen, zu denen das langwallende Germanenhaar zu rechnen ist, sich bis weit ins deutsche Land erstreckte, ja sogar mit den entlegensten deutschen Gebieten den Austausch des Bernsteins vermittelte, wofür die zahlreichen Funde römischer Industrieprodukte in der Provinz Preussen Zeugnis geben.

Aber dieser Zweck, den Grenzhandel zu überwachen, lässt sich sehr wohl mit einem anderen verbinden, welcher als der natürlichste von den ältesten Forschern ohne weitere Prüfung angenommen, dann aber als unwissenschaftlich zurückgewiesen wurde, ich meine den militärischen Zweck der Grenzverteidigung.

Es wird keinem Laien in den Sinn kommen, sich dieselbe so zu denken, als ob die Germanen die ganze Limeslinie gleichzeitig bestürmt, die Römer dieselbe ständig zu verteidigen gehabt hätten, um so mehr muss es uns befremden, dass wohlunterrichtete Soldaten von Fach sich die Mühe nehmen, die Besatzung des Pfahlgrabens samt Ersatzmannschaft für einen solchen Fall, dass Mann an Mann kämpft, auszurechnen, und durch das Ungeheuerliche der dann nötigen Verteidigungsarmee die Annahme zu widerlegen meinen, der Wall habe zum Schutze der Grenze gedient.

Schwerer als dieser imaginäre würde der sachliche Grund wiegen, dass sich an vielen Stellen auf feindlicher Seite Überhöhungen des Geländes gegenüber dem Walle finden. Aber gerade an solch abschüssigen Stellen ist die römische Befestigung am meisten durch Wasser zerstört, so dass unser Urteil sich nur mit grosser Vorsicht auf den heutigen Bestand der Wallreste gründen kann. Und da sich bei den zweifelsohne der Verteidigung dienenden Kastellbauten die gleiche Erscheinung findet, will auch das Bedenken nicht viel besagen. Es kommt da sehr viel auf die Grenzverhältnisse an, und wir kennen weder den damaligen Zustand des germanischen Grenz-

landes noch die römischen Beziehungen zu den einzelnen Stämmen. Diese würden gewiss an manchen Stellen einen Grenzschutz fast entbehrlich machen.

Gegen den militärischen Zweck der Anlage spricht nichts Stichhaltiges, für denselben aber folgendes.

Alle Gegner der Ansicht, soweit sie wenigstens den Grenzwall in seiner baulichen Anlage und seiner Geschichte eingehend behandeln, sind doch genötigt, immer und immer wieder militärische Absichten vorauszusetzen.

Alle ähnlichen Anlagen, die wir kennen, sind aus gleichen Gründen entstanden. Mag man die mittelalterlichen Landwehren, von denen wir ein wohlerhaltenes Beispiel bei unserer Nachbarstadt Mühlhausen besitzen, betrachten, mag man die grossen Befestigungswerke in Norddeutschland, den Kograben und die Danewirke ins Auge fassen oder an die ähnlichen römischen Bauten in der Dobrudscha oder in England denken, überall finden wir den Zweck, durch solche Grenzwehren feindliche Einfälle und Angriffe von dem Hinterlande fernzuhalten. Und wo hätten die Römer das nötiger gehabt als unsern Vorfahren gegenüber?

Wenn diese allgemeinen Erwägungen schon früheren Forschern die Berechtigung gaben, die Bedeutung des Pfahlgrabens in unserm Sinne zu erklären, so wird dieser Verteidigungszweck fast durch jedes Resultat der heutigen Forschung bestätigt.

Wenn das vorliegende Gräbchen die Reichsgrenze bildete, welche Bedeutung bleibt dann für den grossen Wall mit Graben noch übrig?

Und nun betrachte man den Verlauf des Walles, wie trefflich derselbe fast überall Wasserscheiden und beherrschende Höhen einhält!

Man betrachte die fortlaufende Kette kleiner Festungen, durch Wachttürme und Strassen verbunden, die Lage dieser Festen, ihre Erweiterungen, Verstärkungen, den Schutz gefährdeter Stellen durch massige Mauern und Zwischenkastelle, auch die gegnerischen Ringwälle, deren sich in der Nähe von Miltenberg noch zwei bei Bürgstadt und Klingenberg finden, — man fasse diese Punkte alle in Erwägung, und man wird sich wundern, wie man die militärische Bedeutung so lange hat in Abrede stellen können. Mag sich aus der Anlage auch in Frie-

denszeiten, und diese bildeten selbstverständlich die Regel, mancher andere Nutzen ergeben haben, ihr eigentlicher Zweck kann nur der gewesen sein, die occupierten Landesteile zu sichern.

Und weiter stehe ich nicht an, mich zu einem anderen Gedanken zu bekennen, den man für militärisch und technisch so monströs erklärt hat, dass er nur von Leuten mit mangelnder Sachkenntnis erdacht sein könne. Es will mir nämlich gar nicht unwahrscheinlich dünken, dass der Grenzwall eine fortlaufende Palissadenkrönung getragen.

Die technische Schwierigkeit will nicht viel bedeuten, wenn man weiss, mit welcher Leichtigkeit die Römer Holz zu bearbeiten verstanden. Und in dieser Gegend erstickten sie fast im Holze. Auf der trockenen Wallhöhe aber hielten sich Pfähle aus Nadelholz mindestens 10 Jahre, eichene mehr als die doppelte Zeit. War das eine monströse Leistung, in 10—20 Jahren einmal die Verpfählung zu erneuern?

Dass man früher keine Spuren der Pfähle gefunden hat, darf uns nicht Wunder nehmen, denn nichts wird von den Germanen mit grösserer Leichtigkeit und Gründlichkeit zerstört worden sein als diese Palissadenreihe, und keine Stelle hat durch Kultur und Witterungseinflüsse so zu leiden gehabt als die Wallkrone. Auch von den die Wachttürme umgebenden Palissaden hat man noch keine sicheren Spuren entdecken können, und doch weist die Trajanssäule solche nach, und moderne Funde machen ihr Vorhandensein wahrscheinlich (Limesblatt 5,50).

Es wird erlaubt sein, blossen Vermutungen zunächst gleiche Waffen entgegenzustellen.

Der Palissadenbau war den Römern eine beliebte Befestigungsart. Das geht aus zahlreichen Stellen der Kriegsliteratur zur Genüge hervor und ist durch die Trajanssäule klar veranschaulicht. Ferner ist aus den Worten des Biographen Hadrians: stipitibus magnis in modum muralis saepis funditus iactis atque conexis barbaros separavit ersichtlich, dass die Römer an der Barbarengrenze palissadenähnliche Sperrbauten angebracht haben. Diese Thatsachen sind doch nicht zu ignorieren. Weiter aber wird eine solche Schutzanlage durch die Zweckmässigkeit gefordert, der ganze Wall samt Graben hatte einen zweifelhaften Wert, wenn man an jeder

beliebigen Stelle über die Böschungen weglaufen konnte und höchstens eine zufällig kommende Patrouille zu fürchten hatte. Weder als Zollgrenze, noch als Schutzanlage hätte er dann seinen Zweck erfüllt.

Ganz anders, wenn wir ihn mit Palissaden versehen denken. Diese gewährten nicht nur im Falle einer notwendigen Verteidigung eine Deckung, sondern sie sperrten auch in Friedenszeiten die Grenze, da jedes Durchbrechen sofort entdeckt werden musste. Sie entzogen den nächsten Grenzstrich der Beobachtung von aussen und erschwerten plötzliche räuberische Einfälle dadurch, dass sie die freie Rückkehr hemmten und ein Wegtreiben von Vieh fast unmöglich machten. Von der grössten Wichtigkeit aber war es für die Römer, dass eine solche Sperre den gefährlichen Verkehr der unzuverlässigen deutschen Nachbarn mit den nicht minder unsicheren Ansiedlern auf dem römischen Okkupationsgebiet einer Kontrole unterwarf; denn was für eine zweifelhafte Gesellschaft hier Besitz ergriffen, lernen wir aus den Worten des Tacitus (Germania 29) levissimus quisque Gallorum et inopia audax dubiae possessionis solum occupavere.

Will man aber solche Vermutungen erst nach erfolgter Bestätigung gelten lassen, so lässt sich nach den Ausgrabungen des letzten Herbstes auch eine solche beibringen.

Soweit die Pfähle nicht weggeschleppt oder verbrannt wurden, wurden sie aller Wahrscheinlichkeit nach in den Graben geworfen. War dies nicht von den Deutschen geschehen, als sie das römische Bollwerk brachen, so geschah es gewiss ein halbes Jahrtausend später, als man die Strecken für die Kultur gewann. Eventuelle Reste der Pfahlanlage sind also nicht oben auf dem Wall, sondern im Graben zu suchen.

Und hier hat thatsächlich (s. Limesblatt 6,55) Conrady bei zahlreichen Grabendurchschnitten eine mit reichen Kohlenresten durchsetzte Masse gefunden, die man als Überbleibsel einer durch Feuer zerstörten Schanzpfahlreihe zu deuten gegründeten Anlass hat.

Wir sind also vollauf berechtigt, in dem römischen Grenzwall eine feste Verteidigungsanlage zu erblicken, und wir werden kaum irre gehen, wenn wir dieselbe bei einer Rekonstruktion des ursprünglichen Bildes mit einer Palissadenreihe krönen.

Giebt es
specifisch trophische Nerven?

Von

Dr. C. Axmann,

Königl. Geh. Sanitätsrat und Direktor

der Provinzial-Hebammen-Lehr-Anstalt zu Erfurt.

Die Grundlage der organischen Gebilde ist die Zelle, sie besteht aus Kern, Protoplasma und Hülle. Diese Drei bilden ein selbständiges organisches Ganze, in welchem der Kern das Schaffende, das Protoplasma das Nahrung Spendende ist. Vermöge der dem Kern angeerbten Kraft kann er ihm gleiche oder auch ihm nicht gleiche Kerne schaffen und ihnen die Fähigkeit vererben, in gleicher Weise immer neu zu schaffen. Durch diese Vererbungsfähigkeit sind die Kerne gezwungen, das Gebilde zu schaffen, zu dessen Erzeugung der erste Kern bestimmt war. Schwan, Joh. Müller, Virchow.

Um diese Aufgabe zu erfüllen, bedürfen die Kerne zubereiteter Nahrung und der in dieser Nahrung aufgespeicherten latenten Kraft. Diese Kraft wird bei dem Stoffumsatz der Nahrung teils frei und erscheint als Wärme, Elektricität und Bewegung in der Form der lebendigen Kraft, teils wird sie von den Kernen in latente Form gebunden. Durch den fortwährenden Stoffumsatz summieren die Kerne, zum Zweck aussergewöhnlicher Leistungen, die nicht verbrauchte Kraft.

So lange die dem Zellenkern angeerbte Schaffenskraft mächtig bleibt, so lange sie sich aus der Nahrung neue Spannkraft aneignet, lebt das Individuum, tritt das Gegenteil ein, dann verfällt es in Krankheit, Siechtum und Tod.

Dies ist in grossen Zügen der allbekannte Lebensgang aller organischen Gebilde, der Pflanzen wie der Tiere.

Ein Nerveneinfluss ist nicht nötig und findet bei diesem lebendig-chemischen Stoffumsatz nicht statt. Nur die angeerbte Macht der Zellenkerne ist die Ursache der trophischen Vorgänge.

Jeder Zellenkern ist eine trophische Einheit.

Die erste Entstehung einer solchen Einheit kann aber nicht aus Nichts erfolgen, sondern es ist wenigstens eine vorhandene Einheit nötig. Ein Neues kann nur durch Vermittlung eines Alten entstehen.

Diese Entstehung geschieht entweder durch Teilung eines alten oder durch Loslösung eines reifen Zellenkernes von einem reifen Individuum. Diese letztere Form ist die Knospung und die geschlechtliche Zeugung.

Die Teilung kommt nur bei den einfachsten Pflanzen und Tieren vor. Jede Hälfte erbt wieder die Teilungsfähigkeit. So folgt Teilung auf Teilung und es kann hier weder von Eltern noch von Kind die Rede sein, die Geteilten sind elternlose Geschwister. Sie sind in gewisser Beziehung unsterblich, denn ein physiologischer Tod kann sie nicht ereilen.

So wie verschiedenwertige Kerne ein Individuum zusammensetzen, ist eine erfolgreiche Teilung nicht mehr möglich. Es tritt an ihre Stelle die Knospung oder die geschlechtliche Zeugung. Die reife Knospe ist sofort entwickelungsfähig, sie entsteht aus einer Zelle. Zur geschlechtlichen Zeugung gehören zwei Kerne. Ein weiblicher und ein männlicher müssen sich gegenseitig durchdringen und in einen einzigen Kern sich verwandeln. Durch diese Vereinigung erhält der neue Kern die Fähigkeit, aus eigener Kraft ein dem Elternpaar gleiches Wesen zu schaffen, dazu bedarf er Nahrung und der in dieser enthaltenen Spannkraft. Vermittelst der Nahrung und der Spannkraft vermehrt er zunächst sich selbst, differenziert die neu entstandenen Zellenkerne, vererbt ihnen die Fähigkeit der Weitervererbung und so entstehen aus eigener angeerbter Kraft: Blut, Nerven, Herz, Blutgefässe, Muskeln, Knochen, Eingeweide etc. auf eine für uns nicht weiter zu ergründende Art.

Bei diesen ersten Erzeugungen findet ein trophischer Einfluss des Nervensystems noch nicht statt, nur die trophische Macht der Zellenkerne ist die Erzeugerin der spezifischen Gewebe und Organe. Ein jedes hat für sich zu sorgen. Sobald aber das aus verschiedenen Organen zusammengesetzte Individuum seiner Vollkommenheit sich nähert, ist ein harmonisches Zusammenwirken der einzelnen Organe zur Erhaltung des Ganzen nötig und nun tritt das Nervensystem in seine Rechte ein. Jede Nerveneinheit ist ebenso selbständig wie jede Zelleneinheit.

Da nun Arbeitsleistung im lebendigen Organismus ohne trophischen Vorgang nicht möglich ist, so ist die Annahme

folgerichtig, dass nicht nur im Nerven selbst, vermöge der ihm angeerbten Kraft, ein Stoffumsatz stattfindet, sondern dass auch das ihm untergebene Organ, indem es die vom Nerven angeregte, ihm specifisch zugehörige Funktion äussert, einen trophischen Vorgang erleidet. Die Chemie und Physik haben diese Schlussfolgerung als richtig erwiesen.

Es ist daher *jede Nerveneinheit eine trophische*, einmal in *Bezug auf sich selbst* und dann in Bezug *auf das beeinflusste Organ*.

So ist z. B. der willkürlich motorische Nerv der trophische Nerv des willkürlichen Muskels, und die Nervenzellen der Vorderhörner des Rückenmarks, aus denen die motorischen Nerven entspringen, sind die trophischen Centralorgane der motorischen Muskeln. Bei Gehirnlähmungen tritt niemals eine Degeneration in den motorischen Nerven und Muskeln ein. Bei Rückenmarkslähmungen nur dann, wenn die Ursprungsstätten der motorischen Nerven erkrankt sind. Bei peripheren Lähmungen der Muskelnerven tritt ausnahmslos Nerven- und Muskeldegeneration ein. Da nun neben dem trophischen Nerveneinfluss noch die jedem Zellenkern und Organ angeerbte Schaffungskraft thätig ist, so bewirkt diese Kraft noch einige Zeit den Fortbestand der trophischen Funktionen, auch ohne Nerveneinfluss, und macht es möglich, dass vorübergehende Störungen des Nerveneinflusses nicht wesentlichen Schaden üben und bei wiederkehrendem Nerveneinfluss rasche Heilung eintritt.

Das hier soeben Gesagte gilt aber nicht bloss für die motorischen Nerven und deren Arbeitsorgane, die Muskeln, sondern allgemein für alle Nerven und deren zugehörige Arbeitsorgane, mögen dieselben dem Bewusstsein unterworfen sein oder nicht. *Diese, der Willkür entzogenen Organe, werden von dem Gangliennervensystem regiert.*

Das *Gangliennervensystem* wird seit alten Zeiten in das *sympathische* und das *spinale* Gangliensystem geteilt. Die Ganglien des ersteren liegen da, wo vorzugsweise dem Willen entzogene contractile Gewebe sich befinden, die spinalen Ganglien sind in die hinteren Wurzeln der sogenannten cerebrospinalen Nerven eingefügt. Histologisch sind die Elemente der verschiedenen Nervenabteilungen sich ziemlich gleich. Die Elemente der Ganglien sind die Nervenzellen und

die aus ihnen hervorgewachsenen Nervenröhren. Sie bestehen aus Zellen- und Röhrenhaut, dem Zellenkern und dem vom Kern durch die Röhren sich fortsetzenden Axencylinder. Dieser tritt am Orte seiner Bestimmung aus der Röhre heraus und endet meist baumförmig in seinem ihm zugehörigen Arbeitsorgan. In der Zelle und der Röhre umgiebt eine sehr feine markähnliche Masse den Kern und den Axencylinder.

Der Kern der Nervenzelle ist der Befehlende, der Axencylinder der Überbringer und das Arbeitsorgan der ausführende Beamte.

Nervenzellen und Axencylinder werden durch ein äusserst feines Gewebe aus Bindegewebsfasern in ihrer Lage gehalten und dient dasselbe gleichzeitig den feinen Capillargefässen zur Stütze. Die Bindegewebsfasern verdichten sich an der Oberfläche der Ganglien und deren Nerven zu einer mit dem innern Stützgewebe zusammenhängenden Scheide. Zwischen den Nervenzellen und Nervenröhren befindet sich eine feinkörnige Nährflüssigkeit für die inliegenden Elemente.

Die aus den Ganglien austretenden Nervenröhren liegen in Bündeln zusammen und bilden mit den Bündeln der andern Centralorgane die bekannten Nerven. Die Ganglienervenröhren sind dünner und nicht so markreich wie die sensitiven und willkürlich motorischen Röhren. Sie sind deswegen bis zu den feinern Verzweigungen der Nerven von den cerebrospinalen Nervenröhren zu unterscheiden und in allen den Geweben und Organen aufzufinden, welche vorzugsweise die dem Willen entzogenen trophischen Funktionen zu leisten haben.

Bidder und Volkmann benutzten 1842 diese unterscheidenden Merkmale zu Zählungen und vergleichenden Schätzungen und konstatierten eine ausserordentliche Vermehrung dieser dünneren Ganglienröhren und der Ganglien selbst. Sie erwiesen dadurch die anatomische Selbständigkeit dieser Nervencentralorgane. Ein paar Beispiele mögen dies näher erläutern. In den Wurzeln des vierten Rückenmarksnerven des Frosches ist das Verhältnis der Ganglienröhren zu den cerebrospinalen wie 1 : 50; unterhalb des Ganglions im Nervenstamm wie 4 : 1. Das ist eine Vermehrung im Ganglion um das 200fache. Bei dem Hechte sind die Zweige, welche vom Vagus zu den Kiemen gehn, allein so dick, als die cerebrospinalen

Wurzeln des Vagus oberhalb des Ganglion und enthalten fast nnr Gangliennervenröhren, während die Wurzeln nur $^1/_{10}$ dieser Gangliennervenröhren enthalten. Ähnliche Verhältnisse finden sich in allen Nerven der andern Wirbeltierklassen und in den Nerven des Menschen.

In jener Zeit waren die meisten Anatomen und Physiologen nicht geneigt, den Ganglien Selbständigkeit zuzuerkennen, trotzdem Ehrenberg, v. Kolliker, Henle, Helmholz, Will, Reichardt, Remak den Ursprung der Gangliennervenröhren aus den Nervenzellen erwiesen hatten. v. Kolliker sagte 1844: „Die feinen Röhren entspringen in den Ganglien nicht mit Endschlingen oder feinen Endigungen, sondern die einfachen Fortsätze der Ganglienzellen sind die Anfänge der Nervenröhren.“ Auch der Zusammenhang des Zellenkernes mit dem Axencylinder wurde noch bezweifelt. Ich hatte am 1. Juni 1844 die grosse Ehre, den Übergang des Kernes in den Axencylinder an Präparaten des Meerschweinchens, der Maus und des Frosches Joh. Müller und A. v. Hnmboldt zu zeigen. Seit jener Zeit haben zahlreiche Untersnchungen die obigen Angaben bestätigt. Golgi verbesserte 1875 die schon von Ehrenberg geübte Färbungsmethode und fügte die Erhärtung hinzu. Es ist durch diese Methoden die Kenntnis des mikroskopischen Baues des gesamten Nervensystems wesentlich vermehrt worden. v. Kolliker, Waldeyer, His, v. Lenhossék, Cajal u. a. haben den Ursprung des Nervenfortsatzes aus den Nervenzellen beschrieben. His hat entdeckt, die andern Beobachter haben diese Entdecknng bestätigt, dass die Nervenfortsätze als Axencylinder aus der Nervenzelle in der Entwickelungsperiode bis zu den Punkten ihrer Bestimmung herauswachsen. In Bezug auf die spinalen Ganglien hat His gefunden, dass in der Embrionalperiode die Nervenzellen bei allen Wirbeltieren eine spindelförmige Gestalt nnd zwei an ihren Enden austretende Axencylinder haben, dass diese beiden Axencylinder sich bei der weiteren Entwickelung zu einem Nervenfortsatz vereinigen nnd nach kurzer Entfernung sich in zwei Äste teilen, von denen der schwächere central, der stärkere peripher verläuft. Es erscheinen die Nervenzellen im ausgewachsenen Tiere an die sensitiven Nervenröhren angeschaltet. Diese Entdeckung bestätigt aufs neue die Selbst-

ständigkeit der spinalen Ganglien, und zwar um so mehr, als His nachgewiesen hat, dass diese sensitiven Nerven nicht aus Nervenzellen im Rückenmark entstehen, sondern dass sie in der embrionalen Entwickelung aus Nervenzellen der spinalen Ganglien hervorwachsen und von da aus ihren Wachstumsweg nach der Peripherie und dem Rückenmarke beginne. Der in das Rückenmark eintretende Axencylinder dieser Nerven teilt sich in einen ab- und einen aufsteigenden Ast. Beide verlaufen in dem hinteren Rückenmarksstrange, geben auf ihrem Wege an die Ursprungszellen der motorischen Nerven Seitenzweige ab, welche die genannten Zellen mit Endverzweigungen umgeben. Durch diese Einrichtung werden die Reflexbewegungen des Rückenmarkes ermöglicht. Das weiter aufsteigende Ende dringt in die Pyramidenbahnen ein und überträgt die Empfindung diesen Nerventeilen. Das periphere Ende wächst bis in die Organe, welche die äusseren Reize der Empfindung zu unserm Bewusstsein führen. Die im Ganglion angeschalteten Nervenzellen können die Vermittler der Ganglienreflexe sein. Es geben für diese Annahme die Thatsachen den Beweis, dass es zahlreiche Ganglienreflexe giebt, dass diese Reflexe nur durch centrifugalleitende Nerven zurückgeleitet werden können und dass bis jetzt nur die sensitiven Nerven als centripetalleitend bekannt sind. Sie können auf ihrem Wege durch das Ganglion, gleich wie im Rückenmark, den Reflexreiz übertragen. Dass die sensitiven centripetalleitenden Nervenröhren diese angeregte Reflexenaction des Ganglions centrifugal zurückgeben sollten, wie einige Forscher behaupten, ist ebenso wenig anzunehmen als erwiesen. Wir haben im ganzen Nervensystem kein Beispiel einer Doppelleitung, gleichzeitig centripetal und centrifugal. Da in den Ganglien zahlreiche unipolare Nervenzellen vorhanden, die ausserordentliche Vermehrung der Nervenröhren in den Ganglien durch Bidder und Volkmann erwiesen und durch Versuche und Krankheiten der Einfluss dieser Ganglienröhren hinreichend erkannt ist, also genügende Röhren vorhanden sind, um die Rückleitung zu übernehmen, so ist die Annahme einer Doppelleitung nicht gerechtfertigt.

Die in den Ganglien neu entstandenen Nervenröhren treten zu Bündeln zusammen nnd aus den Ganglien in Gemeinschaft mit den durchtretenden Nervenröhren anderer Nervenbezirke

aus. Mit diesen zusammen bilden sie die bereits seit langer Zeit bekannten Nerven. Hierbei findet ein Austausch statt. Diesen Austausch der Nervenröhren habe ich bereits 1844 nachgewiesen und in einem Schema bildlich dargestellt. Das damalige Schema ist hier beigefügt und durch Einzeichnen der Entdeckung von His vervollständigt. (Siehe Beilage.)

Die Zeichnung stellt ein Stück Rückenmark (R) im Zusammenhang mit der vordern (VW) und hintern Wurzel (HW) dar. An der hinteren Wurzel befindet sich das spinale Ganglion (Sp. G.). Dem durch die Vereinigung beider Wurzeln und durch den Zutritt der Gangliennervenröhren entstandenen Nervenstamm (N. St. I.) führt der Ramus communicus (R. C.) aus den Ganglien des Sympathicus ganglio sympathische Nervenröhrenbündel zu. Diese biegen teils central, teils peripher im Nervenstamm (N. St. II.) um. Dieser enthält nun 4 Arten Nervenröhren: 1) sensitive, 2) willkürlich motorische, 3) gangliosympathische und 4) gangliospinale. Die ersteren leiten centripetal, die letzteren 3 centrifugal. In der Zeichnung bedeutet 0 die Ursprungsstellen, der —➤ die Richtung der Leitung. Die Entdeckung von His habe ich mit dem Namen des Entdeckers bezeichnet.

Die in den Jahren 1844—47 erhaltenen Versuchs-Resultate hatte ich Gelegenheit meinen hochverehrten Lehrern Johannes Müller, Hecker, Romberg und manchen meiner Studiengenossen zu zeigen. Noch heute besitze ich einen Teil wohlerhaltener Präparate aus jenen Versuchsreihen. Auch den Austausch der Nervenbündel habe ich damals erläutern können.

Als Versuchstier habe ich hauptsächlich den Frosch benutzt, weil derselbe in grossen Mengen leicht zu haben war, seine Bauart die Ausführung der Versuche ausserordentlich begünstigte und seine Lebenszähigkeit genügende Zeit zur Entwickelung trophischer Störungen gestattete.

Versuche, welche die Unabhängigkeit der Ganglien von dem cerebrospinalen Nervensystem beweisen. Schnitt A. Durchschneidung der Wurzeln zwischen Rückenmark und Spinalganglion. In dem am Rückenmark gebliebenen Rumpf der hinteren Wurzeln degenerierten bereits nach 5—8 Stunden ein Teil der Nervenröhren und stieg diese Degeneration im hinteren Rückenmarkstrang aufwärts bei mässiger Erfüllung der Capillargefässe, später traten

kleine Blutextravate auf. Der Rumpf der andern Wurzel blieb normal. Die aus dem spinalen Ganglion austretenden sensitiven wie Ganglienröhren, so wie das Ganglion selbst, blieben intakt. In den Versuchon, bei welchen gleichzeitig die motorische Wurzel durchschnitten, traten sehr bald die Vorboten der Degeneration der motorischen Nervenröhren ein. Verlust des Glanzes, Trübungen, waren im Nervenstamm und den Verzweigungen der motorischen Nervenröhren mit ziemlicher Sicherhoit bald zu erkennen. Die willkürlichen Muskeln hatten geringeren Glanz, ein blasses Ansehen und fast verschwundene Querstreifen. Alle übrigen Organe blieben normal und funktionierten so gut, dass alle Frösche bis zu 8 Tage lebten, ja einige, denen nur die hinteren Wurzeln in geringerer Zahl durchschnitten, erreichten die 11. Woche. Auch in diesen Fällen war in der Ausbreitung der gangliospinalen Nervenröhren keine trophische Störung eingetreten.

Wilson Philip entfernte Kaninchen-Gehirn und -Rückenmark, er beobachtete den normalen Fortbestand der organischen Funktionen und die Contraction der dem Willen entzogenen Gewebe und Organe. Brachet, Flourens erzielten gleiche Resultate. Sehr zahlreich sind die Versuche anderer Forscher seit jener Zeit, doch ist bei ihnen selten die Degeneration der einzelnen Nervenstränge beachtet worden. Man begnügte sich mit der Thatsache, dass Lähmungen des Gehirns und Rückenmarks keinen trophischen Einfluss üben.

Joseph durchschnitt neuerer Zeit 3—6 Monate alten Katzen am zweiten Halsnerven die Wurzeln zwischen Ganglion und Rückenmark. Die Tiere wurden nach 6—8 Wochen getötet. Nach Durchschneidung der vorderen Wurzel fand Joseph das periphere Ende degeneriert, das centrale normal. Nach Durchschneidung der hinteren Wurzel degenerierte der Rumpf der Wurzel, welcher am Rückenmark verblieben war, bis auf eine kleine Zahl Röhren vollkommen, während im Ganglion und den peripheren Nerven eine partielle Degeneration sich einstellte. Bei allen Versuchen traten trophische Störungen nicht ein, wenn nur ceribrospinale Nervenbündel allein gelähmt waren. Die Beobachtungen von Joseph bestätigen meine Angaben über die Veränderung in den Nervenröhren und den Wurzeln. Die Degenerationen zeigen, an welchen Stellen das Centralorgan der betroffenen Nervenröhren

liegt. Es folgt aus diesen Versuchen, dass Gehirn und Rückenmark keinen direkten Einfluss auf die trophischen Zustände üben und die Ganglien, gleich allen anderen Nervenabteilungen, in sich selbst die Kraft haben, ihre Funktionen zu äussern.

Versuche, welche die Abhängigkeit der trophischen Vorgänge von den spinalen Ganglien beweisen. Schema Schnitt B. Durchschneidung des cerebrospinalen Nervenstammes dicht unterhalb des Ganglion über dem Ramus commnnicans. Hierdurch wurden in Bezug auf die in der Richtung nach dem Rückenmark verlaufenden Nervenröhren, die sensitiven und die aus dem Gränzstrang kommenden sympathischen Nervenröhren, welche nach dem Rückenmark treten, gelähmt, nnd in Bezug auf die nach der Peripherie verlaufenden wurden die willkürlich motorischen und gangliospinalen gelähmt. Dieser Versuch wurde an den Nervenstämmen, welche den Ischiadicus bilden, ausgeführt.

Unmittelbar nach dem Schnitt trat Empfindungslosigkeit und Lähmung der willkürlichen Muskeln ein. Nach drei Stunden wurde die Haut glanzlos, schmutzig grau, die Schwimmhänte durchsichtiger, der Capillarblutlauf blieb normal. In den nächsten Stunden nahm die Glanzlosigkeit zu, der Blutlauf war hier nnd da durch kleinere nnd grössere Blutextravasate unterbrochen, nach acht Stunden war Ober- und Unterschenkel wassersüchtig. Der Blutlauf in den grösseren Gefässen blieb bis zu 56 Stunden normal. Von da ab wurde er sehr nnregelmässig, die Extravasate, die Ausschwitzungen mehrten sich, die Oberhaut löste sich an vielen Stellen, auch an Stellen der Rückenfläche der Schenkel ab. Die Frösche überstanden die Operation von 48 — 96 Stunden.

Anatomisches Ergebnis. Bei allen Fröschen, in besonders höherem Grade bei dem, welcher 96 Stunden gelebt hatte, war die Haut der hinteren Extremität auffallend graubleich, glanzlos, die Oberhaut abgelöst, die darunter befindliche Hautschicht leichter zerreisslich als auf der nicht gelähmten Seite. Ein Kinderlöffel voll Blutserum, durch freischwimmende Blutzellen mässig rötlich gefärbt, befand sich zwischen Haut und Muskeln. In diesen sah man grössere nnd kleinere Blutextravasate, die Muskelfasern waren weich und leicht zerreiblich. Herz, Lungen, Magen waren sehr blutleer, aber in ihrer Textur unverändert. Die Leber war dunkelbraunrot, enthielt Blutextravasate, beim Einritzen der Leberkapsel floss die Lebersubstanz als dickflüssiger Brei ans. Die Gallenblase enthielt Blutgerinsel. Vom Magen ab war die Darmhaut sehr erweicht, die

Falten der Schleimhaut verschwommen, an einzelnen Stellen fehlte sie ganz. Der Inhalt des Darmes bestand aus Schleimhautfetzchen und Blutextravasaten. Gallenfarbestoff war erst in der Cloake zu finden. Die betreffende Niere war breiig weich; die betreffende Hälfte der Urinblase war sehr zerreisslich, teilweise der erweichten abgelösten Schleimhaut beraubt. Es waren die sechs letzten Nervenstämme dicht an der Wirbelsäule durchschnitten. Es ist zum vollen Gelingen aller hierher gehörigen Versuche nötig, die Zerschneidung auf mehrere Nervenstämme auszudehnen.

Bei allen Fröschen waren die Capillargefässe des Rückenmarkes mehr oder weniger mit Blut erfüllt und keine Extravasate vorhanden. Eine Änderung in der Beschaffenheit des Rückenmarkes war nicht wahrnehmbar. Auch die unverletzten Spinalganglien erschienen normal. Besonders hervorzuheben ist, dass bei allen 17 Fröschen, welche zu diesen Versuchen benutzt wurden, die trophischen Störungen nie in dem Bereiche der durchschnittenen Ganglien-Nerven fehlten, aber in verschiedenem Grade und bald früher bald später auftraten. Bei einigen erschienen sie schon nach 3 Stunden sehr deutlich, bei andern erst nach 12—16 Stunden und verliefen bald rascher, bald langsamer. Es beweist dieses Verhalten die verschiedene Widerstandsfähigkeit und selbstthätige Kraft der Organe, deren Gangliennerven gelähmt waren.

Durch die erhaltenen Versuchsresultate wird bewiesen: dass die aus dem spinalen Ganglion austretenden spinalen Gangliennervenbündel einen erhaltenden Einfluss auf die trophischen Vorgänge der äusseren Haut, der Capillargefässe und auf die trophischen Vorgänge im Darmkanal, der Leber und der Drüsen, der Nieren und der Urinblase ausübt. Aus den Injektionen im unteren Teil des Rückenmarkes erkennt man den mangelnden Einfluss der durch den Ramus communicans und das spinale Ganglion nach dem Rückenmark tretenden gangliosympathischen Nervenbündel auf die regelrechte Contraction der Capillargefässe. Da nun die sensitiven und willkürlich motorischen Nervenbündel gleichzeitig mit durchschnitten und, wie der vorige Versuch erwiesen, ohne trophischen Einfluss auf die erkrankten Gewebe sind, so können die trophischen Störungen nur durch den mangelnden Einfluss des spinalen Ganglion, und die Störungen des capillaren Kreislaufes im Rückenmark nur durch die Lähmung der gangliosympathischen Nervenbündel entstanden sein.

Fodera 1823, Magendie 1824, Longet 1848 durchschnitten den Nervus trigeminus hinter und vor dem Ganglion und sahen

im ersteren Falle keine oder nur unbedeutende trophische Veränderungen, dagegen im zweiten Falle dieselben Störungen der trophischen Funktionen, welche Ch. Belle 1821 bei krankhafter Entartung des Ganglion Gasseri und später Romberg beschrieben hatten. Es sind diese Versuche bald mit mehr oder weniger vollständigem Erfolg von andern wiederholt worden und haben die Misserfolge bei diesen Versuchen am Trigeminus manche Zweifel über den Einfluss des Ganglion Gasseri auf die trophischen Vorgänge geweckt und bis heute erhalten. Auch die chirurgischen Operationen haben ähnliche negative Resultate beobachten lassen. So hat Professor Krause (Altona) in den letzten Jahren fünfmal das Ganglion des Trigeminus oder dessen Stamm bei Menschen exstirpiert und ausser den bekannten Störungen der cerebrospinalen Sphäre nur einmal eine Keratitis neuroparalytica beobachtet, wie derselbe die Güte hatte, auf meine Anfrage mir mitzuteilen. Auch heilte die Keratitis mit leidlich gutem Sehvermögen. Die andern vier Operierten sind frei geblieben von irgend einer Degeneration. Am 8. November 1893 teilte Berhardt einen Fall der Berliner Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenkrankheiten von Trigeminus-Verletzung mit. In diesem Fall war nach Schussverletzung Anaesthesie im 1. und 2. Ast des Trigeminusgebietes vorhanden und trat vierzehn Tage nach der Verletzung ein Cornealgeschwür mit Irisvorfall, welcher ohne weitere entzündliche Erscheinungen einheilte, auf. Dann traten Exulcerationen an der Wangenschleimhaut ein, welche mit weissen Strängen heilten. Auch die Nasenschleimhaut der verletzten Seite nahm daran teil. Romberg beobachtete 1840 gleiche trophische Störungen bei Erkrankung des Ganglion Casseri.

Gaule beobachtete nach Zerstörung der spinalen Ganglien bei Frosch und Kaninchen Verfärbung der Haut, Verschorfung und eigentümliche Blutungen. Joseph durchschnitt den zweiten Halsnerven peripher vom Spinalganglion bei 3—6 Monate alten Katzen und sah inselförmigen Haarausfall eintreten und den peripheren Nerv vollkommen degenerieren.

In allen diesen Versuchen waren, neben den cerebrospinalen Nerven, die im Ganglion aus Nervenzellen entstehenden gangliospinalen Nervenröhren gelähmt, gangliosympathische in Bezug auf die peripherische Ausbreitung nicht. Daher waren auch

nur trophische Störungen und nur unbedeutende vasomotorische in Folge der trophischen eingetreten.

Der nächste Schnitt C. liefert ein sehr anschauliches Bild über die Funktionen der aus dem Ramus communicans zu dem cerebrospinalen Nervenstamm tretenden gangliosympathischen Nervenröhren. Diese biegen in centraler und peripherer Richtung um.

Durchschneidung der sämtlichen Verbindungszweige des Grenzstranges zu dem linken Ischiadicusgeflecht. Unmittelbar nach der Operation war der Blutlauf in der linken hinteren Schwimmhaut etwas wenig beschleunigt; weder in den willkürlichen Bewegungen des linken Schenkels, noch in der Sensibilität war eine Abnahme wahrzunehmen. In beiden Schenkeln war Motilität und Sensibilität vollkommen gleich.

Diese Schnelligkeit des capillaren Kreislaufes liess nach einer Viertelstunde nach und sank allmählich unter die normale Schnelligkeit, welche in der rechten Schwimmhaut bestehen blieb. Die linken Capillaren wurden durch Eintreiben des Blutes mittelst des Herzstosses erweitert, die Blutkügelchen hielten nicht mehr die Mitte des Gefässes, wankten von einer Wand des Gefässes zur andern, blieben wohl auch an den Seiten der Winkel der Gefässe liegen, sie wurden Veranlassung zum Verstopfen einzelner Capillaren. Schon nach 10 Stunden waren die meisten Gefässe stark ausgedehnt und so erfüllt, dass sie leicht mit unbewaffnetem Auge, nicht nur in der Schwimmhaut, sondern in der Haut des ganzen linken Schenkels wahrzunehmen waren. Der Blutlauf im rechten Schenkel blieb normal. Die Sensibilität war in der linken hinteren Extremität abgestumpft, die Sprünge des Frosches wurden schief, der Frosch sprang immer um 4 — 6 Centimeter zu weit links, konnte beim Niederspringen sich nicht kräftig hinsetzen, sondern fiel nach der linken Seite. Die linke hintere Extremität lag zunächst schlaff und lang da und dann zog der Frosch dieselbe langsam in die normale Stellung. Nach 21 Stunden verlor sich in vielen grösseren und kleineren Gefässen der linken Hinterextremität ein grosser Teil der Blutansammlung, doch kehrte normaler Blutlauf nicht wieder zurück. Dieses Verschwinden oder Vermindern der Blutansammlung dauerte $3^1/_2$ Stunde, verschwand dann allmählich und ging in vollständige Erfüllung der Gefässe über. 40 Stunden nach der Operation hatte links die Bewegung des Blutes fast ganz aufgehört, während sie in der rechten Extremität vollkommen normal blieb, nur schien die Zahl der Blutkörperchen daselbst vermindert; in der linken Extremität waren durch die Herzthätigkeit in die erweiterten Gefässe massenhaft Blutkörperchen eingetrieben, so

dass die Gefässe voll ausgestopft waren. In den letzten Stunden hatte sich etwas Serum zwischen Haut und Muskeln angesammelt.

Die Bewegungen des linken Schenkels blieben kraftlos, auch während der Wiederkehr der Blutbewegungen, vom dritten Tage an war der Frosch durch stärkere Reizung der Haut der linken Extremität nur noch zu schwachen Bewegungen der Zehen und des Schenkels zu bestimmen. Sprünge führte er nicht mehr aus. Endlich war die linke hintere Extremität am fünften Tage vollständig gelähmt und empfindungslos, das Blut stand still, die Gefässe waren vollständig ausgestopft und erfolgte am siebenten Tag nach der Operation der Tod.

Anatomische Befunde. Eine besondere Farbenveränderung der Haut der linken Extremität war nicht vorhanden, nur schienen überall die stark erweiterten, mit Blut überfüllten Gefässe durch. Diese Injektion wies das Mikroskop durch alle Capillare und grösseren Venen nach. Auch die Gefässe der Muskeln, der Gelenkbänder und Knochen waren mit Blut überfüllt. Das zwischen Haut und Muskeln angesammelte Serum betrug einen Theelöffel, war klar, verhielt sich chemisch wie normales Serum und enthielt einige wenige Blutzellen. Trophische Veränderungen an Haut und Muskeln waren nicht zu finden, auch die Oberhaut war nicht abgelöst. Die sämtlichen Eingeweide der Bauch- und Brusthöhle, sowie die übrigen Teile des Körpers waren auffallend blutleer, aber sonst normal; nur die linke Niere war weich, weiss, verkleinert, während die rechte normal. Die Urinblase, mit Blut und Eiweiss haltendem Urin angefüllt, war in der linken Hälfte bis in die feinsten Capillaren injiciert, während die rechte Hälfte nur wenig mit Blut erfüllte Gefässe, meist Venen, enthielt. Die Gefässe der unteren Hälfte des Rückenmarkes und deren Häute, sowie die spinalen Ganglien waren auf der linken Seite injiciert, doch nahmen die Gefässe des Rückenmarkes auch auf der rechten Seite daran mässig teil, in den hinteren Wurzeln des Ischiadicus waren nur wenige Nervenfasern degeneriert.

Es waren die letzten sechs Verbindungszweige des Sympathicus auf der linken Seite durchschnitten, so dass die zu dem Ischiadicus hinzutretenden gangliosympathischen Nervenröhren ihren Einfluss auf die Contractilität der Blutgefässe gänzlich verloren und allmähliche Lähmung der Blutgefässe eingetreten war.

Einen schönern Beweis für die vasomotorische Eigenschaft der sympathischen Ganglien kann es nicht geben, wenn überhaupt noch ein solcher nötig wäre. Seit längerer Reihe von Jahren ist der Einfluss des Sympathicus auf die dem Willen entzogene Contrac-

tilität der Gewebe anerkannt. Zu beachten aber ist die Injektion der Gefässe der Ganglien und des unteren Teiles des Rückenmarkes, denn sie bestätigen die anatomische Angabe: Umbiegen eines Teils der sympathischen Nervenbündel nach dem Rückenmarke und Eindringen derselben in das spinale Ganglion und das Rückenmark.

A. v. Walther hat nach Durchschneidnng des Ramus communicans bei Fröschen gleiche Circulationsstörungen beobachtet. Störungen der trophischeu Vorgänge traten erst infolge der aufgehobenen Blutcirculation ein. Einige Frösche lebten bis zu 14 Tagen. In dieser letzten Zeit wurde die Schwimmhaut zerreisslich und lösten sich bei unvorsichtiger Behandlung die vorderen Zehenspitzen ab. Auch v. Walther beobachtete zuerst infolge Zusammenziehen der Gefässe einen rascheren Capillarkreislauf und wechselte die Beschleunigung mit Lähmungserscheinungen mehrere Male ab.

D. Durchschneidung der cerebrospinalen Nerven unterhalb des Zutrittes der Verbindungszweige. Einem kräftigen Frosch mittlerer Grösse wurden auf der rechten Seite die Nervenstämme des Ischiadicus dicht unter der Zutrittsstelle des Verbindungszweiges und auf der linken Seite die Wurzeln des Ischiadicus innerhalb der Wirbelsäule ohne Verletzung der spinalen Ganglien durchschnitten. In beiden hinteren Extremitäten waren demgemäss die willkürlich motorischen und sensitiven Nerven gelähmt. Dagegen waren in der rechten Extremität auch noch die gangliospinalen und gangliosympathischen gelähmt, welche in der linken unversehrt geblieben waren. Zwei Stunden nach der Operation war in dem linken Hinterbein nur Anaesthesie und Paralysis der willkürlichen Muskeln wahrzunehmen, während in dem rechten, ebenfalls empfindungslosen und gelähmten Bein die Haut bleicher, die Schwimmhaut viel durchsichtiger, der Capillarblutlauf viel langsamer als links wurden. Die Capillaren waren rechts nach 12 Stunden erweitert, hier und da stockte die Bewegung der Blutkügelchen ganz. In der Haut des rechten Schenkels begannen die Injectionen grösserer Gefässe. Ende der ersten 24 Stunden kehrte allmählich die Schnelligkeit des Blutlaufes wieder, nur war die Blutbewegung nicht normal, auch verschwand die Schnelligkeit wieder, so dass 26 Stunden nach der Operation der Blutlauf sehr träg und stockend wurde, bald traten vollständige Injektionen der Gefässe im rechten Schenkel ein. Die Haut desselben wurde noch bleicher, die Epidermis hob sich blasenförmig ab. Zwischen Haut und Muskeln sammelte sich Serum, durch die Haut schimmerten kleine und grössere Blutextravasate.

Alle hier aufgezählten Veränderungen fehlten an der linken nur gelähmten und empfindungslosen Extremität. Nach 42 Stunden circulierte das Blut in der linken Schwimmhaut noch normal, in der rechten war vollständiger Stillstand vorhanden. Bis 10 Minuten vor dem 90 Stunden nach der Operation eintretenden Tode war die Blutbewegung links normal.

Anatomischer Befund. Die linke Extremität, deren cerebrospinale Wurzeln durchschnitten worden waren, unterschied sich äusserlich nicht von einem gesunden Gliede, dagegen waren die willkürlichen Muskeln etwas blasser, weicher und hatten weniger Glanz. In der rechten Extremität, deren gangliospinalen und gangliosympathischen Nervenröhren durch den Schnitt D. noch dazu gelähmt waren, war starke Bleichung der Haut, Ablösung der Oberhaut eingetreten, die meisten Blutgefässe waren injiciert, aus vielen kleinen Rissen war Blut ausgetreten. Selbst die Markhöhle des Oberschenkelknochens enthielt ein Blutextravasat. Zwischen Haut und Muskeln befand sich rötlich gefärbtes Serum, die untere linke Hälfte des Rückenmarkes war mässig injiciert, in der unteren Hälfte des Wirbelkanals befand sich ein Blutextravasat. Die Urinblase war mit rötlichem Urin und einem Blutextravasat erfüllt. In der rechten, mässig injicierten Urinblasenhälfte löste sich die aufgelockerte Schleimhaut, sie war zerreisslich. Nieren, Darmkanal, Leber, Herz und Lungen waren normal. Die Nervenröhren in den oberen Stumpfenden des Ischiadicus waren normal.

In diesem Versuche war zu der Störung der gangliosympathischen Funktionen, wie sie der vorige Versuch erkennen liess, auch noch, ausser der Lähmung der cerebrospinalen Nerven, die Lähmung der gangliospinalen Nervenbündel dazu gekommen. Dadurch erklärt sich die etwas stärkere Erfüllung der erweiterten Capillaren in Verbindung mit trophischen Störungen und Blutextravasaten.

Ferner beweisen alle Versuche, dass jeder Nervenbezirk zunächst für sich allein in seinen Funktionen gestört sein kann und dass nur dann eine Rückwirkung auf andere Bezirke stattfindet, wenn die Funktion des Einen für die Erhaltung der Funktion des Andern nötig ist. So z. B. bedürfen alle Organe zu ihrer regelmässigen Funktion regelmässige Blutzufuhr, wird diese dauernd gestört, so müssen sich auch die Folgen in den Funktionen anderer Organe zeigen.

Ähnliche oder gleiche Resultate nach Durchschneidung gemischter Nerven liefern folgende Versuche. Valsalva, Düverny, Brachet, Legallooi, Astly, Cooper, Schiff, Samuel, Longet u. A. durchschnitten den Vagus unterhalb

des Ganglion, also an einer Stelle, wo beide Gangliennervenarten, spinale und sympathische, im Vagus enthaltend und in Bezug auf die Lunge gelähmt wurden.

Alle Beobachter sahen Überfüllung der Blutgefässe, Ergiessung schaumigblutiger Flüssigkeit in die Bronchien, Hepatisation des Lungengewebes. Die Lunge war so hepatisiert, dass kaum einzelne Lungenbläschen sich aufblasen liessen. In die Lungenarterien eingespritztes Wasser gelangte nicht in die feinen Verzweigungen. Das Parenchym der Lunge war durch das Gerinnen der aus den Gefässen ausgetretenen Flüssigkeit und durch Zusammensinken der Lungenbläschen so verändert, dass es dem Leberparenchym ähnlich sah. Also Störung der Contractilität und der trophischen Vorgänge. Die Zeit, in welcher sich die Veränderung ausbildete, war verschieden.

Im Gegensatz zu der gleichzeitigen Lähmung beider Gangliennervenarten erinnere ich hier an die Versuche von Joseph, Durchschneidung des zweiten Halsnerven peripher vom Ganglion. Hier begann vom 5.—12. Tage inselförmiger Haarausfall in der Verbreitung des betroffenen Nerven, ohne sonstige Störung in der Haut, auch gesellten sich nicht vasomotorische Störungen dazu. Nun enthalten nicht alle cerebrospinale Nerven, sympathischen Röhren an diesen zur Operation benutzten Stellen und fehlten darum auch die vasomotorischen Lähmungserscheinungen, welche in einem so gefäss- und nervenreichen Organe wie die Lunge in solcher Ausdehnung eintraten. Auch bei diesen Versuchen von Joseph schwankte die Eintrittszeit der trophischen Veränderung zwischen dem 5. und 12. Tage infolge der eigenen Kraft der Zellen und den aus ihnen zusammengesetzten Organen.

Sollen die oben mitgeteilten Resultate der Ganglienlähmungen deutlich und rasch hervortreten, so ist es nötig, den Schnitt nicht auf einen einzelnen Zweig oder ein kleines Ganglion zu beschränken, sondern es müssen mehrere zu einem Nervendistrikt gehörige Nerven gleichzeitig gelähmt werden. Die letzten Enden der Gangliennerven verteilen sich geflechtartig, so, dass dicht nebeneinander liegende Organteile von verschiedenen Nervenenden versorgt werden. Dadurch erklären sich die inselähnlichen trophischen Störungen, wie wir sie bei Krankheiten beobachten und Joseph bei seinen Versuchen an dem

zweiten Spinalganglion der Katze in der Haut des Ohres beschrieben hat. Ferner übt die den Zellenkernen aufgeerbte Kraft bald einen grösseren, bald kleineren Einfluss und können durch diesen Einfluss nachbarlicher Organe, bei kleinen, beschränkten trophischen Nervenlähmungen, diese Lähmung bis zu gewissem Grade bald länger, bald kürzer ertragen; ja es können selbst ohne Gangliennerveneinfluss die trophischen Vorgänge vermittelst der Reizbarkeit der eigenen Zellenkraft eine Zeit fortbestehen. Dies beweisen die verschiedenen Eintrittszeiten der trophischen Störungen.

Sind die Verletzungen der Nerven geringfügiger Art und besteht die Ernährung infolge der angeerbten Kraft in den mässig gelähmten Gebilden fort, so gleicht der Nerv, vermöge seiner eigenen trophischen Kraft, die Verletzung aus, er regeneriert sich selbst, Genesung tritt ein. Die Erfahrung lehrt, wenn die getrennten Nervenenden in naher Berührung oder in nächster Nähe bleiben, dass sehr bald eine Verwachsung wieder eintritt und nicht nur die gestörten trophischen Funktionen, sondern auch die der cerebrospinalen Nerven wieder normal werden.

Ferner ist das Bedürfnis der trophischen Arbeitsorgane nach Nerveneinfluss, je nach der Individualität des Organs, in den verschiedenen Lebensperioden, zu verschiedenen Ernährungszeiten, in verschiedenen Tierklassen ein sehr verschiedenes. Auch die Individualität, die vorhergegangene Lebensweise, Verschwendung der organischen Kraft, üben hier wesentlichen Einfluss. Darum treten bei Versuchen, gleichwie bei Erkrankungen, die trophischen Nervenstörungen bald mehr, bald weniger hervor, bald früher, bald später ein. Die Widerstandskraft, welche ihren Sitz in dem Zellenkern hat, ist entweder sehr erhöht oder geschwächt; krankmachende Ursachen können im letzteren Falle sehr heftige Erkrankungen und Tod bringen, während bei erhöhter Widerstandskraft die Krankheit kaum auftritt und leicht vorübergeht. Bei Fröschen, welche nur wenige Tage in der Gefangenschaft gelebt, treten die Folgen der Nervendurchschneidungen im Durchschnitt früher ein, als bei frischgefangenen. Frühjahrsfrösche sind widerstandsfähiger als Herbstfrösche. Einen gleichen Unterschied habe ich beim Hamster im Sommer und Winter beobachtet. Zur

Zeit des Winterschlafes treten trophische Störungen nach Nervenverletzung langsamer ein.

Auch die Gewöhnung übt einen Einfluss. Frösche, welche erst länger an die Gefangenschaft gewöhnt waren, zeigten die trophischen Störungen zur selben Zeit wie frisch gefangene.

Die bisher mitgeteilten Beobachtungen betrafen fast nur Lähmung oder Hemmungen des Ganglieneinflusses, es sei gestattet, ein paar Reizversuche noch anzuschliessen.

An die Reizerfolge an den das Herz beeinflussenden Nerven erinnere ich hier nur, sie sind zu bekannt. Die Reizversuche an den sympathischen Nerven der Unterleibshöhle seien kurz erwähnt. Henle beobachtete bei einem Enthaupteten 40 Minuten nach dem Tode durch galvanische Reizung Contractionen der Gallenblase. Sehr deutliche und kräftige Contractionen des Ductus thoracicus traten noch nach $1^1/_2$ Stunden ein. Auch die Venen, die Pfortader, aber nicht die Aorta reagierten noch auf galvanischen Reiz. Bezold und Bensen prüften den Einfluss der Reizung des oberen Teiles des Sympathicus mit sehr günstigem Erfolg auf den Blutdruck. Dieser konnte bis zum fünften Teil erhöht werden. A. v. Humboldt erzeugte durch Galvanisieren des Nervus cardiacus Bewegungen des Herzens. Joh. Müller, Longet, Volkmann, Valentin hatten gleiche Erfolge. Nach Reizung des ersten sympathischen Halsganglions kontrahierte sich die Regenbogenhaut, nach Reizung des Halsteiles des Grenzstranges das Herz, nach Reizung des Brustteiles die dünnen Därme, nach Reizung des Lenden- und Sacralteiles des Grenzstranges die Harnblase, der Mastdarm, die Samenleiter, die Samenblase, die Eierleiter und der Uterus. Joh. Müller beobachtete nach mechanischer und chemischer Reizung des Ganglion coeliacum, des Nervus splanchicus, des Nervus cardiacus magnus vermehrte Contractionen des Herzens und des Darmes. Longet hatte die gleichen Erfolge. Volkmann band in die Luftröhre eines geköpften Tieres ein Röhrchen. Reizte V. den Vagus galvanisch, so bewegte sich ein vorgehaltenes Licht, ja einmal wurde das Licht ausgeblasen. Valentin führte die bereits oben von Henle ausgeführten Versuche mit gleichen Erfolgen aus.

Beweisen die Reizversuche auch die Bethätigung der Funktionen der Gangliennerven, so sind sie doch nicht so beweis-

kräftig wie die Lähmungsversuche, denn während diese letzteren unumstösslich beweisen, dass die Spinalganglien den Stoffumsatz, somit die Ernährung beeinflussen, dass die sympathischen Ganglien die unwillkürliche Contractilität regieren, dass Gehirn und Rückenmark keinen direkten Einfluss haben, können jene auf Umwegen den Reiz übertragen. Monate und Jahre lang kann der Einfluss des Rückenmarkes und Gehirns, ohne eine directe Störung im Stoffumsatz zu erzeugen, fehlen. Die Annahme, dass das Gangliensystem sein Centrum im Rückenmark und dem Gehirn habe, wird wohl endlich ihre Anhänger verlieren.

Der Einfluss des cerebrospinalen Systems auf die Funktionen der Ganglien kann nur durch ein Zwischenröhrensystem mittelst Reizung und Reflexaktion zu stande kommen. Solche Bindeglieder existieren. Sie treten in die spinalen Ganglien und durch den Ramus communicans in den Sympathicus, ihre Zahl ist sehr verschieden in den verschiedenen Tierklassen. So enthalten nur wenige Verbindungszweige bei dem Frosche dergleichen Nervenröhren, während eine nicht unbedeutende Zahl bei den Säugetieren und dem Menschen durch den Ramus communicans in den Sympathicus treten, und von mir schon 1844 nachgewiesen worden sind. Arnt (Über trophische Nerven. Archiv f. Anatomie u. Physiologie 1891) hat eine reiche Zusammenstellung und Beurteilung des trophischen Nerveneinflusses gegeben, auf welche ich hier verweise.

Waren die bisher angeführten Versuche nur an Tieren und namentlich an niederen Wirbeltieren angestellt, so liefern uns doch auch Krankheiten bei dem Menschen den Beweis, dass das Gangliensystem dieselben Einflüsse wie bei jenen Tieren übt (Kopp, Die Trophoneurosen der Haut). Ich füge einige wenige Fälle, meist von mir beobachtet, bei.

1849 hatte ich Gelegenheit, dreiviertel Jahre lang eine siebzigjährige Arbeiterfrau, Marie Häuser, zu beobachten, welche an totaler Anaesthesie im ganzen Gebiete des Trigeminus litt, ohne jegliche trophische Störung. Die Reflexaktion der Thränendrüse war vollkommen erhalten. Leider entging mir die Sektion, die Frau zog nach einem andern Ort. Alle Symptome deuteten auf ein Leiden in der sensibeln Wurzel hinter dem Ganglion.

Althaus (London) teilt einen Fall von 11 Jahre dauernder Hemianaesthesie der ganzen Seite mit, an welcher das Kind seit seiner Geburt litt. Tiefe Nadelstiche bis in die Muskeln wurden nicht gefühlt und doch war das Kind gewachsen und auf beiden Körperhälften gleich entwickelt und keine Hemiatrophie eingetreten. Nach Anwendung der Faradisation kehrte die Empfindung in die Haut zurück. — Diese beiden Fälle beweisen, dass Lähmungen der sensitiven Sphäre trophische Störungen nicht erzeugen können, sondern die Ernährung trotz Anaesthesie regelmässig fortbesteht.

Die siebzigjährige Hospitalitin Marie Schmidt erlitt infolge eines Stosses gegen den linken Supraorbitalbogen und längerer Einwirkung sehr scharfer Nordostluft beim Kehren der Strasse, eine auf die gequetschte Stelle beschränkte Knochenhautentzündung, welche innerhalb zehn Tagen mit Zurücklassung einer unbedeutenden Verhärtung in der Gegend des Nervus supraorbitalis heilte. Die Sensibilität war nicht gestört. Vierzehn Tage nach dem Stosse entstanden an der Stirn, unter leichten, brennenden Schmerzen in der Richtung des Hauptzweiges des N. supraorbitalis, fünf linsenförmige bläuliche, sehr rasch zerfliessende Vertiefungen in Form brandiger Geschwüre. Der leichte Schmerz verschwand nach 24 Stunden, die entstandenen brandigen Hautvertiefungen heilten nicht, entleerten eine wässerige Flüssigkeit, die so gehaltlos war, dass nicht einmal ein Schorf sich bilden konnte. Nach längerem Widerstand überzog sich der Grund dieser Vertiefungen, unter Anwendung des elektrischen Stromes, mit einem dünnen Häutchen. Sensibilität und Motilität der Stirnhaut und Muskeln waren normal geblieben. Gegen Kälte war die Gegend des Hauptastes des Nervus supraorbitalis empfindlicher. Ein Jahr nach der Verletzung starb die Frau an Lungenentzündung. Die ein Jahr vorher entstandenen fünf brandigen Einsenkungen waren rundlich und nahmen von unten nach oben an Grösse ab. Sie waren 4—7 Millimeter im Durchmesser und 3—4 Millimeter tief und mit einem äusserst feinen Häutchen überzogen. Die übrige Haut, die Stirnmuskeln waren normal, nur an der verletzten Stelle waren die Augenbraunhaare ausgefallen. Der Hauptast des Nervus supraorbitalis war von einer harten Verdickung der Knochenhaut auf der Nasenseite umhüllt, so dass

ein teilweiser Druck auf seine Nervenröhren stattfand. Die Hälfte der Gangliennervenröhren war atrophisch, während die übrigen Nervenröhren, namentlich die sensitiven unverändert waren. Die Seitenzweige, welche nicht umhüllt waren, waren vollkommen normal. Dieser Krankheitsfall entspricht dem Versuche D. mit dem belehrenden Unterschied, dass nicht die trophischen Störungen im Gebiete des ganzen Nervus supraorbitalis aufgetreten waren, sondern genau der teilweisen Lähmung der Nervenröhren entsprechend. An einem Tier könnte kein lehrreicheres Experiment ausgeführt werden, als bei diesem Krankheitsfall.

Frau Pastor R., 69 Jahr alt, eine körperlich sehr reducierte, an Marasmus leidende Frau, empfand am 22. Oktober 1884 Abends 8 Uhr plötzlich einen heftigen Schmerz am Oberschenkel, zu dem sich bald ein leichtes Gefühl der Müdigkeit in dem Unterschenkel gesellte. Abends $9^1/_2$ Uhr sah ich die Patientin und fand an der Austrittsstelle des Nervus saphenus major eine gegen äusseren Druck mässig empfindliche, bohnengrosse Geschwulst, welche ich für das Blutextravasat eines kleinen, geplatzten Blutaderknotens erklärte. Die Schmerzen hatten an dieser Stelle bereits nachgelassen, dagegen war eine leichte Hyperaesthesie längs des Saphenus, namentlich in seinen Endverzweigungen, vorhanden. Das Allgemeinbefinden war nicht verschlechtert, Puls 68, Temp. 36, 9°. Am 23. morgens waren die Schmerzen an der Austrittsstelle, sowie die leichte Hyperaesthesie verschwunden, die Sensibilität in der ganzen Extremität normal, dagegen hatte die Haut an den Endverzweigungen des Saphenus ein verdächtiges totes Aussehen und war kühl. Patientin behauptete an diesen Stellen deutlich zu fühlen. Das Allgemeinbefinden war, bis auf unruhigen Schlaf, das gewöhnliche.

Mein Vorschlag, an der Stelle des Blutextravasats die Haut zu spalten, den Druck auf den Saphenus dadurch zu heben, stiess auf entschiedenen Widerstand und wurde bei der Erneuerung am Abend definitiv abgelehnt, weil Patientin fast schmerzensfrei und auch in einem zu elenden Zustande sei, um sie noch mit einer Operation zu quälen. Die Vorboten des Brandes hatten zugenommen. Allgemeinbefinden das gewöhnliche. Puls und Temperatur noch dieselben. Am 24. nahmen die

brandigen Veränderungen sehr rasch zu, es entstanden kleine, reaktionslose Bläschen, die Haut wurde kalt und nass, die Sensibilität nahm ab, die brandige Zerstörung blieb auf die Ausbreitung des Saphenus beschränkt, schritten aber ohne Eintritt einer Reaktion in die Tiefen der Haut fort. Am 9. Tag erlag die Kranke der allgemeinen Schwäche. Die Bewegungen des Fusses waren bis zum Tode normal. Die Sensibilität der kranken Stelle schwankte, bald war sie vermindert, bald wieder überreizt. Kurz vor dem Tode behauptete die Kranke in der brandigen Stelle wieder deutlich zu fühlen. Nadelstiche wurden deutlich wahrgenommen. Die Thätigkeit der Blutgefässe war normal geblieben, nur waren kleine Blutextravasate eingetreten.

Anatomischer Befund. Im ganzen Ausbreitungsbereich des Saphenus major befanden sich die oberen Schichten der Haut in brandiger Zersetzung. Die darunter liegenden Muskeln waren vollkommen normal. Die Nerven der Endzweige und der grösseren Zweige unterhalb des Knies waren glanzlos und zeigten unter dem Mikroskop Trübung und Körnchenbildung innerhalb der dünneren Nervenröhren. Die sensiblen Nervenröhren schienen intakt. An der Stelle, an welcher der Saphenus zur Haut tritt, war ein geplatzter bohnengrosser Blutaderknoten, es war ein Teil des ausgetretenen Blutes zwischen den Nervenbündeln 2 Centimeter lang fortgekrochen, ein anderer Teil war geronnen und umschloss, durch die Facie festgehalten, den Saphenus an oben bezeichneter Stelle. Die Ganglienнervenröhren waren blutig gefärbt und in ihrem weiteren Verlauf trüb und enthielten Körnchenbildung. Die sensitiven Röhren waren unverändert. Der ausserordentlich rasche Eintritt der trophischen Störungen beweist den grossen Nachlass der angeerbten Zellenkraft.

Auch in diesem wie im vorher mitgeteilten Fall hatte die Sektion die volle Einsicht gestattet. Es waren nur teilweise die sensitiven Nervenröhren in Mitleidenschaft gezogen, dagegen der grösste Teil der Gangliennerven, dem entsprechend auch die Funktionsstörungen dieser Nerven eingetreten. Dass in dem Gebiete der vasomotorischen Nerven Störungen nicht in auffallender Weise beobachtet wurden, lag wohl zum Teil in dem raschen Eintritt der trophischen Veränderungen, zum Teil aber auch darin, dass nur wenige sympathische Nerven-

bündel in den letzten Verzweigungen des Saphenus enthalten sind. Die vasomotorischen Nerven treten meist schon höher oben auf die grösseren Gefässstämme über und begleiten, indem sie sich auf ihnen verzweigen, die Gefässe bis beinahe zu den Capillaren.

Die Hemiatrophia facialis wird schon seit ihrer ersten Beschreibung durch Romberg zu den Trophonurosen gerechnet. Sie besteht in einem Stillstand oder Rückgang des Umfanges des Gesichtes, beschränkt auf das Trigeminusgebiet. Die Sensibilität der Hautnerven, die Funktionen der Sinnesorgane, der willkürlichen Muskeln sind in der Regel ungestört. Die Secretionen sind meist auf beiden Seiten des Gesichts gleich. Wirklich trophische Lähmungen sind noch nicht beobachtet. In einem von mir 1846 beobachteten Falle war ein gesteigertes feineres Gefühl und grössere Reizempfänglichkeit gegen Temperaturunterschiede vorhanden. Alle bekannten Fälle, es giebt jetzt einige 60, sind meist aus einem Trigeminusleiden in der Jugend entstanden, oder wenigstens einige Zeit nach einem solchen zur Beobachtung gekommen.

Wir verdanken Prof. Mendel einen Sectionsbericht über eine am 19. Juni 1887 gestorbene, vor langen Jahren in der Rombergschen Klinik vorgestellte Frau Kuschke. Sie erkrankte 25 Jahr alt an Gesichtsrose, mit gleichzeitiger heftiger Neuralgie des linken Trigeminus, der linken Schulter und des Armes. Nach einem Jahr machte sich die Verkleinerung der linken Gesichtshälfte bemerkbar. Die Kranke bot bis zu ihrem Tode die Erscheinung — der Hemiatrophia facialis.

Die Section ergab: Verdünnung der Gesichtshaut im ganzen Gebiete des linken Trigeminus, Verkleinerung der linken Zungenhälfte und Gesichtsmuskeln. Am linken Arm war die Haut, wie in der linken Gesichtshälfte, im Gebiete des N. radialis dünner. Das Neurilem des linken Trigeminus ist 3—4 Millimeter dicker als am gesunden rechten; desgl. das interstitielle Bindegewebe des Nervenstammes. Eine Anzahl von Nervenröhren sind verschwunden, die noch erhaltenen normal. Am N. radialis zeigten sich dieselben Erscheinungen. Leider wurde durch äussere Umstände die Untersuchung des Ganglion Gasseri verhindert. Der Facialis war normal. Gehirn, Medulla oblongata, der motorische und sensible Kern des Trigeminus

und des Facialis waren normal. Dagegen war die absteigende Wurzel des Trigeminus auf der linken Seite atrophisch. Im Rückenmark waren in der Höhe des vierten und fünften Cervicalwirbels eine partielle Atrophie in den Zellen der Vorderhörner linkerseits.

Gesteigerte Thätigkeit der Gangliennerven. Die gesunde kräftige 32jährige Köchin Louise Köhler litt seit einem vor 14 Jahren überstandenen Panaritium des rechten Daumens an einer Hyperaesthesie der Radialseite des vorderen Gliedes. Der Daumen ist ohne Deformität, die Haut ist dünner, weil die Patientin seit 10 Jahren Tag und Nacht einen dicken Däumling trägt, um die Temperaturschwankungen abzuhalten. Die Anfälle kommen, wie bei jeder andern Neuralgie, durch die unbedeutendsten Reize. Der Anfall beginnt mit einem heftigen plötzlichen Stich in der Daumenspitze, das vordere Glied wird blass, verliert an Umfang, die Haut wird auf der Radialseite der Daumenspitze runzlig und fühlt sich kühler an als die linke Daumenspitze. Dabei steigert sich der Schmerz bis zur Unerträglichkeit. Nach einer viertel bis halben Stunde lässt der Schmerz und die Runzlung der Haut, das Kältegefühl nach, es beginnt eine Reaction. Die Radialseite der Daumenspitze wird sehr roth und es bricht an der Daumenseite ein so starker Schweiss aus, dass der Däumling, vollständig durchnässt, gewechselt werden muss. Die Kranke führt stets Vorrat trockener Däumlinge in einer Tasche bei sich. Da die Kranke in den 14 Jahren schon durch die Hände vieler Ärzte und Quacksalber gewandert und eine Heilung nicht zu erwarten war, so schlug ich ihr gleich die Exarticulation der Daumenspitze vor, welche ich auch am andern Tag, mit Lappenbildung von der Innerseite, ausführte. Sie wurde dauernd von ihrem qualvollen Übel befreit. Der Nerv der Radialseite der Daumenspitze war von einer dicken Bindegewebeschicht fest umschlossen, so dass sämtliche Nervenröhren in Mitleidenschaft gezogen waren. Da in den letzten Verzweigungen der Finger-Nerven der Unterschied zwischen den dünnern und dickern Nervenröhren nicht deutlich hervortritt, auch in den letzten Enden das bündelförmige Zusammenliegen nicht mehr stattfindet, war eine Unterscheidung der Ganglienröhren von den cerebrospinalen nicht möglich; dass aber die Contractilitäts-

erregung durch eine Reizung der gangliosympathischen Nervenröhren und die ausserordentliche Schweissabsonderung durch eine Reizung der gangliospinalen Nervenröhren entstanden waren, sind wir voll berechtigt anzunehmen, gleich wie wir berechtigt sind, aus einem Krampf im Bereich eines bestimmten Muskels auf eine Reizung des zu ihm gehörigen Nerven zu schliessen.

Reflexsteigerung in dem Bezirke des Ganglion Gasseri. Christian Seeber 44 Jahr, kräftiger Forstarbeiter zu Öhrenstock bei Ilmenau, behielt nach einem im 21sten Lebensjahre überstandenen Typhus auf der rechten Wange eine, bei jedem Essen eintretende, starke Schweiss-Absonderung. Ich traf ihn beim Frühstück auf einer Hirschjagd bei — 7 ° C. von Schweiss auf der rechten Wange triefend, seine Jacke zeigte eine vollständige Schweissstrasse. Die Schweissabsonderung beschränkte sich genau auf die Verzweigungen des zweiten Astes des Trigemins und trat nur ein, wenn die Schleimhaut der rechten Wange durch Reiben mittelst der Nahrung oder mittelst des Fingers gereizt wurde. Kaubewegungen ohne Bissen waren nicht im Stande, die Schweissabsonderung hervorzurufen. Eine vermehrte Speichelabsonderung fand nicht statt, auf der rechten Wange war der Bartwuchs etwas stärker. Mit dem ersten Bissen begann die Schweissabsonderung und hielt bis wenige Minuten nach dem Aufhören des Essens an. Die Haut der Wange war dann leicht gerötet, wie bei jedem anderen Schweiss sonst gesunder Menschen. Der Mann starb im 54. Lebensjahre an einer Lungenentzündung, die Schweissanfälle hatten bis zu seinem Tode, 23 Jahr, ununterbrochen fortgedauert. Die Motilität, Sensibilität, der Capillarkreislauf, die Contractilität der Wangenhaut, die Sinnesfunktionen waren ungestört geblieben.

Die anatomische Untersuchung ergab nur eine etwas stärkere Entwickelung des Bindegewebes an der unteren Seite und in dem unteren Drittel des Ganglion Gasseri, die Nervenröhren und Nervenzellen waren vollkommen normal. Die Wangenhaut, die Schweissdrüsen und der Bartwuchs waren etwas kräftiger entwickelt, als auf der linken Seite. Die Schleimhaut der rechten Wange war der der linken Seite vollkommen gleich. Desgleichen die in ihnen enthaltenen Nerven.

Dieser Fall bietet ein Beispiel der Reflexaktion eines spinalen Ganglions. Die Reizung der in der Schleimhaut der Wange sich verbreitenden Gangliennerven wurde im Ganglion auf diejenigen Gangliennervenröhren übertragen, welche die äussere Haut und namentlich die Schweissdrüsen anregend beeinflussen. Da die sensitiven Nervenröhren centripetalleitend, so können sie den Reiz nach dem Ganglion Gasseri zurückleiten, dort auf centrifugalleitende Nervenröhren des Ganglions übertragen und die Arbeitsorgane derselben, in diesem Falle die Schweissdrüsen, zu vermehrter Thätigkeit veranlassen. Eine Übertragung des Nervenreizes direkt von der inneren Schleimhaut auf die äussere Haut der Wange durch die Muskeln hindurch ist nicht möglich. Reizübertragungen von Nerveneinheit zu Nerveneinheit kann nur im Centralorgan stattfinden. Auch die Kaubewegungen, also die Anregung durch die motorischen Nerven, haben einen Reflex nicht erzeugt, sondern nur die Reibung der Schleimhautnerven durch den Bissen oder durch den Finger.

Wenn wir auf Grund der Entdeckung von His annehmen, dass die centralleitenden sensitiven Nervenröhren auch die Übertragung des centripetal geleiteten Reizes auf die Ursprünge in den Ganglien besorgen, ähnlich wie die Reflexbewegungen im Rückenmark, so ist die Annahme centripetalleitender Ganglienröhren nicht nötig. Hier giebt es noch vieles zu erforschen. Die trophischen Reflexaktionen im gesunden und kranken Körper sind zu bekannt, als dass sie noch der Erwähnung bedürften, sie sind aber vielfach zu dem Beweise, dass im Gehirn ein trophisches Centralorgan vorhanden, fälschlich benutzt worden. Den Gegenbeweis und den Beweis, dass die spinalen Ganglien selbständig reflektieren, liefert der von mir beobachtete Fall Häuser (s. oben Seite 219) und der von Virchow mitgeteilte, von Joh. Simon beobachtete Fall einer Quintus-Anaesthesie. Die Hornhaut war ulceriert, aber wieder geheilt. Reizung der Conjunctiva des empfindungslosen Auges mit einem Körnchen Cayennepfeffer konnte Thränenabsonderung nicht erzeugen, wohl aber Injektion der Blutgefässe. Die Sektion erwies Degeneration des Quintusstammes. Dadurch war die Rückleitung zum Ganglion Gasseri und in deren Folge die Reflexaktion unterbrochen. Während die sensitiven und gangliospinalen

Nervenröhren gelähmt, waren die vasomotorischen Nerven, welche aus dem sympathischen Ganglion stammen, noch thätig. In dem Fall Häuser war die Lähmungsursache hinter dem Ganglion, darum keine trophischen Störungen und die Reflexaktion vom Ganglion aus auf die Thätigkeit der Thränendrüse vorhanden.

Ob die sensitiven centrifugalleitenden Nervenröhren die Rückleitung zum Ganglion und die Übertragung des rückgeleiteten Reizes auf die gangliospinalen Nervenröhren daselbst besorgen, ist nicht zu entscheiden, denn es waren gleichzeitig diese letzteren Nerven in ihrer Function geschädigt.

Auch die sympathischen Ganglien besitzen selbständige Reflexthätigkeit. Der anatomische Bau der Gränzstrangganglien lässt die reflectorische Befähigung vermuthen. Nach meinen Untersuchungen des Röhrenverlaufes im Gränzstrang tritt ein Teil der in höher gelegenen Ganglien entsprungenen sympathischen Röhren erst, nachdem er unterliegende Ganglien des Gränzstranges passiert hat, nach den für ihn bestimmten Arbeitsorganen, den Därmen, aus. Die peristaltische Bewegung der Därme scheint von dieser Anordnung bedingt zu sein.

Die Herzganglien liefern uns einen gleichen Beweis für die Reflexaction der sympathischen Ganglien. Selbst das ausgeschnittene Herz zieht nach äusserm Reiz in vollkommen zweckentsprechender Reihenfolge seine Kammern zusammen. Hier können nur die von Remak im Herzen entdeckten sympathischen Ganglien und deren Nerven die Rückleitung des Reizes und die Übertragung von einem Ganglion auf das andere ausgeführt haben.

W. Roschansky (1889) theilt mit: Weder die Durchschneidung des Halsmarkes, noch die völlige Zerstörung des Rückenmarkes hob die reflektorische Wirkung des Nervus splanchicus major auf den Blutdruck auf, wenngleich dadurch eine bedeutende Herabsetzung des Blutdruckes eingetreten war. Dagegen hörte jede reflectorische Wirkung auf das Gefässsystem auf, wenn der Bruststrang des Sympathicus zwischen dem 9. und 10. Ganglion durchschnitten war. Beweis, dass die Gefässreflexe in den sympathischen Ganglien zu stande kommen.

Das Gangliennervensystem hat demnach alle Eigenschaften der anderen Nervenbezirke. Die Ganglien und deren Nerven

sind reizbar, die letzteren leiten den empfangenen Reiz nach dem Orte seiner Bestimmung und übertragen ihn daselbst auf das Arbeitsorgan. Dieses muss reizempfänglich sein, wenn es seine spezifische Arbeit, vermöge der ihm angeerbten Kraft leisten soll. Reizbarkeit, Reizleitung, Reizübertragung, Reizempfänglichkeit und Arbeitsleistung erfordert trophische Veränderung in den Nerven und den Arbeitsorganen. Gleich den anderen Nervenabteilungen ermüden die Ganglien, deren Nerven und Arbeitsorgane, sie bedürfen der Ruhe und Ersatz neuer Nahrung und latenter Kraft. Ihre Erlahmung bedingt aber keinen plötzlichen, sondern nur einen allmählichen Nachlass der Leistung der Arbeitsorgane, auch können die Arbeitsorgane der spinalen Ganglien eine Zeit lang ohne Ganglieneinfluss aus eigener Macht noch fortarbeiten. Je älter das Individuum, desto verbrauchter die angeerbte Schaffenskraft der Zellenkerne ist, je weniger es dieser Kraft gelungen ist, durch Aneignen neuer latenter Kraft aus der Nahrung sich zu stärken, je notwendiger ist der Gangliennerveneinfluss und umgekehrt.

Das Ineinandergreifen der Ganglienthätigkeit und der angeerbten Kraft der Arbeitsorgane erhält die Leistungsfähigkeit des Organismus; die Reflexthätigkeit der verschiedenen Nervenbezirke bedingt die Harmonie der trophischen Functionen, ein trophisches Nervencentralorgan, welches diesem Zwecke diente, ist noch nicht entdeckt; jede Nerveneinheit ist in Bezug auf sich und seine Arbeitsorgane trophisch. Specifisch trophische Nerven, d. h. solche, welche besondere Producte direct erzeugen, giebt es nicht, nur in sofern können wir, dem Sprachgebrauch folgend, die spinalen Ganglien vorzugsweise trophisch nennen, als sie solche Gewebe und Organe zur Thätigkeit anreizen, welche für uns besonders in die Augen springende specifisch trophische Arbeit leisten; gleich wie wir den motorischen Nerven motorisch nennen, weil er den willkürlichen Muskel zur Thätigkeit veranlasst. —

Erfurt

im Kampfe um seine Selbständigkeit gegen die Wettiner.

1370 — 1382.

Von

Dr. C. Beyer.

In Thüringen gab es im 14. Jahrhundert nur drei Städte von politischer Bedeutung, Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen. Von diesen war Erfurt bei weitem die bedeutendste und wichtigste. Bei Päpsten und Kaisern stand es in hohem Ansehen, sie rechneten die Stadt in ihren Briefen den reichsten und bevölkertsten Orten Deutschlands zu, und oft genug haben sie sich um ihre Hilfe, ja um ihre Freundschaft beworben. Die Quelle des Wohlstandes und der Macht aber waren der Handel, mit dem sich der allergrösste Teil der Bürger beschäftigte, und die blühenden Handwerke, die auf den stets stark besuchten Märkten einen raschen Absatz ihrer Erzeugnisse fanden. Gab es doch weit und breit in Thüringen keinen anderen Markt, wo die Fürsten und Geistlichen, die Grafen und Herren, die Kleinstädter und Bauern die vielerlei Bedürfnisse des Lebens billiger und in grösserer Auswahl hätten befriedigen können. Ausser auf die ausreichende Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln war daher auf die Sicherung des Handels und des Marktes fast die ganze Politik des Rates gerichtet. In der ganzen Umgegend erwarb er von der Kirche und den weltlichen Grossen Dörfer, deren Zinsen an Getreide in dem grossen Magazine am Moritzthore aufgespeichert wurden. Dann aber kaufte er auch feste Schlösser in der Nähe der grossen Strassen, auf denen der Handel sich bewegte. Dieselben wur-

---

Bemerkung; Benutzt habe ich für die vorliegende Arbeit Wenck, Die Wettiner im 14. Jahrhundert; Leipziger Dissertation 1877. Ferner Friedensburg, Landgraf Hermann von Hessen und Erzbischof Adolf von Mainz, in Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde, Neue Folge, Bd. XI. Im übrigen habe ich den Stoff aus den Chroniken des Johann Rothe, Nicolaus von Siegen, Friese und besonders aus einer grossen Anzahl von bisher ungedruckten Urkunden entnommen, die im 2. Band des Erfurter Urkundenbuches veröffentlicht werden.

den mit Amtleuten und einer kleinen Anzahl wohl bewaffneter und gut berittener Söldner besetzt, welche auf den Strassen streifen, Räuber und Friedensbrecher verfolgen und unschädlich machen sollten. Durch Verträge mit den Fürsten und Herren des Landes war dazu die Erlaubnis erwirkt worden, dass das adlige und nicht adlige Raubgesindel auch auf nicht städtischem Gebiete aufgesucht und dingfest gemacht werden konnte. Solcher festen Häuser besass Erfurt im Jahre 1370 zunächst nur vier: Kapellendorf, von wo die Strasse nach dem Saalthal sich beobachten liess, Mühlberg nicht fern von der Handelsstrasse, die über Arnstädt nach dem Maine führte, Tonndorf dicht an dem in das Ilmthal sich hinabziehenden Handelswege gelegen, endlich Vieselbach, an dem die Handelsstrasse nach Meissen vorüberging. Es lässt sich leicht erkennen, wie der Rat darauf ausging, die anfangs ziemlich zerstreut in Mittelthüringen herumliegenden Dörfer und Gerichte durch immer neue Ankäufe zu grösseren Komplexen zu vereinigen und diese selbst mit dem städtischen Weichbilde unmittelbar zu verbinden. So entstand allmählich weit um die Stadt herum ein ausgedehntes Gebiet, das der Rat und die Gemeinde als ihr Eigentum betrachten konnten. Es wurde später in Vogteien eingeteilt und ganz wie ein fürstliches Territorium verwaltet. Die vielen Verträge und Bündnisse, welche der Rat im Laufe der Zeit mit den benachbarten und ferner wohnenden Fürsten, Grafen und Städten schloss, haben im Grunde auch nur den Zweck gehabt, den Landfrieden und damit den Handel zu sichern, und die zahllosen Fehden und Kriege, welche die Stadt zu führen und durchzukämpfen hatte, gingen nur aus dem Streben hervor, die Störer des Friedens und der öffentlichen Sicherheit zur Ruhe zu bringen. Freilich gab es noch zwei andere Ursachen, welche den Bürger öfters zwangen, zu den Waffen zu greifen: das waren die Angriffe auf die Ehre und die auf die Selbständigkeit ihrer Stadt. Diese wurden von niemand mehr bedroht als von den thüringischen Landesherren, den Landgrafen aus dem Hause Wettin, zugleich Markgrafen von Meissen. Seit ihres Ahnen Albrechts Zeiten sahen sie scheel auf das Wachstum des blühenden Erfurter Gemeinwesens, zumal ihr eigenes Streben darauf gerichtet war, nicht nur die Landgrafschaft in dem alten Umfang wiederherzustellen,

wie sie einst auf das Geschlecht gekommen war, sondern überhaupt ihr Territorium innen und aussen abzurunden und sich zu wirklichen Herren und Besitzern des ganzen Thüringer Landes zu machen. Gern hätten sie die immer weitere Ausdehnung des städtischen Gebietes verhindert, und wo sie es thun konnten, haben sie es auch gethan; aber sie waren doch nicht stark genug, sie entbehrten gerade des Mittels, worüber die Bürger verfügten und womit sie jeden Widerstand überwanden; es fehlte ihnen an Geld, und dieser Geldmangel, diese ewige Geldbedürftigkeit zwang sie selbst, ihre eigenen Dörfer zu verkaufen und zu verpfänden, oder es ruhig geschehen zu lassen, wenn ihre Lehnsleute von gleicher Not getrieben ihr Gut an die Stadt veräusserten. Sie boten dadurch selbst die Hand dazu, dass geschah, was sie verhindern wollten, nämlich dass das Erfurter Gebiet immer tiefer in ihr eigenes Land hineinwuchs. Vergebens bemühten sie sich, das Verlorene im Kriege zurückzuerobern; wie oft sperrten sie die Strassen, verhinderten sie die Zufuhren an Lebensmitteln und Brennmaterial; sie belagerten die Stadt unter barbarischer Verwüstung der umliegenden Dörfer, um doch zuletzt, zufrieden mit einer Geldentschädigung, die zu dem eigenen erlittenen Schaden in keinem Verhältnis stand, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. In der kurzen Zeit des Friedens aber, oder vielmehr der Erschöpfung des fürstlichen Gegners, nahm der Handel einen erneuten Aufschwung, und bald war der Verlust ersetzt, den die Bürger und die Stadt an ihrem Vermögen durch die Geldzahlungen erlitten hatten.

So hatte Friedrich der Freidige sich vergebens angestrengt, den Erfurtern die von seinem Vater erworbenen Dörfer zu entreissen, so hatte auch sein Sohn, Friedrich der Ernsthafte, den kürzeren gezogen, als er 1336 im Bunde mit dem Erzbischof Balduin und vielen andern Fürsten die Stadt durch eine schwere Belagerung zu überwinden trachtete. Seit dieser Zeit, namentlich seit Aufrichtung des Landfriedens im Jahre 1338, dem Erfurt als seinem Interesse entsprechend sofort beitrat, bestand zwischen diesem Landgrafen und der Stadt ein leidliches Verhältnis, das sogar sich freundschaftlich gestaltete, als in dem Grafenkrieg Erfurt sich eng an den Fürsten anschloss und diesem durch seine Hilfe zum Siege verhalf. Nach Friedrichs

Tod im Jahre 1349 führten seine Söhne Friedrich, Balthasar und Wilhelm gemeinschaftlich die Regierung. Abgesehen von kleineren Irrungen lebten sie mit Erfurt anfangs in gutem Einvernehmen, wenn sie es auch ungern sahen, dass der Rat in dieser Zeit die festen Schlösser Tonndorf und Mühlberg von dem Erzbischof von Mainz erwarb und so seine Stellung inmitten ihres Landes noch mehr befestigte. Eine auffallende Änderung beginnt mit den sechziger Jahren, wo ein scharfer Gegensatz bei verschiedenen Gelegenheiten hervortritt, der endlich 1365 sich zu einem grossen Kriege zu gestalten drohte. Die Herren von Tannrode hatten nämlich Ende 1364 einen Erfurter Amtmann Conrad Schröter aufgehängt, worauf die Bürger im Frühjahr 1365 über die Herren herfielen, und Tannroda samt einigen Dörfern plünderten und verbrannten. Die Landgrafen nahmen Partei für ihre Lehnsleute, verlangten von der Stadt Genugthuung und begannen, als diese verweigert wurde, sich zum Kriege zu rüsten, nachdem sie Briefe in das Reich geschickt, worin sie die Erfurter des Friedensbruches beschuldigten. Auch beim Hofgericht waren sie thätig, um die Acht über die Stadt auszubringen. Der Erzbischof Gerlach, mit dieser damals im Bündnis, warnte den Rat vor den feindlichen Umtrieben und übernahm dann selbst die Vermittelung, die nur dadurch zu einem Frieden führte, dass er den landgräflichen Brüdern mit einer Absage drohte, der alsbald die seiner Bundesgenossen folgen würde. Aber der Friede wurde nicht ernst genommen. Wenn auch die Erfurter dem Landgrafen bei dem Zuge gegen Albrecht von Braunschweig 1365 willig Folge leisteten, so hatten sie doch fortwährend Klage über die Missachtung ihrer Privilegien zu führen, namentlich des Rechtes, dass sie nicht vor auswärtige Gerichte gezogen werden konnten. Die Zahl der Fälle häufte sich, wo Bürger vor dem sitzenden Rate erschienen und erklärten, sie seien nach Mittelhausen, Weimar oder nach anderen Orten vorgeladen worden. Es half nichts, dass der Rat sich mit Berufung auf sein Privilegium beschwerte und verbot, solchen Ladungen zu folgen, in den nächsten Tagen erfuhr man dann, dass irgend ein anderer Bürger gekümmert oder eingesperrt worden sei, bis der Vorgeladene sich vor Gericht stelle. Die Landgrafen und ihre Beamten wiesen alle Einsprachen mit der Behauptung zurück, dass

der Rat und die ganze Gemeinde, weil sie von ihnen Lehn besässen, auch ihrem Gericht unterworfen und dazu zu allen lehndienstlichen Leistungen verpflichtet seien. Neue Nahrung empfing der heimliche Groll im nächsten Jahre 1366, als die Grafen von Schwarzburg infolge einer unglücklichen Fehde gegen den Bischof von Würzburg der Stadt die Burgen Wachsenburg, Schwarzwald und Liebenstein zum Kauf anboten. Der Rat ging sofort darauf ein, weil die drei Schlösser für die Beobachtung der unsicheren Strasse durch den Thüringerwald sehr günstig gelegen waren: die Wachsenburg dicht bei Arnstadt, Liebenstein hinter Plaue und Schwarzwald östlich davon mitten im Walde. Allein die Landgrafen, von denen die Burgen zu Lehn gingen, beschlossen, das Geschäft unter allen Umständen zu verhindern. Sie erhoben zunächst Einsprache, und als dennoch 1368 Graf Johann von Schwarzburg mit einer Gesandtschaft des Rates nach dem kaiserlichen Hoflager ritt, um des Kaisers Fürsprache anzurufen, wurde er mit seinen Begleitern von dem Herzog von Baiern im Auftrage der Landgrafen überfallen und gefangen genommen; man nahm ihnen auch 9000 Gulden ab, welche die Erfurter Gesandten bei sich führten, wahrscheinlich um dadurch den Kaiser ihren Wünschen um so willfähriger zu machen, und die bereits vollzogenen Kaufbriefe. Zugleich waren die Auftraggeber des Baiernherzogs zu dem Kaiser geeilt, den sie so für sich und gegen Erfurt einnahmen, dass er am 25. März 1369 den Grafen von Schwarzburg den Verkauf der Burgen an die Stadt verbot. Alsdann erwarben sie dieselben selbst für 12000 Gulden. Darüber kam es zu einem offenen Krieg, der so ungünstig für Erfurt ausfiel, dass es den Gegnern noch einen Teil der Kaufsumme ersetzen musste. Ein Geschäft wurde aber dennoch mit den Schwarzburgern gemacht; der Rat kaufte von ihnen im Jahre 1370 die Dörfer Walschleben, Elxleben und Münstergehofen.

Die Folge der nicht ganz von Hinterlist freien Art, mit welcher die Erwerbung der drei Burgen verhindert worden war, rief unter der Bürgerschaft eine begreifliche Erbitterung hervor, und auch die Grafen von Schwarzburg zürnten, weil die Stadt ihnen jedenfalls ein höheres Kaufgeld geboten hatte. Die beiden geschädigten Teile mussten fortan vor den Landgrafen auf der Hut zu sein, und da auch andere Grafen Ur-

sache hatten, sich über diese zu beschweren, so wurde es dem Rate nicht allzuschwer, ein Bündnis der Missvergnügten zu stande zu bringen, das am 15. Februar 1371 abgeschlossen wurde. Demselben traten bei die Grafen Johann von Schwarzburg, Heinrich und Ernst von Gleichen, Heinrich von Stolberg, Heinrich von Hohnstein, ferner Erfurt und die mit ihm schon seit langer Zeit verbündeten Städte Mühlhausen und Nordhausen. Der angebliche Zweck der Vereinigung war Schutz der Strassen, auf denen Geächtete und Räuber frech ihr Wesen trieben, die Kaufleute beraubten und ermordeten. Da es aber nicht an Beweisen fehlte, dass die Landgrafen diesem Gesindel in ihrem Lande Aufenthalt gewährten, dasselbe auch schützten, wenn es verfolgt wurde, so lässt sich unschwer erkennen, gegen wen die Spitze des Bündnisses gerichtet war. Vielleicht hat auch Kaiser Karl seine Hand dabei im Spiele gehabt. Er lebte damals mit den Landgrafen auf gespanntem Fusse, weil sie sich der grossen Vereinigung angeschlossen hatten, die unter anderem verhindern sollte, dass die Luxemburger die Mark Brandenburg an ihr Haus brachten. Deutlicher traten des Kaisers Beziehungen zu dem Bunde der thüringischen Grafen und Städte und ebenso seine Absicht, sich desselben gegen die Landgrafen zu bedienen, im nächsten Jahre hervor. Johann, ein Neffe Karls und durch dessen Einfluss nach Gerlachs Tode 1371 zum Erzbischof von Mainz gewählt, weilte im März 1372 am kaiserlichen Hofe in Prag, wo sich auch Gesandte des genannten thüringischen Bundes eingefunden hatten, deren Absicht es jedenfalls war, die Hülfe des Kaisers anzurufen. Karl lieh den Bittstellern ein gnädiges Ohr und veranlasste zunächst am 28. März 1372 ein zehnjähriges Bündnis zwischen dem Erzbischof Johann und Erfurt, worin beide Teile sich gegenseitigen Schutz wider die Landgrafen versprachen, die ohne Rücksicht auf das von den früheren Kaisern und Königen, dann auch von Karl selbst bestätigte Privilegium, dass Erfurter Bürger nur vor dem mainzischen Gericht in Erfurt selbst belangt werden konnten, fortfuhren, jene vor ihre Gerichte zu laden, auch nach wie vor die Strassenräuber hausten und schirmten und so die Unsicherheit der Strassen mit einer gewissen Absicht begünstigten. An demselben Tage verkündigte der Kaiser einen zehnjährigen Landfrieden, zu dessen

Schutz sich sein Sohn König Wenzel von Böhmen, Erzbischof Johann von Mainz, Bischof Gerhard von Naumburg und die Mitglieder des thüringischen Bundes, der ausdrücklich von Karl bestätigt wurde, vereinigten. Interessant ist dabei, dass Erfurt zu einer gleichen Hilfe veranschlagt wurde wie der König von Böhmen und der Erzbischof; jeder derselben sollte je 30 Lanzen im Notfalle senden, während die Grafen zusammen nur 22, Mühlhausen 12 und Nordhausen gar nur 6 zu schicken hatten. Es wurde auch bestimmt, dass im Falle eines Angriffes auf einen der Verbündeten die übrigen sofort in das nächst benachbarte Gebiet des Gegners einfallen sollten. Die Landgrafen erschraken doch, als sie von der Parteinahme des Kaisers für ihre Gegner hörten; ihr Territorium war noch wenig abgerundet, in Böhmen, in Meissen, im Voigtlande und in Thüringen selbst gab es viele Stücke, die von dem Gebiete der Verbündeten umschlossen waren; leicht konnte da ein Zufall, gehörig aufgebauscht, einen für sie verhängnisvollen Krieg veranlassen. Sie beeilten sich deshalb, die Freundschaft des Kaisers wieder zu gewinnen, der sich ihnen früher stets hold gezeigt hatte, und traten aus dem wegen Brandenburg geschlossenen Bunde aus. Mit offenen Armen nahm Karl sie wieder auf, gewährte den reumütigen Freunden am 25. November 1372 zu Pirna ein ewiges Freundschaftsbündnis, verlobte später seine Tochter Anna mit Friedrichs Sohn und gab den fürstlichen Brüdern noch viele andere Beweise seiner Gnade, die darin gipfelten, dass er versprach, ihrem Bruder Ludwig, zur Zeit Bischof von Bamberg, auf den Mainzer Stuhl zu verhelfen, nachdem am 4. April 1373 der jugendliche Erzbischof Johann angeblich durch Gift sein Leben beschlossen hatte. Karl hatte erreicht, was er wollte, und den Bund seiner Gegner gesprengt. Erfurt mit seinen Verbündeten durfte jetzt kaum noch kaiserliche Hilfe erwarten, vielmehr war es der Kaiser selbst, der durch die Begünstigung Ludwigs von Meissen eine schwere Gefahr über die Stadt heraufbeschwor, die imstande war, deren Selbständigkeit nicht nur zu bedrohen, sondern ganz zu vernichten. Der Rat sah daher mit grosser Besorgnis in die Zukunft. Wurde Ludwig gewählt und allgemein anerkannt, dann war zu fürchten, dass er die mainzischen Rechte an Erfurt seinen Brüdern überliess. Denn Zoll,

Münze, Gericht und das Institut der Freizinsen, aus diesen vier Dingen setzten sich die Gerechtsame des Erzbischofs in Erfurt zusammen, boten Handhaben und Gelegenheiten genug, um in der Hand eines starken Herrn die Freiheit der Stadt zu untergraben und sie zu einer thüringischen Landstadt zu machen. Mit der Selbstherrlichkeit des Rates und der ratsfähigen Familien war es dann für immer vorbei, und der Wohlstand der Gemeinde wie der einzelnen Bürger musste notwendig zurückgehen, wenn sie zur Abgabe von Steuern an die Landesherren und zur Kriegsfolge für ganz fremde Interessen gezwungen wurden. Auf beides, auf Steuern und Folge, hatten die Erzbischöfe keinen Anspruch gehabt, nur die Judensteuer und die geringen Abgaben von Münz- und Schlägeschatz flossen nach Mainz ab. Die Landgrafen würden, wenn sie einmal in Erfurt festen Fuss gefasst hätten, sich mit diesen Leistungen nicht begnügt haben. Der Rat war daher entschlossen, alles zu thun, wodurch die Wahl und allgemeine Anerkennung Ludwigs verhindert werden konnte, und aus mancherlei zeitgenössischen Notizen geht hervor, dass er in Mainz, in Avignon und am kaiserlichen Hofe die Entwickelung der Mainzer Bischofsfrage aufmerksam verfolgen liess. Was er dort erfuhr, erfüllte ihn zunächst mit wenig Hoffnung für die Zukunft. Der Kaiser machte seinem Versprechen gemäss bei dem Papste allen Einfluss geltend, um Ludwig zum Besitz des Erzstuhles zu verhelfen. Die beiden Oberhäupter der Christenheit wurden zuletzt auch einig, so dass Adolf, Bischof von Speier, der Erwählte des Mainzer Domkapitels, zu spät kam und trotz aller Geldspenden unverrichteter Sache Avignon wieder verlassen musste. Aber weder er, der schon einmal einem kaiserlichen Candidaten, seinem Vorgänger Johannes, gewichen war, noch das Domkapitel, dessen Wahlrecht gänzlich missachtet wurde, dachten daran, sich willenlos zu fügen. Adolf nahm die mainzischen Lande am Rhein und in Hessen in Besitz, während Ludwig, der im April 1374 die förmliche Ernennung und zwei Monate später die Belehnung empfing, zunächst nur den Namen eines Erzbischofs hatte. Es kam viel darauf an, wie sich die mainzischen Stücke Thüringens zu dem nunmehr ausbrechenden Streite stellen würden, namentlich musste die Haltung Erfurts entscheidend dafür werden, ob Ludwig irgendwo festen Fuss

fassen sollte, oder nicht. Der Rat verstand die an ihn gerichtete Frage, und handelte danach. Von vorneherein stand es bei ihm fest, Ludwig nicht anzuerkennen und zwar aus den bereits mitgeteilten Gründen, denen er auch in der zu erwähnenden Appellation an den Papst Ausdruck gab. Wie sehr er berechtigt war, für seine Selbständigkeit zu fürchten, geht unter anderem daraus hervor, dass Ludwig seinen Brüdern verschiedene Schlösser und Dörfer, darunter einen Teil von Langensalza, ferner Bischofsgottern, Heiligenstadt, Duderstadt, Bischofsstein, Scharfenstein und andere verpfändete, um Geld für den Krieg zu gewinnen; dieselben wären schwerlich wieder herausgegeben worden, wenn Ludwig sich im Besitze des Bistums behauptet hätte. Mit Erfurt erkannten auch dessen Verbündete die Gefahr, in der sie schwebten. Gelang es Ludwig, sich Erfurts zu bemächtigen und die Stadt seinen Brüdern auszuliefern, dann verloren die Grafen und Städte den einzigen festen Stützpunkt gegen die Angriffe der Landgrafen, denen sie allein unter keinen Umständen gewachsen waren. Erfurts Unterstützung war also ihr eigener Vorteil, und der Rat bedurfte nicht allzugrosser Überredungskünste, um die Bundesgenossen zu bewegen, dass sie Ludwigs Anerkennung ebenfalls verweigerten. So sah sich dieser in Thüringen einem Gegner gegenüber, den auf friedlichem Wege zu gewinnen, von vorneherein keine Aussicht war. Nur ein Krieg konnte hier die Entscheidung herbeiführen.

Der Rat machte aus seiner Gesinnung keinen Hehl und zeigte bald durch die That, welche Stellung einzunehmen er gesonnen war. Ludwig hatte etwa um die Mitte des Jahres 1374 sein Ernennungsdekret in vielen Orten Thüringens anschlagen lassen und bei einem grossen Teile der Geistlichkeit Gehorsam gefunden. In Erfurt war der Dekan des Marienstiftes als Vorsteher eines Archidiakonatsbezirkes zu der Veröffentlichung jenes Schriftstückes verpflichtet, und er wartete dazu nur auf einen Befehl. Der Rat aber kam allen Möglichkeiten zuvor, indem er bei Leibesstrafe die Bekanntmachung des Ernennungsdekretes in der Stadt und deren Gebiet verbot, und da er wusste, dass Dietrich von Ilfelt, Cantor des Mainzer Capitels und zugleich Canonikus im Severistift, der mit Adolf in Avignon gewesen war, hier aber gegen dessen Bestätigung

gewirkt hatte, sich schon seit längerer Zeit in Erfurt aufhielt und namentlich die meisten Geistlichen der Stiftskirchen auf dem Domberge für Ludwig gewonnen hatte, so liess er beide Kirchen mit Bewaffneten besetzen, welche den Auftrag hatten, unter allen Umständen die Bekanntmachung von Ludwigs Ernennung zu verhindern. Die Stadtknechte sollen nun sehr gewaltthätig vorgegangen sein, wenn wir einem späteren Klagebriefe Glauben schenken dürfen. In den Kreuzgängen hatten sie ihr Lager, von wo aus die Posten in den Gotteshäusern selbst und in den übrigen Räumen ausgeschickt und abgelöst wurden. Patrouillen gingen ab und zu, ohne Rücksicht auf den Gottesdienst, den die Stiftsherren trotz der Störung im Chore zu halten suchten. Endlich trafen Abgesandte Ludwigs ein und verlangten von dem Dekan des Marienstiftes, dass er dem Befehle ihres Herren und des Papstes alsbald nachkomme. Doch kaum schickte sich jener dazu an, als die Stadtknechte ihm das Schriftstück entrissen und die fremden Boten vor den Rat brachten. Was sie hier für ein Schicksal gehabt, erfährt man nicht; sie werden wohl ungekränkt entlassen und aus der Stadt verwiesen worden sein. Die Bewaffneten aber verblieben nach wie vor in den Stiftskirchen, verhinderten alle Capitelsversammlungen und trieben grossen Unfug in allen Räumen. So machten sie im Kreuzgang Feuer an, bei denen sie in Gesellschaft liederlicher Dirnen und von allerlei Gesindel aus der Stadt wüste Gelage feierten, wozu sie den Wein aus den Kellern der Canoniker herbeischleppten. Auf diese Vorgänge hin sprach Ludwig den Bann über Erfurt aus, und er ernannte zugleich einen Provisor, einen Sigler und andere Beamte, die in seinem Namen die Verwaltung des Mainzerhofes und der mainzischen Gerechtsame führen sollten; natürlich war unter den herrschenden Verhältnissen gar nicht daran zu denken, dass sie in der nächsten Zeit ihr Amt antreten konnten. Auf die Klagen Ludwigs hin beauftragte der Papst den Cardinal Petrus mit der Untersuchung, der sofort das Interdikt über die Stadt verhängte, weil sie den päpstlichen Befehlen ungehorsam gewesen. Die Folge des Interdiktes war, dass der Gottesdienst eingestellt werden musste. Doch der Rat erliess ein Gebot, die widerrechtlich verhängte Kirchenstrafe nicht zu beachten, da Ludwig gar nicht Erzbischof sei,

vielmehr den Gottesdienst zu halten und alle damit verbundenen Handlungen zu verrichten; zugleich forderte er die gesamte Geistlichkeit der Stadt auf, sich einer Appellation an den Papst anzuschliessen, worin die Gründe auseinandergesetzt werden sollten, warum man den Wettiner nicht anerkennen könne; denn erstens dürfe der Rat keinen als Erzbischof aufnehmen, der nicht vom Domkapitel ihm präsentiert worden sei, und zweitens drohe durch Ludwig die Gefahr, dass die Stadt ihre Freiheit an die Landgrafen verliere. Auch wurde allen Anhängern und Freunden des Rates und der Stadt Schutz versprochen, denen aber, welche das Interdikt anerkannten und den Gottesdienst einstellten, Verweisung aus der Stadt und Verlust aller ihrer Güter angekündigt. Die Meinung der Geistlichen war gespalten; der grösste Teil erklärte sich für Ludwig und verliess von allem entblösst die Stadt. Es gehörten dazu namentlich die Stiftsherren von St. Marien und St. Severi mit wenig Ausnahmen, die Peter- und Schottenmönche und die Dominikaner: die Augustiner-Eremiten und viele Minoriten blieben in ihren Klöstern und waren bereit, sich der Appellation anzuschliessen, ebenso wie einige zurückbleibende Pfarrer, denen allen die Versicherung gegeben wurde, dass ohne ihren Einschluss kein Friede geschlossen werden solle. Die verlassenen Pfarrkirchen wurden mit treu gebliebenen Geistlichen besetzt, welche des Interdiktes ungeachtet tauften, trauten, die Leichen zur Erde bestatteten und alle übrigen kirchlichen Handlungen verrichteten. Das alles geschah von der Mitte 1374 bis etwa gegen Ende März 1375, wo, längst erwartet, die Vertrauten Adolfs in Erfurt eintrafen, der Dechant Heinrich Beyer von Boppard und der Scholastikus des Domstiftes. Ohne Zweifel hatte der Rat sich mit Adolf längst in Verbindung gesetzt und von diesem auch Anweisung erhalten, wie er sich bei der Bekanntmachung von Ludwigs Ernennung, bei der Verkündigung des Interdiktes und gegen die ihm feindlichen Geistlichen verhalten solle. Das erste, was der Dekan bei seiner Ankunft in Erfurt that, war, dass er den von Ludwig ausgesprochenen Bann aufhob und die vom Rat providierten Geistlichen bis auf weiteres in ihren Ämtern bestätigte. Alsdann liess er, immer mit Wissen und Willen des Rates, die Wohnungen und Keller der ausgetretenen Geistlichen durchsuchen und alles Getreide,

den Wein und die Habseligkeiten an Möbeln, Wäsche, Kleidungsstücken, sowie die Paramente genau verzeichnen und das Verzeichnis durch einen Notar beglaubigen; es fand sich allein an Getreide und Wein ein Vorrat im Werte von 1800 Mark vor. Auch die Archivgewölbe wurden erbrochen und die wichtigsten Urkunden, die päpstlichen und kaiserlichen Privilegien, daraus entnommen und im Ratsarchive niedergelegt; es soll die Absicht bestanden haben, die Stiftsherren überhaupt nicht wieder in die Stadt zu lassen. Bei diesen Haussuchungen mag es sehr schlimm hergegangen sein, und was damals noch unversehrt blieb, das verdarben die Söldner, die der Rat in den leer stehenden Häusern einquartierte. Als der Winter heranrückte und die Zufuhren auf den Strassen infolge des Interdiktes aufhörten oder von Ludwigs Anhang gehemmt wurden, da stellte sich bald Mangel an Brennmaterial ein, und man musste zusehen, in der Stadt selbst Ersatz zu finden. Die Söldner da oben in den Stiftshäusern suchten nicht lange; sie rissen noch leerstehende Häuser ganz ein, brachen in anderen die Fussböden auf, hoben die Thüren aus, rissen die Bretter von den Zäunen und fällten zuletzt noch die Bäume in den Gärten der geistlichen Herren. Auch die Wohnungen der übrigen geflohenen Geistlichen wurden nicht verschont und mit Söldnern belegt. In einer derselben brach ein Feuer aus, das sich schnell auf die nächsten Häuser verbreitete und die Benediktikirche ergriff, die vollständig niederbrannte. Man warf später dem Rate vor, er habe die Kirche mit Absicht anzünden lassen; aber es sind sichere Beweise dafür da, dass das Feuer in der eben geschilderten Weise entstanden ist. Die Nonnen scheinen zurück geblieben zu sein, ohne dass man sie belästigte. Erst einige Monate später, als Adolf selbst mit starkem kriegerischen Gefolge in der Stadt lag, ist wahrscheinlich eins ihrer Klöster für die Unterbringung desselben in Anspruch genommen worden, worauf die bisherigen Bewohnerinnen in dem Barfüsserkloster Unterkunft fanden.

In der Stadt herrschte während dieser ganzen Zeit eine begreifliche Aufregung, die sich noch steigerte, als eine Hiobspost nach der anderen eintraf, dass Ludwigs Anhänger draussen auf den Strassen Thüringens und im Reich allenthalben die Erfurter Kaufleute und Bauern überfielen, die Gefangenen in den Stock

legten und viele in grausamer Weise verstümmelten. Auch die gefangenen Geistlichen, welche zu dem Rate hielten, wurden als Verächter des Interdiktes in nicht weniger grausamer Weise behandelt. Es war offenkundig, dass die Landgrafen nichts gegen das Unwesen thaten, die Stadtfeinde vielmehr in ihrem Lande duldeten und sie schützten, aber zu einer Kriegserklärung an die Stadt war es noch nicht gekommen. Sie gedachten durch den kleinen Krieg die grosse Masse der Bürger mürbe zu machen, sie durch Abschneiden der Zufuhren in Not zu versetzen und sie so lange zu ängstigen, bis der Rat, dem allgemeinen Verlangen nach Frieden nachgebend, sich zur Anerkennung Ludwigs bereit erklären würde. Doch damit hatten sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Sie verkannten ganz den Freiheitsstolz der Erfurter Bürger, die, damals noch kampfgeübt, viel Vertrauen in die eigene Kraft setzten und nicht so leicht bereit waren, sich durch eine augenblickliche Notlage entmutigen zu lassen. Der Rat hatte noch ein gewaltiges Ansehen, und die Mittel, die ihm zu Gebote standen, reichten vollständig aus, um alle Versuche, sein Regiment zu brechen, im Keime zu ersticken. Die fortgesetzten Plackereien auf den Strassen vermehrten nur die Erbitterung gegen die Feinde, deren Loos, wenn sie in die Hände der Bürger fielen, kein beneidenswertes war. So unzufrieden man manchmal mit den Verordnungen des Rates sein mochte, da, wo es sich um das Wohl und die Selbständigkeit der Stadt, die Grundlage ihres Wohlstandes handelte, waren alle zum gemeinsamen Handeln und zur Verteidigung bis zum äussersten bereit. Die Freude am kriegerischen Leben war auch dem sonst friedliebenden Bürger noch nicht abhanden gekommen; mit einer gewissen Wollust griff er zu den Waffen, wenn es galt Rache zu nehmen für einen Überfall. Oft genug kehrten sie mit reicher Beute heim, die den Schaden ersetzte, welcher ihnen an andern Orten zugefügt worden war. Auf dem eingeschlagenen Wege kamen Ludwig und seine Brüder nicht zum Ziele; das erkannten sie bald und ebenso die Gewissheit, dass nur ein grosser Erfolg in einem Kriege die Entscheidung herbeiführen könne. Doch der Kaiser, der an dem ganzen Unheile schuld war, versuchte eine Vermittelung herbeizuführen; er hasste den Krieg, war ein grosser Menschenkenner und vertraute auf seine Überredungskunst.

Im Juni 1374 scheint er einen, später noch einmal zu nennenden Herrn von Riesenburg abgeschickt zu haben, um mit dem Rat wegen der Anerkennung Ludwigs zu verhandeln. Wir wissen nichts Näheres über den Gang der gepflogenen Verhandlungen, aber die Folge war doch, dass ein gütliches dreijähriges Stehen mit den Landgrafen zustande kam, welche die Erfurter sich selbstverständlich aufs engste mit ihrem Bruder Ludwig verbündet dachten. Als trotzdem die Unsicherheit auf den Strassen nicht aufhörte und nach wie vor Erfurter im thüringischen Gebiet niedergeworfen und misshandelt wurden, ohne dass die Landgrafen dagegen einschritten, da griff auch der Rat wieder zu Repressalien, und der kleine Krieg nahm ungeachtet des Waffenstillstandes seinen Fortgang, zum grössten Schaden der beiderseitigen Unterthanen. Klagen wurden mit Gegenklagen beantwortet, doch geschah von beiden Parteien nichts, um den Grund derselben zu beseitigen. Wenn wir Nikolaus von Siegen glauben dürfen, wurde im Laufe des Jahres 1374 durch den Erzbischof von Magdeburg und einige Grafen, worunter wohl die Grafen von Schwarzburg zu verstehen sind, die sich von dem thüringischen Bündniss trennten, abermals eine Vermittlung versucht, allein: nil conclusum boni fuit; ideo sicunt venerunt, sic recesserunt. Der Rat blieb dabei, dass er aus den schon mehrfach erwähnten Gründen Ludwig nicht anerkennen könne, und warf den Landgrafen vor, dass sie den Frieden nicht halten wollten, weil sie ihres Bruders Sache zu der ihrigen machten.

Die harte Behandlung der Geistlichen in der Stadt und die Anwerbung von Söldnern, welche der Rat ununterbrochen fortsetzte, überzeugten den Kaiser, dass es vergeblich sei, auf freundschaftlichem Wege eine Verständigung herbeizuführen. Er liess daher am 16. Februar 1375 auf Ludwigs Klage die Acht über Erfurt aussprechen, was eine abermalige Vermehrung der Stadtfeinde und eine zunehmende Not in der Stadt zur Folge hatte. Die Dinge drängten zur Entscheidung, und wer weiss, ob nicht doch noch ein Vergleich mit dem Kaiser und seinem Schützling zu stande gekommen wäre, wenn nicht die uns bereits bekannten Abgesandten Adolfs alles aufgeboten hätten, um den Rat und seine Verbündeten zum Ausharren zu bestimmen.

Das Rathaus zu Erfurt sah Ende März 1375 ein bewegtes Leben vor und in seinen Mauern. Hohe Prälaten, Geistliche niederen Grades, Grafen, Ritter und selbstbewusst einherschreitende Ratsherren gingen aus und ein, und in der grossen Ratsstube drängte sich eine glänzende Versammlung um den gewaltigen Tisch, an dem der Domdechant Heinrich Beyer von Boppard mit den Abgesandten des thüringischen Bundes Platz genommen hatten. Es handelte sich um den Abschluss eines Bündnisses zwischen Adolf und seinen thüringischen Anhängern, desgleichen um den Preis, den jeder derselben für sein Entgegenkommen empfangen sollte. Heinrich Beyer war ein geschmeidiger Diplomat, der die Sache seines Herrn aufs beste vertrat; ihm kam es zunächst darauf an, in Thüringen Bundesgenossen zu gewinnen und Ludwig so weit als möglich zu verhindern, irgendwo sich festzusetzen. Er lieh deshalb allen Wünschen ein geneigtes Ohr und kam dadurch bald zum Ziele. Zunächst wurde das Bündnis zwischen Adolf, den Grafen Heinrich und Ernst von Gleichen, Heinrich von Stolberg, Heinrich von Honstein und den Städten Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen gegen die Landgrafen geschlossen, weil sie widerrechtlich die Strassen sperrten, die Leute fingen und andere vor ihre Gerichte luden. Adolf sollte 300 Lanzen für einen etwaigen Krieg stellen, und davon 100 nach Erfurt, 100 nach Mühlhausen und 100 auf das Eichsfeld legen; die Grafen und Städte verpflichteten sich, zusammen 600 Lanzen in Bereitschaft zu halten; im Notfalle aber sollte jeder mit ganzer Macht zur Hilfe bereit sein. In Separatverträgen wurden den Grafen von Gleichen 3500 Gulden, dem Stolberger 2000 Gulden und ein Hengst und dem Hohensteiner 3000 Gulden versprochen. Teurer musste der Dekan Erfurts Hilfe erkaufen. Zunächst wurde eine Urkunde ausgestellt, wodurch Adolf gelobte, innerhalb 6 Monaten nach seiner Bestätigung durch den Papst alle Handfesten und Briefe der Stadt zu bestätigen, besonders die von Gerlach und Johann ausgestellten über Münze und Schlägeschatz und über den Besitz der Schlösser Kapellendorf, Tonndorf und Mühlberg. Weiter versprach der Dekan, die Stadt auf alle Fälle sicher zu stellen, auch wenn Adolf nicht bestätigt werden oder innerhalb der nächsten sechs Monate sterben sollte.

In einer fernern Urkunde verpflichtete sich Adolf durch den Mund seines Dekans, innerhalb sechs Monaten nach seiner Bestätigung sich auf Lebenszeit mit der Stadt gegen die Markgrafen zu verbinden, und endlich wurde der Entwurf zu der Urkunde gemacht, die als der grosse Gnadenbrief Adolfs bekannt ist. Es handelt sich darin meist um Beseitigung von Missbräuchen, welche sich nach des Rates Meinung die mainzischen Beamten in Erfurt hatten zu schulden kommen lassen, namentlich bei der Hegung des Gerichtes und der Erhebung des Marktzolles. Zur besseren Beaufsichtigung der Weinsteuer wurde es dem Rat erlaubt, alle Fässer, auch die der Geistlichen, zu stempeln, und diesen sollte es verboten sein, fremde Biere vom Zapfen zu verkaufen. Eine alte Klage war, dass die Amtleute im Mainzer Hof die darauf ruhenden Zinsen in schlechter Münze bezahlten, während sie den von den Bürgern zu leistenden Freizins in herkömmlicher Weise stets in neuen Pfennigen verlangten. Das sollte von jetzt an abgethan sein und die Bezahlung der Mainzerhofzinsen ebenfalls in guten Pfennigen erfolgen. Alt war der Streit wegen des Gerichtes, dem der Rat oft Unredlichkeit und Bestechlichkeit vorwarf. Dasselbe sollte von jetzt ab nur mit redlichen Richtern besetzt werden, die ihr Amt nicht mehr wie bisher kaufen konnten, sondern lebenslänglich behielten. Von den Judengeldern, Besteuerung der Juden, von der Bestätigung des Rechtes de non evocando und dem anderen, dass die mainzischen Gerechtsame niemals an Fremde veräussert werden könnten, handeln die übrigen Artikel, in deren letztem der Erzbischof versprechen muss, sich mit niemand zu sühnen, derselbe habe denn wegen der Appellation nach Rom und der bisher bezahlten Judengelder und sonstigen Abgaben genügende Sicherheit gegeben. Am Schluss dieser Abmachungen musste der Dekan endlich Sicherheit geben, dass Adolf innerhalb sechs Monaten nach seiner Bestätigung alle die aufgezählten Urkunden, die sämtlich unter Adolfs Namen formuliert und unter dem 1. April 1375 ausgestellt wurden, selbst noch einmal vollziehen werde. Übrigens wohnte diesen Verhandlungen auch ein Abgesandter von gegnerischer Seite bei, Graf Johann von Schwarzburg, der sich Ludwig angeschlossen zu haben scheint. Er hatte den Auftrag, die thüringischen Verbündeten gegen

Adolf zu gewinnen, scheiterte aber mit seinen Anträgen wohl hauptsächlich an dem Widerspruche Erfurts. Mit der Gewissheit, dass das Bündnis mit Adolf abgeschlossen sei, ritt er zum Kaiser.

Am nächsten Tage berichtete der Dekan an Adolf über den glücklichen Erfolg seiner Sendung in einem längern Schreiben, aus dem wir auch erfahren, dass die Markgrafen ihre Burgen stark befestigen und deren Gräben ausbessern liessen, dass ferner die Brüder selbst am kaiserlichen Hof weilten und dort einen Abgesandten Adolfs, den Domherrn Kraft von Hohenlohe, erwarteten, der unter Vermittlung des Kaisers mit ihnen wegen eines Friedens oder Waffenstillstandes unterhandeln sollte. Der Dekan bittet den Erzbischof, dem Hohenlohe schleunigst den Auftrag zu geben, keinen Frieden mit den Markgrafen zu schliessen, ohne die thüringischen Verbündeten nach dem nun abgeschlossenen Vertrage darin aufzunehmen. Gleichzeitig mit diesem Schreiben ging ein zweites an Hohenlohe ab, worin dieser von dem Abschluss des Bündnisses in Kenntnis gesetzt und gewarnt wird, nicht einseitig ohne die Grafen und Städte sich auf einen Frieden einzulassen.

Unterdessen hatte Graf Johann von Schwarzburg den Kaiser aufgesucht und über die Vorgänge auf dem Rathause, deren Zeuge er gewesen war, berichtet. Karl war über den Abschluss des Bündnisses sehr ungehalten, aber er gab doch die Hoffnung noch nicht ganz auf, Ludwig wenigstens in Thüringen sich befestigen zu sehen. Aus Allem was er bis jetzt gehört, auch aus den Briefen des Rates an ihn, deren mehrere abgegangen zu sein scheinen, glaubte er die Ueberzeugung zu gewinnen, dass die feindliche Haltung Erfurts und seiner Verbündeten mehr gegen die Landgrafen als gegen Ludwig gerichtet sei, von dem in den noch vorhandenen Schreiben fast gar nicht die Rede ist. Gelang es ihm, so nahm er an, die Erfurter mit den Landgrafen auszusöhnen und zwischen ihnen einen ehrlichen Frieden herzustellen, dann war es immer möglich, dass Ludwig in Erfurt seinen Einzug halten konnte. Ob er wirklich nicht gewusst hat, welche Befürchtungen der Rat an die Besitzergreifung des Mainzer Stuhles durch Ludwig knüpfte? Wussten auch die Landgrafen nichts davon, lag ihnen vielleicht überhaupt der Gedanke, sich mit ihres Bruders Hilfe Erfurts zu

bemächtigen, ganz fern? Thatsächlich ausgesprochen ist die Befürchtung in den noch vorhandenen Quellen nur in der Appellation des Rates an den Papst; halb und halb hätten die wettinischen Fürsten sie erkennen können aus dem Vorwurf, der ihnen von Erfurt gemacht wurde, dass sie sich der Sache ihres Bruders annähmen. Der Kaiser beschloss jedenfalls, abermals den friedlichen Weg zu betreten. Er beauftragte den uns schon bekannten Herrn von Riesenburg, sich alsbald nach Erfurt aufzumachen und dort noch einmal zu fragen, gegen wen das Bündnis gerichtet sei; dann solle er des Kaisers Vermittlung anbieten; derselbe habe mit den Markgrafen gesprochen und verhandelt, so dass der Rat mit ihm, dem Kaiser, zufrieden sein werde. Für den Fall aber, dass dieses friedliche Anerbieten wieder abgelehnt würde, erhielt der Gesandte den Auftrag, ein vom 24. März aus Prag datiertes Schreiben zu producieren, worin der Rat aufgefordert wurde, den Erzbischof Ludwig in den Landfrieden von 1372 aufzunehmen, widrigenfalls derselbe gekündigt sein sollte. Am 4. April stand Riesenburg in Erfurt wieder vor dem Rat und entledigte sich seines Auftrages. Jener bestätigte, dass das Bündnis mit Adolf zum Schutz gegen die Markgrafen geschlossen worden sei; wegen der kaiserlichen Vermittlung könne man eine Antwort nicht geben, da darüber erst die Bundesgenossen gefragt werden müssten; doch wolle man später dem Kaiser darauf einen schriftlichen Bescheid geben. Riesenburg sah bald ein, dass er hier eine vergebliche Werbung thue, weshalb er jetzt mit der Forderung hervortrat, Ludwig in den Landfrieden aufzunehmen. Dann suchte er seine Herberge auf, wo er die meissnischen Räte Christian von Witzleben und Nickel von Köckeritz vorfand, welche unterdessen mit Vollmacht ihrer Herren angekommen waren. Sie veranlassten ihn, noch einmal auf das Rathaus zu gehen und zu berichten, dass die Landgrafen bereit seien, wegen aller Beschädigungen Genugthuung zu gewähren, wenn der Rat seinerseits ebenfalls den zugefügten Schaden ersetzen wolle; auch wegen des Bannes und der Acht würden sie mit ihrem Bruder reden, doch müsse der Rat sich erklären, ob er das dreijährige gütliche Stehen ferner halten wolle. Der kaiserliche Gesandte erschien mit dieser Werbung vor dem Rat, aber er bekam nur die ausweichende Antwort, dass ohne die Bundesgenossen Verhandlungen in die-

ser Sache nicht stattfinden könnten. Bevor er am 6. April fortritt, stieg er noch zum dritten Male zur grossen Ratstube empor und überreichte dem sitzenden Rat die schriftliche Aufforderung des Kaisers, Ludwig in den Landfrieden aufzunehmen, sonst sei derselbe als aufgehoben zu betrachten. Die Antwort war, wie zu erwarten, eine ausweichende, worauf er auch die Kündigung des Landfriedens durch König Wenzel (datiert vom 29. März), die kurz zuvor angekommen war, dem Rat aushändigte. Dieser aber achtete die Kriegserklärung „gar cleyne“, wie Heinrich Beyer in zufriedener Stimmung seinem Herrn Adolf berichtete.

Es war also dem Kaiser nicht gelungen, die Sache Ludwigs von der seiner Brüder zu trennen und durch einen Frieden zwischen diesen und Erfurt jenem den Einzug wenigstens in einen Teil seiner Herrschaft zu erleichtern. Der Rat blieb bei seiner Meinung, dass die Landgrafen und Ludwig ein gemeinsames Ziel verfolgten und deshalb auch gemeinsam als Feinde der städtischen Freiheit zu betrachten seien. Mit grossem Eifer war zu dem nun unvermeidlichen Kriege schon gerüstet worden. Viele hundert Söldner lagen in der Stadt und auf den Burgen; auf die Ausbesserung der Mauern, Türme und Gräben und deren Ausrüstung mit Schleudermaschinen und Geschossen aller Art wurden grosse Summen verwendet. Den Markgrafen scheint der Krieg nicht recht gelegen gekommen zu sein. Acht Tage nach den Verhandlungen mit dem von Riesenburg versuchten sie als letztes ein Mittel, das später noch öfter von ihren Nachkommen, aber immer mit demselben negativen Erfolg, angewendet worden ist. Sie wollten die Gemeinde von dem Rate trennen und richteten deshalb am 15. April an jene ein Schreiben, worin sie gleichsam ihre Unschuld an dem kommenden Unheil beteuerten und den Rat dafür verantwortlich machten. Dieser habe sie wiederholt wegen Bruches des gütlichen Stehens zur Rede gesetzt, aber nicht sie, sondern jener hätte dasselbe gebrochen, indem er ihre Feinde gehaust und geschirmt, die täglich mit Mord und Brand ihr Gebiet heimsuchten. Sie seien bereit, 10000 Mark einzusetzen, wenn man ihnen den vorgeworfenen Vertragsbruch nachweisen könne. Das Verhalten der Stadt sei überhaupt ein ungebührliches, da der Rat und viele Bürger ihnen als Lehnsherren über viele Dörfer

gehorchen müssten. Sie hätten trotzdem den besten Willen gehabt, sich zu vertragen, aber nicht einmal des Kaisers Vermittlung sei angenommen worden. Der Rat habe ihnen in einem Schreiben don Vorwurf gemacht, sie hätten sich der Sache ihres Bruders angenommen; das fänden sie natürlich, da der Papst ihn ernannt, seinen Gegner aber verworfen habe. Zuletzt fordern sie die Gemeinde geradezu auf, den Rat zu zwingen, sich mit ihnen zu vertragen, sonst müssten sie die Stadt für alle weiteren Folgen verantwortlich machen. Dieser Brief, der adressiert war an die Hauptleute der Viertel, die Handwerke und die Gemeine der Stadt, wurde uneröffnet dem Rate übergeben, der von dem Rathause aus der auf dem Fischmarkte harrenden Menge den Inhalt und die Antwort verkündigen liess, die im allgemeinen den Friedensbruch den Landgrafen zuschob, die darauf ausgingen, die Mitglieder des Bundes mit den Grafen und Städten zu verunrechten. Erfurt sei auch in keiner Weise den Landgrafen zu Lehndiensten verpflichtet; der Rat habe vielmehr alle ehemals landgräflichen Dörfer und Gerichte gekauft und mit gutem Gelde bezahlt. Jedermann wisse zudem, wie die Bürger von den meissnischen Dienstleuten und Edlen vergewaltigt worden seien. Diese Antwort wurde den Landgrafen zugleich mit dem Ersuchen übermittelt, künftig alle Schreiben an den Rat zu richten. Bald darauf, am 15. Juni, kündigte dieser ihnen die offene Fehde an, weil sie die Strassen gesperrt, die Bürger beraubt, gefangen, in den Stock gelegt und ihnen Hände und Füsse abgehauen hätten, woran viele verstorben seien. Die Fehdebriefe der in städtischen Sold getretenen Ritter folgten alsbald nach.

Der Krieg, der nun entbrannte, war von dem Erfurter Rat selbst heraufbeschworen worden, da er alle vom Kaiser und von den Landgrafen mehrfach versuchten Friedensvermittelungen von der Hand wies. Er muss seines Sieges ziemlich gewiss gewesen sein, indem er die mächtigen Fürsten und das Reichsoberhaupt selbst zum Kampfe herausforderte, den allein zu bestehen die Kräfte der Stadt und ihrer thüringischen Verbündeten nicht ausgereicht hätten. Es war also offenbar das Vertrauen auf eine starke fremde Hilfe, die den Rat vermochte, die sonst auf den Frieden gerichtete Politik zu verlassen und

eine Bahn zu beschreiten, die durch unvorhergesehene Zufälle recht verhängnisvoll für ihn und die Stadt werden konnte. Diese Hilfe war von niemand anders zu erwarten, als von dem Erzbischof Adolf, der durch das kluge Verhalten seines Dekanes auch die thüringischen Besitzungen des Mainzer Stiftes seinem Gegner entrissen sah und nun alles aufbot, dieselben zu behaupten. Der Dekan Heinrich Beyer hatte die Stadt nicht verlassen, ohne den Rat in seiner Furcht vor meissnischen Annexionsgelüsten zu bestärken, und seinem Einfluss ist es zuzuschreiben, dass der Friede gekündigt wurde.

Der Krieg kam den Landgrafen unerwartet, wie sich aus dem anfänglichen Verlauf desselben, während dessen die Erfurter mit ihren Helfern entschieden im Vorteile waren, ergiebt. Gleich in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung unternahmen diese einen Zug gegen Gebesee, wobei die Dörfer Ballstedt, Döllstedt und Fahnern geplündert und verbrannt wurden. In Gebesee erst wurden sie durch den Widerstand der Besatzung des Schlosses Bärenstein aufgehalten, die sich tapfer wehrte und alle Stürme abschlug, wobei sie siedendes Wasser den auf den Leitern emporsteigenden Feinden über die Köpfe goss. Acht Tage dauerte die Belagerung, ohne dass die Landgrafen den tapfern Verteidigern Hilfe gebracht hätten. Da langte, wie Olearius angiebt, um die Zeit des Festes Johannes des Täufers (24. Juni) Erzbischof Adolf in eigener Person mit einer Streitkraft von etwa 1600 Mann in Erfurt an und legte sich alsbald ebenfalls vor Gebesee. Die Chroniken berichten, er sei von den thüringischen Verbündeten durch Briefe zum schnellen Eingreifen aufgefordert worden, da er grosse Vorteile erringen könne. Wahrscheinlicher ist, dass der Dekan Heinrich Beyer ihn zum schnellen Aufbruch nach Thüringen trieb, gemäss einem den Erfurtern gegebenen Versprechen. Bei ihm waren als Verbündete zugleich Herzog Otto von Braunschweig, der den Markgrafen feindlich war, weil sie ihn an der Succession in Hessen gehindert hatten. Den Erfurtern war er in schlechter Erinnerung; hatte er doch 1371 während der Fehde der Stadt mit den Herren von Hanstein die Bürger überfallen und ihre Hauptleute, lauter Ratspersonen, gefangen genommen, die nur um ein Lösegeld von 6000 Mark ihre Freiheit wiedererhielten. Weiter brachte Adolf mit den

Grafen von Ziegenhain, den Hauptmann eines Ritterbundes, genannt die Sterner nach dem Ziegenhainschen Wappen, der sich gebildet hatte, um dem Herzog Otto zur Eroberung Hessens behilflich zu sein. Er war ein Feind der thüringischen Landgrafen, weil sie den Bund verfolgten und in ihrem Lande verboten hatten. Ihm hatten sich viele Mitglieder des Sternerbundes angeschlossen, die jedenfalls auch unter den städtischen Söldnern zahlreich vertreten waren. Ausserdem befanden sich bei dem Erzbischof die Grafen von Nassau und Waldeck nnd andere Edle aus dem Rheinland, Hessen und der Wetterau. Auch das Eichsfeld, namentlich die Städte Duderstadt und Heiligenstadt, hatten ihre Kontingente zu Adolf stossen lassen, als er auf seinem Marsche vom Rheine her diese Gegenden berührte und sie zum grössten Teil als ihm anhänglich vorfand.

Erst nach Vereinigung dieser Streitmacht mit den Erfurtern und ihren Bundesgenossen vor Gebesee hört man etwas von Gegenmassregeln der Markgrafen, die, wie schon gesagt, überrascht worden waren. Balthasar hatte in Eile seine Ritter, das Landvolk und von den Unterthanen seines Bruders Friedrich so viele versammelt, wie er aufbringen konnte, und sich bei Herbsleben gelagert, wo täglich sein Heer sich durch Zuzug verstärkte. Friedrich war unterdessen in Meissen, dem Vogt- und Pleissnerlande thätig gewesen, um Mannschaften für den Krieg zu gewinnen. An rauf- und fehdelustigen Rittern fehlte es in jener Zeit nicht, zumal wenn es gegen eine so reiche Stadt wie Erfurt ging, wobei gute Beute zu holen war; selbst Märker und Böhmen fanden sich bei ihm ein in der Erwartung eines reichen Gewinnes. Seinem Bruder Balthasar hatte Friedrich Botschaft gesendet, dass er ihm Hilfe bringen werde, und ihn gewarnt, sich mit den Gegnern vor seinem Eintreffen in einen Kampf einzulassen. Doch Balthasar fühlte sich stark genug zum Entsatze des Schlosses in Gebesee und liess im Angesicht des Feindes Brücken über die Unstrut schlagen, um den Fluss zu überschreiten. Da geschah nun etwas kaum Begreifliches. Sei es nun, dass Adolf und seine Verbündeten von der Annäherung Friedrichs mit einem überlegenen Heere Kunde erhielten, denselben sich vielleicht schon zu seinem Bruder gestossen dachten, sei es, dass die Erfurter bei dem Herannahen des überlegenen Feindes

plötzlich den Mut vor einer Feldschlacht verloren, weil sie, wie die Chronisten berichten, die ganze Zeche hätten bezahlen müssen, kurz das ganze Heer der Verbündeten begab sich nach dem Brückenschlag Balthasars auf die Flucht und löste sich auf. Die Besatzung des Schlosses Bärenstein war nicht wenig froh, als sie plötzlich das Feld geräumt sah, und gab durch Zeichen dem Landgrafen den Abzug der Feinde kund. Alsbald überschritt derselbe die Unstrut und liess die Fliehenden verfolgen, von denen sich Herzog Otto, die Mühlhäuser und Nordhäuser, sowie die Grafen von Hohnstein und Stolberg nach der Heimat wandten, während Adolf mit seinen rheinischen und hessischen Verbündeten in Erfurt Zuflucht suchte. Man hat fast den Eindruck, als hätte ein panischer Schrecken das Heer ergriffen, da es so plötzlich alle Vorteile aufgab und in wilder Flucht davon eilte. Allgemein wirft man den Erfurtern vor, diesen Abzug veranlasst zu haben, weil sie eine Niederlage gefürchtet hätten, während Adolf in altgermanischer Weise den Gegner herausgefordert haben soll, dass er bereit sei, ihm am nächsten Morgen eine Schlacht zu liefern. Jedenfalls war im offenen Felde nichts mehr zu erreichen, und in Erfurt sah man einer Belagerung mit einigem Bangen entgegen.

Bald nach der schmählichen Flucht der Feinde vereinigte sich Friedrich mit seinem Bruder, und beider Heere fielen nun über die Dörfer Erfurts her, in dem man den Urheber des ganzen unseligen Krieges erblickte. Täglich mehrte sich in der Stadt die Zahl der flüchtigen Bauern, welche von der barbarischen Behandlung ihrer Genossen und der Dörfer berichteten. Nur wenige entgingen dem Wüten der Feinde, die wie wilde Indianer hausten und unbarmherzig alles dem Schwerte und dem Feuer opferten. Nicht einmal die Kirchen und Friedhöfe wurden verschont; die Glocken und die für den Gottesdienst bestimmten Bücher und Paramente raubte man aus den Kirchen, gab dann diese den Flammen preis und verwüstete die Gräber samt den Kirchhofsmauern. Die Geistlichen, deren man habhaft wurde, erlitten dasselbe Schicksal wie die Erfurter Bürger und Bauern, welche lebendig in die Hände der Feinde fielen. In den Burgverliessen starben sie des Hungertodes, oder sie verbluteten unter den Schwertstreichen ihrer Peiniger,

die den in den Block gespannten Gefangenen Hände und Füsse abschlugen. Einigermassen kann diese grausame Behandlung entschuldigt werden durch den Glauben, dass gebannte, geächtete und mit dem Interdikt belegte Menschen vogelfrei waren und keine Schonung verdienten; man muss sich eben erinnern, dass Erfurt und sein Gebiet damals unter dem dreifachen Fluche des erzbischöflichen Bannes seitens Ludwigs, des päpstlichen Interdiktes und der kaiserlichen Acht schmachtete. Markgraf Wilhelm, der sich mit seinen Brüdern vereinigt hatte, fühlte später schwere Gewissenspein wegen der in den Gotteshäusern und Kirchhöfen der Erfurter Dörfer begangenen Frevel, so dass er den Papst um Absolution ersuchen musste.

Immer näher rückten die Feinde der Stadt, deren einst so siegesgewisser Rat nichts that, um die schwer geplagten Unterthanen auf dem Lande zu schützen. Einzelne Streifereien mochten wohl die Zahl der Gefangenen vermehren, aber dem Schauspiel, allabendlich den Himmel vom Brande der Dörfer gerötet zu sehen, mussten die Bürger thatenlos zuschauen. Friedrich, der bei Vieselbach sein Lager errichtet hatte, erhielt fortwährend neue Verstärkungen; der Erzbischof von Magdeburg, die Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, die Grafen von Henneberg und die Landgrafen von Hessen sandten gemäss den mit ihnen geschlossenen Verträgen ihre Mannschaften zu dem landgräflichen Heere, dessen Stärke sich im ganzen auf 30000 Mann belaufen haben soll. In der zweiten Woche des Monates Juli etwa begann die Belagerung der Stadt selbst. Es erinnert an die Geschichten des alten Testamentes, wenn die Chronisten berichten, das feindliche Heer sei unter Voranschreiten von Posaunen- und Pfeifenbläsern um die Mauern gezogen, auf denen die Bürger voll Schrecken dem Umzug der Feinde zugeschaut hätten. Auf derselben Stelle, von wo aus einst Friedrich der Freidige die Stadt geängstigt hatte, schlugen die Landgrafen wieder ihr Hauptquartier auf, nämlich bei dem Cyriaxkloster, das auf derselben Stelle lag, wo noch heute die Türme der Cyriaxburg ragen. Von hier aus konnte man die Stadt übersehen und die Strassen beobachten, während andererseits der Berg gegen starke Ausfälle der Belagerten mehr Sicherheit gewährte. In den Hohlen und Steinbrüchen, die sich mehrfach an den Abhängen zeigten, fanden auch kleinere Abteilungen

und die Beobachtungsposten gute Deckung gegen die Stein- und Pfeilgeschosse, welche von den Stadttürmen aus mit Bliden gegen das Lager geschleudert wurden. Es wird berichtet, die Feinde hätten sogar zurückbauen müssen, weil sie auf der anfangs eingenommenen Stelle zu sehr den Geschossen ausgesetzt gewesen seien. Feuergeschütz hatte man in der Stadt noch nicht; die ersten Büchsen wurden einige Jahre später gegossen. Man hört nichts davon, dass die Belagerer einen Versuch gemacht hätten, irgendwo in die Mauer Bresche zu legen oder durch schwere Geschosse aus der Ferne die Verteidiger von den Türmen zu vertreiben. Sie hatten sich für eine eigentliche Belagerung gar nicht vorgesehen, wohl weil sie wussten, dass eine Berennung der Mauern ganz aussichtslos war. Die äussere Umwallung der Stadt bestand damals noch nicht; die Vorstädte lagen noch alle offen da, höchstens geschützt durch eine niedrige Landwehr und Bollwerke an der Hauptstrasse. Die Stadtmauer, im ganzen 6000 Schritt lang, zog sich vom Wasserthor (heute Reichardtsplatz) an der wilden Gera entlang bis zum Kronenburgerwehr, überschritt den Breitstrom und setzte sich nach dem inneren Andreasthore fort, von wo aus sie über den Petersberg hinter dem Kloster herum bis zum inneren Brühlerthor und von da bis an das Wasserthor weiter geführt worden war. Sie bestand im allgemeinen aus zwei 5 Fuss starken Mauern, die zwischen sich einen gegen 100 Fuss breiten Raum, den Zwinger, einschlossen. In beiden Mauern, hauptsächlich in der inneren, waren 50 drei Etagen hohe Türme angebracht, welche 16 bis 20 Fuss in den Zwinger vorsprangen und die Bestreichung der zwischen ihnen liegenden Mauerstücke gestatteten. Die innere Mauer war 16 Fuss hoch über dem Zwinger, die äussere nur 3 bis 4 Fuss, sie fiel aber bis 20 Fuss tief zur wilden Gera ab, die damals mehr Wasser gehabt haben mag wie heute. Wo der Fluss fehlte, waren tiefe Gräben gezogen, welche teilweise von der Gera aus mit Wasser gespeist werden konnten. Die Stadtthore waren sämtlich gut verwahrt durch zwei Türme, je einer an der äusseren und inneren Zwingermauer; zwei Mauern verbanden dieselbe und schlossen dadurch zugleich den Zugang zum Zwinger ab. Ausserdem waren starke Befestigungen vor den Brücken errichtet, welche über den Fluss und Graben in die Thore führten. Diese Art der

Befestigung machte eine Annäherung mit Belagerungstürmen und Widdern fast unmöglich, aber auch ein Sturm versprach keinen Erfolg, da viel zu grosse Hindernisse zu überwinden waren, ehe man an die Stadtmauer gelangte. Demnach kam es gar nicht zu einer regelrechten Belagerung, sondern die Landgrafen sahen sich darauf beschränkt, von ihrer ziemlich sicheren Stellung aus die Zufuhren gänzlich abzuschneiden und vielleicht durch Hungersnot die Übergabe zu erzwingen. Doch das war leichter gedacht als gethan; denn es war bei Zeiten reichlich Korn aufgehäuft worden, und in den Bürgerhäusern gab es Vorräte genug, die bei einiger Sparsamkeit auch für eine längere Einschliessung ausreichten. Zudem machten die in der Stadt liegenden Ritter des Erzbischofs, der Grafen von Ziegenhain, Nassau und Waldeck, sowie die städtischen Söldner samt den Bürgern täglich Ausfälle, wobei den Gegnern manches Stück Vieh und mancher Getreidetransport abgenommen sein wird. Die Ausfälle führten zu heftigen Gefechten, die meist an den Thoren geliefert wurden, wobei die Vorstädte längst ein Raub der Flammen geworden waren. Soweit das Auge reichte, sah man verbrannte Dörfer und verwüstete Felder. Wie die Beduinenstämme in ihren blutigen Fehden noch heute dem Gegner den grössten Schaden dadurch zuzufügen suchen, dass sie ihm die Dattelpalme, den Nährbaum des Wüstenbewohners, umhauen, so liessen die Landgrafen rings um die Stadt die Obstbäume fällen und die Weinstöcke mit der Wurzel ausreissen, dadurch auf lange Zeit die Spuren des Krieges zurücklassend. Um Bartholomäi (24. August) erhielt das Belagerungsheer noch eine Verstärkung von 10000 Mann, die der Kaiser mitbrachte, welcher von Lübeck kam und sich nun persönlich an dem Kriege beteiligte. Bei ihm waren seine Gemahlin und sein Sohn Wenzel, welcher sich Markgraf von Brandenburg nannte. Im Cyriaxkloster nahmen sie Quartier und sahen der weiteren Verwüstung zu, an der sich jetzt auch die Böhmen mit wilder Grausamkeit beteiligten. Diese machten kaum einen Unterschied zwischen Erfurter und landgräflichen Bauern, wenn sie auf der Suche nach Lebensmitteln die Dörfer durchstreiften, und mancher von ihnen erlag den Waffen des erbitterten Landvolkes, welches die ganze Schwere des Krieges zu tragen hatte. Die Ernährung einer so grossen Menschen-

masse, wie sie sich bei Erfurt versammelt hatte, wurde bald schwierig, und der Hunger, den sie als Gast in die Stadt zu senden gedachten, stellte sich bei den Belagerern noch früher ein. Dieser Mangel an Lebensmitteln wird es gewesen sein, der den Kaiser veranlasste, Ende August oder in den allerersten Tagen des September wieder abzuziehen, nachdem er bei einem Ausfall mit knapper Not der Gefangenschaft entgangen sein soll. Am 6. September finden wir ihn vor Tonna, einer Burg und Stadt der Grafen von Gleichen, die jetzt ebenfalls durch eine Belagerung hart bedrängt wurden. Dem Beispiele des Kaisers folgten andere Bundesgenossen der Landgrafen, die in der gänzlich verwüsteten Gegend sich auch nicht länger halten konnten und allmählich die Belagerung aufgeben mussten, welche ihnen, nachdem dieselbe 6 bis 7 Wochen gedauert, auch nicht den geringsten Gewinn einbrachte. Ihr eigenes Gebiet hatte schwer gelitten durch die ununterbrochenen Requisitionen, die von den Böhmen besonders mit grosser Härte eingetrieben worden waren, und die grosse Erschöpfung war es, die sie zwang, einen Waffenstillstand anzunehmen, den der Kaiser am 6. September im Lager vor Tonna bis Johannis baptistä des nächsten Jahres vermittelte, wodurch auch die Städte Mühlhausn und Nordhausen, sowie die Grafen von Hohnstein und Stolberg vor einer kriegerischen Heimsuchung bewahrt wurden. Während dieser Zeit sollten Erzbischof Adolf so wenig wie Erfurt von Ludwig mit päpstlichen Strafen und Prozessen beschwert werden und die Anhänger beider Gegenbischöfe wieder in den Genuss ihrer Einkünfte treten, doch so, dass diejenigen Adolfs nicht die markgräflichen Orte, diejenigen Ludwigs nicht Erfurt und die im Besitze Adolfs befindlichen Städte und Dörfer betreten sollten. Die im Verlaufe des Krieges, also seit dem 15. Juni, gemachten Gefangenen verblieben zunächst in der Haft, die aber vorher während des Friedens in Gefangenschaft geraten waren, wurden entlassen. Auch hob der Kaiser für das Jahr die über Erfurt und die Grafen von Gleichen ausgesprochene Acht auf. (Warum die Grafen von Gleichen, nicht aber auch die übrigen Bundesgenossen mit der Acht belegt worden waren, ist zunächst nicht zu erkennen.) Darauf kehrten alle in ihre Heimat zurück, Erzbischof Adolf voll Unmut über die Erfurter, die ihn durch die Niederlage bei Gebe-

see in eine recht unangenehme Lage gebracht hatten. Der Kaiser aber machte Erfurt vielleicht jetzt den Besuch, von dem so vielfach erzählt wird, und nahm das Geld in Empfang, welches ihm ohne Zweifel zum Dank für seine Vermittelung versprochen worden war. Dass aber durch ein Geldversprechen allein der Friede herbeigeführt worden sei, ist nicht richtig, die Erschöpfung der Markgrafen hat sicherlich daran einen grossen Anteil gehabt. Wie dem nun sei, Erfurt hatte sich behauptet und durch seinen Widerstand seinem Verbündeten Adolf Thüringen gesichert. Ludwig kam nicht in die Stadt, und die Markgrafen mussten ihre Absichten auf dieselbe, wenn sie dergleichen gehabt haben, auf bessere Zeiten verschieben. Wie wenig der Wohlstand Erfurts gelitten, geht daraus hervor, dass der Rat nicht allzulange darauf mehrere neue Erwerbungen an Schlössern machte, von denen Vargula und Vippach die bedeutendsten waren.

Im übrigen gab sich der Rat der Hoffnung auf einen dauernden Frieden nicht hin; er warb vielmehr noch Ende 1375 abermals Söldner und begann alsbald mit der Umwallung der Vorstädte, die jetzt in die Befestigungslinie einbezogen wurden. Das Brühl deckte er durch einen hohen Turm am Fusse des Cyriaxberges, von dem aus es möglich war, die ganze Höhe zu bestreichen, damit sich daselbst nicht abermals Feinde setzten. Nach Ablauf des Waffenstillstandes begann wieder der kleine Krieg durch Ludwigs Anhänger, in den auch die Markgrafen etwas verwickelt wurden, zumal als Karl IV. am 14. Juli 1378 auf Ludwigs Klage die Aberacht über Erfurt aussprach, nachdem es über Jahr und Tag in der Acht gewesen. Die Ueberfälle auf den landgräflichen Strassen mehrten sich dadurch wieder, und nicht immer thaten die Fürsten das ihrige, um die Räuber an ihrem Handwerke zu hindern, zumal diese sich auf die Acht berufen konnten. Im ganzen aber war das Verhältnis doch jetzt ein besseres, namentlich mit Balthasar, der nach der Teilung des Landes unter die Brüder Thüringen bekommen hatte. Im Juni 1377 wurde mit Erfurt und seinen Verbündeten — der thüringische Bund bestand noch fort — ein dreijähriger Waffenstillstand geschlossen, dessen Erneuerung nach Ablauf fast regelmässig auf zwei Jahre erfolgte. Die Acht aber blieb auf der Stadt liegen, weil der Rat beharrlich Ludwigs Anerkennung verweigerte; sie wurde erst 1382 durch

Wenzel aufgehoben. Im Kampf mit dem Kaiser und den Fürsten war so Erfurt vom Glück begünstigt worden; es erübrigt noch zu untersuchen, welchen Verlauf der Prozess nahm, den Ludwig und die vertriebenen Geistlichen beim Papste gegen den Rat angestrengt hatten.

Erzbischof Ludwig hatte, wie erzählt, nach der gewaltsamen Verhinderung der Bekanntmachung seiner Ernennung den Bann über Erfurt ausgesprochen und gleichzeitig in Avignon die päpstliche Hilfe gegen die widerspenstige Stadt angerufen. Von Papst Gregor XI. mit der Untersuchung der Sache beauftragt, war der Kardinal Petrus so von dem Ungehorsam gegen das kirchliche Oberhaupt überzeugt, dass er, ohne dessen Befehl einzuholen, das Interdikt über die Bewohner Erfurts verhängte, eine Strafe, die in ihren Folgen wohl geeignet gewesen wäre, die Stadt zu verderben. Ausser der Niederlegung des Gottesdienstes und aller kirchlichen Handlungen ergab sich daraus das Aufhören des Verkehrs mit den anderen Menschen; niemand durfte den Markt besuchen, niemand Waren, Lebensmittel oder sonstige Bedürfnisse herbeiführen, ohne das Heil seiner Seele zu gefährden. Wo auch immer ein Mitglied der geächteten Gemeinde sich aufhielt, wich ihm alles aus; keine Herberge nahm es auf, die Öde des Todes folgte ihm auf Schritt und Tritt. Und dauerte der Aufenthalt gar länger, fand der aus der christlichen Gemeinschaft Ausgestossene bei einem barmherzigen Mitmenschen Obdach und Unterkunft, dann hörte auch für den Ort, wo er weilte, der Gottesdienst auf so lange, bis der Friedlose wieder gewichen war. Nur die unbedingte Unterwerfung unter den Willen der Kirche konnte den Fluch lösen und die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen bewirken. Im 14. Jahrhundert aber war diese Strafe schon etwas verbraucht; namentlich in Erfurt fürchtete man sich vor derselben nicht mehr allzu sehr, da sie, schon öfter verhängt, die beabsichtigten Folgen nur in geringem Masse gezeigt hatte. Das Streben nach Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse war doch grösser als die Furcht vor der Seelenstrafe, und wenn auch auswärts die Erfurter Bürger vielfach unter dem Vorwande des Interdiktes zu leiden hatten, der Marktverkehr verminderte sich darum doch nicht, und nach wie vor konnte man sich an wohlbesetzten Tafeln erfreuen. Immerhin aber war das Inter-

dikt unbequem für den Handel, die Nährquelle des Wohlstandes, zumal die Reichsacht ihm gefolgt war. Jeder Wegelagerer war im Recht, wenn er den Erfurter Kaufmann ausplünderte und selbst tötete, und überall da, wo Ludwig Anhang besass und Anerkennung gefunden hatte, musste man sich auf eine feindselige Behandlung gefasst machen. Deshalb beeilte sich der Rat, als die erste Kunde von der Verhängung des Interdiktes eintraf, dasselbe unschädlich zu machen, und er appellierte direkt an den päpstlichen Stuhl. Wie viel Geistliche sich dabei angeschlossen hatten, lässt sich nicht mehr nachweisen. Die Appellation selbst ist in ihrem Wortlaut nicht auf uns gekommen, wir kennen aber ihren Inhalt aus einem Schreiben Papst Gregors XI. vom 12. Januar 1376 an den Legaten Thomas in Deutschland, den er beauftragte, selbst nach Erfurt zu gehen oder einen Delegierten dahin zu schicken, der untersuchen sollte, ob sich auch alles so verhalte, wie die Erfurter in ihrem Bericht es angegeben hatten: Der Rat habe dem Domkapitel einen Eid geleistet, dass er niemand als Erzbischof aufnehmen wolle, der ihm nicht von jenem oder doch von der Majorität der Stiftsherren als solcher präsentiert werde. Dieser Eid verbiete nun die Anerkennung Ludwigs, da Adolf in Erfurt als Erwählter verkündigt worden sei; auch fürchte man, dass die Stadt an die Markgrafen ausgeliefert werden könnte. Man wolle keineswegs gegen den Papst sich ungehorsam zeigen, aber selbst wenn dieser von dem Eide entbände, so hätten doch die Bürger, welche meist Kaufleute seien, die Folgen des Eidbruches für ihren Handel zu fürchten. Gregor möge daher der Stadt beistehen und sie vor allen Dingen von dem Interdikt befreien. Der dem Domkapitel geleistete Eid war eigentlich eine Erfindung; die Ausrede war aber nötig, um den Ungehorsam zu verdecken, dessen man sich schuldig gemacht hatte. Da indes zu befürchten stand, dass der Papst von dem Eide entbinde, was ja in seiner Macht lag, so musste dem durch einen Hinweis darauf vorgebeugt werden, dass der Kredit eidbrüchigen Kaufleuten versagt werden würde. Im allgemeinen war die Begründung der Appellation recht schwach, aber Gregor ging doch darauf ein. Nachdem er schon am 7. Januar 1376 dem Rat angekündigt hatte, dass er bis zur Erledigung des Streites um den Mainzer Stuhl die sämtlichen Einkünfte des

Erzbischofs und die Verwaltung von dessen Rechten in der Stadt in seine Hand nehmen werde, erhielt der Legat jenen Auftrag, sich nach Erfurt zu begeben und den Rat schwören zu lassen, die Gegner Ludwigs nicht zu unterstützen und dem päpstlichen Vikar, der die Rechte und Privilegien der Stadt schützen werde, so gehorsam zu sein, wie er es dem Erzbischof schuldig sei. Wenn er das erreicht, könne er das Interdikt vorläufig aufheben, nachdem er noch den Rat von dem dem Domkapitel geleisteten Eide entbunden habe; auch solle er einen Vikar ernennen, der die Verwaltung der mainzischen Gerechtsame so lange führe, bis Ludwig sie selbst übernehmen könne.

Erst in der Mitte des April 1377 traf der Legat in Erfurt ein und nahm in dem Hause zum Strauss sein Absteigequartier. Alsbald begannen die Verhandlungen mit dem Rat, der zwar sehr gern das Interdikt aufgehoben sah, andererseits aber keine Erklärung abgeben mochte, welche Ludwig ein Recht einräumte. Es war nicht leicht, einen Ausweg zu finden, da hier eine absolute Abneigung gegen den Bruder der Markgrafen im Wege war, dort aber die Absicht bestand, demselben zum Besitz des Erzbistums zu verhelfen. Der Kardinal aber liess sich zuletzt doch überzeugen, dass der Stadt durch den Wettiner eine grosse Gefahr drohe, und so war er mit einer Erklärung zufrieden, die der Rat am 15. April abgab, dass er Ludwig anerkennen wolle, sobald derselbe vom Domkapitel präsentiert werde, dass er bis dahin aber bereit sei, dem zu ernennenden päpstlichen Vikar zu gehorchen. Wie die Dinge lagen, war auf das Eintreten des ersteren Falles gar nicht zu rechnen, denn das Kapitel hielt an Adolf fest; der Legat mochte auf seinen Reisen in Deutschland zugleich zu der Einsicht gekommen sein, dass Ludwig keine Aussicht auf Erfolg habe. Da die ihm gegebene Instruktion auch offenbar verriet, dass dem Papste Anwendung äusserster Strenge fern lag, so begnügte sich Kardinal Thomas mit der Bereitwilligkeit des Rates, dem päpstlichen Vikar zu gehorchen, und hob deshalb am 16. April das über die Stadt verhängte Interdikt auf drei Jahre auf. In den nächsten Wochen haben dann weitere Verhandlungen stattgefunden, die sich darum drehten, dass seitens des Rates bestimmtere Versprechungen für Ludwigs Anerkennung

abgegeben werden sollten. Allein derselbe erklärte in einer auf dem Rathause am 29. Mai abgehaltenen Sitzung durch den Protonotar Hartung Gernod entschieden, dass er über die dem Papste bisher gezeigte Nachgiebigkeit nicht hinaus gehen könne und sich zu nichts verpflichten werde, was mit der Ehre der Stadt und den in derselben bestehenden Zuständen unverträglich sei. Darauf erwiderte der Legat, dass er keine weiteren Forderungen stellen wolle, und verkündigte am nächsten Tage abermals die vorläufige Aufhebung des Interdiktes auf drei Jahre und die bis auf weiteres fortdauernde Verwaltung der mainzischen Rechte durch den päpstlichen Stuhl. Bald darauf verliess er Erfurt. Am 11. Juli weilte er in Nürnberg, wo ihn eine Abordnung des Rates traf, die ihm 5000 Gulden als ein Geschenk für den Papst überreichte. Unterwegs hatte er den Bischof Gerhard von Würzburg zum päpstlichen Vikar über Erfurt ernannt, der bald mit Klagen angegangen wurde, dass die Anordnungen des Legaten nicht befolgt würden, indem besonders geistliche Herren Erfurt als noch mit dem Interdikt belegt betrachteten und den Handel in empfindlicher Weise schädigten. Am 10. März 1378 verkündigte er daher wiederholt die Befreiung Erfurts von dem Interdikt und gebot bei Strafe des Bannes die Wiederaufnahme der Bürger in die kirchliche Gemeinschaft.

Bald darauf, am 27. März 1378, starb Papst Gregor XI. in Rom, als er eben im Begriff war, nach Avignon zurückzukehren, weil die Zustände in Italien ihm den Aufenthalt daselbst unmöglich machten. Darauf begann die grosse Kirchenspaltung. In Rom wurde der Erzbischof von Bari als Urban VI. gewählt, während die französischen Kardinäle in Avignon am 20. September den Kardinal Robert von Genf als Clemens VII. zum Nachfolger Petri erhoben.

Die wiederholten Erlasse des Kardinals Thomas und seines Subdelegierten Gerhard, Bischof von Würzburg, hatten keineswegs die Folgen gehabt, welche sich der Rat davon versprach. Das Interdikt war zwar aufgehoben, aber Ludwigs Bann bestand noch in seiner Kraft und ebenso die kaiserliche Acht, wodurch viele seiner Anhänger und andere Stadtfeinde veranlasst wurden, die Erfurter als aus der Kirche Ausgestossene und Geächtete zu betrachten. Die Klagen über Unsicherheit

der Strassen, Kümmerung der Kaufleute in verschiedenen Teilen des Reiches, Misshandlungen und Beraubungen hörten nicht auf; hier und da suchte man sogar Dörfer des städtischen Gebietes als gute Beute zu betrachten. Der Rat wandte sich darauf beschwerend an den Nachfolger Gregors XI., Papst Urban VI., der dem von Bischof Gerhard zum Vikar ernannten Dekan Petrus von Neumünster in Würzburg den Befehl zugehen liess, die von Gregor XI. und seinem Legaten erlassenen Verfügungen bei schweren kirchlichen Strafen allen Laien und Geistlichen in Erinnerung zu bringen. Am 10. August 1378 veröffentlichte jener darauf eine dem entsprechende Bekanntmachung, die aber die erwünschte Wirkung auch nicht hatte, weil die bald nachher erfolgte Wahl Clemens VII. zum Gegenpapst den Gegnern Gelegenheit zu allerlei Ausflüchten bot. Immer wieder wurden die Erfurter Kaufleute namentlich in den Gebieten geistlicher Herren gekümmert, ausgewiesen oder beraubt; auch der Kredit litt und konnte zuweilen nur durch höhere Preise erlangt werden. Da kam Weisung von Adolf aus Mainz, der sich dem Gegenpapst Clemens VII. angeschlossen hatte und von diesem bestätigt worden war, weil Ludwig, samt König Wenzel und den rheinischen Kurfürsten zu Urban hielten. Das päpstliche Vikariat in Erfurt war durch das Schisma in der Kirche schwankend geworden, so dass der Rat wieder freie Hand bekam und danach strebte, die dem heiligen Stuhl gegebenen Versprechungen abzustreifen. Zudem wusste er, dass in Rom ein Prozess von den Geistlichen des Marien- und Severistiftes wegen Vergewaltigung gegen ihn angestrengt worden war, ein Vorgang, der in seinen Folgen sehr leicht eine Erneuerung des Bannes oder gar des Interdiktes bringen konnte, zumal Urban von Ludwig selbst und seinen Beschützern, dem Kaiser Karl und König Wenzel, anerkannt wurde. Durch diese Erwägung und durch Adolfs Einfluss bewogen, wandte sich der Rat an Clemens VII. nach Avignon, wo er in Adolfs Gesandten einen Fürsprecher fand, so dass der Papst am 1. Oktober 1378 den Abt des Petersklosters in Erfurt, dessen Insassen zurückgekehrt waren und in der Stadt unbehelligt blieben, beauftragte, den Bann aufzuheben, welchen Ludwig über Erfurt verhängt hatte, wenn die anzustellende Untersuchung ergäbe, dass alles von dem Rat Vorgebrachte auf

Wahrheit beruhe. Da Adolf, dem Erfurt sich angeschlossen, jetzt bestätigter Erzbischof sei, so hätten die von seinen Gegnern verhängten kirchlichen Strafen keine Kraft mehr, besonders nicht die des Bartholomeus de Perignano, olim archiepiscopus Barinensis, qui sedem apostolicam contra sanctiones occupat. (Gemeint ist damit Urban VI., der demnach noch vor seiner Wahl zum Papste als Kardinal oder Legat den Bann Ludwigs bestätigt zu haben scheint und zwar, wie das Schreiben weiter ergiebt, zu der Zeit, als Erfurt sich bereits unter Gregors XI. Verwaltung gestellt hatte.) Wenn das Ergebnis der Untersuchung befriedigend sei, so möge der Abt alle von dem Banne, den Leute ausgesprochen, die nicht binden und nicht lösen könnten (Ludwig und Urban), befreien, wenn sie es wünschten, besonders die Gegner Ludwigs, und ihnen eine milde Strafe auferlegen; das solle auch dann eintreten, wenn er (der Papst) etwa selbst die Strafe verhängt hätte. Der Rat müsse aber das Versprechen geben, dass er sich nicht wieder ungehorsam zeigen wolle, worauf auch die Söhne der Bürger und alle dem Rat anhängenden Personen wieder in den Stand gesetzt werden sollten, kirchliche Ämter zu bekleiden.

Welchen Erfolg dieser Gnadenbeweis Clemens VII. gehabt hat, erfahren wir nicht; die Quellen geben darüber keinen Aufschluss. Nur das ist sicher, dass die Anhänger Ludwigs das Interdikt als fortbestehend betrachteten, bis der Streit um den Mainzer Stuhl dadurch sein Ende fand, dass Ludwig im August 1381 Besitz von dem Erzbistum Magdeburg ergriff, wodurch er auf Mainz verzichtete. Der Kardinal Pileus, ein Anhänger Urbans, hatte im Einverständnis mit König Wenzel diesen Ausweg getroffen, um dem für den Wettiner ganz aussichtslosen weiteren Kampfe ein Ende zu machen, nachdem Adolf nicht mehr zu verdrängen war. Am 21. August 1381 befahl derselbe Kardinal dem Dekan des Severistiftes in Erfurt das noch immer auf der Stadt lastende Interdikt aufzuheben, wodurch auch der Prozess seinen Abschluss fand, von dem noch in kürze die Rede sein wird. Clemens VII. aber gab die Beziehungen zu Erfurt nicht auf, obschon sich dieses samt Adolf seinem Gegner wieder zugewandt hatte. Unter dem 16. Februar 1382 traf ein Schreiben ein, welches den Rat aufforderte, ihm bei dem andauernden Schisma treu zu bleiben.

Wir erinnern uns der Gewaltthätigkeiten, die der Rat gegen die beiden Stiftskirchen S. Mariä und S. Severi verübt hatte. Die Canoniker waren nicht nur aus der Stadt vertrieben worden, man hatte sie auch ihrer Hinterlassenschaft und aller Vorräte an Getreide und Wein beraubt und zuletzt sogar ihre Häuser und Wohnungen zum grössten Teile zerstört. Die Flüchtigen fanden in Gotha und Arnstadt Aufnahme, wo sie unter grossen Entbebrungen den Ausgang des ausgebrochenen Krieges erwarteten. Der Waffenstillstand vom 6. September änderte nichts in ihrer trostlosen Lage. Die Rückkehr in die Stadt war ihnen dadurch bis auf weiteres verboten, und die Zinsen, in deren Genuss sie zwar wieder eingesetzt worden waren, gingen infolge der furchtbaren Verwüstung aller Dörfer so sparsam ein, dass die Not nur wenig gemildert wurde. Der Hass ferner, mit dem die Bürger alle Anhänger Ludwigs, besonders aber die ausgetretenen Stiftsherren verfolgten, versagte ihnen auch die Einkünfte aus der Stadt, deren sie, weil sie meistens in Geld bestanden, am nötigsten bedurft hätten. Als der Waffenstillstand um Johanni 1376 zu Ende ging, ohne dass die Feindseligkeiten in dem alten Umfange erneuert wurden, sind wahrscheinlich viele der ausgewichenen Mönche und Weltpriester unter Vorbehalt in die Stadt zurückgekehrt, die Canoniker aber, eingedenk der gerade ihnen feindseligen Stimmung der Bürger, wagten diesen Schritt nicht zu thun, und sie blieben in der Verbannung, die ihnen immer grössere Entbehrungen auferlegte. Gewisse Nachrichten aus der Stadt scheinen sie in der Ueberzeugung bestärkt zu haben, dass ihre Heimkehr dorthin auf Widerstand stossen werde, und die Dekane der beiden Capitel beriefen daher am 13. November 1376 eine Versammlung nach Arnstadt, wo beschlossen wurde, dass man erst nach vollem Frieden nach Erfurt zurückkehren wolle, dass bis dahin aber jeder seine Pfründe auswärts verzehren könne. Wenn die Rückkehr endlich möglich sei, wolle man sie doch nicht eher antreten, als bis der Rat genügende Sicherheits- und Geleitsbriefe ausgestellt habe; sollte trotzdem der eine oder der andere für seine Person oder sein Leben fürchten (man denkt dabei an Dietrich Ilfelt, der die Geistlichen zum Ausharren bei Ludwig veranlasst hatte), so wurde diesen erlaubt, in der Fremde ihre Früchte zu geniessen, in welchem Falle die

Capitel in Arnstadt oder Gotha gehalten werden sollten. Allein der Tag der Heimkehr erschien so bald nicht. Erfurt erkannte Ludwig nicht an, und die Verbannten mussten allmählich erkennen, dass von diesem eine Hülfe und Änderung ihrer Lage nicht zu erwarten sei. Sie wandten sich daher an den Papst Gregor XI. mit einer langen Klageschrift, worin sie ausführlich die ihnen widerfahrene Unbill schilderten und um Einschreiten gegen den Rat, den Verächter der Diener der Kirche und ihrer Einrichtungen, baten. Gregor beauftragte den Kardinal Petrus mit der Untersuchung, welcher schon infolge von Ludwigs Klage das Interdikt über Erfurt ausgesprochen hatte. Er citierte am 28. Februar 1378 den sitzenden Rat und die übrigen Räte nach Rom, um sich innerhalb 60 Tagen zu verantworten. Noch ehe der Rat zu einem Entschluss kam, starb am 27. März 1378 Gregor XI., und das entstehende Schisma brachte den angestrengten Prozess bei der Curie in Vergessenheit. Doch die Kapitel der beiden Erfurter Stiftskirchen erneuerten ihre Klage bei Papst Urban VI., an den sich Ludwig angeschlossen hatte, und erlangten endlich, dass der Kardinal Johannes am 27. Juni 1379 den Bann über den Rat aussprach, nachdem die gesetzte Frist nach der Vorladung ohne Antwort verstrichen war. Noch im Banne Ludwigs befindlich und im Interdikt, deren Aufhebung durch Clemens VII. Befehl vom 1. Oktober 1378 doch nicht von den Urban VI. anhängenden Prälaten anerkannt worden war, machte sich der Rat wenig Sorge um die neue kirchliche Strafe; die klagenden Stiftsherren allein hatten den Schaden zu tragen, indem ihre Rückkehr in die Stadt bei der durch den Bann nur gesteigerten Abneigung des Rates samt der Bürgerschaft sich noch mehr verzögerte. Bis 1381 dauerte die Verbannung, wo endlich durch Verzichtleistung Ludwigs auf das Mainzer Bistum und die Aufhebung aller kirchlichen Strafen durch den Kardinal Pileus der kirchliche Friede in die Stadt wieder einkehrte. Lange noch hatten die beiden Stiftskirchen unter den Folgen der Zwietracht mit den Bürgern zu leiden, mit denen in Frieden zu leben, ein Gebot der Selbsterhaltung hätte sein müssen. Eine gute Freundschaft, wie sie mit anderen kirchlichen Genossenschaften in der Stadt bestand, hat sich auch nicht wieder zwischen dem Rat und den Canonikern heraus-

gebildet, und wenn auch in den nächsten hundert Jahren eine so offene und gewaltthätige Feindschaft nicht wieder zu Tage trat, so hat doch die Ansicht sich überliefert, dass die Stiftsherren der Bürger Freunde nicht seien. Das Streben des Rates nach einer ungeschmälerten Herrschaft in der ganzen Stadt stiess gerade bei den Canonikern auf dem Berge mit ihren mancherlei Vorrechten auf Widerstand, und stets zeigten sie sich als Vertreter und Anhänger der mainzischen Interessen, die zu schmälern der Rat sich unablässig bemühte. Als mit Anfang des 16. Jahrhunderts die Erzbischöfe sich ihrer Anrechte an Erfurt stärker als je erinnerten und Versuche machten, die verlorenen wieder zu gewinnen, fanden sie die Geistlichen der beiden Stiftskirchen auf ihrer Seite, wodurch der alte Hass gegen dieselben aufs neue entflammt wurde, der in wiederholten Stürmen und Heimsuchungen sich Luft machte.

Die Kämpfe mit dem Papst, dem Kaiser und den Fürsten hatten der Stadt nichts geschadet. Die Geldopfer, welche sie hatte bringen müssen, wurden bald verschmerzt und ersetzt durch den nach wiederhergestelltem Frieden von neuem erblühenden Handel. Noch war die Zeit nicht da, wo die Fürstengewalt, durch eine bessere Staatswirtschaft übermächtig, alle sich ihr widersetzenden Kräfte brechen konnte; die Städte und mit ihnen Erfurt behaupteten auch noch während des 15. Jahrhunderts infolge einer vernünftigen Geldwirtschaft ihre Stellung. Noch einmal versuchte Markgraf Wilhelm am Ende desselben Jahrhunderts durch eine grosse Vereinigung mit benachbarten Fürsten und dem Kaiser Erfurt seiner herrschenden Stellung in Thüringen zu berauben. Der Erfolg war gleich dem, den er mit seinem Bruder 1375 erzielt hatte, die Stadt ging wieder siegreich aus dem Kampfe hervor und vermehrte durch neue Erwerbungen den Besitz, der sie zu einer der angesehensten bürgerlichen Gemeinden des 15. Jahrhunderts machte.

Verbesserung.

S. 231 Zeile 9 v. u. setze nach Bemerkung anstatt des Semikolon einen Punkt.

S. 235 Zeile 10 v. u. lies statt: Ein Geschäft wurde aber dennoch mit den Schwarzburgern gemacht etc. — Ein anderes Geschäft aber, welches auf die Vergrösserung des Stadtgebietes ging, konnten die Landgrafen doch nicht verhindern; der Rat kaufte im Jahre 1370 von den Grafen Heinrich und Ernst von Gleichen die Dörfer W., E. und M.

Zur Geschichte

der

deutschen Geschlechtsnamen.

Ein Beitrag aus Erfurter Urkunden.

Jeder von uns trägt ausser dem Tauf- oder Vornamen, der ihn von den übrigen Angehörigen seiner Familie unterscheidet, einen Geschlechtsnamen, welcher ihn mit einer langen Reihe von Vorfahren verbindet, und von dem er auch wohl hofft, dass er sich auf eine lange Reihe von Nachkommen vererben werde. Es ist ein eigentümliches Ding um diesen unseren wesenlosen und unzertrennlichen Begleiter. Sorgsam wahren wir ihn und dulden nicht, dass er eine Veränderung erfahre; kein überflüssiges d oder t, kein h, kein c vor k lassen wir schwinden, und die amtliche Rechtschreibung hat hier keine Macht. Ein wohlklingender Name ist ein angenehmer Besitz; aber auch den übel klingenden, der nachteilige Vorstellungen erweckt, der zu Scherz und Spott Anlass bietet, lassen wir nur ungern, nur im Notfalle fahren; ja, wir können ihn überhaupt nicht willkürlich, nicht ohne erhebliche Bemühung, nicht ohne obrigkeitliche Genehmigung ändern. Mit edlen und rühmlichen, aber auch mit verwerflichen Bestrebungen ist unser Name eng verknüpft: ihn rein und fleckenlos zu bewahren und in ehrenvollem Andenken der Nachwelt zu überliefern dürfen und sollen wir uns bemühen, aber dies Streben artet auch in ungemessenen und sträflichen Ehrgeiz aus; ja, es nimmt wohl eine so verkehrte Richtung, dass selbst das Verbrechen nicht gescheut wird, um weite Verbreitung und Fortdauer des Namens zu sichern.

So viel Wert also legen wir auf dies uns anhaftende Wort, das wir in vielen Fällen nicht verstehen, und von dem wir, wenn wir es verstehen, oft nicht wissen, weshalb es uns zukommt, und wie wir in seinen Besitz gelangt sind.

Wollen wir uns hierüber Einsicht verschaffen, so bedarf es einer geschichtlichen Untersuchung über die Entstehung und einer sprachlichen über die Bedeutung der Geschlechtsnamen; beide müssen Hand in Hand gehen.

Es ist eine unzweifelhafte Thatsache, dass die doppelte Bezeichnung mit Vor- und Geschlechtsnamen keineswegs uralt ist, sondern in nachweisbarer Zeit, vom zwölften Jahrhundert an, aber nicht überall zugleich, entstand, und dass ursprünglich bei uns Deutschen, wie bei anderen Völkern, nur ein Name üblich war.

Die ältesten deutschen Namen sind fast sämtlich, ursprünglich vielleicht alle, aus zwei Worten zusammengesetzt und gewähren einen anziehenden Einblick in die Sinnesweise und die Lebensanschauungen des Altertums. Den Kindern bald nach der Geburt beigelegt, bezeichnen sie gleichsam die Eigenschaften, welche die Namengeber in dem jüngsten Mitgliede des Geschlechts einst verwirklicht zu sehen hofften. Am deutlichsten tritt uns der kriegerische Geist unserer Vorfahren daraus entgegen; denn die Zusammensetzungen mit hilti, gund, badu, hada, wîg, welche Worte alle Krieg, Kampf bedeuten, sind die zahlreichsten. Als Beispiel der Fülle der Bildungen hebe ich einen Teil der Zusammensetzungen mit hilti heraus*): Hiltibald kühn im Kampf, Hiltibreht glänzend im Kampf, Hildibodo Kampfgebieter, Hildibrand Kampfesbrand oder Kampfschwert, Hiltifuns kampfbereit, Hildigang zum K. gehend, Hildigast Kampfbesucher, Hildigern K. begehrend, Hildigrim grimmig im K., Hildelaic Kampfspringer (-tänzer), Hiltileip im K. übrig bleibend, also siegend, Hildiman, Hildimâr kampfberühmt, Hiltinand kampfwagend, Hildirât kampfratend, Hiltiram = Hildihraban Kampfrabe, Hiltiscalh Kampfdiener, Hildistain Fels des K., Hildulf Kampfwolf, Hildiwald des K. waltend, Hildiward Kampfhüter, Hildiwin Kampffreund.

Mit gund sind u. a. gebildet: Gundheri Kampfheer, Gundobert, Gundemâr.

Mit wîg sind u. a. gebildet: Wîgand kämpfender, Hlûdowîc Ruhmeskampf.

Andere Namen sind mit den Bezeichnungen der Waffen gêr, ekka Schwertspitze, brunja Brünne, rant Schildrand = Schild

*) Die Deutung der Namen beruht zum grossen Teil auf Vermutung; denn auch da, wo über den Sinn der zwei zusammengesetzten Worte kein Zweifel besteht, ist oft ihre logische Verbindung auf mehrere Weisen denkbar. Die Form ist nach Zeit und Mundart verschieden; ich gebe nur solche Formen, die bei Förstemann belegt sind.

zusammengesetzt, z. B. Gêrhard speermutig, Ekkehard, Rantowîc. Auch die Bildungen mit sigu, got, sigis sind häufig.

Zahlreich erscheinen die Namen einiger Tiere, Bär in Berinhard bärenmutig oder — stark, Beringêr Bärenspeer, Ur, Eber, besonders die des Wolfes und des Raben (hraban = ram), der heiligen Tiere Wuotans, der Gäste des Schlachtfelds, deren Begegnung als siegverheissend galt; ich erwähne Adolf, wahrscheinlich als Edelwolf zu deuten, Rudolf Ruhmeswolf (nord. hrôdhr Ruhm), Wolfgang der mit dem Wolfe geht, d. h. dem der Wolf als Siegesverkünder begegnet, Wolfram Wolfrabe, dem beide Glück verheissende Tiere zugesellt sind. Ziemlich früh begegnet auch der Löwe z. B. in Leonard (Leonhard).

Auf reichen Besitz weisen die mit aud- zusammengesetzten Namen hin; got. audags, ahd. ôtac, ags. eádig bedeutet reich, glücklich: Audobert, Audagâr (Ottokar), Audomâr.

Mit rât, ragan, ragin, zusammengezogen rein, (consilium), hugu (mens) gebildete Namen weisen auf kluge Überlegung und Entschluss hin, z. B. Kuonrât Kühnrat, Reinhard durch oder in Klugheit stark, Reinwalt (Reinhold) klug waltend, Reinmar, Reinmunt durch Klugheit schützend, Reinheri (Rainer) das Heer beratend, Hugiberht (Hubert) durch Verstand glänzend.

Noch seien die Zusammensetzungen mit diet Volk erwähnt, wie Dietrîch volkmächtig. Hierher gehört der zuerst erwähnte deutsche Eigenname des Königs der Teutonen, Teutobod, d. h. Volksgebieter.

Einige dieser Worte erschienen in den Endungen der Namen überaus häufig: auf wolf (olf) endigen bei Förstemann an vierhundert, auf rîch über zweihundert, auf hard über zweihundert und fünfzig, auf bald, bold gegen hundert und sechzig. So kam es, dass ihre eigentliche Bedeutung im Sprachbewusstsein zurücktrat, dass sie als blosse Ableitungsendungen galten und auch zur Bildung anderer Hauptwörter als der Eigennamen verwandt wurden; so nennt Nôtkêr von St. Gallen den reichen Mann im Evangelium rîcholf; ein mittelhochdeutscher Dichter bildet wânolf, triegolf (Grimms Grammatik II. S. 331). Auf bold endigen sich noch jetzt Trunkenbold, Tückebold, Witzbold, Raufbold (Grimms Wörterbuch II. Sp. 229), auf rich Enterich, Gänserich, Täuberich, Wüterich. Die Endung hard liegt vor in Neidhart, Faulhart, mittelhochdeutsch nemhart, lieghart,

triegenhart, naghart (Grimms Grammatik II. S. 340); häufiger im Niederdeutschen und Englischen, wie in drunkard, dullard, niggard, wizard. Auch in die romanischen Sprachen drang sie ein, vgl. französisch couard, gaillard, vieillard, richard, fuyard, criard, bavard, grognard (s. Diez, Grammatik der romanischen Sprachen II. S. 310).

Die gegebenen Beispiele dürften genügen, um einen Einblick in die Fülle und den sinnigen Gehalt der altdeutschen Namen zu geben. Förstemann hat in seiner Sammlung aus alten Urkunden und Geschichtswerken gegen zwölftausend solcher Namen zusammengestellt. Die meisten davon sind heute ausgestorben, viele leben als Geschlechtsnamen fort. Unsere heutigen Vornamen, soweit sie von deutschem Ursprung sind, stammen ebenfalls fast sämmtlich aus jener ältesten Zeit, aber ihre Zahl ist gering; es sind kaum mehr als dreissig in Gebrauch. Dazu kommen etwa ebenso viele biblische oder Heiligennamen, auch einige angelsächsische, aus dem Englischen überkommene, wie Edmund durch Reichtum schützend (ed- = ags eád = aud, ahd ôt), Edwin Reichfreund, Edgar Reich- oder Machtspeer, Edward Reichtum bütend, Alfred, deutsch Alprât, von den Elfen beraten, Oskar, deutsch Ansgâr Götterspeer; ferner das keltische Arthur, das nordische Gustav, die spanischen Alfons (von deutschem Ursprung = Adalfuns edelkühn), Ferdinand (ebenfalls aus dem Deutschen: Herinand heerkühn); leider auch das französische Louis (aus Ludwig).

Die zusammengesetzten, oft drei- und viersilbigen altdeutschen Personennamen erfahren wegen ihrer für vertrauliche Anrede unbequemen Länge schon in ältester Zeit Verkürzung: sie wurden zu Kosenamen. Meist geschah dies so, dass der erste, betonte Teil erhalten blieb, viel seltener der zweite. Häufig erscheint in einer Urkunde derselbe Name in vollständiger und in verkürzter Gestalt. So wurden z. B. Namen wie Godebald, Godobert, Godofrid, Godomâr, zu Godo verkürzt, Kuonimund, Kuonrât, Kuonibald, Kuonihard zu Kuono; Sigiberht, Sigifrid, Sigimund, Sigibrand, Sigimâr zu Sigo; Otbald, Ôtberht zu Otto, Hugibald, Hugiwald, Hugiberht zu Hugo.

Aber die Verkürzung erfolgte nicht selten auch so, dass von dem zweiten Teile der Zusammensetzung gleichfalls ein Rest, nämlich der Anfangsbuchstabe erhalten blieb: aus Sigi-

berht konnte nicht nur Sigo, sondern auch Sibo, aus Sigimund Simo werden.

Diese verkürzten Namen erlitten sodann eine weitere Veränderung durch Anhängung von Verkleinerungsendungen. Dahin gehört wahrscheinlich das alemannische i, wie in Kuoni, Ruodi; ferner izo, iko, ilo. Aus Godo (Goto) ward also Godiko, Godilo, Gotizo, aus Sigo, Sigiko, Sigilo, Sigizo. Dieselbe Veränderung konnte auch die Verkürzungen betreffen, in denen der Anlaut des zweiten Teils erhalten war. Sibo ward zu Sibi, Sibiko, Sibilo, Sibizo. Die niederdeutschen Mundarten verwendeten besonders iko, die oberdeutschen ilo, seit dem achten Jahrhundert auch izo. Bei den Goten war ila beliebt; Vulfila ist ohne Zweifel Kosename, aus einem längeren mit vulf- (Wolf) zusammengesetzten abgeleitet; vgl. Frithila, Thiudila, Sindila, Kostila, Merila, Egila, Attila, Totila. Doch finden sich auch Audika, Merika, Egika, Stelika, Verika u. a. dgl. Merika und Merila bezeichnen denselben Mann in der Urkunde von Neapel. Nicht selten erscheint doppelte Verkleinerungsendung, wie in Kuonzilo, Heinzilo, Ruozilo, Roleko, Ruokilo.

Bei einer Art dieser Kosenamen, denen auf izo, mhd. ze verweile ich noch einen Augenblick. Dass Heinz zu Heinrich (d. h. Heimrich in der Heimat mächtig), Fritz zu Friedrich, Götz zu Gotfried gehören, ist uns heutzutage wohl bewusst; ferner liegt uns der Ursprung von Kunz aus Kuonrât (Konrad); zu Richard, Reichard kennen wir die Koseformen Riez, Ritz, Reiz nicht mehr, ebenso wenig den Zusammenhang von Dietrich — Diez, Adolf — Atze, Ulrich — Uz, Ludwig — Luz, Lothar — Loz, Siegfried — Siez oder Seiz, Leonhard — Lenz, Eberhard — Enz, Bernhard — Benno — Benz, Landefrid — Lanz, ganz abgesehen von Winifrid — Winizo, Reginfrid — Regizo, Ruodolf — Ruozo *).

*) Es verdient bemerkt zu werden, dass manche dieser Kosenamen zu Appellativen geworden sind, namentlich Heinz, Kunz, Hans (Johannes). Heinz, als häufiger Name für Bauern, Knechte, gemeine Leute, kann ungefähr so viel wie unser „Kerl“ bedeuten, z. B. im Volksliede „Merk, Bauer, du bist ein grober Heinz“. Über den Namen des Kobolds Heinz, Heinzel, Heinzelmann, Heinzelmännchen vgl. Grimms Wörterb. IV. 2. Sp. 890, über Hans Sp. 455, über Kunz V Sp. 2478. Ähnlich ist es auch mit manchen weiblichen Eigennamen, z. B. mit Grete, gegangen.

Zu den deutschen Eigennamen traten seit der Bekehrung zum Christentum biblische, namentlich Michael, Christianus, Bartholomaeus, Johannes, Petrus, Paulus, Jakobus, Simon, Andreas, vielleicht auch Philippus auf diesem Wege. Dazu kamen einige Namen von Heiligen: Apollonius, Christophorus, Antonius, Mauritius, Felix, Georgius, Martinus, Theodorus, Cornelius, Julius; ob Maximilianus, Augustus, Aemilius, Alexander durch die Kirche als Heiligennamen oder durch Bekanntschaft mit der Geschichte oder Sage des Altertums eindrangen, weiss ich nicht zu sagen.

Noch zur Zeit der fränkischen Kaiser galt in Deutschland der einfache Personenname. Die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung, ihre Sesshaftigkeit, der Mangel an Handel und Verkehr und daher die Seltenheit abzuschliessender Rechtsgeschäfte bewirkten, dass ein Name genügte. Andrerseits fielen durch die eben beschriebene Verkürzung der ursprünglichen Gestalt viele Namen zusammen; auch hatten gewisse Gegenden und Stämme eine Vorliebe für einzelne Namen. So wird erzählt, dass bei einem Hoffeste, das König Heinrich II. von England 1171 in Bayeux gab, hundert und siebzehn Teilnehmer Wilhelm hiessen. Um 1150 finden sich unter den Ministerialen in Köln zwölf Hermann; in Zürich war Heinrich, in Basel Burkhart *), in Erfurt Heinrich, Dietrich, Konrad besonders beliebt. Bei wachsendem Verkehr und Zunahme der Bevölkerung, wenn Urkunden zu unterzeichnen, Erbschaften zu teilen, Bürgerverzeichnisse aufzustellen waren, musste sich das Mangelhafte der Bezeichnung mit einem Namen je länger desto mehr fühlbar machen; so entstanden die Geschlechtsnamen. Sie lassen sich in Italien früher als in Deutschland, in Süddeutschland früher als im Norden, in den Städten früher als auf dem Lande nachweisen. Die Leibeigenen mancher Gegenden entbehrten ihrer bis ins 16. Jahrhundert, die Juden seltsamer Weise zum Teil bis ins 19.; sie wurden in Österreich durch Josef II., in Preussen durch Hardenberg, im Herzogtum Meiningen um 1825 durch den vorigen Herzog veranlasst sich Familiennamen zu geben; man sieht es ihren Namen oft an, dass sie nicht natur-

*) S. Heintze, Die deutschen Familiennamen S. 22 ff. Vgl. Grimms Wörterbuch V Sp. 2748.

wüchsig, sondern willkürlich ersonnen sind. Auf die eigentümliche Namengebung der Friesen und mancher westfälischen Bauerschaften will ich hier nicht eingehen; s. über die ersteren Heintze S. 29.

In Erfurt sind die Geschlechtsnamen meist im 13. Jahrhundert aufgekommen; dies aus den Urkunden nachzuweisen ist der Zweck der folgenden Sammlung, die die Fülle des vorhandenen Stoffs freilich nicht erschöpft. Für diese und andere Forschungen liegt seit 1889 in dem vortrefflichen Urkundenbuche der Stadt Erfurt, 1. Teil, von Dr. Karl Beyer, eine bequeme, reich fliessende Quelle vor. Über die Entstehung der Familiennamen in Erfurt handelt auch Kirchhoff in dem anziehenden Buche „Erfurt im 13. Jahrhundert" S. 49 ff. Ich verdanke dieser Schrift vielfache Belehrung und Anregung, halte es jedoch nicht für überflüssig, den Gegenstand auf Grund jener Urkunden eingehender und in etwas anderer Weise zu behandeln, zumal da ich Kirchhoffs Ansicht nicht immer teile. Ausserdem sind benutzt: Förstemann, Altdeutsches Namenbuch I. Band; Heintze, Die deutschen Familiennamen, Halle 1882; v. Tettau, Beiträge zu einer vergleichenden Topographie und Statistik von Erfurt, Jahrbuch der Akademie, Neue Folge, Heft XIII.

Anfänge von Familiennamen lassen sich in Erfurt schon früh im zwölften Jahrhundert nachweisen. Eine Urkunde von 1104 nennt unter den Zeugen einen Saxo, eine andere von 1128 einen Franco, ohne Vornamen. Dann finden wir 1157 Urk. 41 Arnoldus Rufus, Siboldus Albus, neben Siboldus, Lampoldi filius; aus demselben Jahre Urk. 42 Conrat Fribothel; dies ist Koseform zu Frîboto, d. h. Freigebieter, Gebieter über Freie (vgl. Förstem. Spalte 418 Friobaudes), also Vorname, wahrscheinlich des Vaters, der für den Sohn Zuname ward. Auf den Wohnort in der Stadt deuten Wernherus de Porta 1192 Urk. 55, Berthous in Lapidea via 1193 Urk. 56; ebenda erscheinen Heinricus Supan, d. h. Saufan, ein imperativischer Spottname, neben zwei anderen Adelbert ein Adelbertus Albus und Adelbertus Dives, Giselerus Mercator, Arnoldus Incisor, nämlich corii, „Riemenschneider", vgl. Urk. 132. Sodann begegnet 1196 Urk. 62 neben zwei anderen Dietrich ein Thirricus de loco qui dicitur Anger. Im Jahre 1207 Urk. 68 treten zum

ersten Male die Bizcorn (Beisskorn) auf (bona Bizcornorum); es sind zwei Brüder, die diesen Namen führen, Berthold und Ulrich; er bezeichnet vielleicht einen starken Esser (anders Kirchhoff S. 53). Aus 1210 Urk. 69 führe ich an: Siboldus Humularius, der 1212 Urk. 72 Siboldus Hoppener, „Höpfner" heisst; Hartliebus Gensevuoz (Spottname), Guntherus Spisarius (Speiser, Garkoch?), ferner aus Urk. 70: Waltherus de Sancto Andrea, Cunradus de Valva, vom Thore, Berthous Goltslegere, Theodericus Schelinc, d. h. Schieler, wofür später das gleich bedeutende lateinische Strabo steht.

Unter den folgenden Urkunden sind drei für unseren Gegenstand besonders wichtig: 72 aus 1212, 373 aus 1288, 565 aus 1311, mit denen wir uns eingehender befassen müssen.

In der ersten werden folgende Männer genannt als „burgenses quibus dispensatio reipublicae civitatis Erfordensis est credita" *): Giselerus cognomento Vicedominus, Hildebrandus gener eius, Ravenoldus Lowere, Hartungus Moz, Siboldus Hoppener, Hartlivus Gensevuz, Sachso, Nezol, Alboldus Braxator, Reinoldus, Hartmannus de Gutingen, Theodericus frater eius, Heinricus Magister fori, Conradus Biterolphus, Conradus de Plossigh, Hermannus Monetarius, Heinricus Compostere, Eberhardus Mechelic, Bertholdus Sconezagel, Bertoldus de Lapidea via, Ebernandus Juvenis, Siboldus domine Guten filius, Conradus filius Wernheri. In diesem Verzeichnis stehen nur vier einfache Namen: Hildebrandus, Sachso, Nezol, Reinoldus. Der erste konnte bei dem Zusatz gener eius genauere Bezeichnung entbehren; Sachso ist Zuname, bei dem der Vorname fehlt, Reinoldus blosser Vorname, ebenso wahrscheinlich Nezol, worin ich ungenaue Schreibung für Nizilo, den Kosenamen zu Nîthart, Nîtbalt, Nîtbrecht oder dergleichen sehe, und zwar mit doppelter Verkleinerungsendung wie die oben angeführten Heinzilo, Kuonzilo. Die neunzehn übrigen Männer führen doppelte Namen, und ihre Zunamen zerfallen in folgende Arten:

1. Nach der ursprünglichen Heimat des Geschlechts, de Gutingen (Göttingen), de Plossigh (?). Hierher gehört auch Sachso.

*) Vgl. Beyer, Die Entstehung und Entwickelung des Rates der Stadt Erfurt im Mittelalter, Erfurt 1892, S. 8.

2. Mit dem Vaternamen sind folgende zubenannt: Conradus filius Wernheri; ohne Genitivzeichen Hartungus Moz; dies Moz halte ich für Verkleinerungs- oder Koseform zu einem mit muot, nd. môd gebildeten Namen, wie Muothart, Muothari, vgl. den jetzt üblichen Namen Motz; ebenso Conradus Biterolphus (Bitterwolf). Siboldus ist nach der Mutter benannt, was merkwürdiger Weise nicht selten vorkommt, z. B. Urk. 79 Tidericus domine Bertradis, 124 Henricus Gotelinde, 12 Hiltegunt et filii eius.

3. Von einem Amt sind benannt Hermannus Monetarius, Heinricus Magister fori, Giselerus cognomento Vicedominus. Der Zusatz cognomento im letzten Falle beweist, dass Vicedominus Name geworden ist; Giselerus verdankte ihn einem Vorfahren, der als Vertreter des Vitztums oder erzbischöflichen Richters thätig gewesen war, vgl. Beyer, Entstehung u. s. w. S. 6, Kirchhoff, S. 54. Hermannus wird bald nachher (Urk. 74) als antiquus monetarius bezeichnet; er mag also, als die Urkunde 72 entstand, im Amte gewesen sein. Ob Heinricus noch Marktmeister war, ist nicht zu entscheiden; später ist Magister fori ohne Zweifel Name, z. B. Urk. 506 aus 1306: Gottsalko dicto Martmeister.

4. Nach einem Gewerbe sind benannt: Ravenoldus Lowere, Siboldus Hoppener, Alboldus Braxator, Heinricus Compostere. Lowere ist Lohgerber, von mhd. das lô, lôwes, also „Loher“; Hoppener heisst Hopfenbauer, Braxator Brauer (Biereige); Compostere „Kumster“, Anbauer oder Einleger von Kumst, s. Kirchhoff S. 50.

5. Von Eigenschaften der Träger (oder ihrer Vorfahren) rühren folgende Namen her: Gensevuz, in Urk. 62 Pes aucae, vgl. Cygenvuz in Urk. 307; Mechelic, gewöhnlich Gemechelich, „gemächlich“; aus demselben Geschlechte erscheint später Theodericus Gemechlich, der in Urk. 150 Ditericus Quietus genannt wird; Sconezagel Schönschwanz, in Urk. 230. 256 Pulcra Cauda, ein Spottname; endlich Juvenis „Jung“.

6. Vom Wohnorte in der Stadt ist benannt Bertholdus de Lapidea via „vom Steinweg“, vgl. v. Tettau, Beiträge S. 65.

Noch ist das Verhältnis der einfachen zu den Doppelnamen wie 1 zu 5, auch die vorhandenen Zunamen vielleicht zum Teil mehr durch augenblickliches Bedürfnis, das mehrfache

Vorkommen gleicher Vornamen, bewirkt. Aber die sechs Arten von Namen, die wir unterschieden, kehren auch in den späteren Urkunden wieder und bilden noch jetzt die Hauptmasse der Geschlechtsnamen Über die Gewerbenamen unter den Gefrûnden oder Patriziern, — denn zu diesen gehören doch wohl alle 23 — vgl. Kirchhoff S. 54 ff. Unter den Vornamen sind Reinhold, Heinrich, Conrad, Hermann (Hariman, Heermann); Eberhard, Berthold (Berhtwald glanzvoll waltend) noch heute üblich; Giseler (Gîsalhari, Held im Heere, s. Grimms Wörterbuch unter Geisel), Hildebrand, Hartung (Hartos Sohn, Harto Verkürzung von Hartman, Hartmuot, Hartwîc oder dgl.), Sibold (Sigibald siegkühn) Hartlieb (Hartliep stark liebend), Hartmann, Albold (Albwald, zu Alp Elf) leben als Familiennamen fort; Ravenold (Hrabanholt), dem der Rabe hold ist, s. oben S. 273), Ebernand (eberkühn) dürften gänzlich ausgestorben sein, ebenso Nîzilo.

Wir wenden uns nun zu den Urkunden 373 aus 1288 und 565 aus 1311. Die erste hat folgenden Inhalt: Die Ratsmeister und Räte von Erfurt haben eine Bürgerversammlung berufen (vocavimus pociores (d. h. potiores) nostros concives ad pomerium Sancti Augustini, scilicet infra scriptos) und haben mit ihr entschieden, dass die von dem Erzbischof Wernher eingesetzten, von seinem Nachfolger Heinrich II. verdrängten Beamten bei ihren Ämtern zu schützen seien. Wir haben hier ein Verzeichnis von 240 ratsfähigen (pociores) Bürgern Erfurts, von denen nur noch 13 mit einfachem Vornamen aufgeführt sind, ebenso viele ohne Vornamen; dreimal ist der Vorname nur durch den Anfangsbuchstaben bezeichnet.

Im Jahre 1311 beriet die Gesamtheit der im Rate gewesenen Bürger und Abgeordnete des Handwerks über den Abschluss eines Bündnisses mit den Edlen Thüringens gegen den Markgrafen Friedrich von Meissen. Zuerst nennen sich die 4 magistri consulum, dann 18 consules Erfordenses; diese sagen: ab omnibus qui fuerunt in consilio Erfordie, et ab illis, qui ex singulis artificibus Erfordensibus ad hoc fuerint nomine omnium deputati, requisivimus consilium; es werden alle genannt, die für und die gegen den Bund gestimmt haben. Es sind 222 Männer, die uns hier genannt werden; von diesen entbehren noch 7 des Zunamens, des Vornamens nur einer: Junge Kerslache.

Beide Urkunden bieten wesentlich dasselbe Bild des Namenstandes, und ich will sie daher zusammen besprechen. Aus anderen Urkunden füge ich bei, was mir bemerkenswert scheint; doch machen diese Zusätze keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Was zunächst die Vornamen betrifft, so sind diejenigen, die ohne Zunamen stehen, meist von seltnerem Vorkommen. So in der Urkunde von 1288 Richmarus, Rîchmâr, durch Macht oder Reichtum berühmt; Richerus, Rîchhari mächtig im Heere; Tyrolf, Teuerwolf; Phanzo, vielleicht für Fanzo, das zu ahd. Fendo Fusskämpfer gehören könnte; vgl. Förstem. Sp. 398, französisch fantassin, nhd Fant (?); Mezilo, nicht zu ahd mezalari macellarius, sondern zu mez, mâze modus oder maz cibus, s. Förstem., Sp. 926; Wipertus, Wîcberht, im Kampfe glänzend; Rupertus, Hruodberht ruhmglänzend; Rudewicus, Hruodwîc Ruhmkampf; Frowinus, Frôwin Freund des (irdischen oder himmlischen) Herrn, zu ahd wini Freund und dem nur in Ableitungen erhaltenen gotischen franja Herr, wozu vrouwe das Feminium ist; Duringbertus, unter den Thüringern glänzend, vgl. Sahsbert, Francobert, Swâbperaht. Zu den Vornamen möchte ich auch das mir unverständliche Apeleyus rechnen. Nur Gothefridus ist etwas häufiger, es erscheint in der Urkunde noch dreimal, Frowin unter den allein stehenden Vornamen zweimal.

In der Urkunde von 1311 stehen folgende Vornamen allein: Richmarus; Helwicus, Hiltwîc, Schlachtkämpfer; Herdeynus, Herdegen, Held im Heere; Hildeboldus, Hildebald, kühn im Kampfe; Wernherus, zu ahd werin, „Wehr“ und heri „Heer“?; Volkerus, zu ahd folc und heri; Bartholomaeus.

Von den sonstigen, noch sehr zahlreichen Vornamen deutscher Herkunft erwähne ich zunächst aus Urkunde 373 einige, die noch als Geschlechtsnamen fortleben: Gotschalkus, Gottesdiener; Wachsmut; Heidinricus, Heidinrîc, der Art d. h. dem Geschlechte nach reich, s. Förstem. Sp. 585, jetzt Heidenreich; Volradus, Volkrât, das Volk beratend, jetzt Vollrath, Vollert; Hertwicus, Hertwîc, oder Hartwîc, mutig im Kampfe, jetzt Hartwig; Rîzardus, von rätselhafter Bildung, vielleicht aus Rîzo, der Koseform zu Rîchard, mit neu angesetztem hard, jetzt Reissert; Ekbertus schwertglänzend, jetzt Ebert. Von

sonstigen Vornamen führe ich noch an: Reinboto aus Raginboto, klug gebietend; Siboto aus Sigiboto, Sieg gebietend oder verkündend; Osmunt, Ansmunt, unter göttlichem Schutze stehend. Aus Urkunde 565 sind bemerkenswert: Eilgerus, Egilgêr, Schreckensspeer; Hugoldus, Hugwalt, klug waltend; Gêrboto, Speergebieter, und aus anderen Urkunden (55) Bertochus, auch Bertoch, Berthogus, Berthos geschrieben, aus berht glänzend und hôh hoch zusammengesetzt, jetzt Bertuch, vgl. Gerhous = Gêrhôh.

Von verkürzten Formen finden sich Otto, Hugo; Heino, jetzt Heine, daneben Heinemannus; Eko, zu Ekbert, Ekkehard oder dgl., jetzt Ecke; Epo, zu Eberhard, Ebernand oder dgl.; Bruno, zu Brunfrid, Brungêr, Brunhard oder dgl., jetzt Braune; Kuno, jetzt Kuhn; Tilo, auch Tylo, Thylo geschrieben, aus Dietelo, zu Dietrîch, Dietbald, Dietwald oder dgl., jetzt Thiele, Diele; Tymo, Thimo, zu Dietmâr, jetzt Thieme, Diem; Henningus, Hennos Sohn, zu hagan — oder Johannes; Witego, zu Witegang oder Witegêr, mit witu „Wald" zusammengesetzt; Ticelo (Diezelo) mit doppelter Verkleinerungsendung, jetzt Dietzel, Diesel. Aus 565 erwähne ich noch Hermannus Brandan, wobei Brandan wohl für Branden verschrieben und Genitiv zu Brando ist; dies aber ist Verkürzung von einem der mit Brand „Schwert" zusammengesetzten Namen (s. Förstemann, Sp. 279); Henricus Willis; Willis ist Genitiv eines aus Willibalt, Willibrecht oder dgl. verkürzten Namens.

Biblische und Heiligennamen sind sehr spärlich vorhanden; es finden sich Johannes, Andreas, Petrus, Jakobus, Bartholomaeus, Martinus, in der Urkunde von 1311 noch Nycolaus.

Unter den Vornamen waren einige vorzüglich beliebt und verbreitet; so finden sich in der Urkunde von 1288 unter 246 Namen Heinrich 38 mal, Dietrich 30 mal, Konrad 25 mal, Berthold 13 mal, wobei die Sprossformen nicht mitgerechnet sind. Die Urkunde von 1311 bietet 47 mal Heinrich, 25 mal Dietrich, 22 mal Konrad, 13 mal Berthold unter 222 Namen. Es ist begreiflich, dass auch hierdurch das Bedürfnis der Unterscheidung durch Zunamen sich geltend machte.

Bei den Zunamen, zu denen ich nun übergehe, zeigt sich die eigentümliche Erscheinung, dass in der älteren Urkunde über 150, in der jüngeren 139 Ortsnamen sind, durch de dem

Vornamen angefügt; nur Colnerum in 373 und Megenberg, Orinstok in 563 bilden darin eine Ausnahme (vgl. Johannes de Colonia in Urkunde 199 aus 1265). Diese Orte haben wir ohne Zweifel als Heimat des Geschlechts anzusehen und die so bezeichneten Männer oder ihre Vorfahren als zugewandert, und es ergiebt sich aus dem Verzeichnis, dass Erfurt mit seinen festen Mauern, seiner wehrhaften und betriebsamen Bürgerschaft in weitem Kreise starke Anziehung übte. Wenn wir ferner diese Einwanderer unter den „Gefrûnden" oder doch unter den „cives pociores" finden, so muss geschlossen werden, dass gerade Wohlhabende am liebsten und leichtesten diesem Zuge folgten, vgl. Kirchhoff S. 51.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle in unseren beiden Urkunden vorkommenden Ortsnamen aufzählen; auch ist es mir nicht gelungen, alle Orte aufzufinden. Aus den Erfurt benachbarten Orten, die sämtlich ihren Teil zur Einwanderung gestellt haben, nenne ich des Beispiels halber Smidestete, Biltersleibin (Bindersleben), Gispotisleibin (Gispersleben), Biscovisleibin (Bischleben), Meinwartisburc (Möbisburg), Nuseze (Neusess, s. v. Tettau, Beiträge S. 74), Cymeren (Zimmern), Martbeche (Marbach). Etwas ferner liegen Gotaha, Arnstete, Mulhusen, Northusen, Frankenhusen, Sumerde (Sömmerda), Drivordia (Treffurt), Jene, Wimaria, Ilmene (Ilmenau) nebst dem dabei liegenden Orinstok (Öhrenstock), de Hallis (Halle), Cruzeburg (Kreuzburg), Nuwenburg (Naumburg), Eisleibin, Berca, Gruzen (Greussen), Rudolvistete, Wizense (Weissensee), Stalberg (Stolberg). In noch grösserer Entfernung oder doch südlich vom Walde liegen Coburg, Lichtenfels, Babenberg (Bamberg), Hersfeldia, Smalicalden, Erbipolis (offenbar ist Würzburg gemeint), noch weiter Egere (Eger), Oscecz (Oschatz). Colonia (Köln); Mekeln (Mecheln), Lubelin (Ljublin in Polen?), Megenberg (Meinberg in Westfalen?).

Aus der jüngeren Urkunde füge ich noch hinzu: Eilbrechtisgehoven (Ilversgehofen), Salvelt, Piznek (Pösneck), Gruningen (Gröningen in Holland?), Trebischowe (Trebischau in Böhmen), Risen (bei Guben), Praga (Prag). Die letzten Namen weisen, wie vielleicht Lublin, auf Verkehr mit slavischen Gegenden hin; ebenso Schubilz, auch Schobiltz, Schobelitz geschrieben; ein Ort Schobritz liegt in Böhmen. Urkunden von 1227 reden

von einem Stadtteil „inter Kothebuzere" (Kotebuscere); vielleicht waren hier Einwanderer aus Kottbus angesiedelt (mündlich mitgeteilte Vermutung des Dr. Beyer). Aus anderen Urkunden erwähne ich noch Gent (163. 235. 241) und Aachen (Johannes dictus de Ache in 336).

Von Volksnamen erscheinen in 373 Albertus Frenkelinus; in 565, ausser Franco und Saxo, Swevus (Schwabe), in 139 aus 1248 Cunradus Bawarus (Baier).

Dass diese Ortsnamen wirklich zu Geschlechtsnamen geworden waren und zur Bezeichnung der Männer genügten, beweisen in der Urkunde von 1288 zwei Umstände, dass der Vorname nicht immer ausgeschrieben ist, G. de Wechmar, W. de Smalicalden, und dass er ziemlich oft durch ille ersetzt ist, illum de Slatheim (Schlotheim), illum de Capelndorf, illum de Swanse, illum de Plawe (Plaue), illum de Wernershusen (Wernshausen), illum de Bennewiz, illum de Rode, filium illius de Babenberg, illum de Kirspeleiben, illum de Esceneberg (Eschenberg bei Langensalza); vgl. auch das oben erwähnte Colnerum.

Wir kommen jetzt zu der zweiten Gattung von Zunamen, denen, die mit dem Namen des Vaters oder eines anderen Vorfahren gebildet sind. Meist steht der Name des Vaters im Genitiv: Reinboto Ratolfi, Conradus Brunonis, Eko Thimonis. Aber es heisst auch Bertholduz Ruz, Guntherus Brant, Theodoricus Osmunt, und in der jüngeren Urkunde Guntherus Rabenolt (s. oben), Henricus Strutwolf (verheerender Wolf, s. Förstemann Sp. 1125 über strût —). Hier sind die beiden angesehenen und verbreiteten Geschlechter Hotermann und Kerlinger zu erwähnen. Erstere erscheinen in den Urkunden seit 1217; in der von 1288 heisst es Theodericum Hotermanni, Hartungum Hotermanni, und daneben Tylonem Hotermannum und Ekkehardum Hotermannum; vielleicht unterschied der Schreiber die Häupter des Geschlechts von den Söhnen. Den Namen leitet Kirchhoff S. 50 von dem niederdeutschen hôti kampflustig, hitzig (Heliand) ab, wozu sich hochdeutsch Huozo, Huozmann (Förstemann Sp. 700) stellen würde. Die Kerlinger kommen seit 1238 vor, und auch hier heisst es bald Rudolfum, Hildebrandum Kerlingeri, bald Cunrado Kerlingero, Gothiscalcum Kerlingerum. Der Ursprung des Namens ist mir unzweifelhaft:

Kerlingen hiess damals Frankreich, und daher muss das Geschlecht eingewandert sein. Kirchhoff S. 53 möchte den Namen lieber von Karl ableiten, allein daraus würde sich wohl Kerling (vgl. Gyselherus Cristening im 565 d. h. Cristans Sohn), nicht Kerlinger ergeben.

3. Amtsnamen sind zu Geschlechtsnamen geworden: Theodericus, Gyselerus, Henricus Vicedomini (s. oben S. 279), Hermannus Miles (Ritter), Cunradus Comes (Graf), Henricus Monachus (Mönch), Henricus Cesar (Kaiser); in 565 Ludewicus Rex, Henricus Dux (Herzog), an anderen Stellen sind Cesar und Rex (Keysir, Kunig) verdeutscht. Aus anderen Urkunden führe ich noch Episcopus (Bischof), Pincerna (Schenk), Palatinus (Pfalzgraf), Legatus, Marchio (Markgraf), Bodellus (Büttel) an. Wie Erfurter Bürger zu Namen wie Kaiser, König, Pfalzgraf, Markgraf, Bischof kommen konnten, ist rätselhaft.

4. Ziemlich zahlreich sind ferner in 373 die vom Gewerbe herrührenden Namen: Faber (Schmied, vgl. Urk. 582 aus 1315 Dytold Smeit, 578 aus 1315 Dytholdus Faber); Sartor (Schneider), Molendinarius (Müller), Carnifex (Fleischer), Cingillator (Gürtler), Cuphirslegere (Urk. 565 Cuprifaber), Scuzlere (Schüssler), Muldenbrechere (vgl. an anderen Orten Moldenhauer), Kelkerus (Kälker), Filzerus, Murere, Trenker (Schänkwirt). Den Namen Lekeskoup erklärt Kirchhoff (S. 54) wohl richtig Legestroh, d. h. Dachdecker, vgl. mhd. schoup, nd. skôf Strohbündel. Aus Norddeutschland war Martinus Slotillere oder einer seiner Vorfahren eingewandert; nd. slutil, slotil = Schlüssel. Henricus de Latere bedeutet „Heinrich vom Ziegelstein"; es ist der Name des Gewerbes (Ziegelbrenner); im Freizinsregister von 1293 findet sich Giselherus et H. de Latere und in den Urkunden 467 von 1298 und 475 von 1299 heisst derselbe Mann (der Name Giselher ist in Erfurt nicht eben häufig) Gyselherus Zygelere.

Aus 565 sind noch zu erwähnen: Alleciator (Heringer, s. v. Tettau, Beiträge S. 48), Vector (Fuhrmann), Pilleator (Hutmacher, Hüter, s. v. Tettau, Beiträge S. 49), Caldariator (Kesselschmied, s. v. Tettau, Beiträge S. 51), Calcariator (Sporer), Cultellifaber (Messerschmied), Teschenere (Täschner), Pictor (Maler), Boumhowere (Baumhauer). Auch ein Tylo Ackerscholle wird erwähnt; ob zu dieser Klasse gehörig? Bad-

asch bezeichnet vielleicht den Inhaber einer Badestube; Asch hölzernes Gefäss, Wanne? S. Grimms Wörterbuch I. unter Asch. Gewiss gehört hierher das Geschlecht der Rodestoc, d. h. Ausroder von Baumstümpfen; der Name erscheint bis 1311 elfmal ohne de, öfters mit dem Zusatz dictus, erst seitdem viermal mit de; so dass man kaum an Rostock denken darf. Auch Syfridus Kuchen, d. h. Küche, vielleicht Garkoch, sei hier erwähnt.

Aus anderen Urkunden erwähne ich noch die Namen Aurifex Goldschmied (77. 196), Piscator (Fischer 201), Leitewazzer (201), Geleitsmann (483), Isener, Ysener (Eisenhändler 257. 465), Buchener (Bücherschreiber? 578), Sellarius (Sattler 43), Calcifex (Schuhmacher 343), Clipeator (Schildmacher 69), Campanarius (Glockengiesser 522), Velkener (Falkner 541), Obezere (Öbster 258), Pellifex (Kürschner 94), Gertnere (577), Picariator (Pechbereiter 536), Tuchslizere (Schneider, s. von Tettau, Beiträge S. 67), Vinitor (Winzer 343), Apothekarius (s. von Tettau Beiträge S. 7), Sagittarius (Pfeilmacher 460), Schroter (Schröter 582), Stupenarius (zu stuppa Werg? 343), Kolere (Köhler 607); endlich Conradus dictus Kilhowe (Keilhauer 537). Ich bemerke jedoch hierbei, dass in vielen Fällen nicht zu entscheiden ist, ob die Bezeichnung des Gewerbes schon zum festen Geschlechtsnamen geworden ist.

5. Die anziehendste Gattung der Namen ist die von den leiblichen und geistigen Eigenschaften der Träger hergeleitete, wozu ich auch die Tiernamen Henricum Vulpen (für Vulpem verschrieben, 373), Lupus (auch deutsch Wolf), Boc und Buckelin, vielleicht auch Meyse (505) rechnen möchte *). Auf die Gestalt beziehen sich die oft vorkommenden Parvus, Longus, Megere (auch lat. Macer), mit spöttischem Anflug Stoc (560. 565) und Stift (373), wahrscheinlich auch Stange (Stango 139. 597), auf die Farbe Albus, Swarz (auch Niger, Pullus), viel-Goldichen 565, mit dem sonst vorkommenden Aureus (76. 93) leicht gleichbedeutend? Schelinc, Sconezagel, Gensevuoz und Cygenvuoz wurden schon oben erwähnt. Gikerling (373), ohne Vornamen, entspricht etwa unserem Knirps, s. Grimms Wörterbuch V., Sp. 662. In 432 wird erwähnt apotheka dicti

*) Ein Dienstmann (cellerarius) des Klosters Paulinzelle heisst Heinricus Swarzpardus, d. h. Schwarzpferd; Urk. 93 aus 1225.

Kankerbuchen, Spinnenbauch; der Besitzer hatte also dicken Bauch und dünne Beine. Was Morrebein (565) bedeutet, weiss ich nicht. Auf Speise und Trank beziehen sich die oben erwähnten Bîzcorn und Sûpan; hierher gehören vielleicht Birtasche (ein Mann, der zu Bier immer etwas in der Tasche hat? 156. 286) und Vrizchal (163 friss Kohl?) In 266 erscheint Conradus Synape „Senf", doch wohl ursprünglich Spottname. Ein Springer und Tänzer ist wohl Bertholdus Sprungelo (373 und sonst). Auf den Besitz und dessen Verwaltung gehen Dives (schon 1193 in 56); Quadrans (Virdeling 123) ist wohl einer, der den Pfennig ansieht, und auch Scezelin (132, Schätzlein) ist vielleicht ein Sparer, Schonehabe, schone die Habe, in 565 ein Geizhals. Unter Conradus Radsac (153) denke ich mir einen, der Vorrat im Sacke hat, doch erscheint auch ein Heinricus dictus Sac (211). In Bertholdum Unsoeten (373) liegt niederdeutsche Form für unsüeze, unliebenswürdig vor; Heinricus Umbilde (201) und Henricus Halptuvil (Halbteufel), Theodericus Hebenstrit (Hebenstreit 226) und Bertholdus Crîpenstok (Greife den Stock 508) sind ebenfalls tadelnd. Ein zweifelhaftes Lob enthält Snelmunt (174); Sunechen (Söhnchen 432) bezeichnet vielleicht ein verzogenes Kind. Anmutiger und gemütlicher klingen Ratgebe (201), Selicman (153, in 161 Felix), Vettirlin (365 Vetterlein). Die Witwe Cunigund Bigenote (77), deren Haus die Grenze der Michaelisgemeinde bildete, führt einen niederdeutschen Namen, hochdeutsch Beigenosse. In 131 erscheint Hekehardus Wallichvraz, d. h. Welschenfresser; vielleicht rühmte er sich gern seiner Kriegsthaten in Italien. Dunkel sind mir die Namen Vorkouf (565), Posteca (373), Hinterthür?), Sanctus Angelus (201), Wendephafe (388), Theodericus mit der Lyebin (565 Löwin?). Eine mythische Beziehung enthält vielleicht Swanring (373); der Name dauerte noch lange Zeit in der Schwanringgasse fort, s. v. Tettau, Beiträge S. 63.

6. Vom Wohnsitze in der Stadt sind in 373 folgende Namen entnommen: de Arena, vom Junkersand, s. von Tettau, Beiträge S. 61, de Muro, de Palude, vom Bruche, s. v. Tettau S. 40, de Lacu, vom See (wo gelegen?) Ob mit de Lapide das „Steinicht" (v. Tettau, Beiträge S. 65) gemeint ist, weiss ich nicht zu entscheiden. Mit Haydorn (Hagedorn), de Eiche sind wohl Orte in der Stadt gemeint;

es scheint eine platea quercus gegeben zu haben, s. von Tettau, Beiträge S. 59. Auch Kezzelborn kann eine Örtlichkeit in der Stadt sein; das Freizinsregister von 1293 bezeichnet ein Haus „curia apud Kezelborn"; doch giebt es eine Wüstung Hesselbrunn bei Klettbach. Ob de Hayn (Hagen) hierher zu rechnen ist, weiss ich nicht; der Ortsname kommt in Thüringen mehrfach vor. Aus 565 gehören hierher sub Salicibus unter den Weiden, Kerslache, vielleicht auch Bruckenere; anderswo findet sich ad Pontem, de Ponte. Über andere Plätze und Strassen der Stadt und daher rührende Namen vgl. Beyer S. 482 ff.

Zum Schluss dieser Aufzählung bemerke ich noch dies: der häufige Zusatz von dictus bei Zunamen aller Art beweist, wie deutlich noch gefühlt wird, dass diese erst jüngst entstanden oder noch im Entstehen begriffen sind. So findet sich neben Conradus de Appoldia, Conradus dictus de Apolde; Henricus Franco und Ditericus dictus Franco; Conradus dictus Syndoldi, Heinricus dictus Osmunt, neben Ekonem Thymonis, Theodericus Osmunt; Henricus dictus Rex neben Ludewicus Rex, Rudolfus dictus Murere neben Theodericus Murere; Rudegeri dicti Birtayschen neben Rudegerus Birtasche; Burchardus dictus apud Lapides neben Hertwic de Lapide.

In dem Gebrauche des de vor Ortsnamen beginnt Schwanken; es fehlt z. B. öfter bei Lublin, einmal bei Megenberg und Orinstok; dagegen drängt es sich widerrechlich ein bei Rodestok und bei Velkener (541 aus 1308). Vergleiche darüber Heintze S. 54.

Es wäre eine anziehende und lohnende Aufgabe, die hoffentlich durch die Fortsetzung des Urkundenbuchs wesentlich erleichtert werden wird, die Geschichte der Erfurter Namen durch das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert bis in die Neuzeit herein zu verfolgen, und es wird sich hierzu vielleicht später Gelegenheit finden. Für dieses Mal schliesse ich meine Besprechung mit dem Versuch, die Namen der 35 Erfurter Mitglieder unserer Akademie zu deuten.

Der Name des Vice-Präsidenten, Freiherrn von Tettau, ist wie fast alle echte adlige Namen, Ortsname *); der Name von

*) Vgl. darüber Urkundliche Geschichte der Tettauischen Familie von W. J. A. Freiherr von Tettau, Berlin 1878, S. 5 ff., insbesondere S. 12 ff.

Brauchitsch ist wohl slavisch und die Bedeutung dunkel; das Geschlecht, seit 1222 in Schlesien urkundlich nachweisbar, gab dem Stammhause Brauchitschdorf den Namen. Auermann ist wohl von einem Ortsnamen Aue herzuleiten, vgl. Hartman der Ouwaere, also der Mann von (der) Aue. Dieser Ortsname ist in anderen Teilen Deutschlands häufiger als in Thüringen, vgl. Werneburg, Die Namen der Ortschaften und Wüstungen Thüringens (Jahrbücher der Akademie, Neue Folge, Heft XII), S. 64. Doch ist auch eine andere Erklärung denkbar: zu Ur (Auerochse) gehören altdeutsche Namen, wie Uremâr, Urolf, Urolt (Förstem. Sp. 1217), verkürzt Uro; damit könnte —mann zusammengesetzt sein, s. unten Heinzelmann. Ortsname ist ferner Bärwinkel; Winkel bedeutet einen entlegenen, versteckten Ort, wo sich Wild findet; so Krähwinkel, Vohwinkel (Fuchswinkel), Katzwinkel, Rehwinkel; Werneburg S. 140 nennt auch Hirzwinkel, d. h. Hirschwinkel. Der Name Breysig rührt von einer Ortschaft am Rhein her, der Heimat der Familie. Auch Geutebrück ist Name eines Ortes, den ich jedoch nicht nachweisen und dessen ersten Teil ich nicht erklären kann. Der Name von Hagen stammt von Hagen oder Hain, d. h. Umhegung von Dornbüschen, auch umhegter Raum, sei es eine Wohnstätte, oder in Wald und Feld gelegen, s. Grimms Wörterbuch IV, 2 Sp. 150. Denselben Namen führte Theodericus de Hayn Urkundenbuch, 373 aus 1288). Venediger bedarf keiner Erklärung.

Ein Volksname ist Beyer, vgl. den oben erwähnten Cunradus Bawarus.

Aus altdeutschen Vornamen sind folgende Namen erwachsen: Axmann ist, wie ich vermute, aus Atzmann entstellt und dies mit Atze, Azo, Verkürzung von Adolf, zusammengesetzt, vgl. Gerhart Atze bei Walther von der Vogelweide Gerhart Atze; doch lässt sich auch an Axt (Mann mit der Axt) denken. Bernhardt ist oben besprochen. Biltz stammt von Bilizo, Verkürzung von Bilifrid, Bilimâr oder dgl.; Bil— in diesen Namen bedeutet lenitas, placiditas, s. Förstem. Sp. 258. Dahin gehört auch Pilling (für Billing) Bilos Sohn oder Nachkomme. Bekannt ist Hermann Billung. Brünnert ist aus Brünhart entstanden, zu ahd brunja, mhd brünne „Panzer". Dirksen heisst Dirks Sohn, und Dirk ist

niederdeutsche Zusammenziehung aus Dietrîch. Zu demselben oder einem anderen mit diet zusammengesetzten Namen gehört Dietilo, woraus Dietel, Thilo, Thiele entstand, genau entsprechend dem gotischen Namen Thiudila. Heine ist Heino, Verkürzung von Heinrich. Von Heinrich stammt auch, mit doppelter Verkleinerungsendung Heinzilo, mit man zusammengesetzt, Heinzelmann. Die Anfügung von man an verkürzte Namen ist schon aus alter Zeit zahlreich zu belegen, vgl. oben Tylemannus, Heinemannus. Förstemann bietet Sp. 902 ff. z. B. Adalman, Eburman, Gisleman, Luzman. Vgl. Hansemann, Petermann, Rassmann. Hellwig lautet altdeutsch Hiltiwîc, Schlachtenkämpfer. Loth ist Kürzung zu einem mit hlod —, hlut — zusammengesetzten Namen, wie Ludwig oder Lothar, vgl. Lode, Luden, und zu demselben Stamme gehört Lucius, latinisiert aus Lutz (wie Lossius), vgl. Die Familie Lucius (Lotz) aus Lich in der Wetterau, von Richard und Julius Lucius, 1886, S. 48. Den Namen Zschiesche wage ich nur zweifelnd mit ahd. Zeizo (Förstemann Sp. 1367) zusammenzustellen; Förstemann giebt als Bedeutung von zeiz tener, von dem nordischen teitr laetus an, z. B. herteitr bello laetus. Örgel denke ich mir entstanden aus Orgilo, der Koseform zu Ortgis, Ortgêr, Ortgrim, worin Ort die Schneide oder Spitze der Waffe bedeutet, s. Förstemann Sp. 970. Von einem mit ort zusammengesetzten Namen ist auch Örtel herzuleiten, wovon Örgel möglicher Weise eine Entstellung ist.

Neben diesen altdeutschen Namen findet sich der biblische Jakob in Jakobsen, Jakobs Sohn, und in Lorenz der Heiligenname Laurentius.

Eine Würde bezeichnen Kayser und Schulze, beide Namen sind häufig und schon in den Erfurter Urkunden belegt. Die eigentliche Bedeutung von Namen wie Kayser, König, Fürst Papst, Bischof u. dgl. ist noch nicht aufgehellt, vgl. oben, S. 285.

Von einem Gewerbe rühren die Namen Schmitz (Schmied mit dem s des Genitivs, also Schmieds Sohn), Schreiber, Schubring her. Den letzten Namen möchte ich als Schuberting, Schuberts Sohn, auffassen; Schubert aber entsprang dem mhd. schuochworhte d. h. Schuhwirker oder -macher. Hier schliesse ich den von einem Gerät entnommenen Namen Zange

an, dem sich ähnliche wie Hammer, Axt, Beil, Messer, Lepel (Löffel) in nicht grosser Zahl zur Seite stellen.

Von Eigenschaften sind Schwenkenbecher (Schwenke den Becher) und Stange (von der langen Gestalt) abgeleitet. Jener Name ist ein sogenannter imperativischer; in den Urkunden waren uns von gleicher Art begegnet: Bîzcorn, Sûpan, Schônehabe, Hebenstrît, Grîpenstock, Vrizchal. Der Name Stange erscheint schon in den Urkunden.

Von der Wohnstätte ist Neubauer (neuer Ansiedler) hergeleitet; derselbe Name ist Niebuhr. Wieacker erkläre ich, allerdings nicht ohne Zweifel, mit Wîh – acker, Heiligacker, Kirchengut; es wäre etwa der Pächter eines solchen Grundstücks gemeint.

Erfurt, im April 1894. **Bernhardt.**

Ueber die Kegelschnitte,

welche

um oder in Dreiecke und Vierecke sich beschreiben lassen.

Von

Professor C. Hellwig.

Durch *drei* nicht zu derselben Geraden gehörende Punkte und ebenso durch drei nicht durch denselben Punkt gehende Geraden wird ein Kreis vollkommen bestimmt, die Zahl der Parabeln oder Hyperbeln oder Ellipsen aber, welche der Forderung genügen, drei gegebene Punkte zu enthalten oder drei Geraden zu berühren, ist unendlich gross; unter der Voraussetzung von *vier* solchen Elementen kann man *eine* gleichseitige Hyperbel, *zwei* Parabeln, dagegen unendlich viele Ellipsen und (beliebige) Hyperbeln herstellen, einen Kreis nur bei besonderer Lage der Elemente. Die Gesamtheit der durch vier Punkte hindurchgehenden Kegelschnitte nennt man einen *Büschel* und der von vier Geraden berührten eine *Schar* dieser Kurven; um nun ein bestimmtes Individuum aus einer solchen Gruppe abzusondern, dazu bedarf es noch der Hinzunahme eines fünften Punktes des Umfanges oder einer fünften Tangente der Linie. Daher wird ein Kegelschnitt im allgemeinen durch fünf seiner Punkte oder Tangenten bestimmt, doch können auch zwei dieser Elemente durch ein einziges ersetzt werden, so dass z. B. zur Konstruktion einer Ellipse oder Hyperbel drei Punkte des Umfanges genügen, wenn noch der Mittelpunkt als bekannt angesehen wird. In den folgenden Blättern soll zur Bestimmung eines Kegelschnitts neben drei Punkten desselben ein anderer mit ihm zusammenhängender Punkt und neben drei Tangenten desselben eine gewisse Gerade benutzt werden. Um die Erörterungen hierüber vorzubereiten, wollen wir zunächst zeigen, wie ein Punkt und eine Gerade durch die Bestimmungsstücke eines Dreiecks sich in bequemer Weise darstellen lassen.

Erster Teil.

Dreiecks-Koordinaten von Punkten und Geraden.

I.

Darstellung eines Punktes einer Geraden in seiner Abhängigkeit von zwei Hauptpunkten derselben und einer Geraden eines Punktes vermöge zweier Hauptgeraden desselben.

Wenn eine Gerade (s. Fig. 1) auf zwei beliebigen festen solchen als Koordinaten-Achsen die von deren Durchschnitt, dem Anfang O, ausgehenden Abschnitte m, n bestimmt, so hat man:

$$\frac{y}{n} = \frac{m - x}{m} = 1 - \frac{x}{m} \text{ und findet,}$$

$$\frac{1}{m} = u \text{ und } \frac{1}{n} = v \text{ setzend,}$$

$$(1)\quad ux + vy = 1$$

als Gleichung der Geraden; darin sind u, v — die sogenannten Linienkoordinaten — konstant, x, y aber — dem auf der Geraden fortrückenden Punkt zugehörig — veränderlich oder laufend. Denkt man sich umgekehrt die letzteren konstant und die ersteren veränderlich, der Anschauung entsprechend, dass der durch besondere Werte von x, y bestimmte Punkt unendlich vielen, von u, v abhängigen, Geraden zugleich angehört, so stellt

$$(2)\quad xu + yv = 1$$

den Punkt mit den Koordinaten x, y dar.

Sind ferner auf einer Geraden drei Punkte in der Folge A, C, B gegeben und die Koordinaten derselben durch die Zeiger 1, 3, 2 gekennzeichnet, so ergiebt sich aus

$$\frac{AC}{CB} = \lambda = \frac{x_3 - x_1}{x_2 - x_3}$$

für die Abscisse von C:

$$(3)\quad x_3 = \frac{x_1 + \lambda x_2}{1 + \lambda} \text{ und analog } y_3 = \frac{y_1 + \lambda y_2}{1 + \lambda}.$$

In Bezug auf A, B als Hauptpunkte soll bei der angegebenen Lage C ein Innenpunkt, bei der Reihenfolge A, B, C' der neue Punkt C' ein positiver und wenn C'' vor A, B vor-

hergeht, C″ ein negativer Aussenpunkt genannt werden. Im ersten Falle ist λ positiv, im zweiten negativ und dem Werte nach > 1, im dritten ebenfalls negativ, aber < 1.

Die für die Hauptpunkte aus (2) sich ergebenden Ausdrücke wollen wir symbolisch durch P_1, P_2 darstellen, also

$$(4) \quad \begin{cases} P_1 = x_1 u + y_1 v - 1 \text{ und} \\ P_2 = x_2 u + y_2 v - 1 \end{cases}$$

setzen; hieraus folgt nun

$$P_1 + \lambda P_2 = (x_1 + \lambda x_2) u + (y_1 + \lambda y_2) v - (1 + \lambda)$$
$$= (1 + \lambda)(x_3 u + y_3 v - 1) \text{ nach (3)}$$

und deshalb weiter, wenn man nach der Analogie von (4) für den Faktor von $1 + \lambda$ das Symbol P_3 einführt

$$(5) \quad P_3 = \frac{P_1 + \lambda P_2}{1 + \lambda}.$$

Daher kann man als Gleichung des dritten Punktes

$$(6) \quad P_1 + \lambda P_2 = 0$$

ansehen; aus dieser lassen sich wiederum die Ausdrücke der Koordinaten von C entnehmen, indem man die P durch die betreffenden x, y ersetzt und die Summe der Koefficienten der P als Nenner hinzufügt (vergl. (3)).

Für $\lambda = 1$ erhält man demnach

$$(7) \quad P_1 + P_2 = 0$$

als Gleichung des Halbierungspunkts der Strecke AB und

$$(8) \quad P_1 - P_2 = 0$$

als Gleichung des unendlich fernen Punktes der Geraden; denn (8) fordert $\lambda = -1$, eine Bedingung, welche die Koordinaten des neuen Punktes unendlich gross macht.

Mit den vorher betrachteten Punkten soll jetzt ein Büschel von drei Strahlen, welche von dem Scheitel S mit den Koordinaten x_0, y_0 durch A, B, C hindurchgehen, in Verbindung gebracht werden. Für die Geraden SA, SB, SC bedienen wir uns des Symbols G mit angehängten Zeigern und setzen:

$$(9) \quad \begin{cases} G_1 = (y_1 - y_0) x + (x_0 - x_1) y - |xy|_{01} \\ G_2 = (y_2 - y_0) x + (x_0 - x_2) y - |xy|_{02} \\ G_3 = (y_3 - y_0) x + (x_0 - x_3) y - |xy|_{03} \end{cases}$$

Hieraus entsteht vermöge (3):

$$G_1 + \lambda G_2 = (1 + \lambda) G_3 \text{ oder}$$

$$(10) \quad G_3 = \frac{G_1 + \lambda G_2}{1 + \lambda},$$

so dass den drei Strahlen die Gleichungen

(11) $G_1 = o, \; G_2 = o, \; G_1 + \lambda G_2 = o$

entsprechen. Die Benennungen Haupt-, Innen- und Aussen-Strahl erscheinen nach dem Obigen von selbst verständlich.

Anstatt des Strecken-Teilungsverhältnisses λ lässt sich auch das Winkel-Teilungsverhältnis λ' anwenden, welches wir, die Strahlen mit a, b, c bezeichnend, definieren durch

$$(12) \quad \lambda' = \frac{\sin ac}{\sin cb}.$$

Für den Zusammenhang beider findet man durch Betrachtung der vorhandenen Dreiecke

(13) $\lambda' : \lambda = \sin A : \sin B.$

Tritt zu den vorigen Punkten und Strahlen noch ein vierter von dem Verhältnis μ abhängiger hinzu, so folgt aus (13):

$$(14) \quad \lambda' : \mu' = \lambda : \mu;$$

das erste der hierin vorkommenden Verhältnisse nennt man das Doppelverhältnis von vier Strahlen, während das zweite das Doppelverhältnis von vier Punkten heisst, die durch die Figur bedingte gegenseitige Lage der Punkte und Strahlen aber wird als perspektivische bezeichnet. Durch (14) wird daher der Satz begründet:

Das Doppelverhältnis von vier Punkten einer Geraden ist gleich dem Doppelverhältnis von vier zu ihnen perspektivischen Strahlen eines Punktes.

Die vier Punkte oder Strahlen nennt man harmonisch, wenn das Doppelverhältnis den Wert -1 hat, also $\mu = -\lambda$ ist; deshalb werden durch

(15) $P_1 = o, \; P_2 = o; \; P_1 + \lambda P_2 = o, \; P_1 - \lambda P_2 = o$

vier harmonische Punkte ausgedrückt und die Gleichungen für eben solche Strahlen sind analog.

Wenn die dritte Gerade den Winkel der Hauptstrahlen halbiert, so wird nach (12) $\lambda' = 1$, mithin ihre Gleichung:

$$(16) \quad G_1 + \frac{\sin B}{\sin A} \cdot G_2 = o,$$

in welcher für die Halbierende des Nebenwinkels ($\lambda' = -1$) $+$ in $-$ verwandelt werden muss. Denkt man sich noch $\angle A = B$, so ergiebt sich für die beiden Winkelhalbierenden:

(17) $G_1 + G_2 = o$ und $G_1 - G_2 = o$ (vergl. (7) und (8)).

Es sei schliesslich bemerkt, dass der Ausdruck für G_1 in (9), wenn man A als ersten und S als zweiten Punkt annimmt, negativ wird, dass also mit einer Umkehrung der Richtung der Geraden eine Umkehrung des Zeichens von G verbunden ist.

II.

Dreiecks-, Punkt- und Linien-Koordinaten.

Die Ecken eines Dreiecks (Fig. 2) mögen nach der Reihenfolge A, B, C in dem Sinne von I (4)

$$P_1 = o, \ P_2 = o, \ P_3 = o$$

zu Gleichungen haben; wenn alsdann die Ecklinien eines beliebigen Punktes D auf den Gegenseiten die Durchschnitte A_1, B_1, C_1 bestimmen, auf welche sich die Teilungsverhältnisse

$$(1) \ \lambda = \frac{BA_1}{A_1C}, \ \mu = \frac{CB_1}{B_1A}, \ \nu = \frac{AC_1}{C_1B}$$

stützen, so lassen sich nach I (6) für die Teilungspunkte die Gleichungen aufstellen:

$$(2) \ P_2 + \lambda P_3 = o, \ P_3 + \mu P_1 = o, \ P_1 + \nu P_2 = o.$$

Die Inhalte der durch den vierten Punkt D mit den auf einander folgenden Seiten BC etc. bedingten Dreiecke bezeichnen wir durch Δ_1, Δ_2, Δ_3, den des Hauptdreiecks durch Δ. Weil man nun mit Hilfe derselben die Teilungsverhältnisse in (1) angeben kann als

$$(3) \ \lambda = \frac{\Delta_3}{\Delta_2}, \ \mu = \frac{\Delta_1}{\Delta_3}, \ \nu = \frac{\Delta_2}{\Delta_1},$$

so besteht zwischen diesen die Beziehung

$$(4) \ \lambda\mu\nu = 1 \text{ oder}$$

$$(5) \ \frac{BA_1}{A_1C} \cdot \frac{CB_1}{B_1A} \cdot \frac{AC_1}{C_1B} = 1.$$

Dabei verhält sich nach I (12) und (13):

$$\frac{\sin ca_1}{\sin a_1b} : \lambda = \sin B : \sin C,$$

$$\frac{\sin ab_1}{\sin b_1c} : \mu = \sin C : \sin A \text{ und}$$

$$\frac{\sin bc_1}{\sin c_1a} : \nu = \sin A : \sin B,$$

woraus in Verbindung mit (4) folgt:

$$(6) \ \frac{\sin bc_1}{\sin c_1a} \cdot \frac{\sin ab_1}{\sin b_1c} \cdot \frac{\sin ca_1}{\sin a_1b} = 1.$$

Die Buchstaben in (5) wie in (6) schliessen sich kettenartig an einander, so dass der Anfangs-B. auch wieder am Ende steht; die durch (5) und (6) ausgeprägte Eigenschaft aber soll die daselbst vorkommenden Abschnitte und Winkelteile als involutorische kennzeichnen. Demnach lässt sich der Satz aussprechen:

Die durch **einen** Punkt gehenden Ecklinien eines Dreiecks bestimmen an den Ecken involutorische Winkelteile und auf den Seiten involutorische Abschnitte.

Der letzte Teil des Satzes entspricht dem von Ceva zuerst mitgeteilten, doch ist der erste Teil für die Ecklinien charakteristischer.

Der Punkt D kann als von AA_1 und BB_1 abhängig angesehen werden; nimmt man an, dass derselbe AA_1 nach dem Verhältnis σ und BB_1 nach dem Verhältnis τ teilt, so erhält man als Gleichungen desselben:

$$P_1 + \sigma (P_2 + \lambda P_3) = o \text{ oder } P_1 + \sigma P_2 + \lambda\sigma P_3 = o \text{ und}$$

$$P_2 + \tau (P_3 + \mu P_1) = o \text{ oder } P_1 + \frac{1}{\tau\mu} . P_2 + \frac{1}{\mu} . P_3 = o.$$

Weil diese denselben Punkt darstellen, so muss

$$\lambda\sigma = \frac{1}{\mu}, \text{ also } \sigma = \frac{1}{\lambda\mu} = \nu$$

und die Gleichung des Punktes

$$(7)\ \lambda\mu P_1 + P_2 + \lambda P_3 = o \text{ oder } P_1 + \nu P_2 + \nu\lambda P_3 = o.$$
$$\text{oder } \mu P_1 + \mu\nu P_2 + P_3 = o$$

werden. Multipliciert man die erste Form mit Δ_2 und berücksichtigt (3), so verwandelt sich dieselbe in:

$$(8)\ \Delta_1 P_1 + \Delta_2 P_2 + \Delta_3 P_3 = o \text{ oder in}$$

$$(9)\ a_1 P_1 + a_2 P_2 + a_3 P_3 = o,$$

sofern $$(10)\ \frac{\Delta_1}{\Delta} = a_1,\ \frac{\Delta_2}{\Delta} = a_2,\ \frac{\Delta_3}{\Delta} = a_3$$

gesetzt wird; die Koefficienten der P in (9) gehorchen der Bedingung $$(11)\ a_1 + a_2 + a_3 = 1.$$

Sollte dies nicht der Fall sein wie z. B. in (8), so kann man sie leicht in solche umgestalten, welche derselben genügen.

Die durch (10) definierten Grössen sollen als Dreiecks-Punkt-Koordinaten (abgekürzt Dr. P. K.) und der betreffende Punkt als P. (a) bezeichnet werden.

Jede Dr. P. K. ist das Verhältnis des Inhalts eines Dreiecks, welches durch zwei Ecken des Hauptdreiecks und den Punkt bestimmt wird, zu dem Inhalt des Hauptdr. oder zwischen den auf der gemeinschaftlichen Seite beider Dr. stehenden Höhen.

Durch Einführung der Ausdrücke der P aus I (4) in (9) überzeugt man sich sofort davon, dass man die Parallel-K. des Punktes findet, indem man daselbst für die P die P.K. der betreffenden Ecken setzt, z. B.

$$(12)\quad x_{\shortparallel} = a_1 x_1 + a_2 x_2 + a_3 x_3.$$

Wir wenden uns jetzt der Betrachtung über die Geraden zu, welche die Seiten des Dreiecks schneiden. Zu dem Ende bringen wir die durch A_1, B_1 bedingte Gerade mit AB zum Durchschnitt in C_1'; das Verhältnis ε, nach welchem dieser Punkt A_1B_1 teilt, finden wir aus

$$\frac{P_2 + \lambda P_3}{1 + \lambda} + \varepsilon . \frac{P_3 + \mu P_1}{1 + \mu} = o$$

vermöge der Bemerkung, dass C_1' auf AB liegt, der Faktor von P_3 also verschwinden muss. Dies wird bewirkt durch

$$\varepsilon = -\frac{\lambda\,(1 + \mu)}{1 + \lambda}.$$

Die Gleichung von C_1' geht nun über in

$$(13)\quad P_2 - \lambda\mu\,.\,P_1 = o \text{ oder } P_1 - \nu P_2 = o,$$

d. h. in eine Form, welche lehrt, dass C_1' der vierte harmonische Punkt zu A, B, C_1 ist. Man kann diese Eigenschaft verwenden zur reinlinearen Konstruktion des zu drei gegebenen Punkten gehörigen vierten harmonischen; ausserdem gelangt man, wenn man unter λ, μ, ν die Verhältnisse der auf den Seiten durch eine Gerade veranlassten Abschnitte versteht, von (4) und (13) zu der Beziehung

$$(14)\quad \lambda\mu\nu = -1,$$

welche auch in diesem Falle die Abschnitte als involutorische zu erkennen giebt (Satz des Menelaos); doch kommt hier das Produkt der Verhältnisse mit der negativen Einheit überein, weil entweder ein Verhältnis, oder alle drei negativ sind; früher hingegen war das Produkt positiv, weil dieses Zeichen damals allen oder nur einem Verhältnis zukam. Daraus ergiebt sich der Umkehrungssatz:

Wenn auf den Seiten eines Dreiecks durch drei Punkte involutorische Abschnitte bestimmt werden, so liegen die Punkte entweder auf einer Geraden, oder die von ihnen abhängigen Ecklinien gehen durch denselben Punkt, je nachdem die Anzahl der auf den Seiten selbst befindlichen Punkte gerade oder ungerade ist.

Die Gleichung von A_1B_1 kann nach dem Muster der Ausdrücke G in I (9) mittelst der Par. K. von A_1, B_1, also $\frac{x_2 + \lambda x_3}{1 + \lambda}$ etc., entwickelt werden; dadurch erhält man als Zähler zu dem Nenner $(1 + \lambda)\,(1 + \mu)$:

$$(y_3 + \mu y_1 + \lambda y_3 + \lambda\mu y_1 - y_2 - \lambda y_3 - \mu y_2 - \lambda\mu y_3)x + (x_2 \text{ etc.})y$$
$$- \left|\begin{smallmatrix}x & y\\ 2 & 3\end{smallmatrix}\right| - \lambda\mu \left|\begin{smallmatrix}x & y\\ 3 & 1\end{smallmatrix}\right| + \mu \left|\begin{smallmatrix}x & y\\ 1 & 2\end{smallmatrix}\right| = o$$

oder (15) $G_1 + \lambda\mu G_2 - \mu G_3 = o,$

sofern die Seiten in dem durch BC, CA, AB angezeigten Sinne als positiv gelten. Wir gestalten diese Gleichung der Schneidenden durch die Annahmen

$$(16)\quad \alpha_1 = \frac{1}{1 + \lambda\mu - \mu},\ \alpha_2 = \frac{\lambda\mu}{\dots},\ \alpha_3 = -\frac{\mu}{\dots}$$

noch um in die andere:

$$(17)\quad \alpha_1 G_1 + \alpha_2 G_2 + \alpha_3 G_3 = o,$$

in welcher die α der Bedingung

$$(18)\quad \alpha_1 + \alpha_2 + \alpha_3 = 1 \quad \text{unterworfen sind.}$$

Die durch (46) eingeführten Grössen sollen Dreiecks-Linien-Koordinaten (Dr. L. K.) und die dadurch bedingte Gerade kurz G. (α) genannt werden.

Wir fügen hinzu, dass die Faktoren der G sich ebenfalls wie früher a_1 etc. durch Dreiecksinhalte ausdrücken lassen; die betreffenden Dr. gewinnt man durch Verbindung von A, B, C mit zwei Seitendurchschnitten der Geraden, z. B. A_1 und B_1. Bezeichnet man nämlich die Inhalte derselben der Reihe nach durch Δ', Δ'', Δ'', so findet man durch Vermittelung der auf die gemeinschaftliche Seite gefällten Höhen:

$$\frac{\Delta''}{\Delta'''} = \frac{A_1B}{A_1C} = -\lambda = \frac{\alpha_2}{\alpha_3} \text{ und } \frac{\Delta'''}{\Delta'} = \frac{B_1C}{B_1A} = -\mu = \frac{\alpha_1}{\alpha_1}$$

und deshalb nach (15) als Gleichung der Geraden:

$$(19)\quad \Delta' G_1 + \Delta'' G_2 + \Delta''' G_3 = o,$$

das Gegenbild von (8); freilich ist hier die Summe der Δ nicht konstant wie dort.

III.

Veränderte Darstellung der Punkte und Geraden; Beurteilung der Lage aus der Beschaffenheit der Dr. P. K. oder Dr. L. K. Einige Beispiele.

Für jede Ecklinie (Fig. 3) von A ist G_3 positiv und G_2 negativ; denn jenes entspricht AB, dieses AC oder —CA. Bei positivem λ hat daher AA_1 die Gleichung

(1) $G_3 - \lambda G_2 = o$, während $G_1 - \mu G_3 = o$ und $G_2 - \nu G_1 = o$ die von BB_1 und CC_1 sind.

Wenn die genannten Geraden durch denselben Punkt gehen, so müssen seine Koord. den Gl. (1) genügen; aus letzteren folgt nun unter Berücksichtigung von (3) und (10) in II.:

$$(2)\ \lambda = \frac{G_3}{G_2} = \frac{a_3}{a_2},\ \mu = \frac{G_1}{G_3} = \frac{a_1}{a_3},\ \nu = \frac{G_2}{G_1} = \frac{a_2}{a_1}$$

und deshalb auch

$$(3)\ \frac{G_1}{a_1} = \frac{G_2}{a_2} = \frac{G_3}{a_3}.$$

Hierdurch wird der erwähnte Punkt ebenfalls bestimmt, indem die laufenden Koord. der G den Par. K. desselben entsprechen.

Die Punkte, welche eine Schneidende mit den Seiten des Dreiecks gemein hat, hängen ab von

(4) $P_2 + \lambda P_3 = o,\ P_3 + \mu P_1 = o,\ P_1 - \nu P_2 = o;$

diese Gleichungen werden also durch die Linienkoord. der Geraden befriedigt. Weil sich aber aus (4) und II (16)

$$(5) -\lambda = \frac{P_2}{P_3} = \frac{\alpha_2}{\alpha_3},\ -\mu = \frac{P_3}{P_1} = \frac{\alpha_3}{\alpha_1},\ \nu = \frac{P_1}{P_2} = \frac{\alpha_1}{\alpha_2}$$

ergiebt, so entstehen die Beziehungen:

$$(6)\ \frac{P_1}{\alpha_1} = \frac{P_2}{\alpha_2} = \frac{P_3}{\alpha_3},$$

in welchen die Linienkoord. der P zugleich die der Geraden in II (17) sind; die letztere darf mithin als durch (6) bestimmt angesehen werden.

Wir wollen demnächst erörtern, wie man auf die Lage des P. (a) aus der Beschaffenheit seiner Dr. K. schliessen kann. Liegt er innerhalb des Dreiecks, so sind λ, μ, ν positiv, a_1, a_2, a_3 besitzen daher gleiche Zeichen nach (2). Befindet er sich

ausserhalb im Raume des Winkels C selbst, so zeigen BCD und CAD denselben Sinn wie ABC, ABD aber den entgegengesetzten; Δ_1 und Δ_2 sind folglich positiv, Δ_3 negativ; im Raume des Scheitelwinkels von C verhält es sich umgekehrt. Beide Fälle stimmen darin überein, dass a_1 und a_2 gleiche Zeichen haben; nach II (10) (11) ist nun im ersten Falle $a_1 + a_2 - a_3 = 1$, während im zweiten Falle $- a_1 - a_2 + a_3 = 1$ wird. Demnach liegt D im Winkel- oder Scheitelwinkel-Raum C, je nachdem $a_1 + a_2 \gtrless a_3$ ist. Hiernach lassen sich die Bedingungen für die sonst noch möglichen Lagen des Punktes ebenfalls beurteilen.

Der Punkt gehört dem Unendlichen an, sobald die Summe seiner Dr. K. der Null gleich ist.

Schneidet eine Gerade die Verlängerungen aller drei Seiten, so findet man, dass die betreffenden Dreiecke (z. B. AA_1B_1, BA_1B_1, CA_1B_1) einerlei Sinn haben, mithin der Quotient zwischen dem Inhalt jedes derselben und der Summe der Inhalte, d. h. jedes α positiv sein muss. Wir ordnen nun die α nach ihrer Grösse, nehmen also etwa

$$\alpha_1 > \alpha_2 > \alpha_3$$

an; weil alsdann λ (absolut) $= \frac{\alpha_2}{\alpha_3} > 1$, $\mu = \frac{\alpha_3}{\alpha_1} < 1$, $\nu = \frac{\alpha_1}{\alpha_2} > 1$ ist, so liegt A_1 von B über C hinaus oder in der Richtung von BC, ferner B_1 in der R. von AC und C_1 in der R. von AB. Auch von der Anordnung der α her gelangt man, aus derselben die Zeigerverbindungen

12, 13, 23

bildend und A, B, C mit 1, 2, 3 bezeichnend, zu AB, AC, BC. Auf solche Weise lässt sich, sofern alle α dasselbe Zeichen besitzen, die Lage der Geraden aus den Grössen-Beziehungen der α ermitteln.

Wenn nur ein Durchschnitt auf der Verlängerung einer Seite, etwa AB, liegt, so stimmen die Inhalte zweier Dreiecke, nämlich derjenigen, in welcher je ein Endpunkt dieser Seite als Ecke vorkommt, hier z. B. die von AA_1B_1 und BA_1B_1, im Zeichen überein, während bei CA_1B_1 eine Änderung des letzteren eintritt. Daraus folgt aber — mag die Summe der Inhalte positiv oder negativ sein — die nämliche Beschaffen-

heit der entsprechenden α; in dem gewählten Beispiel weicht α_3 von α_1 und α_2 ab. Durch die letzteren wird die Seite 12 oder AB bestimmt als diejenige, deren Verlängerung einen Durchschnitt enthält. Dieser liegt von A über B hinaus, oder von B über A hinweg, je nachdem $\alpha_1 \gtrless \alpha_2$ ist.

Wenn zwei Dr. L. K. einander gleich sind, so wird die Gerade einer Seite parallel (// AB für $\alpha_1 = \alpha_2$); der Gleichheit aller α entspricht die unendlich ferne Gerade, deren Gleichung also $G_1 + G_2 + G_3 = o$ ist.

Beispiele. Gegeben sei

$$3P_1 - 10P_2 + 2P_3 = o \text{ oder } -\frac{3}{5}P_1 + 2P_2 - \frac{2}{5}P_3 = o;$$

die gleichen Zeichen von a_1, a_3 verweisen den Punkt in den Raum des Scheitelwinkels von B, da (absolut) $a_1 + a_3 < a_2$ ist.

Aus $$7G_1 - 2G_2 - 4G_3 = o$$

folgt, dass ein Durchschnitt der dargestellten Geraden, weil α_2, α_3 gleiche Zeichen haben, auf einer der Verlängerungen von BC liegt; aus $\alpha_3 > \alpha_2$ aber schliesst man, dass er von C aus jenseit B sich befindet. Die anderen Durchschnitte gehören AB, CA selbst an.

Der Schwerpunkt S des Dreiecks hat die Dr. K.

$$1 \quad 1 \quad 1;$$

der Mittelpunkt M des eingeschriebenen Kreises

$$a \quad b \quad c \text{ oder } \sin A \quad \sin B \quad \sin C;$$

der Mittelpunkt O des umgeschriebenen Kreises

$$\sin 2A \quad \sin 2B \quad \sin 2C \text{ oder } a^2 \operatorname{cotg} A \quad b^2 \operatorname{cotg} B \quad c^2 \operatorname{cotg} C;$$

der Höhenschnitt H des Dreiecks

$$\operatorname{cotg} B \operatorname{cotg} C \quad \operatorname{cotg} C \operatorname{cotg} A \quad \operatorname{cotg} A \operatorname{cotg} B \text{ oder } \operatorname{tg} A \quad \operatorname{tg} B \quad \operatorname{tg} C.$$

Um diese Angaben zu bestätigen, benutzt man am besten bei S, H die Seitenabschnitte, bei M, O die Inhalte der Dreiecke. Die erste Dr. K. lässt sich, da $\operatorname{cotg} A = \frac{b^2 + c^2 - a^2}{4\,\Delta}$ ist, bei O umgestalten in $a^2 (b^2 + c^2 - a^2)$ und bei H in $\frac{1}{b^2 + c^2 - a^2}$, die übrigen ergeben sich aus dieser durch cyklische Vertauschung. Dividiert man die Dr. K. sin 2A etc. bei O durch das doppelte Produkt der drei Kosinus, so entsteht als erste $\frac{\sin A}{\cos B \cos B} = \operatorname{tg} B + \operatorname{tg} C$.

IV.

Die Gerade durch zwei Punkte und der Durchschnitt zweier Geraden; drei Punkte in gerader Linie und drei Geraden durch denselben Punkt.

Wenn die Gerade (α) den P. (a) enthalten soll, so müssen nach II und III die Gleichungen

$$a_1\ P_1 + a_2\ P_2\ a_3\ P_3 = o \text{ und}$$

$$\frac{P_1}{\alpha_1} = \frac{P_2}{\alpha_2} = \frac{P_3}{\alpha_3}$$

in der Weise neben einander bestehen, dass die Werte der P in ihnen die nämlichen sind. Durch Elimination dieser Symbole gelangt man daher zu der Bedingung dafür, dass der Punkt und die Gerade einander angehören; sie lautet:

$$(1)\quad a_1\ \alpha_1 + a_2\ \alpha_2 + a_3\ \alpha_3 = o$$

und hätte sich auch aus II (17) und III (3) herleiten lassen.

Sollen nun zwei Punkte (a) und (b) sich auf der Geraden (α) befinden, so gelten hiernach die Beziehungen

$$a_1 + a_2 \cdot \frac{\alpha_2}{\alpha_1} + a_3 \cdot \frac{\alpha_3}{\alpha_1} = o \text{ und}$$

$$b_1 + b_2 \cdot \frac{\alpha_2}{\alpha_1} + b_3 \cdot \frac{\alpha_3}{\alpha_1} = o,$$

aus welchen

$$\frac{\alpha_2}{\alpha_1} = \frac{\left|\substack{ab\\31}\right|}{\left|\substack{ab\\23}\right|},\quad \frac{\alpha_3}{\alpha_1} = \frac{\left|\substack{ab\\12}\right|}{\left|\substack{ab\\23}\right|}$$

hervorgeht. Mithin wird die durch die P. (a) und (b) bedingte Gerade dargestellt vermöge der Gleichung:

$$(2)\quad \left|\substack{ab\\23}\right| G_1 + \left|\substack{ab\\31}\right| G_2 + \left|\substack{ab\\12}\right| G_3 = o.$$

Für den Durchschnitt der G. (α) und (β) muss sich wegen der symmetrischen Beschaffenheit der Bedingung (1) als Gleichung das Gegenbild von (2) ergeben; sie heisst:

$$(3)\quad \left|\substack{\alpha\beta\\23}\right| P_1 + \left|\substack{\alpha\beta\\31}\right| P_2 + \left|\substack{\alpha\beta\\12}\right| P_3 = o.$$

Wenn der Geraden in (2) noch der P. (c) angehören soll, so muss nach (1)

$$\left|\substack{ab\\23}\right| c_1 + \left|\substack{ab\\31}\right| c_2 + \left|\substack{ab\\12}\right| c_3 = o, \text{ d. h.}$$

$$(4)\quad \left|\substack{abc\\123}\right| = o$$

sein. Lassen sich also zwei Faktoren m, n ermitteln, welche den Gleichungen

$$(5)\ \begin{cases} a_1 + b_1 m + c_1 n = o, \\ a_2 + b_2 m + c_2 n = o \text{ und} \\ a_3 + b_3 m + c_3 n = o \end{cases}$$

genügen, so kann man überzeugt sein, dass die drei P. (a), (b), (c) in gerader Linie liegen; denn die Gl. (5) haben (4) zur Resultante. Von drei durch denselben Punkt gehenden Geraden gelten analoge Bestimmungen.

Wenn demnach die Gleichungen dreier Punkte oder dreier Geraden die Eigenschaft besitzen, dass die Summe einer von ihnen, einer mit einem passenden Faktor m multiplicierten von den beiden anderen und der mit n ebenso verbundenen dritten verschwindet, so liegen die Punkte auf derselben Geraden und die Geraden gehen durch den nämlichen Punkt.

Als Dr. K. wurden in III für S, O, H angegeben:

$$\begin{array}{ccc} 1 & 1 & 1 \\ tgB + tgC & tgC + tgA & tgA + tgB \\ tgA & tgB & tgC. \end{array}$$

Hier braucht man nur die K. von S mit — (tgA + tgB + tgC) zu multiplicieren und dann die K. jeder Vertikalreihe zu addieren, um an der Summe o zu erkennen, dass die drei Punkte einer Geraden angehören.

Oftmals bietet sich Gelegenheit, durch eine hierauf beruhende Methode, die auf passende Umgestaltung der Dr. K. eines Punktes hinausläuft, die Zusammengehörigkeit des letzteren mit anderen zu erkennen. In dem Beispiel genügt es

$$tgB + tgC \text{ in } (tgA + tgB + tgC) - tgA$$

zu verwandeln, um den Zusammenhang des Mittelpunktes O mit dem Schwerpunkt und Höhenschnitt nachzuweisen.

Auch das Verhältnis der durch S auf OM bedingten Strecken lässt sich unschwer durch die Dr. K. gewinnen. Man denke sich die Par. K. aus diesen hergeleitet, wobei man sich auf die Abscissen x_s, x_o, x_h beschränken kann. Der Nenner von x_h ist tgA + tgB + tgC, bei x_o das Doppelte und bei x_s das Dreifache dieser Summe, weshalb $3x_s$, $2x_o$, x_h einerlei Nenner haben. Die Faktoren von x_1, x_2, x_3 in den Zählern sind dabei so beschaffen, dass die Summe der zusammengehörigen von $2x_o$ und x_h dem von $3x_s$ gleich kommt. Daraus ergiebt sich

$$3x_s = 2x_o + x_h \text{ oder } 2\,(x_s - x_o) = x_h - x_s,$$

also der Satz:

Der Schwerpunkt ist vom Höhenschnitt doppelt so weit entfernt wie vom Mittelpunkt des umgeschriebenen Kreises.

V.

Die Reciprocität bei Punkten und Geraden; der Hauptsymmetriepunkt zweiten Grades (Grebep.); harmonische P. und G.; Parallele G. — Dr. K. bezüglich des Mittendreiecks.

Den durch die Dr. K.

$$\frac{1}{a_1} \quad \frac{1}{a_2} \quad \frac{1}{a_3}$$

bestimmten Punkt oder P. $\left(\frac{1}{a}\right)$ nennt man den reciproken des P. (a), ebenso die G. $\left(\frac{1}{\alpha}\right)$ die reciproke der G. (α). Die Darstellung in der Figur geschieht dadurch, dass man die Verhältnisse der Seitenabschnitte umkehrt, dass also z. B. an die Stelle des Verhältnisses $\frac{BA_1}{A_1C}$ auf BC das neue $\frac{BA_2}{A_2C}$ tritt, sofern $BA_2 = A_1C$ gemacht worden ist.

Der Durchschnitt (Fig. 4) der von A ausgehenden Ecklinie des P. (a) mit BC hängt ab von

$$o \quad a_2 \quad a_3$$

und der vierte harmonische zu B, C; A_1 von

$$o \quad a_2 \quad -a_3.$$

Der ebenso auf CA bestimmte P. B_1 hat ferner die Dr. K.

$-a_1 \quad o \quad a_3$ und der entsprechende C_1 auf AB:

$$a_1 \quad -a_2 \quad o.$$

Addiert man nun die homologen K. der harmonischen P., so erhält man jedesmal o, zum Beweis dafür, dass eine Gerade alle drei enthält; für die Dr. K. dieser G. aber findet man nach IV (2):

$$a_2 a_3 \quad a_3 a_1 \quad a_1 a_2,$$

mithin als Gleichung derselben:

$$\frac{G_1}{a_1} + \frac{G_2}{a_2} + \frac{G_3}{a_3} = o.$$

Daher gilt der Satz:

Die vierten harmonischen Strahlen zu je zwei Seiten und der zugehörigen Ecklinie eines Punk-

tes treffen die jedesmalige dritte Seite so, dass die Durchschnitte auf der zu dem Punkte **reciproken Geraden** liegen.

Von einer Geraden ausgehend gelangt man in analoger Weise zu dem reciproken Punkte derselben.

Nach den Bemerkungen (Fig. 5) am Schluss von III hat der reciproke Höhenschnitt H_r des Dreiecks $b^2 + c^2 - a^2$ als erste Dr. K., aus welcher die übrigen folgen; schreibt man statt dessen $a^2 + b^2 + c^2 - 2a^2$, so erkennt man, dass die durch den bezeichneten Punkt und den Schwerpunkt S gezogene Gerade noch einen dritten enthält, zu den Dr. K.

$$a^2 \qquad b^2 \qquad c^2$$

gehörig, den Haupt-Symmetriepunkt zweiten Grades oder Grebe-P. G.

Nennt man seine Abscisse x_g und die des reciproken Höhenschnittes x_{rh}, so besteht zwischen diesen und x_s die durch das Vorige begründete Beziehung:

$$3x_s - 2x_g = x_{rh} \text{ oder } 2(x_s - x_g) = x_{rh} - x_s,$$

nach welcher die Entfernung des reciproken Höhenschnittes vom Schwerpunkt doppelt so gross ist wie die des letzteren vom Grebepunkt. ($H_rS = 2SG$).

Nach diesem Satze lässt sich der letztgenannte konstruieren.

Wenn die Strecke zwischen den P.(a) und (b) nach dem Verhältnis λ geteilt wird, so erreicht man den zugehörigen vierten harmonischen P. vermöge $-\lambda$; deshalb sind die Dr. K. von vier harmon. P. festgestellt durch

$$\begin{Bmatrix} a_1 & a_2 & a_3 \\ b_1 & b_2 & b_3 \end{Bmatrix} \text{ (erstes Paar)}$$

$$\begin{Bmatrix} a_1 + \lambda b_1 & a_2 + \lambda b_2 & a_3 + \lambda b_3 \\ a_1 - \lambda b_1 & a_2 - \lambda b_2 & a_3 - \lambda b_3 \end{Bmatrix} \text{ (zweites Paar).}$$

Hieraus schliesst man, dass man durch Addition und Subtraktion der Dr. K. zweier Punkte die zu ihnen als harmonische gehörigen findet.

Für den Durchschnitt der von

$$\alpha_1 \qquad \alpha_2 \qquad \alpha_3 \quad \text{und}$$
$$\alpha + \alpha_1 \quad \alpha + \alpha_2 \quad \alpha + \alpha_3$$

abhängigen Geraden ergiebt sich nach geschehener Division durch α:

$$\alpha_2 - \alpha_3 \quad \alpha_3 - \alpha_1 \quad \alpha_1 - \alpha_2$$

Weil nun die Summe dieser Dr. P. K. verschwindet, so liegt der Punkt im Unendlichen und die Geraden sind deshalb parallel; man darf also behaupten:

Zwei Geraden sind parallel, wenn sich ihre homologen Dr. K. um die nämliche Grösse unterscheiden.

Soll die zu einer gegebenen G. (α) gezogene Parallele durch den P. (a) gehen, so gilt die Bedingung

$$a_1 (\alpha + \alpha_1) + a_2 (\alpha + \alpha_2) + a_3 (\alpha + \alpha_3) = o,$$

aus welcher, sofern die Summe der Dr. P. K. 1 beträgt, als Wert von α hervorgeht:

$$\alpha = - (a_1\alpha_1 + a_2\alpha_2 + a_3\alpha_3).$$

Ein Punkt hat im allgemeinen in Bezug auf ein zweites mit einem ersten irgendwie zusammenhängendes Dreieck eine andere Bedeutung wie im ersten; aus diesem Grunde erscheinen Angaben hinsichtlich der Übertragung der Dr. P. K. von einem Dreieck auf ein anderes wünschenswert. Wir beschränken uns hier auf das Mittendreieck und wollen in der darauf bezogenen Betrachtung für das Symbol P die Buchstaben der Punkte selbst anwenden, z. B. A für P_1 etc.

Bezeichnet man nun den Halbierungspunkt von BC mit A_0, die übrigen entsprechend, so hat man offenbar

$$2A_0 = B + C, \; 2B_0 = C + A, \; 2C_0 = A + B$$

als Gleichungen der Ecken des Mittendreiecks; daraus findet man diejenigen, welche die Ecken des ersten Dr. durch die des zweiten bestimmen, nämlich:

$$A = -A_0 + B_0 + C_0, \; B = A_0 - B_0 + C_0, \; C = A_0 + B_0 - C_0.$$

Hierdurch ist man in den Stand gesetzt, den P. (a) des ersten in Bezug auf das zweite auszudrücken; dies geschieht durch:

$$(-a_1 + a_2 + a_3) A_0 + (a_1 - a_2 + a_3) B_0 + (a_1 + a_2 - a_3) C_0 = o.$$

Zugleich ergiebt sich hieraus das Verfahren, von den K. des Punktes bezüglich des Mittendreiecks zu den ursprünglichen zurückzukehren; denn durch Addition der Koefficienten von B_0, C_0 erhält man 2a, also damit denjenigen von A, und die übrigen dem entsprechend.

Der Schwerpunkt des Mittendreiecks fällt offenbar mit dem des Urdreiecks zusammen; für den reciproken Höhenschnitt in jenem kann man, da seine Seiten die Hälften der anderen sind, wie vorher als Dr. K. $b^2 + c^2 - a^2$ etc. nehmen,

freilich bezüglich $A_0B_0C_0$. Der Übergang zu ABC wandelt dieselben um in a^2, b^2, c^2; mithin ist der erwähnte P. im ursprünglichen Dr. der Grebepunkt. Deshalb hat der Fusspunkt (Fig. 3) der von A_0 ausgehenden Höhe von B_0 dieselbe Entfernung wie der Durchschnitt zwischen A_0G und B_0C_0 von C_0.

Zweiter Teil.

Darstellung der Kegelschnitte durch Dreiecks-Koordinaten; Büschel und Scharen von Kegelschnitten.

VI.

Der massgebende Punkt eines Kegelschnittes; Tangenten.

In der Ebene des Fundamental-Dreiecks ABC (Fig. 6) sei durch den beliebigen Punkt P oder P (a) willkürlich die G. (β) gezogen; wird alsdann der reciproke P. $\left(\frac{1}{\beta}\right)$ der letzteren bezüglich ABC bestimmt, so bestehen nach IV (1), V und III (3) die Relationen

$$a_1\beta_1 + a_2\beta_2 + a_3\beta_3 = o \text{ und}$$
$$\beta_1 G_1 = \beta_2 G_2 = \beta_3 G_3,$$

aus welchen man durch Elimination der β findet:

$$(1) \quad a_1 G_2 G_3 + a_2 G_3 G_1 + a_3 G_1 G_2 = o \text{ oder auch}$$
$$\frac{a_1}{G_1} + \frac{a_2}{G_2} + \frac{a_3}{G_3} = o.$$

Denkt man sich die G. (β) um den P. (a) gedreht, so durchläuft ihr reciproker Punkt eine Linie, und zwar einen Kegelschnitt, weil die nach Einsetzung der Ausdrücke der G entwickelte Gleichung (1) neben konstanten Gliedern auch solche enthält, in welchen die veränderlichen Koordinaten x, y der G in der ersten und zweiten Dimension auftreten. Der Kegelschnitt ist um das Dr. beschrieben; denn (1) wird durch die Koordinaten von A, B, C befriedigt. Weil hiernach die Kurve bei gegebenem Dreieck ABC lediglich von der Lage des Punktes P abhängt, so soll letzterer ihr massgebender Punkt heis-

sen; sie selbst muss als Ortslinie und darum (1) als Ortsgleichung bezeichnet werden.

Für einen beliebigen P. (k) des Kegelschnitts gilt, weil seine reciproke Gerade durch den P. (a) gehen muss, die Relation

$$(2)\quad \frac{a_1}{k_1} + \frac{a_2}{k_2} + \frac{a_3}{k_3} = o,$$

aus welcher in Verbindung mit der entsprechenden, auf einen zweiten solchen P. (l) sich beziehenden folgt:

$$(3)\quad \left|\begin{smallmatrix} k\,l \\ 3\,1 \end{smallmatrix}\right| : \left|\begin{smallmatrix} k\,l \\ 2\,3 \end{smallmatrix}\right| = \frac{a_2}{k_2 l_2} \cdot \frac{k_1 l_1}{a_1} \text{ und } \left|\begin{smallmatrix} k\,l \\ 1\,2 \end{smallmatrix}\right| : \left|\begin{smallmatrix} k\,l \\ 2\,3 \end{smallmatrix}\right| = \frac{a_3}{k_3 l_3} \cdot \frac{k_1 l_1}{a_1}.$$

Weil nun die durch die beiden Punkte bedingte Gerade die Dr. K. $\left|\begin{smallmatrix} k\,l \\ 2\,3 \end{smallmatrix}\right|$, $\left|\begin{smallmatrix} k\,l \\ 3\,1 \end{smallmatrix}\right|$, $\left|\begin{smallmatrix} k\,l \\ 1\,2 \end{smallmatrix}\right|$ hat, so stellt sich als Gleichung der durch zwei Kurvenpunkte gehenden Sekante heraus:

$$(4)\quad \frac{a_1}{k_1 l_1} \cdot G_1 + \frac{a_2}{k_2 l_2} \cdot G_2 + \frac{a_3}{k_3 l_3} \cdot G_3 = o.$$

Für den Fall, dass der zweite Punkt mit dem ersten zusammenfällt, verwandelt sich die Sekante in die Tangente; man erhält demnach als Gleichung der Tangente des Kegelschnitts im Punkte (k):

$$(5)\quad \frac{a_1}{k_1{}^2} \cdot G_1 + \frac{a_2}{k_2{}^2} \cdot G_2 + \frac{a_3}{k_3{}^2} \cdot G_3 = o,$$

welche sich vermöge (2) noch umgestalten lässt in:

(6) $\left|\begin{smallmatrix} 2\,3 \\ a\,k \end{smallmatrix}\right| G_1 + \left|\begin{smallmatrix} 3\,1 \\ a\,k \end{smallmatrix}\right| G_2 + \left|\begin{smallmatrix} 1\,2 \\ a\,k \end{smallmatrix}\right| G_3 = o$; das Zeichen $\left|\begin{smallmatrix} 2\,3 \\ a\,k \end{smallmatrix}\right|$ bedeutet $a_2 k_3 + a_3 k_2$.

Sie stellt zugleich, wenn man sich (k) nicht als Kurvenpunkt, sondern in beliebiger Lage vorstellt, die Polare desselben dar. Durch die Annahme $k_1 = 1$, $k_2 = k_3 = o$ ergiebt sich aus (6) als Gleichung der Tangente in A:

(7) $\begin{cases} a_3 G_2 + a_2 G_3 = o, \text{ während} \\ a_3 G_1 + a_1 G_3 = o \text{ und } a_2 G_1 + a_1 G_2 = o \end{cases}$

die Tangenten in B und C ausdrücken.

Ferner gelangt man von (6) aus durch Einführung der Koordinaten des massgebenden Punktes (a) an Stelle der k zu der Gleichung der Polare desselben, nämlich zu:

$$(8)\quad \frac{1}{a_1} \cdot G_1 + \frac{1}{a_2} \cdot G_2 + \frac{1}{a_3} \cdot G_3 = o,$$

also zu dem Satze:

Die Polare des massgebenden Punktes eines um ein Dreieck beschriebenen Kegelschnitts ist die reciproke Gerade desselben.

Die Tangenten durch B und C mögen in $\mathfrak{A}$, die durch C und A in $\mathfrak{B}$, die durch A und B in $\mathfrak{C}$ zusammentreffen; dadurch entsteht das *Tangentendreieck* $\mathfrak{A}\mathfrak{B}\mathfrak{C}$, dessen Ecken die Pole der gegenüberliegenden Seiten des Sehnendreiecks ABC sind. Deshalb müssen

$$(9) \quad -a_1 \qquad a_2 \qquad a_3, \quad \text{etc.}$$

die Koordinaten von $\mathfrak{A}$, etc, und daher

$$(10) \quad 0 \quad a_1 \quad -a_2, \; -a_3 \quad 0 \quad a_1, \; a_2 \quad -a_1 \quad 0$$

die von A$\mathfrak{A}$, B$\mathfrak{B}$, C$\mathfrak{C}$ sein. Zwei solche Dreiecke wie ABC und $\mathfrak{A}\mathfrak{B}\mathfrak{C}$, von welchen das zweite durch die Tangenten in den Ecken des ersten bestimmt wird, mögen als *zusammengehörige* bezeichnet werden. Man erkennt an den Werten in (10), dass die Geraden A$\mathfrak{A}$ etc. den Punkt (a) als gemeinsamen Durchschnitt haben, mithin die Eigenschaft:

Die Verbindenden der entsprechenden Ecken zweier zusammengehörigen Dreiecke eines Kegelschnitts durchkreuzen einander in demselben Punkt, und zwar in dem massgebenden Punkt des Kegelschnitts bezüglich des Sehnendreiecks.

Hieraus geht noch hervor, dass die beiden Dreiecke sich in *perspektivischer Lage* befinden, die Durchschnitte der entsprechenden Seiten — A_1, B_1, C_1 — also in gerader Linie liegen; diese enthält die Pole von A$\mathfrak{A}$, B$\mathfrak{B}$, C$\mathfrak{C}$, ist daher selbst die durch (8) bestimmte Polare des massgebenden Punktes. Weil A_1 den Pol von A$\mathfrak{A}$ bedeutet, so wird durch beide die Seite BC harmonisch geteilt; man kann folglich den Satz aufstellen:

Die entsprechenden Seiten zweier zusammengehörigen Dreiecke eines Kegelschnitts schneiden einander in den Punkten einer Geraden, nämlich der Polaren des massgebenden Punktes; jede Seite des Sehnendreiecks wird durch letztere und die Verbindende der ihr gegenüberliegenden Ecke mit der entsprechenden des Tangentendreiecks harmonisch geteilt (AB, AC; A$\mathfrak{A}$, AA_1, etc. sind harmonische Strahlen).

VII.

Die massgebende Gerade eines Kegelschnitts.

Bei der gegenwärtigen mit der vorigen analogen Betrachtung soll von dem Dreieck $\mathfrak{A}\mathfrak{B}\mathfrak{C}$ (Fig. 6) als Fundamental-

Dreieck ausgegangen werden. Auf einer Geraden, welche bezüglich desselben die Koordinaten α_1 etc. haben möge, wird ein P. (b) angenommen und seine reciproke Gerade in Bezug auf $\mathfrak{A}\mathfrak{B}\mathfrak{C}$ bestimmt.

Dies giebt Veranlassung zur Aufstellung der Relationen:

$$\alpha_1 b_1 + \alpha_2 b_2 + \alpha_3 b_3 = o \text{ und}$$
$$b_1 \mathfrak{A} = b_2 \mathfrak{B} = b_3 \mathfrak{C},$$

aus welchen nach Wegschaffung der b als Gleichung der Kurve folgt:

$$(1) \quad \alpha_1 \mathfrak{B}\mathfrak{C} + \alpha_2 \mathfrak{C}\mathfrak{A} + \alpha_3 \mathfrak{A}\mathfrak{B} \text{ oder } \frac{\alpha_1}{\mathfrak{A}} + \frac{\alpha_2}{\mathfrak{B}} + \frac{\alpha_3}{\mathfrak{C}} = o,$$

das Analogon zu VI (1).

Bei der Variation des P. (b) unter der Voraussetzung, dass derselbe auf der G. (α) bleibt, stellt (1) — weil man daraus eine Gleichung zweiten Grades bezüglich der in $\mathfrak{A}$, $\mathfrak{B}$, $\mathfrak{C}$ enthaltenen Linienkoordinaten bilden kann — ebenfalls einen Kegelschnitt dar, welchen man sich mittelst der zu den Punkten der Reihe (α) reciproken Geraden erzeugt vorstellen muss; er wird von diesen ebenso wie von den Seiten des Dreiecks berührt, ist also dem letzteren eingeschrieben. Die bei gegebenem Dr. $\mathfrak{A}\mathfrak{B}\mathfrak{C}$ den Kegelschnitt bedingende Punktreihe (α) soll seine massgebende Gerade heissen, die Gl. (1), welche die Linien-K. u, v enthält, seine Mantelgleichung.

Bezeichnet man eine beliebige Tangente der Kurve mit ($\varkappa$), so bestehen zwischen den α und $\varkappa$ Beziehungen, welche den in VI für die a, k aufgestellten vollkommen analog sind; so z. B. entspricht (6)

$$(2) \quad \left|{}^{23}_{\alpha\varkappa}\right| \mathfrak{A} + \left|{}^{31}_{\alpha\varkappa}\right| \mathfrak{B} + \left|{}^{12}_{\alpha\varkappa}\right| \mathfrak{C} = o$$

und bedeutet den Pol der beliebigen G. ($\varkappa$), resp. den Berührungspunkt der Tangente; die Gegenbilder von (7) sind

$$(3) \quad \alpha_3 \mathfrak{B} + \alpha_2 \mathfrak{C} = o, \; \alpha_3 \mathfrak{A} + \alpha_1 \mathfrak{C} = o, \; \alpha_2 \mathfrak{A} + \alpha_1 \mathfrak{B} = o,$$

die Gleichungen der Berührungsp. auf den Seiten $\mathfrak{B}\mathfrak{C}$ etc.

Der Pol der massgebenden G. (α) hat die Dr. K.

$$\frac{1}{\alpha_1} \quad \frac{1}{\alpha_2} \quad \frac{1}{\alpha_3} \text{ (vergl. VI (8)).}$$

Wenn man unter A, B, C die auf den Seiten von $\mathfrak{A}\mathfrak{B}\mathfrak{C}$ befindlichen Berührungspunkte versteht, so erhält man durch Verbindung derselben wieder das mit dem letzteren zusammengehörige Sehnendreieck.

Die in VI ausgesprochenen Sätze erleiden hier gewisse Abänderungen im Wortlaut; an ihre Stelle treten folgende:

Der Pol der massgebenden Geraden eines in ein Dreieck beschriebenen Kegelschnittes ist der reciproke Punkt derselben.

Die Durchschnitte der entsprechenden Seiten zweier zusammengehörigen Dreiecke eines Kegelschnitts liegen auf einer Geraden, nämlich der massgebenden des K. bezüglich des Tangentendreiecks.

Die Verbindenden der entsprechenden Ecken zweier zusammengehörigen Dreiecke gehen durch denselben Punkt, den Pol der massgebenden Geraden. Die von einer Ecke des Tangentendreiecks ausgehenden Seiten, die von ihr durch den erwähnteu Pol und den Durchschnitt der dritten Seite mit der entsprechenden des Sehnendreiecks gezogenen Geraden sind harmonisch.

Um hier die Gleichung der Polare eines beliebigen P. (b) zu finden, hat man nur nötig, die Verhältnisse der Koordinaten in (2) durch die b auszudrücken und die erhaltenen Gleichungen nach den x aufzulösen; aus

$$\frac{b_2}{b_1} = \frac{\alpha_3 x_1 + \alpha_1 x_3}{\alpha_2 x_3 + \alpha_3 x_2} \text{ und } \frac{b_3}{b_1} = \frac{\alpha_1 x_2 + \alpha_2 x_1}{\alpha_2 x_3 + \alpha_3 x_2}$$

folgt aber

$$\frac{x_2}{x_1} = \frac{\alpha_2}{\alpha_1} \cdot \frac{\alpha_1 b_1 - \alpha_2 b_2 + \alpha_3 b_3}{-\alpha_1 b_1 + \alpha_2 b_2 + \alpha_3 b_3}$$

und der analoge Wert von $\frac{x_3}{x_1}$; die Gleichung der Polare eines beliebigen P. (b) inbezug auf das Tangentendreieck ist demnach: (4) $\alpha_1 (-\alpha_1 b_1 + \alpha_2 b_2 + \alpha_3 b_3) \mathfrak{S}_1 + \text{etc.} = 0$.

Dieser Bestimmung entspricht bezüglich des Sehnendreiecks die Herleitung der Gleichung des Poles einer beliebigen G. (β) mit Hilfe von VI (6); man findet daraus die zu (4) analoge Gleichung:

$$(5)\ a_1 (-a_1 \beta_1 + a_2 \beta_2 + a_3 \beta_3) A + \text{etc.} = 0.$$

Wenn ABC und $\mathfrak{ABC}$ zwei zusammengehörige in und um einen Kegelschnitt beschriebene Dreiecke sind, so entspricht dem Punkt K oder (k) desselben die durch den massgebenden

Punkt gehende G. $\left(\frac{1}{k}\right)$; der Fusspunkt A′ von AK auf BC hängt ab von $\quad o \quad k_2 \quad k_3$
und der Durchschnitt (A′) der G. $\left(\frac{1}{k}\right)$ mit BC von
$$o \quad k_2 \quad -k_3,$$
so dass BC in A′ und (A′) harmonisch geteilt wird; d. h.:

Die Ecklinie eines Kurvenpunktes und die zu ihm reciproke Gerade teilen die Seiten des Sehnendreiecks harmonisch (AB, AC; AA′, A(A′) sind harmonische Strahlen).

Die Tangente ($\varkappa$) in K und der von $\mathfrak{A}$ nach dem ihr entsprechenden Punkte $\frac{1}{\varkappa}$ der massgebenden Geraden geführte Strahl zeigen dasselbe Verhalten — also:

Die Tangente eines Kurvenpunktes und die Ecklinien nach dem reciproken Punkte derselben auf der massgebenden Geraden teilen die Seiten des Tangentendreiecks harmonisch ($\mathfrak{A}\mathfrak{B}$, $\mathfrak{A}\mathfrak{C}$; $\mathfrak{A}\mathfrak{A}'$ $\mathfrak{A}(\mathfrak{A}')$ sind harmonische Strahlen).

Dabei ist $\mathfrak{A}$ der Pol von BC und $\mathfrak{A}'$ der von AK, mithin A′ als Durchschnitt von BC und AK der Pol von $\mathfrak{A}\mathfrak{A}'$; deshalb muss BC von $\mathfrak{A}\mathfrak{A}'$ in dem zugeordneten harmonischen Punkt von A′, also in (A′) getroffen werden.

Hier bietet sich also folgender Zusammenhang dar: Durch den massgebenden Punkt zieht man eine beliebige Gerade L, die Seiten des Sehnendreiecks in (A′), (B′), (C′) schneidend, sucht zu ihnen die harmonischen A′, B′, C′ und verbindet diese mit A, B, C; die entstandenen Ecklinien kreuzen einander in dem Punkt K des Kegelschnittes. Die Ecklinien des Tangentendreiecks durch (A′), (B′) (C′) treffen die Seiten desselben in $\mathfrak{A}'$, $\mathfrak{B}'$, $\mathfrak{C}'$, welche der Tangente in K angehören; mittelst der diesen Punkten zugeordneten harmonischen ($\mathfrak{A}'$), ($\mathfrak{B}'$), ($\mathfrak{C}'$) gewinnt man nun Ecklinien des Tangentendreiecks, deren gemeinsamer Durchschnitt P sich auf der massgebenden Geraden befindet. Man sieht also, dass die Gerade L und der Punkt P zusammengehören; sie mögen als dem Punkte K, resp. der Tangente in demselben, zugeordnet bezeichnet werden.

VIII.

Bestimmung der Mittelpunkte.

Weil die Polare des Mittelp. (m) eines Kegelschnitts (Fig. 7) sich im Unendlichen befindet, also drei gleiche Koordinaten hat, so gewinnt man aus VII (5) durch Gleichsetzung der β für den Mittelp. M eines um ABC beschriebenen Kegelschnitts die Gleichung:

$$(1)\ a_1\ (-a_1 + a_2 + a_3)\ A + \text{etc.} = o;$$

ebenso entsteht aus der dortigen Formel (2) durch Gleichsetzung der $\varkappa$ für den Mittelp. des in $\mathfrak{ABC}$ beschriebenen Kegelschnitts:

$$(2)\ (\alpha_2 + \alpha_3)\ \mathfrak{A} + \text{etc.} = o.$$

Aus (1) folgt:

$$m_2 - m_3 = (a_3 - a_2)\ (-a_1 + a_2 + a_3),$$

also weiter:

$$(3)\ \frac{m_2 - m_3}{m^1} = \frac{a_3 - a_2}{a_1};$$

kombiniert man aber

	a_1	a_2	a_3	(den massg. Punkt)
mit	0	1	1	(dem Halbierungsp. von BC),
so entsteht:	$a_3 - a_2$	$-a_1$	a_1	

für eine Gerade, deren Durchschnitt mit CA daher bestimmt wird durch:

$$-a_1 \quad o \quad a_3 - a_2 \quad \text{oder}$$

$$(4)\ 1 \quad 0 \quad \frac{a_2 - a_3}{a_1}.$$

Zieht man statt des P. (a) den Mittelpunkt in Betracht, so ergiebt sich für den betreffenden Punkt auf CA:

$$(5)\ 1 \quad 0 \quad \frac{m_2 - m_3}{m_1}.$$

Weil nun wegen (3) die Addition der Koordinaten in (4) und (5) zu $\quad 2 \quad 0 \quad 0$ oder $1 \quad 0 \quad 0$
und die Subtraktion zu

$$0 \quad 0 \quad 2.\frac{a_2 - a_3}{a_1} \text{ oder } 0 \quad 0 \quad 1$$

führt, so wird CA durch die von (4) und (5) abhängigen Punkte harmonisch geteilt, oder mit anderen Worten:

Eine Seite eines in einen Kegelschnitt beschriebenen Dreiecks und die Geraden, welche von ihrem Halbierungspunkt nach der gegenüber-

liegenden Ecke, nach dem massgebenden Punkt und dem Mittelpunkt des Kegelschnitts sich ziehen lassen, bilden vier harmonische Strahlen.

Hiernach kann der Mittelpunkt als Durchschnitt dreier Geraden gefunden werden; eine davon ist der vierte harmon. Strahl zu $A_0 C$, $A_0 A$; $A_0 P$.

Nach VI (9) hat der Punkt 𝔄 die Gleichung:

$$(6) \quad - a_1 A + a_2 B + a_3 C = o.$$

Weil man nun (1) auf die Form

$$(7) \; (a_1 - a_2 - a_3)\,(-a_1 A + a_2 B + a_3 C) + 2 a_2 a_3 (B + C) = o$$

bringen kann, so gehört der Mittelp. des Kegelschnitts der Geraden an, welche durch den in (6) enthaltenen Punkt und die Mitte von BC bestimmt wird, wie auch noch zwei anderen durch die Halbierungspunkte von CA und AB gehenden, auf dieselbe Weise ermittelten Geraden.

Ein ähnliches Verfahren lässt sich auf (2) anwenden; nach der Verwandlung dieser Gleichung in

$$(a_2 + \alpha_3)\,\mathfrak{A} + (\alpha_3 \mathfrak{B} + \alpha_2 \mathfrak{C}) + \alpha_1\,(\mathfrak{B} + \mathfrak{C}) = o$$

erkennt man in dem ersten Glied derselben die Ecke 𝔄, in der Zusammenfassung der beiden folgenden den Berührungspunkt A auf 𝔅ℭ und in dem letzten die Mitte von 𝔅ℭ; der Mittelpunkt des eingeschriebenen Kegelschnitts befindet sich also auf der Geraden, welche die Mitte von 𝔅ℭ mit dem Halbierungspunkt von 𝔄A verbindet, ebenso wie auf den beiden anderen ihr entsprechenden, und ist daher ihr gemeinsamer Durchschnitt.

Für $a_1 = a^2$, $a_2 = b^2$, $a_3 = c^2$ geht der massgebende Punkt in den Grebeschen und der umgeschriebene Kegelschnitt in den Kreis über; denn die Koordinaten in (1) werden in diesem Falle zu den Ausdrücken, welche den Mittelpunkt des umgeschriebenen Kreises bedingen.

Die Substitution von $\alpha_1 = \frac{1}{2}(b + c - a) = s_1$ etc. in (2) lässt die Gleichung sich verwandeln in die den Mittelpunkt des eingeschriebenen Kreises darstellende; diese Form nimmt also der eingeschriebene Kegelschnitt an, sobald die massgebende Gerade s_1, s_2, s_3 (oder $\cotg\frac{\mathfrak{A}}{2}$, $\cotg\frac{\mathfrak{B}}{2}$, $\cotg\frac{\mathfrak{C}}{2}$) zu Koordinaten hat.

Weist man dem massgebenden Punkt seine Lage im Schwerpunkt des Dreiecks an, so fällt der Mittelpunkt, wie aus (1) ersichtlich, mit diesem zusammen; die Tangente in A hat $G_2 + G_3 = 0$ zur Gleichung, ist also die durch A zu BC gezogene Parallele; die Seiten der zusammengehörigen Dreiecke sind parallel und die Ecken des Sehnendreiecks halbieren die Seiten des anderen. Folglich stellt der Kegelschnitt in diesem Falle die die Seiten eines Dreiecks in ihren Mitten berührende Ellipse dar; die massgebende Gerade ist unendlich fern.

IX.

Kegelschnittbüschel von vier Punkten.

Man denke sich auf einem durch die Ecken von ABC geführten Kegelschnitt (Fig. 8) einen vierten und fünften Punkt (k) und (l); durch die fünf Punkte ist derselbe vollkommen bestimmt; kann man doch auch vermöge der zwischen den Dr. K. stattfindenden Relationen den massgebenden P. (a) ermitteln. Ist aber ausser den Ecken von ABC nur der P. (k) gegeben, so bleibt für (a) ein gewisser Spielraum, in welchem dieser Punkt variieren kann, da er nur durch die eine Gleichung

$$\frac{a_1}{k_1} + \frac{a_2}{k_2} + \frac{a_3}{k_3} = 0$$

gebunden erscheint; nimmt man nun einen zweiten massgebenden Punkt (a′) an mit der Bedeutung, dass durch ihn ein neuer ebenfalls durch die vier Punkte gehender Kegelschnitt bestimmt wird, so gilt für ihn die Relation:

$$\frac{a_1'}{k_1} + \frac{a_2'}{k_2} + \frac{a_3'}{k_3} = 0.$$

Für die durch (a) und (a′) gelegte G. (β) hat man:

$$\frac{\beta_2}{\beta_1} = \frac{|aa'|_{31}}{|aa'|_{23}} \text{ und } \frac{\beta_3}{\beta_1} = \frac{|aa'|_{12}}{|aa'|_{23}},$$

d. h. wegen der angeführten Relationen:

$$(1)\quad \frac{\beta_2}{\beta_1} = \frac{k_1}{k_2} \text{ und } \frac{\beta_3}{\beta_1} = \frac{k_1}{k_3},$$

so dass die Gleichung dieser Geraden wird:

$$(2)\quad \frac{G_1}{k_1} + \frac{G_2}{k_2} + \frac{G_3}{k_3} = 0,$$

welche nur von (k) abhängt. Demgemäss werden durch vier

Punkte viele Kegelschnitte bestimmt, deren Gesamtheit einen Kegelschnittbüschel von vier Punkten bildet; die mit demselben im Zusammenhang stehende G. $\left(\frac{1}{k}\right)$ soll die ihm zugeordnete Gerade heissen. Dem Obigen entspricht dann der Satz:

Die dem Kegelschnittbüschel von vier Punkten zugeordnete Gerade ist inbezug auf das durch drei derselben bedingte Dreieck reciprok dem vierten gemeinschaftlichen Punkte; die von den Ecken des erwähnten Dreiecks nach dem vierten Punkt gezogenen Ecklinien und die zugeordnete Gerade teilen daher die Seiten harmonisch.

Es möge AK die Seite BC in *A* treffen; dann ist nach dem letzten Teile des Satzes der Durchschnitt (*A*) derselben Seite mit der zugeordneten Geraden des Büschels der vierte harmonische Punkt zu B, C; *A*. Dasselbe lässt sich von den auf CA und AB auf analoge Weise bestimmten Punkten *B*, (*B*); *C*, (*C*) sagen; daher kann man nach den Ausführungen in VII ABC als Tangenten- und *ABC* als Sehnendreieck eines Kegelschnitts ansehen, so dass K der massgebende Punkt des letzteren inbezug auf das Sehnendreieck und zugleich der Pol der massgebenden Geraden bezüglich des Tangentendreiecks ist, nämlich der Pol von (*A*) (*B*) (*C*). Der die Seiten von ABC in *A*, *B*, *C* berührende Kegelschnitt hängt lediglich von dem Punkte K ab, welcher auch den Kegelschnittbüschel bestimmt, und heisst deshalb der dem letzteren zugeordnete eingeschriebene K.

Der massgebende Punkt (a) irgend eines um ABC beschriebenen und durch K gehenden Kegelschnitts befindet sich auf der dem Büschel ABCK zugeordneten Geraden (*A*) (*B*) (*C*); die an denselben in A gezogene Tangente hat die Koordinaten

$$0 \qquad a_3 \qquad a_2$$

und trifft BC daher in dem von

$$0 \qquad a_2 \qquad -a_3$$

abhängigen Punkte A_1, während der entsprechende auf CA liegende Tangentendurchschnitt B_1 durch

$$-a_1 \qquad 0 \qquad a_3$$

bestimmt wird. Mithin ist die Gleichung von $A_1 B_1$:

$$\frac{1}{a_1} \cdot G_1 + \text{etc.} = o,$$

$A_1 B_1$ selbst also, weil der Punkt (a) der massgebenden Geraden des zugeordneten eingeschriebenen Kegelschnitts angehört, eine Tangente des letzteren. Jeder umgeschriebene des Büschels erzeugt eine solche.

X.

Kegelschnittschar von vier Geraden.

Durch die Seiten eines Dreiecks $\mathfrak{ABC}$ (Fig. 8) nebst einer vierten G. ($\varkappa$) wird eine Schar eingeschriebener Kegelschnitte bestimmt, welcher der P. $\left(\frac{1}{\varkappa}\right)$ als Durchschnitt ihrer massgebenden Geraden zugeordnet ist. Letzterer wird erkannt als massgebender Punkt des der Schar von eingeschriebenen zugeordneten umgeschriebenen Kegelschnitts; er ist reciprok zu der vierten Tangente, weshalb die durch ihn gezogenen Ecklinien und die vierte Tangente die Seiten von $\mathfrak{ABC}$ harmonisch teilen. Die Begründung ist analog der in IX.

Man kann hierbei auch die dort erläuterte Figur benutzen; dann bildet ABC das gegebene Dreieck, durch dessen Seiten und die vierte Tangente A_1B_1 die Schar der eingeschriebenen Kegelschnitte bedingt wird. Ermittelt man nun zu B, C; A_1 etc. die vierten harmonischen Punkte (A_1), (B_1), (C_1), so erhält man im Durchschnitt der Verbindenden zwischen ihnen und den gleichnamigen Ecken den massgebenden Punkt des zugeordneten umgeschriebenen Kegelschnitts; jeder einzelne eingeschriebene bestimmt einen Punkt des letzteren. Verbindet man nämlich die Berührungspunkte A, B, C eines solchen mit den gleichnamigen Ecken von ABC, so entsteht der Punkt K als ein dem zugeordneten Kegelschnitt der Schar angehöriger.

XI.

Der Mittelpunktkegelschnitt eines Büschels und die Mittelpunktgerade einer Schar von Kegelschnitten.

Denkt man sich, dass der Mittelpunkt (Fig. 9) eines Kegelschnitts des durch vier Punkte bestimmten Büschels auf BC liegt, so muss die erste Dr. K. desselben verschwinden, also

$$a_1 = a_2 + a_3$$

sein; der Quotient der beiden anderen ist alsdann 1, der betreffende Mittelp. muss demnach in den Halbierungsp. von BC fallen. Dasselbe gilt von CA, AB. Der Mittelpunkt-Kegelschnitt des Büschels ist also um das Mittendreieck $A_0B_0C_0$ beschrieben; die Geradenpaare, welche alle vier Punkte enthalten, wie z. B. BC, AK, gehören ebenfalls zu dem Büschel und der jedesmalige Durchschnitt ist zugleich der Mittelp. des von den Geraden vertretenen Kegelschnitts. Die Ecklinie AK von K oder P. (k) trifft aber BC in dem von

$$o \quad k_2 \quad k_3$$

abhängigen Punkte, während der Durchschnitt (BK, CA) die Dr. K. $\quad k_1 \quad o \quad k_3 \quad$ hat.

Durch Übertragung auf das Mittendreieck entsteht hieraus:

$$(1) \begin{cases} k_2 + k_3 \quad -(k_2 - k_3) \quad k_2 - k_3 \quad \text{und} \\ -(k_1 - k_3) \quad k_1 + k_3 \quad k_1 - k_3 \quad \text{(vergl. V),} \end{cases}$$

mithin für die reciproken Geraden dieser Punkte:

$$\frac{k_2 + k_3}{k_2 - k_3} \quad -1 \quad 1$$

$$-1 \quad \frac{k_1 - k_3}{k_1 + k_3} \quad 1.$$

Ihr Durchschnitt, für welchen man nach geschehener Reduktion die Dr. K.

$$(2) \; k_1 (k_2 + k_3) \quad k_2 (k_3 + k_1) \quad k_3 (k_1 + k_2)$$

findet, ist der massgebende P. des in Rede stehenden Kegelschnitts und deshalb der Mittelp. des letzteren bestimmt durch

$$k_2 + k_3 \quad \text{etc.,}$$

und zwar bezüglich $A_0B_0C_0$; kehrt man zu ABC zurück, so wird

$$(3) \; 2k_1 + k_2 + k_3$$

die erste Dr. K. für den Mittelp. des Mittelpunkt-Kegelschnitts des Büschels, welcher die übrigen entsprechen. Weil man diese K. durch Addition von k_1 und der Summe der k entstehen lassen kann, so liegt der bezeichnete Mittelp. mit K und dem Schwerpunkt von ABC in gerader Linie. Jeder von den Punkten darf als vierter gewählt werden und es giebt deshalb auch vier Geraden dieser Eigenschaft; zwei derselben genügen zur Konstruktion des Mittelp. der Mittelpunkte.

Aus den Dr. K. von A in der Form

$$k_1 + k_2 + k_3 \quad o \quad o$$

und denjenigen des P. (k) oder K ermittelt man für den Hal-

bierungspunkt von AK: $2k_1 + k_2 + k_3 \quad k_2 \quad k_3$
als Dr. K. Addiert man hierzu die mit der Summe der k multiplicierten Dr. K.

$$0 \quad 1 \quad 1$$

der Mitte von BC, so gelangt man ebenfalls zu den Dr. K. des besprochenen Mittelp., welcher demnach auch als Durchschnitt der Mittellinien des Vierecks ABCK gefunden werden kann.

Wenn man die massgebenden Geraden zweier Kegelschnitte (Fig. 10), welche zu der durch Dr. $\mathfrak{A}\mathfrak{B}\mathfrak{C}$ und die vierte Tangente ($\varkappa$) bestimmten Schar gehören, durch (α) und (α') bezeichnet, so hängt der Durchschnitt derselben nach X ab von

$$\frac{1}{\varkappa_1} \qquad \frac{1}{\varkappa_2} \qquad \frac{1}{\varkappa_3},$$

ausserdem aber von:

$$\begin{vmatrix}\alpha\alpha' \\ {\scriptstyle 2\,3}\end{vmatrix} \qquad \begin{vmatrix}\alpha\alpha' \\ {\scriptstyle 3\,1}\end{vmatrix} \qquad \begin{vmatrix}\alpha\alpha' \\ {\scriptstyle 1\,2}\end{vmatrix};$$

deshalb bestehen die Relationen:

$$(4) \quad \frac{\varkappa_1}{\varkappa_2} = \frac{\begin{vmatrix}\alpha\alpha' \\ {\scriptstyle 3\,1}\end{vmatrix}}{\begin{vmatrix}\alpha\alpha' \\ {\scriptstyle 2\,3}\end{vmatrix}}, \quad \frac{\varkappa_1}{\varkappa_3} = \frac{\begin{vmatrix}\alpha\alpha' \\ {\scriptstyle 1\,2}\end{vmatrix}}{\begin{vmatrix}\alpha\alpha' \\ {\scriptstyle 2\,3}\end{vmatrix}}.$$

Die durch die Mittelp. beider Kurven geführte Gerade hat nach VIII (2) als erste Koordinate

$$(\alpha_3 + \alpha_1)(\alpha_1' + \alpha_2') - (\alpha_3' + \alpha_1')(\alpha_1 + \alpha_2)$$
$$= - \begin{vmatrix}\alpha\alpha' \\ {\scriptstyle 2\,3}\end{vmatrix} + \begin{vmatrix}\alpha\alpha' \\ {\scriptstyle 3\,1}\end{vmatrix} + \begin{vmatrix}\alpha\alpha' \\ {\scriptstyle 1\,2}\end{vmatrix},$$

welcher die beiden anderen entsprechen; mit Hilfe von (4) gewinnt man hieraus die Gleichung der Geraden in der Form:

$$(5) \quad \left(-\frac{1}{\varkappa_1} + \frac{1}{\varkappa_2} + \frac{1}{\varkappa_3}\right) \mathfrak{G}_1 + \left(\frac{1}{\varkappa_1} - \frac{1}{\varkappa_2} + \frac{1}{\varkappa_3}\right) \mathfrak{G}_2 + \text{etc.} = 0.$$

Diese G. muss gedeutet werden als der geometrische Ort für die Mittelp. aller Kegelschnitte der durch vier Tangenten bedingten Schar; dieser Ort ist also eine Gerade, die Mittelpunktgerade der Schar.

Die Koefficienten der $\mathfrak{G}$ in (5) besitzen die Eigenschaft, dass, wenn man den ersten mit $\varkappa_2$, den zweiten mit $-\varkappa_1$ und den dritten mit $\varkappa_2 - \varkappa_1$ multipliciert, ein mit Null identischer Ausdruck entsteht; daraus geht hervor, dass der von

$$(6) \quad \varkappa_2 \qquad -\varkappa_1 \qquad \varkappa_2 - \varkappa_1$$

abhängige Punkt auf der Mittelpunktgeraden liegt; dasselbe gilt auch von den durch

$$- \varkappa_3 \quad \varkappa_1 - \varkappa_3 \quad \varkappa_1 \quad \text{und} \quad \varkappa_3 - \varkappa_2 \quad \varkappa_3 \quad - \varkappa_2$$

bestimmten.

Die Dr. P. K. in (6) kann man sich aber entstanden denken durch Addition von

$$\varkappa_2 \quad - \varkappa_1 \quad 0 \quad \text{und} \quad 0 \quad 0 \quad \varkappa_2 - \varkappa_1;$$

die letzten Werte führen auf die Ecke 𝔈 und die vorhergehenden auf den Durchschnitt der Tangente ($\varkappa$) mit der Seite 𝔄𝔅, so dass (6) den Halbierungspunkt der Strecke zwischen diesen beiden bedeutet. Hieraus erhellt die Richtigkeit des Satzes:

Die Mittelpunktgerade aller Kegelschnitte, welche sich in ein Vierseit einschreiben lassen, halbiert die drei Diogonalen des vollständigen Vierseits.

Fügt man zu jeder Dr. L. K. in (5)

$$- \frac{1}{\varkappa_1} - \frac{1}{\varkappa_2} - \frac{1}{\varkappa_3}$$

hinzu, so kommt man nach der Division durch — 2 auf die Gleichung der zu ($\varkappa$) reciproken Geraden und zu dem Satze:

Die zu einer der vier gemeinschaftlichen Tangenten einer Kegelschnittschar bezüglich des durch die übrigen bestimmten Dreiecks reciproke Gerade ist der Mittelpunktgeraden der Schar parallel (vergl. V).

XII.

Veränderte Orts- und Mantelgleichung der Kegelschnitte.

Der Gl. (1) in VI liegt die Vorstellung zu Grunde, dass die Kurve durch die Bewegung eines Punktes entsteht; dabei spielte der massgebende P. (a) die Hauptrolle, während bei der in VII hergeleiteten Mantelgleichung diese von der massgebenden G. (α) übernommen wurde. Es fragt sich, ob unter Beibehaltung der Dr. K. von (a) die Darstellung des Kegelschnitts durch die Mantelgl. sich ebenfalls ermöglichen lässt.

Die erste Ecke 𝔄 des mit dem eingeschriebenen Dreieck ABC eines Kegelschnitts zusammengehörigen umgeschriebenen besitzt nach VI (9) die Dr. K.

$$- \mathfrak{a}_1 \quad \mathfrak{a}_2 \quad \mathfrak{a}_3,$$

oder $\qquad (1) \quad - \alpha_1 \mathfrak{a}_1 \quad \alpha_1 \mathfrak{a}_2 \quad \alpha_1 \mathfrak{a}_3.$

Hiernach bildet man

$$(2) \begin{cases} \alpha_2 a_1 & -\alpha_2 a_2 & \alpha_2 a_3 \\ \alpha_3 a_1 & \alpha_3 a_2 & -\alpha_3 a_3 \end{cases} \text{ für } \mathfrak{B} \text{ und } \mathfrak{C}.$$

Wenn man diese Ausdrücke in die Gleichung VII (1) substituiert und dabei als Gleichungen der Ecken A, B, C einführt $P_1 = o$ etc., so ergiebt sich nach der Division durch $\alpha_1 \alpha_2 \alpha_3$:

$$(3) \begin{cases} (a_1 P_1 - a_2 P_2 + a_3 P_3)(a_1 P_1 + a_2 P_2 - a_3 P_3) + \\ (a_1 P_1 + a_2 P_2 - a_3 P_3)(-a_1 P_1 + a_2 P_2 + a_3 P_3) \\ + (-a_1 P_1 + a_2 P_2 + a_3 P_3)(a_1 P_1 - a_2 P_2 + a_3 P_3) = o \end{cases}$$

als Mantelgleichung des Kegelschnitts unter Benutzung des massgebenden P. (a). Man kann dieselbe umgestalten in:

$$(4) \begin{cases} a_1^2 P_1^2 + a_2^2 P_2^2 + a_3^2 P_3^2 = 2 a_2 a_3 P_2 P_3 + \\ 2 a_3 a_1 P_3 P_1 + 2 a_1 a_2 P_1 P_2 \text{ oder} \\ \sqrt{a_1 P_1} + \sqrt{a_2 P_2} + \sqrt{a_3 P_3} = o. \end{cases}$$

Die frühere Mantelgleichung lässt sich unter Anwendung der Symbole $\mathfrak{P}_1$, $\mathfrak{P}_2$, $\mathfrak{P}_3$ für $\mathfrak{A}$, $\mathfrak{B}$, $\mathfrak{C}$ schreiben:

$$(5) \quad \alpha_1 \mathfrak{P}_2 \mathfrak{P}_3 + \alpha_2 \mathfrak{P}_3 \mathfrak{P}_1 + \alpha_3 \mathfrak{P}_1 \mathfrak{P}_2 = o \text{ (vergl. VII).}$$

Um die Ortsgleichung mit Hilfe der massgebenden Geraden darzustellen, bestimmt man die Ausdrücke der G vermöge der α; zu dem Ende leitet man aus den in VII (3) enthaltenen Koordinaten der Berührungspunkte A, B, C die Gleichungen für die durch dieselben gelegten Geraden her; man findet so die zu (1) und (2) analogen Werte:

$$(6) \quad -a_1 \alpha_1 \qquad a_1 \alpha_2 \qquad a_1 \alpha_3, \text{ etc.}$$

welche die Dr. K. der $\mathfrak{G}$ in den Gleichungen von BC, CA, AB bilden. Man erhält nun die Ortsgleichung des Kegelschnitts aus VI (1) in folgenden zu (3) und (4) analogen Formen:

$$(7) \begin{cases} (\alpha_1 \mathfrak{G}_1 - \alpha_2 \mathfrak{G}_2 + \alpha_3 \mathfrak{G}_3)(\alpha_1 \mathfrak{G}_1 + \alpha_2 \mathfrak{G}_2 - \alpha_3 \mathfrak{G}_3) \\ \qquad + \text{ etc.} = o, \\ \alpha_1^2 \mathfrak{G}_1^2 + \text{ etc.} = 2 \alpha_2 \alpha_3 \mathfrak{G}_2 \mathfrak{G}_3 + \text{ etc. und} \\ \sqrt{\alpha_1 \mathfrak{G}_1} + \sqrt{\alpha_2 \mathfrak{G}_2} + \sqrt{\alpha_3 \mathfrak{G}_3} = o. \end{cases}$$

Beachtet man die Art der Zusammensetzung der Gleichungen VI (1) und (2), so erkennt man, dass sich in der Ortsgleichung eines Kegelschnitts die Symbole G (oder $\mathfrak{G}$) durch die Koordinaten eines Punktes der Kurve ersetzen lassen; ebenso dürfen in der Mantelgleichung an die Stelle der Symbole $\mathfrak{P}$ (oder P) die Koordinaten einer Tangente treten (vergl. VII).

Bevor in die Mantelgleichung (3) die Koordinaten der Tangente ($\varkappa$) für die P eingeführt werden, möge dieselbe durch

das Produkt der drei darin vorkommenden Ausdrücke dividiert werden; dann entsteht:

$$(8)\ \frac{1}{-a_1 x_1 + a_2 x_2 + a_3 x_3} + \frac{1}{a_1 x_1 - a_2 x_2 + a_3 x_3} + \frac{1}{a_1 x_1 + a_2 x_2 - a_3 x_3} = 0$$

als Beziehung zwischen den Dr. K. des massgebenden Punktes und denjenigen einer beliebten Tangente des um ein Dreieck beschriebenen Kegelschnitts.

Aus der ersten Form der Ortsgleichung in (7) geht auf dieselbe Weise als Analogon zu (8) die für die Dr. K. eines beliebigen P. (k) des in ein Dreieck beschriebenen Kegelschnitts geltende Relation

$$(9)\ \frac{1}{-\alpha_1 k_1 + \alpha_2 k_2 + \alpha_3 k_3} + \text{etc.} = 0$$

hervor.

XIII.

Die Schwerpunkts- und Mitten-Ellipse eines Dreiecks.

(Fig. 11.)

Durch die Annahme, dass der massgebende Punkt eines umgeschriebenen Kegelschnitts der Schwerpunkt des Dreiecks ist, gelangt man von VI (2) und XII (8) zu den Bestimmungen:

$$(1)\ \frac{1}{k_1} + \frac{1}{k_2} + \frac{1}{k_3} = 0 \text{ und}$$

$$(2)\ \frac{1}{-x_1 + x_2 + x_3} + \frac{1}{x_1 - x_2 + x_3} + \frac{1}{x_1 + x_2 - x_3} = 0.$$

Wollte man sich denken, dass der betreffende Kegelschnitt unendlich ferne Punkte hätte, so müsste für einen solchen

$$(3)\ k_1 + k_2 + k_3 = 0$$

sein. Die Multiplikation von

$$\frac{1}{k_1} + \frac{1}{k_2} = -\frac{1}{k_3} \text{ und } k_1 + k_2 = -k_3$$

giebt aber $\frac{k_1}{k_2} + \frac{k_2}{k_1} + 1 = 0$ oder

$$(4)\ \left(\frac{k_2}{k_1}\right)^2 + \frac{k_2}{k_1} + 1 = 0.$$

Weil diese Gleichung komplexe Wurzeln besitzt, so entbehrt die Kurve unendlich ferner Punkte, muss also eine Ellipse sein; sie möge Schwerpunktsellipse heissen.

Das Analogon zu derselben bildet derjenige eingeschriebene Kegelschnitt, für welchen $\alpha_1 = \alpha_2 = \alpha_3$ ist, dessen massgehende Gerade also im Unendlichen liegt; man erhält für denselben nach VII und XII (9) analog zu (1), (2) die Bestimmungen:

$$(5)\ \frac{1}{x_1} + \text{etc.} = 0 \quad \text{und}$$

$$(6)\ \frac{1}{-k_1 + k_2 + k_3} + \text{etc.} = 0.$$

Die Annahme unendlich ferner Punkte, welche das Stattfinden von (3) zur Folge hat, führt auf den Widerspruch, dass die neue Kurve mit der vorigen identisch sein müsste; denn durch Verbindung von (6) mit (3) kommt man auf (1) zurück. Sie ist deshalb ebenfalls eine Ellipse. Dieselbe berührt die Seiten des Dreiecks in ihren Halbierungspunkten, weil für ihre Berührungsp. mit den Seiten aus VII (3) sich ergiebt:

$$\mathfrak{B} + \mathfrak{C} = 0,\ \mathfrak{C} + \mathfrak{A} = 0,\ \mathfrak{A} + \mathfrak{B} = 0.$$

Sie soll darum als Mittenellipse bezeichnet werden.

Weil die Tangenten der Schwerpunktsellipse in den Ecken der Dreiecke nach VI (7) durch $G_2 + G_3 = 0$ etc. bestimmt werden, so sind sie den gegenüberliegenden Seiten parallel, die Schwerpunktsellipse berührt mithin die Seiten des durch diese Parallelen bedingten Dreiecks in ihren Halbierungsp., während die Mittenellipse dem Mittendreieck umgeschrieben ist. Beide Kurven haben, wie aus VIII hervorgeht, den Schwerp. zum gemeinschaftlichen Mittelpunkt.

Aus (2) folgt für die Schwerpunktsellipse

$$(7)\ \begin{cases} x_1^2 + x_2^2 + x_3^2 - 2(x_2 x_3 + x_3 x_1 + x_1 x_2) = 0, \\ \text{oder } \sqrt{x_1} + \sqrt{x_2} + \sqrt{x_3} = 0 \end{cases}$$

und aus (6) für die Mittenellipse:

$$(8)\ \begin{cases} k_1^2 + k_2^2 + k_3^2 - 2(k_2 k_3 + k_3 k_1 + k_1 k_2) = 0, \\ \text{oder } \sqrt{k_1} + \sqrt{k_2} + \sqrt{k_3} = 0; \end{cases}$$

der Umfang der Mittenellipse trennt also die Punkte in der Ebene des Dreiecks in zwei Abteilungen, eine innere und äussere; die Punkte der inneren haben die Eigenschaft, dass die Summe der Quadrate ihrer Dreiecks-Koordinaten kleiner ist als die Summe der doppelten Produkte der letzteren zu je zweien, bei denjenigen der äusseren übertrifft die erstgenannte Summe die zweite.

Die für die Tangenten der Schwerpunktsellipse in (7) aufgestellte Relation kann man in die für Punkte geltende Beziehung (8) dadurch umwandeln, dass man von der Tangente zu ihrem reciproken Punkt und von diesem wieder zu seinem reciproken übergeht. Wird der letztere der doppeltreciproke Punkt der Geraden (hier der Tangente) genannt, so kann man den Satz aussprechen:

Die doppeltreciproken Punkte der Tangenten der Schwerpunktsellipse liegen auf der Mittenellipse — und umgekehrt: Die doppeltreciproken Geraden der Punkte der Mittenellipse berühren die Schwerpunktsellipse.

Unschwer erkennt man übrigens, dass je zwei Durchmesser der beiden Kurven in dieselbe Gerade fallen und dass der Durchmesser der Schwerpunktsellipse doppelt so gross ist wie der entsprechende der Mittenellipse; die Umfangslinien beider Kurven sind also parallel.

Da wegen des Stattfindens der Relation (5) der reciproke Punkt der Tangente einer Mittelellipse unendlich fern ist, die nach ihm gerichteten Ecklinien daher parallel sein müssen, so gilt der Satz:

Bestimmt man zu den Durchschnitten paralleler Ecklinien mit den Gegenseiten auf diesen die vierten harmonischen Punkte, so liegen die letzteren auf einer *Tangente* der Mittenellipse; bei der Variation der Richtung der Parallelen entstehen alle diejenigen Geraden, welche diese Kurve umhüllen. Im Anschluss hieran lässt sich auch ein *Punkt* der Kurve konstruieren. Die vorher benutzte Ecklinie von A möge abhängen von

$o \quad \alpha_2 \quad -\alpha_3$; weil nun B_0C_0 die

Dr. K. $\quad -1 \quad 1 \quad 1$ hat, so erhält man

$\alpha_2 + \alpha_3 \quad \alpha_3 \quad \alpha_2$ für den Durchschnitt

A_1 beider oder nach vollzogener Übertragung auf das Mittendreieck nach V:

$$o \quad \alpha_2 \quad \alpha_3.$$

Jetzt entsteht für A_0A_1

$$o \quad \alpha_3 \quad -\alpha_2.$$

Die Dr. K. der durch B zur ersten Ecklinie gezogenen Parallelen, durch Addition von $-\alpha_2$ aus den Dr. K. derselben her-

vorgegangen, sind α_2 o $\alpha_2 + \alpha_3$ und führen mittelst 1 —1 1 auf den Durchschnitt B_1 $\alpha_2 + \alpha_3$ α_3 $-\alpha_2$ derselben mit $C_0 A_0$, woraus für B_1 bezüglich $A_0 B_0 C_0$ folgt:

$$-\alpha_2 \quad o \quad \alpha_2 + \alpha_3$$

und für $B_0 B_1$ $\alpha_2 + \alpha_3$ o α_2.

Die Dr. K. der dritten Ecklinie $C_0 C_1$ gewinnt man jetzt durch Vertauschung von α_2 und α_3, also

$$-(\alpha_2 + \alpha_3) \quad -\alpha_3 \quad o,$$

und erkennt an der Summe o, dass die drei Ecklinien durch denselben P. gehen; seine Dr. K. sind

$$-\alpha_2\alpha_3 \quad \alpha_2(\alpha_2 + \alpha_3) \quad \alpha_3(\alpha_2 + \alpha_3)$$

und besitzen die Eigenschaft, dass ihre Reciproken die Summe o geben. Weil aber die Kurve als Schwerpunkts-Ellipse von $A_0 B_0 C_0$ sich ansehen lässt, so gehört der gefundene P. derselben an; hierauf beruht der Satz:

Jeder P. der Mittenellipse ist der gemeinschaftliche P. dreier Ecklinien des Mittendreiecks, deren jede auf der Gegenseite ihrer Ecke mit der entsprechenden von den oben erwähnten parallelen Ecklinien des Urdreicks zusammentrifft.

Diese Bestimmungen lassen sich auch auf die Schwerpunktsellipse übertragen; bildet dieselbe doch die Mittenellipse des um das Hauptdreieck beschriebenen Tangentendreiecks.

XIV. (Fig. 8.)

Bestimmung über die Art des Kegelschnitts je nach der Lage des massgebenden Elementes.

Betrachtet man einen Punkt der Mittelellipse von ABC als massgebenden Punkt P eines um dieses Dreieck beschriebenen Kegelschnitts, so ist der Tangente an dieselbe in P ein unendlich ferner Punkt reciprok, während den übrigen durch P gelegten Geraden im Endlichen befindliche reciproke Punkte entsprechen. Weil hiernach unter der gemachten Voraussetzung der ungeschriebene Kegelschnitt einen, und nur einen unendlich fernen Punkt besitzt, so bestimmt jeder Punkt der Mittenellipse vermöge der Reciprocität eine um das Dreieck beschriebene Parabel. Die Ecklinien nach dem unendlich fernen Punkt, nach welchem ja auch die Achse der Parabel gerichtet

ist, und die erwähnte Tangente teilen die Seite des Dreiecks harmonisch; mithin kann die Richtung der Achse vermöge der Tangente der Mittenellipse gefunden werden.

Von jedem Punkt ausserhalb der letzteren lassen sich zwei Tangenten an dieselbe ziehen; diesen entsprechen aber zwei unendlich ferne Punkte der neuen Kurve, welche deshalb eine Hyperbel sein muss. Die (nach ihnen gerichteten) Asymptoten sind parallel denjenigen Ecklinien, welche die vierten harmonischen Punkte zu den Durchschnitten der genannten Tangenten mit den Seiten des Dreiecks treffen.

Wird ein innerhalb der Mittenellipse liegender Punkt als massgebend für einen umgeschriebenen Kegelschnitt angesehen, so muss dieser eine Ellipse sein, da hier unendlich ferne reciproke Punkte gänzlich fehlen, und man kann also im Hinblick auf XIII (8) und die angefügte Bemerkung sagen:

Wenn die Koordinaten eines Punktes bezüglich eines Dreiecks der Forderung genügen, dass die Summe ihrer Quadrate gleich der Summe ihrer doppelten Produkte zu je zweien ist, so bestimmt derselbe eine um das Dreieck beschriebene Parabel, dagegen eine eben solche Hyperbel oder Ellipse, je nachdem die erste Summe grösser oder kleiner als die zweite ist. Die letztgenannte Kurve wird zur Schwerpunktellipse oder zum Kreise, sobald der massgebende Punkt in den Schwerpunkt oder den Grebepunkt fällt.

Um die Frage zu beantworten, wann die umgeschriebene Hyperbel gleichseitig wird, denke man sich von dem P. (a), der noch näher zu bestimmen ist, an die Mittenellipse die beiden Tangenten ($\varkappa$) und ($\varkappa'$) gezogen und ermittele zunächst die Koordinaten ihres Durchschnittes; man findet:

$$\varkappa_2\varkappa_3' - \varkappa_2'\varkappa_3 \quad \varkappa_3\varkappa_1' - \varkappa_3'\varkappa_1 \quad \varkappa_1\varkappa_2' - \varkappa_2\varkappa_1'.$$

Diese lassen sich mittelst der beiden auf XIII (5) beruhenden Relationen umgestalten in:

$$(1) \quad \frac{1}{\varkappa_1\varkappa_1'}(\text{oder } a_1) \quad \frac{1}{\varkappa_2\varkappa_2'}(\text{oder } a_2) \quad \frac{1}{\varkappa_3\varkappa_3'}(\text{oder } a_3).$$

Der Durchschnitt der ersten Tangente ($\varkappa$) mit der Seite BC hängt ab von

$o \quad \varkappa_3 \quad -\varkappa_2$, der vierte harmonische Punkt zu diesem, B und C also von:

$$o \quad \varkappa_3 \quad \varkappa_2$$

und die durch letzteren und A gelegte Ecklinie von:

$$o \qquad x_2 \qquad -x_3.$$

Dieselbe ist parallel der einen Asymptote, während die Parallele zu der anderen die Dr. K.

$$o \qquad x_2' \qquad -x_3'$$

hat. Weil die Asymptoten der gleichseitigen Hyperbel einen rechten Winkel einschliessen, so muss die Bedingung ermittelt werden, unter welcher die beiden aufeinander normal stehen; dies geschieht auf folgende Weise:

Wir nehmen

$$\lambda = -\frac{\alpha_2}{\alpha_3} = \frac{x_2}{x_3} \text{ und entsprechend } \lambda'$$

als das zweite Teilungsverhältnis auf BC und für den Winkel, welchen die dem ersten angehörige Ecklinie mit AB einschliesst, das Zeichen v an; alsdann ist

$$\lambda = \frac{\sin v}{\sin(A-v)} \cdot \frac{\sin C}{\sin B} \text{ und } \lambda' = -\frac{\cos v}{\cos(A-v)} \cdot \frac{\sin C}{\sin B}$$

bei der gemachten Voraussetzung des Normalstehens und infolge dessen

$$\operatorname{cotg} v = \frac{\sin C}{\lambda \sin A \sin B} + \operatorname{cotg} A = \frac{1}{\lambda}(\operatorname{cotg} A + \operatorname{cotg} B) + \operatorname{cotg} A$$

und $$-\operatorname{tg} v = \frac{1}{\lambda'}(\operatorname{cotg} A + \operatorname{cotg} B) + \operatorname{cotg} A.$$

Durch Multiplikation erhält man jetzt die Beziehung:

$$\frac{1}{\lambda\lambda'}(\operatorname{cotg} A + \operatorname{cotg} B)^2 + \left(\frac{1}{\lambda} + \frac{1}{\lambda'}\right)\operatorname{cotg} A(\operatorname{cotg} A + \operatorname{cotg} B) + \operatorname{cotg} A^2 + 1 = o,$$

von welcher man unter Benutzung der bekannten Relation zwischen den Kotangenten der Winkel eines Dreiecks zu

$$(1+\lambda)(1+\lambda')\operatorname{cotg} A + \operatorname{cotg} B + \lambda\lambda'\operatorname{cotg} C = o \text{ gelangt.}$$

Mithin ergiebt sich:

$$(x_2+x_3)(x_2'+x_3')\operatorname{cotg} A + x_3 x_3'\operatorname{cotg} B + x_2 x_2'\operatorname{cotg} C = o$$

oder wegen XIII (5):

(2) $$\frac{1}{x_1 x_1'} \cdot \operatorname{cotg} A + \frac{1}{x_2 x_2'} \cdot \operatorname{cotg} B + \frac{1}{x_2 x_3'} \cdot \operatorname{cotg} C = o, \text{ d. h.}$$

(3) $$a_1 \operatorname{cotg} A + a_2 \operatorname{cotg} B + a_3 \operatorname{cotg} C = o \text{ (vergl. (1)).}$$

Diese Bedingung wird von derjenigen durch den Punkt (a) gehenden Geraden erfüllt, welche von

$$\operatorname{cotg} A \qquad \operatorname{cotg} B \qquad \operatorname{cotg} C$$

abhängt. Daraus folgt:

Liegt der massgebende Punkt eines um ein Dreieck beschriebenen Kegelschnitts auf der zum Höhenschnitt reciproken Geraden, so ist die Kurve eine gleichseitige Hyperbel.

Die Beurteilung der Beschaffenheit eines in ein Dreieck beschriebenen Kegelschnitts lässt sich auf das Vorige begründen. Wenn man durch die Ecklinien des Punktes K auf den Seiten von ABC die Punkte A, B, C und zu diesen die vierten harmonischen (A), (B), (C) bestimmt, so bildet die durch die letzteren gehende Gerade die massgebende für den Kegelschnitt, welcher die Seiten von ABC in A, B, C berührt, und zugleich K den massgebenden Punkt für denselben inbezug auf das Dreieck ABC. Jeder in das erstgenannte beschriebene Kegelschnitt lässt sich also bestimmen als der um das letztere beschriebene. Ist die massgebende Gerade (α), so hat man:

$(\alpha_2 + \alpha_3) A = \alpha_3 B + \alpha_2 C$; denn (A) wird durch $-\frac{\alpha_2}{\alpha_3}$,

mithin A durch $\lambda = \frac{\alpha_2}{\alpha_3}$

bestimmt; ferner

$(\alpha_3 + \alpha_1) B = \alpha_3 A + \alpha_1 C$

$(\alpha_1 + \alpha_2) C = \alpha_2 A + \alpha_1 B$, also umgekehrt

$$\frac{2}{\alpha_1} A: \; -\left(\frac{1}{\alpha_2} + \frac{1}{\alpha_3}\right) A + \left(\frac{1}{\alpha_3} + \frac{1}{\alpha_1}\right) B + \left(\frac{1}{\alpha_1} + \frac{1}{\alpha_2}\right) C = 0$$

und B sowie C dem entsprechend. Um die Gleichung von K bezüglich des zweiten oder Sehnendreiecks zu finden, genügt es zu bemerken, dass K reciprok zu (α) rücksichtlich des Dreiecks ABC ist. Man erhält daher vermöge der vorher berechneten Werte von A, B, C als Gleichung von K:

$$(4) \begin{cases} \left(\frac{1}{\alpha_2} + \frac{1}{\alpha_3}\right) A + \left(\frac{1}{\alpha_3} + \frac{1}{\alpha_1}\right) B + \left(\frac{1}{\alpha_1} + \frac{1}{\alpha_2}\right) C = 0 \text{ oder} \\ k_1 A + k_2 B + k_3 C = 0. \end{cases}$$

Die Entscheidung über die Art des Kegelschnitts hängt nun davon ab, ob der nach XIII (8) gebildete Ausdruck verschwindet, oder positiv, oder negativ ist; denn im ersten Falle gelangt man auf Grund des Vorhergehenden zu einer Parabel, im zweiten zu einer Hyperbel, im dritten zu einer Ellipse.

Hierbei verdient noch der Umstand Beachtung, dass die

Tangente der Schwerpunktsellipse von ABC im P. $\left(\frac{1}{\alpha}\right)$ eben dieselben Dr. K. besitzt, wie sie in (4) vorkommen, nämlich $\frac{1}{\alpha_2} + \frac{1}{\alpha_3}$ etc., und dass zwischen diesen die Relation XIII (7) besteht. Hier wie dort gelangt man zu dem Ausdruck:

$$(5) \quad - \frac{4 (\alpha_1 + \alpha_2 + \alpha_3)}{\alpha_1 \alpha_2 \alpha_3}.$$

Derselbe verschwindet für $\alpha_1 + \alpha_2 + \alpha_3 = o$, die massgebende Gerade geht also dann nach IV (1) durch den Schwerpunkt, d. h.

Der eingeschriebene Kegelschnitt ist eine Parabel, wenn die massgebende Gerade den Schwerpunkt enthält; die Richtung ihrer Achse kann mittelst der Tangente der Mittenellipse des Sehnendreiecks gefunden werden. Liegt der reciproke Punkt der massgebenden Geraden ausserhalb der Mittenellipse des jedesmaligen Sehnendreiecks *ABC*, so entsteht eine Hyperbel; befindet er sich innerhalb derselben, eine Ellipse.

Gehört der reciproke Punkt der massgebenden Geraden der zum Höhenschnitt des Sehnendreiecks reciproken Geraden an, so ist der eingeschriebene Kegelschnitt eine gleichseitige Hyperbel; der Lage der massgebenden Geraden im Unendlichen entspricht die Mittenellipse des ursprünglichen Dreiecks und für $\alpha_1 = s_1$, $\alpha_2 = s_2$, $\alpha_3 = s_3$ ergiebt sich der eingeschriebene Kreis (vergl. VIII 2).

Um die vorigen Bestimmungen über die Hyperbel und Ellipse mit der massgebenden Geraden selbst in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen, dient folgende Betrachtung. Der Ausdruck in (5) bleibt negativ, bedingt also eine Ellipse, wenn alle α dasselbe Zeichen besitzen, d. h. wenn alle Seiten des Dreiecks von der Geraden (α) auf der Verlängerung geschnitten werden; stimmen nur zwei α, etwa α_1 und α_2, im Zeichen überein, so ist (5) positiv oder negativ, je nachdem

$$(6) \quad \alpha_1 + \alpha_2 \gtrless \alpha_3$$

ist. Die Gerade (α) möge die Seiten BC und CA in 4 und 5 treffen, die Ecken A, B, C mit 1, 2, 3 bezeichnet werden; dann verhält sich $\alpha_1 : \alpha_2 : \alpha_3$ ebenso wie Δ (145) : (245) : (345) oder wie $n_1 : n_2 : n_3$, sofern man unter den n die

Längen der von den Ecken auf die Gerade gefällten Normalen versteht; zieht man auch noch von C_0, dem Halbierungspunkte von AB, ebendahin die Normale n_0 und nennt den Durchschnitt zwischen der Mittellinie CC_0 und der Geraden D, so hat man $2n_0 = n_1 + n_2$ und $\frac{n_0}{n_3} = \frac{DC_0}{CD}$ und kann daher an die Stelle der Beziehung (6) setzen:

$$(7)\ 2DC_0 \gtrless CD.$$

Für den Schwerpunkt S wird $2SC_0 = CS$. Gilt nun in (7) das obere Zeichen, so liegt D zwischen C und S, für das untere aber zwischen S und C_0. Hieraus folgt:

Wenn die nicht durch den Schwerpunkt gehende massgebende Gerade zwei Seiten des Dreiecks selbst, die dritte auf der Verlängerung schneidet, so ist der durch sie bedingte eingeschriebene Kegelschnitt eine Ellipse, sobald ihr Durchschnitt mit der Mittellinie der dritten Seite zwischen dem Fusspunkt derselben und dem Schwerpunkt liegt; andernfalls eine Hyperbel.

Simon Petrus.

Skizze eines Charakterbildes

von

D. Emil Frommel.

I.

Man erzählt von Thorwaldsen, dass er einst in den Marmorbrüchen von Carrara einen grossen Block gefunden, denselben mit seinem königlichen Künstlerauge eine Weile angeschaut und dann in die Worte ausgebrochen sei: „In diesem Marmor steckt ein Christus.“ Aber bis aus dem Block jener Christus wurde, den wir in Kopenhagen bewundern, dessen Nachbildung eine Heimat in unseren Häusern gefunden, wie viel Arbeit, wie viel Geduld, wie viel Schläge des Meissels! Ein anderes ist es, zu Etwas bestimmt zu sein und etwas anderes zu seiner Bestimmung erzogen werden. Werden was man ist, welch langer Weg! Man hat oft Königskindern die Krone schon in die Wiege gelegt. Sie waren Könige und mussten es doch erst werden. Anderen Kindern legte man den Feldmarschallstab in die Hand — aber durch welche Kämpfe und Entsagungen ging es, bis sie zum Feldmarschall wurden. Werden was man ist, das ist auch die Losung für jeden Christenmenschen, der in der heiligen Taufe ein Kind Gottes, ein Reichsgenosse Jesu geworden ist und doch seine Lebetage dazu braucht, es in Wahrheit zu werden. Uns zu dem zu erziehen, was wir für uns selbst und für andere werden sollen im Reiche Gottes, ist eine Aufgabe, die zu lösen sich das souveräne Haupt der Kirche vorbehalten hat.

Wohl that es der Herr an allen Jüngern; aber ihrer Zwei sind es vor allem, die ebensowohl Exempel seiner Barmherzigkeit als Denkmale seiner bildnerischen Meisterhand sind; Beide berufen mit besonderem Ruf zur höchsten Aufgabe; beide dazu erzogen durch die tiefsten und schmerzlichsten Wege: Petrus und Paulus. Der Eine, der unbewegliche Felsgrund der Kirche, der Kronhüter ihres Schatzes; der Andere ihr Eroberer und Verwalter, der ihre Schätze flüssig macht. Petri Bild zu zeichnen ist mir zugefallen. So weit es die kurze

Spanne Zeit erlaubt, will ich den Versuch wagen; das Beste freilich dem Bewegen und Sinnen des Hörers und Lesers anheimgebend.

Ich greife drei Epochen aus Petri Leben heraus. Die erste mit der Überschrift: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Das ist die Epoche seiner Berufung. Die zweite ist die seiner Erziehung und Bereitung, wie sie in den Worten steht: „Wenn du dich dermaleinst bekehrst, so stärke deine Brüder.“ Und endlich die letzte, seine Vollendung, wie sie hervorleuchtet aus seinen Briefen und aus den letzten Worten des Herrn an ihn: „Wenn du alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürten und dich führen wo du nicht hin willst.“

Christus hat keine Bücher in die Welt hinausgesandt, sondern Jünger, deren jeder ein Band aus seiner Bibliothek ist. Er war kein Professor, der vom Katheder dociert und Schüler unterrichtet, sondern das Licht der Welt, das mit Leucht-, Lebens- und Liebeskraft seine Jünger durchdrang. Er ist der Weinstock, dessen Saft und Kraft in die Reben strömt. Sie selbst sollten Lichtträger, ein Salz der Erde, jeder in Sinn, Wort und Wandel, ein lebendiges Bekenntnis sein. Dieselben dazu heranzubilden, war ein Teil der Lebensaufgabe des HErrn. Ein Umstand ist dabei besonders beachtenswert.

Christus schaut seine Jünger ebensowohl als von Ihm selbst erwählt, als auch vom Vater ihm gegeben, an. „Ihr habt mich nicht erwählet, sondern Ich habe euch erwählet“ spricht Er, nachdem Er die Nacht hindurch im Gebet zum Vater zugebracht. Und ebenso betont Er es auf der anderen Seite im hohenpriesterlichen Gebete: „Ich habe Deinen Namen geoffenbart den Menschen, die Du mir von der Welt her gegeben hast. Sie waren Dein und Du hast sie mir gegeben.“ Darin liegt das Geheimnis der Auswahl, das Geheimnis auch zu gleicher Zeit Seiner Geduld und Seiner Arbeit. Nur so konnte Er sie tragen und ertragen, ihre Gaben entwickeln und zu ihrer Aufgabe sie bereiten. Einzelne Jünger treten mehr in den Vordergrund, die anderen mehr ins Dunkel; von etlichen Jüngern sind uns nur einzelne Züge aufbewahrt, andere

gestatten annähernd ein Lebensbild zu zeichnen; unter ihnen Petrus, der Erste und der Hervorragendste. Das ist er in Wirklichkeit. Es wäre ein Stück protestantischer Befangenheit und ungerechtfertigter Furcht vor Konsequenzmacherei, wollte man leugnen, dass dem Petrus unter allen unmittelbaren Jüngern Christi ein solcher Vorrang zukommt, und „sein Haupt von einer Glorie umgeben ist, wie sie keinen der Zwölfe umstrahlt", Johannes nicht ausgenommen, wiewohl er an der Brust des Herrn lag. Keiner von den Jüngern hat seinem Meister so viel Leid, keiner so viel Freude bereitet wie Petrus; keinem ist so oft seine Berufung vor's innere Auge gestellt worden wie ihm; nicht einmal, sondern zu verschiedenen Malen hat ihn der Herr berufen.

Die erste Berufung fand am Jordan statt, als sein Bruder Andreas ihn dem Herrn zuführt mit dem Worte: „Wir haben den Messias gefunden." Der Herr schaut ihn an, aber Sein Schauen war ein Erschauen, und aus diesem heraus sagt er das Wort: „Du bist Simon, Jonas Sohn, aber du sollst Kephas heissen" (Fels). Ahnungslos empfängt Petrus diese Berufung und Verheissung und es mag ihm ergangen sein bei diesen Worten, wie Maria bei dem Gruss des Engels: „Welch ein Gruss ist das! Ich Simon, Jonas Sohn, der Fischer, ein Fels?!"

Die zweite Berufung ergeht, als der Herr in Petri Schiff tritt und ihn, der die ganze Nacht nichts gefangen, das Netz auswerfen und, gegen alle Fischerpraxis, auf die Höhe fahren heisst. „Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen", spricht in kühnem und unbedingtem Glauben der Jünger. Der überreiche Fischfang belohnt seinen Glauben und, überwältigt vom Segen, sinkt er vor dem Herrn nieder und spricht: „Herr! gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch." Im Anblick der Hoheit und der Macht seines Herrn wird er seiner Sünde und Ohnmacht sich bewusst. Der Herr giebt ihm die Absolution, richtet ihn auf, lässt ihn avancieren vom Fischer zum Menschenfischer mit dem Worte: „Fürchte dich nicht, von jetzt ab wirst du Menschen haschen". Die herrlichste Versiegelung seiner Berufung empfängt er in Cäsarea Philippi, als der Herr die Jünger fragt: „Wer sagen die Leute dass des Menschensohn sei?", und Petrus, als Mund der Jünger, in das Bekenntnis ausbricht: „Du bist Christus, des

lebendigen Gottes Sohn!“ (Mt. XVI, 16). Ähnlich wie bei seinem anderen Bekenntnisse (Johannes VI, 67—69), wo Petrus auf die wehmütige Frage: „Wollt ihr auch von mir geben?“ jene unvergleichlichen Worte spricht, wie sie ihm nur die innigste Liebe, nur ein Durchschauen in das Herz des Herrn eingeben konnten: „Herr, wohin sollen wir gehen? — Du hast die Worte des ewigen Lebens! und wir haben geglaubt und erkannt, dass du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Das konnte nur Einer sagen, der hineingetaucht war in die Atmosphäre der Ewigkeit, die aus der Nähe seines Herrn strömte. Darauf antwortet ihm der Herr, gleichsam in der Antiphonie: „Hast du mir gesagt wer Ich sei, wohlan, ich werde dir sagen wer du bist: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen.“

Noch einmal empfängt er seine Berufung, als der Herr den Verleugner dreimal bekennen lässt auf die Frage: „Hast du mich lieb?“: „Du weisst dass ich dich lieb habe.“ Als Siegel und Unterpfand empfängt er zum Netz den Hirtenstab. Aus dem Menschenfischer soll ein Menschenhirte werden.

So hat zu vier Malen der göttliche Ruf ihn getroffen und ihm seine hohe Bestimmung vor die Seele geführt. Ausserdem gehörte er aber zu den Jüngern, die der Herr allein nahm. Mit Johannes und Jacobus ist Petrus gewürdigt, auf dem Berg der Verklärung zu stehen, und Mose und Elia, die Zeugen des alten Bundes zu sehen. Am Bette von Jairi Töchterlein ist Petrus mit den beiden anderen Jüngern Zeuge der Auferweckungsmacht seines Herrn; ebenso wie in Gethsemane Zeuge seines Seelenkampfes. Petrus schaut seinen Herrn in höchster Herrlichkeit und in tiefster Niedrigkeit.

Alle Evangelisten erzählen am meisten von Petro; nennen ihn auch immer in erster Linie; gönnen ihm neidlos das Vorrecht als ihr Repräsentant zu sprechen. Zu alledem tritt hinzu, dass der Herr nach seiner Auferstehung ihm besonders die Osterkunde mit dem Worte bringen lässt: „saget es seinen Jüngern und Petro“. An Pfingsten ist es Petrus, der Geistgetaufte, der das Netz zum ersten Mal auswirft, und den überreichen Fischfang thut, und die drei Tausend gewinnt. Derselbe Petrus, der wenig Wochen vorher im Hofe des Hohenpriesters

vor einigen Mädchen seinen Herrn verleugnet hatte, steht jetzt vor dem ganzen hohen Rate mit dem kühnen Worte: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“ und fügt — als man ihm verbieten will von dem Namen Jesu weiter zu reden, das Wort hinzu, das ein Evangelium im Evangelio ist, ein Kleinod für alle Zeiten, ein Protest gegen allen Aberglauben und Irrglauben: „Es ist in keinem anderen Heil und kein anderer Name den Menschen gegeben darinnen wir sollen selig werden, als der Name Jesu Christi“. Mit Johannes zusammen thut er das erste Wunder und heilt den Lahmen an der schönen Thüre des Tempels; im jähen Tod des Ananias und der Sapphira vollzieht er das erste Gericht an der jungen Gemeinde. Er ist's, der die erste Tote erweckt, die Jüngerin zu Joppe, Tabea. Und wiederum Petrus der den ersten Heiden tauft: Cornelius und sein Haus und dem das Geheimnis der Universalität des Evangeliums nahe gebracht wird: „Nun erfahre ich es in Wahrheit, dass unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, von Ihm angenommen wird“. Paulus bezeichnet Petrum (Gal. II. 6—9) als „eine Säule der Kirche“ neben Jacobus und Johannes als den, der für die Kinder Israel der erwählte Apostel sei. So hat sich thatsächlich seine Berufung an die hervorragende Stelle bekundet und Petrus sich wahrhaftig als der Felsengrund der Kirche, als der Zeuge derdie erste Gemeinde gesammelt, erwiesen.

Was lag aber dieser Bevorzugung in der Berufung zu Grunde? Gewiss hat der Herr, der mit einem Centralblick den Menschen durchschaute und „wusste was im Menschen war“ (Joh. II. 25) seine natürliche Begabung erkannt, wie ja überhaupt das Kennen des Herrn niemals blos ein äusseres Kennen gewesen. Aber doch war es das nicht allein. Nicht die Begeisterungsfähigkeit, die in Petro so lebendig pulsierte, nicht das Spontane, das aus seinem Charakter elementar hervorbricht, noch auch die opferfreudige Hingabe, die ohne alle Berechnung, voll und ganz alles wagt; das allein alles war es nicht, was Petrum befähigte zu seiner hohen Aufgabe. Denn wie wir später sehen werden, waren das auch die Eigenschaften, die ihm zum Fall geworden; Eigenschaften, die einen dunkeln Hintergrund hatten, deren Gefahr dem Herrn nicht verborgen war. Nein, es war etwas anderes, das in Petro dem Herrn entgegen-

leuchtete. Der Herr hat selbst den Aufschluss gegeben in jenem Worte, das er Petro auf sein grosses Bekenntnis hin gesagt hat: Simon Jonas Sohn, das hat dir nicht Fleisch und Blut geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel. Durch eine unmittelbare göttliche Erleuchtung und Machtwirkung berufen und ausgesondert zu sein, als der erste unter den Aposteln, das bedingt seinen Vorzug. Sein Bekennen entstammte nicht einem lebhaften Temperament, sondern einer dynamischen Einwirkung des Vaters. Es war ein in ihn hineingezeugter Drang, der nicht anders konnte als im Bekenntnis hervorbrechen. Mit einem Wort gesagt: es war in ihm ein Glaube, der nicht wie sonst der Glaube eine gewisse Zuversicht und ein Nichtzweifeln ist, sondern jener Glaube, wie ihn Paulus als Geistesgabe (I. Cor. XII. 9) bezeichnet. Es war der wunderkräftige Glaube, der Berge versetzt, der den fremden Glauben in den eigenen hineinziehen kann und, um mich eines modernen Ausdrucks zu bedienen, die Kraft der Uebertragung auf andere hat; dieser Glaube allein war im Stande, später als ein Fels mitten in der Brandung zu stehen und die trauernden und schwankenden Gemüter aufzurichten. Darum der Herr in jener Sichtungsnacht am grünen Donnerstag für seinen Petrus gerade um dies Eine bittet: „Ich habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre“. Hörte dieser auf, dann hörte auch Petrus auf. Das war die Stunde, wo es sich bei ihm um Sein und Nichtsein handelte. Die besondere Berufung durch den Herrn entsprach somit der Gnadengabe des Vaters.

II.

Und nun zu seiner Bereitung. Dass hochbegabte Naturen, verbunden mit einem energischen Wollen, schwerer zu erziehen sind als leidensfähige und passive, weiss jeder Vater und jede Mutter. Gerecht gegen seine Kinder sein heisst nicht, allen alles und allen gleich geben, sondern jedem das Seine nach seiner Individualität. Ein Kind hat unendlich mehr Kampf mit sich selbst als ein anderes, das lenksamer und biegsamer ist. Das Eine gleicht einem Bach der sanft durch Wiesen sich hinschlängelt; das Andere einem Bergstrom, der Felsblöcke und Stämme mit sich schleppt. So war es in Petro. Gerade weil in ihm so Grosses und Hohes lag, lief er auch stündlich

Gefahr herabzusinken. In Petri Bild, wie es uns die Evangelien schildern, ist ein wunderbares Gemisch; es ist etwas Unharmonisches in ihm, und unausgeglichene Gegensätze streiten miteinander. Auf der einen Seite, durchaus kein Mann des Programms, der vorgefassten Pläne und Absichten, und doch wieder der kräftigsten Initiative und des zähen Beharrens fähig; ein Mann, so hingebend, alles in die Schanze schlagend, und doch auf der anderen Seite sich selber schonend, wo er kann; so tief überzeugt von seiner Sündhaftigkeit, und doch so wenig davon überzeugt; seiner Ohnmacht sich auf der einen Seite so bewusst und doch von seiner Unfehlbarkeit so durchdrungen; so entschlossen und doch wieder so zaghaft; sich vorwagend auf den Fluten des Sees zu wandeln, um dann beim Sinken zu rufen: „Herr, hilf, ich verderbe"; so leidensmutig und so leidensscheu; ein Mensch der Ewigkeit und doch ein Mensch des Augenblicks, der momentanen Impulse. Alles das gährt im Petro auf und nieder. Wie bedurfte es doch der Meisterhand Christi, solch unharmonisches Herz umzustimmen! Schauen wir einen Augenblick in die heilige Geschichte. Der Herr spricht vom Vergeben und Petrus braust auf: „Wie viel mal soll ich meinem Bruder vergeben! Ist's genug sieben mal?" Da ist keine Ahnung in ihm, wie viel er der Vergebung bedarf, und der Herr muss ihm erst das Bild des Schalksknechtes vorführen, damit er sich darin erblicke. Als der reiche Jüngling traurig von dem Herrn weggeht, nicht im Stande, das Zeitliche dem Ewigen zu opfern, sagt Petrus: „Herr, wir haben alles verlassen um deinetwillen, was wird uns dafür?" Hier wird der Mann, der die Tiefe des Meeres nicht berechnete als es galt dem Herrn entgegen zu gehen, zum Rechenmeister; und das Gleichnis der Arbeiter im Weinberg muss ihn warnen, dass er, der Erste, nicht zum Letzten werde. Als der Herr ein andermal vom Wachen spricht, spricht er „sagst Du das allen oder auch uns?" so völlig im Unklaren über sich, wie ein Kind, das seinen Eltern, die es liebend aufmerksam machen, nicht eher glaubt, als bis es sich seinen eigenen Kopf angerannt. Was sein tiefster Fehler war — seine ungebrochene Natur, er erkennt sie nicht eher, als bis der Herr die schmerzlichste Kur mit ihm beginnt. Der Herr spricht von seinem Leiden. Petrus fährt ihm in die Rede mit dem „Schone deiner selbst".

Da muss er aus dem Munde seines Herrn, der ihn kurz zuvor einen Felsenmann genannt, hören, dass er ein „Satan“ sei, der nicht meine was göttlich, sondern was menschlich ist.“ Bei der Fusswaschung zeigt sich derselbe Oppositionsgeist: „Nimmermehr sollst du mir die Füsse waschen.“ Diese Opposition aber schlägt sofort, als er hört, dass er dann keinen Teil an seinem Herrn haben würde, in die aufflammendste Begeisterung um: „Herr, nicht die Füsse allein, sondern auch das Haupt, und die Hände.“ Als der Herr ihn warnt: „Simon, Simon, der Satan hat eurer begehrt, dass er euch möchte sichten wie den Weizen!“ du wirst einer Macht gegenüberstehen, der du nicht gewachsen bist, du wirst mich dreimal verleugnen, hat Petrus keine andere Antwort als die: „Wenn Dich alle verliessen — ich will auch mit Dir in den Tod gehen.“ Da kann ihm denn der Herr nicht mehr helfen. Er muss ihn dem Siebe überlassen, um darin geschüttelt zu werden, damit die Hülsen wegflögen und das Korn dem Herrn überbliebe. „Ich habe für dich gebeten,“ diesem Gebet hat es Petrus zu danken, dass ihm jene Nacht nicht zu einer ewigen wurde. Denn siehe, er sinkt von Stufe zu Stufe, bis er zuletzt in alte Gewohnheit gerät und, sich selbst verfluchend, spricht: „Wahrlich ich kenne den Menschen nicht.“ Das war der, von dem er bekannt hatte: „Du bist der Sohn Gottes“. Ach, Ihn kannte er wohl, aber sich selbst hatte er nicht erkannt! Es kräht der Hahn und sein Gewissen erwacht; aber darin ruht nicht sein Heil. Das treibt ihm noch keine Thränen in die Augen, wohl aber ein anderes: „Und Jesus wandte sich und sahe Petrum an.“ Das war das zugeworfene Rettungsseil. In diesem Blick lag alles: Gericht und Gnade; Hoheit und Erbarmen. Da quollen aus dem Felsenmanne die Thränen: „er ging hinaus und weinte bitterlich.“ Simon, Jonas Sohn, brach zusammen und Petrus stand auf.

Das war der grosse Wendepunkt in seinem Leben, die Stunde seiner Bekehrung. Bisher war er alles, nur nicht bekehrt. Man kann also sehr viel wissen; sehr viel Erkenntnis haben, tapfer mit seinem Mund zeugen und bekennen, Gaben von Oben haben, und doch — und doch — ein unbekehrtes, ungebrochenes Herz ohne Selbsterkenntnis in der Brust tragen. Das musste Petrus jetzt erkennen. Er musste froh werden,

einen Heiland zu haben, der am folgenden Tag hingeht und für ihn stirbt. Und doch ist damit die Arbeit an ihm noch nicht vollendet. Was Christus mit ihm geredet am Ostermorgen; wie er ihm die Thränen getrocknet, und wie der Regenbogen des Friedens über den verlaufenen Thränenwassern zu stehen kam, das alles ist mit dem Schleier des Schweigens zugedeckt. Wahr bleibt Luthers Wort vom Ostermorgen: „Wenn ich ein Maler wäre, so wollt ich wohl Petrum malen, nnd auf jedes Härlein malen: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden." Noch einmal hat der Herr mit ihm zu verhandeln, nach Seiner Auferstehung, als Er am Meer wandelt. Jesum sehen, sein Obergewand abwerfen, ins Meer springen und dem Herrn entgegen schwimmen, war bei Petro Eins. Der Herr fragt ihn daher, nachdem er liebevoll zuerst das Mahl mit ihm gehalten: „Simon Johanna" (ihn wiederum bei seinem Menschennamen nennend), „hast du mich lieber denn mich diese haben." Weisst du nicht, dass dies „mich lieberhabenwollen" dich einst ins Verderben gebracht? Darum rückt ihm der Herr die schon vergebene Sünde noch einmal auf. Denn wo wir unserer Sünde gedenken, da vergisst ihrer der Herr; wo wir aber anfangen ihrer zu vergessen, da gedenkt Er ihrer. Mit der dreimaligen Frage nach seiner Liebe erinnert Er ihn nicht bloss an die dreimalige Verleugnung, sondern giebt ihm zugleich auch die Erlaubnis (die grösste, die je ein Mensch empfangen hat), dreimal seine Liebe zum Herrn bekennen zu dürfen. Denn der Geliebte kann nicht genug hören aus dem Munde der Geliebten: „Ich habe dich lieb." Als Zeichen der Absolution drückt Er ihm den Hirtenstab in die Hand, den er nicht bloss über die Schafe, sondern auch über die Lämmer führen soll. Nun weiss der Gebrochene und Geheilte mit den zerbrochenen und wunden Herzen umzugehen. — Wohl dem, dem sein Fall so zum Aufstehen wird. Ein in unseren Tagen heimgegangener Zeuge hat zum Falle Petri glossiert: „Ich will Euch nicht wünschen, dass ihr die Knochen brecht; aber wenn ihr sie einmal brecht, dann möge Euch der Arzt nicht fehlen, der sie so heilt, dass der zerbrochene Knochen kräftiger wird als der gesunde, und die geheilte Stelle die doppelte Kraft zeige wie früher die gesunde."

III.

Es geht der Vollendung entgegen. Das letzte Wort an seinen Petrus aus dem Munde des Herrn lautet: „Als du jünger warst, gürtetest du dich selbst und wandeltest wo du hin wolltest, wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein Anderer wird dich führen wo du nicht hin willst.“

Auch vom erhöhten Herrn aus geht die Erziehung seines Jüngers weiter. Petrus, der Apostel für Israel, brennend sein Volk dem Herrn zu gewinnen, muss erleben, dass es den Eckstein verwirft. Er schüttelt den Staub von den Füssen und zieht aus Jerusalem. Er sieht, wie das Heil zu den Heiden geht und sein nach manchen Seiten hin befangenes Herz muss sich finden in den grossen Liebesgedanken Gottes, der da will, dass allen geholfen werde, und dass vor Ihm nicht Jude noch Heide, nicht Knecht noch Freier sei. Darum wird Petrus hingesandt, in Cäsarea den ersten Heiden zu taufen. Das geht nicht ohne Kampf ab. In einem Gesicht wird ihm seine Aufgabe gezeigt, als ihm befohlen wird, Unreines zu essen. Auch hier will wieder der alte Oppositionsgeist hervorbrechen, ähnlich wie bei der Fusswaschung: „O nein, Herr, denn ich habe noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen.“ Hier muss er sich sagen lassen: „Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein.“ Aber dann, als ihm die Deutung des Gesichtes klar ward und das mit Gebet und Almosen nach Gott ringende Heidenherz zu ihm sendet, und über der Predigt den Geist empfängt, ist Petri lautere Seele sofort überwältigt und hingenommen. Mit seliger Freude nimmt er diese neue Offenbarung und diesen Blick in den Liebesreichtum Gottes hin. Noch von einer anderen Seite soll ihm ein Gegürtetwerden zu teil werden. Das souveräne Haupt der Kirche beruft aus der Reihe der Pharisäer, aus der Festung Seiner Feinde, einen neuen Apostel. Nicht etwa den Dreizehnten neben Zwölfen, sondern einen besonderen Herold, der Ihn nie gesehen; das grosse Exempel aller derer, die nun glauben werden ohne Ihn gesehen zu haben. Ein anderer Bannerträger, ausgerüstet mit seltener Geistesmacht und Geistesschärfe, vertraut mit der besonderen Mission, das Evangelium hinauszutragen vor Könige und Landpfleger und die Weisen dieser Welt, wird an Petri Seite ge-

stellt: Paulus, der Heidenapostel. Er überragt die anderen Apostel, arbeitet mehr denn sie alle, und eine reichere Frucht fällt ihm in den Schoss. Vor diesem leuchtenden Gestirn erbleicht Petri Glanz. Der Thatkräftige wird in die Stille gewiesen und der erste Prediger ins Schweigen. Ja er muss es hinnehmen, dass ihm der jüngere Apostel im Konvente unter die Augen treten muss und den Vorwurf der Schwachheit mit Recht macht. Was für eine Schule für den alten Petrus! welch ein Wandeln mit gebundenen Händen! Aber alle diese Arbeit war nicht umsonst. Ihre reife Frucht ist niedergelegt in den beiden Petrusbriefen. Die Legende sagt sinnig, dass Petro seit der Gründonnerstagnacht für sein ganzes Leben eine Thräne im Auge hängen geblieben sei. In Wahrheit, diese Thräne zittert durch seine Briefe hindurch. Da liegt sein Hirtenherz vor uns ausgebreitet, das an sich selbst die Hirtentreue des guten Hirten erfahren hatte. Selbst geheilt von seinen Wunden, versteht er es mit linder Hand Anderer Wunden zu heilen. Der Anfang des Briefes ist unvergleichlich schön und beginnt mit einem Osterpsalm im höheren Chor, in welchem die Lieder der Passion und der Ostern wunderbar verschlungen sind und schliesslich ausmünden in den Lobgesang, dem wiederkommenden Herrn entgegen. Und nun der Inhalt des Briefes! Wie versteht es Petrus, zu trösten und aufzurichten; Allen Alles zu werden in Seelsorge und in Wort! Wie köstlich, was er den Männern, was er den Frauen zu sagen hat, den Ältesten, den Hirten und Lehrern, eine Pastoral-Theologie in Nuce! Wieder schliesst er mit dem Lobpreise auf Den, der die Gemeinden durch Leiden zur Herrlichkeit führend, vollbereiten, stärken, kräftigen und gründen wird — ein Brief mit Geistesfeuer und Herzblut geschrieben.

Der Meister hat sein Werk vollendet. Petri Leben verliert sich in die Wolke der Zeugen, deren die Welt nicht wert war. Aus der Schrift hören wir nichts von seinem späteren Lebensgang noch Lebensende. Kirchenväter und Legende erzählen, dass er nach Rom gewandert und dort den Märtyrertod bald nach Paulus gefunden habe.

Und nun noch ein Wort des Vergleichs des Petrus der Bibel mit „Sanct Peter“, wie er in der römischen Kirche gepriesen wird. Wahrlich, es giebt keinen schlagenderen Gegen-

beweis gegen den Petrus zu Rom, den Statthalter Christi, den Nachfolger Petri, als Petrus selbst. Hier der Petrus der Schrift, der zu Cornelio, als dieser ihm zu Füssen sinkt, spricht: „Stehe auf! denn ich bin auch ein sündiger Mensch", und dort der Petrus zu Rom, der sich die Füsse küssen lässt. Hier der Petrus, der sich nur den Mitältesten nennt unter Brüdern, der nur von einem Hirten und Bischof der Seelen weiss, durch dessen Wunden wir heil geworden, und dort der Bischof, der für sich das Recht verlangt, der Bischof der Bischöfe zu sein. Hier der Petrus, der die Gemeinde, das auserwählte Geschlecht und das königliche Priestertum nennt, das geistliche Opfer bringen soll, und verkündigen die Tugenden Des, der uns berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht — und dort der Petrus, der die Gemeinde mundtot macht. Hier der Petrus der Schrift, der nur ein unfehlbares, festes, prophetisches Wort kennt und es allem Menschenwitz und klugen Fabeln gegenüberstellt, und dort der Petrus, der die Unfehlbarkeit für sich beansprucht, die Tradition sanktionirt und die Schrift als ein dunkles Wort verbietet. Hier der Petrus, der nichts von einer Erlösung mit Gold und Silber weiss, sondern nur Eine mit dem teuren Blute Christi, und dort der Petrus, der die Ablassbuden aufschlägt. Hier der Petrus, der von keinem anderen Namen wissen will, in welchem wir selig werden und beten sollen, und dort den Petrus, der als Retter der Kirche die allerseligste Jungfrau preist und einen Heiligen nach dem anderen schafft, als Fürsprecher und Mittler. Hier der Petrus, der gebietet, unterthan zu sein aller Obrigkeit um des Herrn Willen, und dort der Petrus mit der dreifachen Krone, Kaiser und Könige absetzend, als die nur von ihm die Krone als Lehen empfangen haben. Hier der Petrus, der selbst verheiratet, der Ehe ihre hohe Aufgabe stellt, und dort der Petrus, der die Ehe den Priestern verbietet und den ehelosen Stand als höhere Heiligkeit preist. Kann man sich einen grösseren Gegensatz, ein unähnlicheres Gegenbild denken?

Ich schliesse und kehre zum Preise des Meisters zurück, der aus dem ungefügen Block das Meisterwerk gebildet. Welch ein Trost für alle die Naturen, die ähnlich wie der Petrus voll Liebe zum Herrn, in sich noch unharmonisch, eine doppelte Seele in der Brust wohnen haben, und die der Verzagtheit,

wenn nicht der Verzweiflung nahe sind über dem Kampf mit ihrem alten Menschen. Mögen sie die göttliche Geduld und Weisheit anschauen, die nicht müde wird, auch durch Fallen zum Aufstehen, durch Binden zur Freiheit zu führen.

Simon Petrus wird mit den anderen Aposteln droben auf Stühlen sitzen und richten die Geschlechter Israel. Wir werden ihn sehen, so Gott Gnade giebt, der der Kirche Felsgrund war und das erste majestätische Bekenntnis zu Christo, dem Sohne Gottes, gethan und Ihm die erste Gemeinde gesammelt. Wir aber wollen, im Anschauen dieser Glorie Petri, mit dem grossen Copernicus auf unser Grab schreiben: „Nicht die Gnade, die Du dem Petro gegeben, aber die Gnade, die Du dem Schächer nicht verweigert hast, gieb mir."

Amen.

Die deutsche Kaisersage.

Rede

gehalten am 26. Januar 1894

in der Festversammlung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

zur Vorfeier

des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers

von

Dr. Venediger,

Direktor der städt. Realschule.

Sehr geehrte Versammlung!

Seit den ruhmreichen Zeiten des letzten deutsch-französischen Krieges, in denen unter blutigen Kämpfen und schweren Opfern das neue deutsche Reich erstand, seit jener grossartigen Bethätigung deutscher Wehr- und Volkskraft hat die Ergründung der Umstände, welche zu einer Lösung der deutschen Einheitsfrage eben in dem stattgehabten Sinne geführt haben, die Geschichtsforschung auf das lebhafteste beschäftigt. So sehr aber jedes tiefere Eindringen in den Gang der politischen Geschichte Deutschlands im Verlauf der letzten Jahrhunderte die Notwendigkeit gerade dieser Entwickelung beweist, eben so sehr wird es doch auch klar, dass neben den zunächst ins Auge fallenden politischen und militärischen Faktoren noch eine ganze Reihe anderer Ursachen für die Verwirklichung der Einheitsbestrebungen unseres Volkes von weittragender Bedeutung geworden sind, dass neben materiellen auch ideelle Momente in Betracht kommen, oft zwar weniger deutlich erkennbar, darum aber nicht weniger, und oft schon von langer Zeit her, wirksam. Es würde zu weit führen, wollte ich heute diesen Gedanken ins einzelne verfolgen: als Beispiel will ich nur eines dieser scheinbaren Imponderabilien — um einen Bismarckschen Ausdruck zu gebrauchen — herausgreifen, nämlich die litterarisch-wissenschaftliche Einheit, die Deutschland schon seit Jahrhunderten dargestellt hat. Die von Luther geschaffene einheitliche Schriftsprache, die im wesentlichen gleiche Art der Vorbildung auf den höheren Schulen und Universitäten, die von den protestantischen Ländern ausgehend auch die katholischen in ihren Bereich zwang, vor allem auch der klassische Aufschwung, den unsere National-Litteratur im vorigen Jahrhundert nahm — mit einem Worte die Gemeinschaft des litterarischen Besitzes ist ein wichtiges und bei einer ursächlichen

Darlegung der Begründung des neuen deutschen Reiches sehr hervorzuhebendes Ferment in den deutschen Einheitsbestrebungen: es ist unbestreitbar, dass Deutschland längst eine einige geistige Grossmacht war, ehe es an eine politische Einheit und Grossmachtstellung gedacht hat.

Diese Thatsache erlangt jedoch für die geschichtliche Entwickelung unseres Volkes besondere Wichtigkeit infolge der entschiedenen Richtung auf das Nationale, die ein grosser Teil unserer wissenschaftlichen Studien nach dem bedeutsamen Aufschwung des deutschen National- und Einheitsgefühls während der Befreiungkriege einschlägt. Allseitig beginnt jetzt auf historischer Grundlage das Studium unserer rechtlichen, wirtschaftlichen, sprachlichen Entwickelung, mit einem Wort des gesamten Geisteslebens der Nation, und schafft uns eine Litteratur, deren wissenschaftlicher Wert überall die verdiente Bewunderung findet, deren nationaler Wert aber in seiner Einwirkung auf die Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens noch lange nicht aller Orten anerkannt, geschweige denn voll gewürdigt wird.

In jenen Zeiten nationaler Begeisterung ist dann auch, besonders noch durch den günstigen Umstand gefördert, dass die wissenschaftliche Autorität der Gebrüder Grimm und Rückerts Dichtergenius sich ihrer fast gleichzeitig bemächtigten, eine Sage wieder lebhaft im Bewusstsein weiter Kreise unseres Volkes hervorgetreten, der wir jetzt unsere Betrachtung zuwenden wollen: die deutsche Kaisersage!

Wem klänge nicht bei ihrer Erwähnung aus der Jugendzeit ein Lied ins Ohr, das alte Barbarossalied, wem träte nicht sofort die Situation vor Augen, die Rückert [1]) in seinem schwermutvollen, den Ton des Volksliedes aufs glücklichste treffenden Gedicht so eindrucksvoll gezeichnet hat? Tief im Innern des Kiffhäuser [2]), der seinen sagenumwobenen, waldumrauschten Gipfel stolz und kühn aus der Segen und Frieden atmenden goldenen Aue emporhebt, zugleich auch eine Stätte reicher geschichtlicher Erinnerung aus glanzvoller mittelalterlicher Kaiserzeit, haust seit langer, langer Zeit der „alte Barbarossa, der Kaiser Friederich“. In Schlaf versunken ruht er auf elfenbeinernem Stuhl, das müde Haupt auf den marmelsteinernen Tisch gestützt, durch den sein feuerfarbener Bart

hindurchgewachsen ist. Er hat des Reiches Herrlichkeit mit sich in die Tiefe des Berges hinabgenommen; mit Barbarossas Rückkehr wird auch sie einst wiedererstehen. So harrt er, niemals gestorben, der Stunde, wo das Vaterland ihn zu neuen Thaten berufen wird, der Stunde, wo die alten Raben nicht mehr um den Berg fliegen. Für ungezählte Deutsche ist die windumklungene, trümmerbesäte Höhe des Kiffhäuser infolge des Rückertschen Gedichts ein Gegenstand pietätvoller Sehnsucht geworden, Tausende der Besten und Edelsten unseres Volkes haben den Glauben an die Verwirklichnng des deutschen Kaisertranmes treu im Herzen getragen, hoffend nnd harrend richteten sie ihre Blicke in trüber Zeit nach dem alten Bergesrecken: Barbarossas Erwachen ward geradezu zum Symbol der Macht und Einheit Deutschlands bis zur herrlichen Erfüllung des Traumes von Kaiser und Reich in grosser, jüngst vergangener Zeit!

So hat sich die Sage in der eben dargelegten Form im Laufe dieses Jahrhunderts zum Range eines wichtigen und treibenden Faktors in den Einheitsbestrebungen nnseres Volkes erhoben. Tief und innig ist sie mit dem politischen Empfinden der Nation verwachsen und wird noch lange mit demselben verwoben bleiben, trotzdem die geschichtliche Kritik, welche seit der Aufrichtung des neuen deutschen Reiches der Behandlung dieses Stoffes ein besonders lebhaftes Interesse entgegengebracht hat, die allgemein geltenden Vorstellungen sowohl betreffs der Persönlichkeit des Kaisers, als auch betreffs des Ursprungs der Sage als irrig hat verwerfen müssen. Denn einmal — und diese gesicherten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung lassen Sie mich gleich voranschicken — erscheint nicht sowohl Friedrich I. Barbarossa, dessen auf dem dritten Kreuzzuge im fernen Morgenlande unter so tragischen Umständen erfolgter Tod [3]) zwar sehr bald Gegenstand legendenhafter Ausschmükkung geworden, niemals aber von weiteren Kreisen ernstlich in Zweifel gezogen ist, anfänglich als der sehnsüchtig erwartete Zukunftskaiser der Sage, sondern vielmehr sein Enkel, Friedrich II. Der Tod dieses Kaisers ward dagegen schon bei seinen Lebzeiten in mystischer und abergläubischer Weise erörtert und seine Wiederkehr hat unangefochten Jahrhunderte lang die Einbildungskraft unseres Volkes aufs lebhafteste beschäf-

tigt [4]). Sodann aber steht es jetzt ebenfalls fest, dass wir den Glauben an die Rückkunft eines verstorbenen Kaisers nicht als ursprünglich national-deutsche Sage für uns in Anspruch nehmen dürfen, sondern dass dieser Zug aus einer weit älteren, allgemeineren Kaisersage — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — übernommen wurde, deren Inhalt, entsprechend der politischen Stellung und Bedeutung der beiden Nationen — denn auch neben der deutschen eine französische [5]) Ausbildung bez. Umbildung erfahren hat. Hat demnach im vorliegenden Falle die Wissenschaft wieder einmal liebgewordene, in weite Kreise unseres Volkes gedrungene Vorstellungen als irrig abweisen müssen, so ist uns als Ersatz dafür durch ihr eindringendes Studium nicht nur Kern und Wesen der Sage nach Umfang und Wert erst ganz erschlossen, sondern vor allem die Berechtigung dargethan, dass wir die Kaisersage, sowohl wegen der Länge der Zeit, in der sie im Herzen unseres Volkes gelebt hat, als auch wegen der Selbständigkeit der Ausgestaltung, die ihr in mythischer, geschichtlicher und poetischer Beziehung in unserem Vaterlande zu teil geworden ist, doch als eine echt deutsche und nationale ansehen dürfen.

Gestatten Sie mir nunmehr Ihnen in Kürze Entstehung und Ausbildung unserer Kaisersage vorzuführen. —

Die Anfänge derselben reichen, wie schon bemerkt, in weitentlegene Fernen zurück und stehen mit den altchristlichen Vorstellungen vom Ende aller Dinge, von der dem Weltuntergange vorangehenden Herrschaft des Antichrists und der Errichtung des tausendjährigen Reiches im Zusammenhang.

Diesem Ursprung entsprechend überwiegt in der Entwickelung unserer Sage zuerst bei weitem über ein Jahrtausend lang das religiöse Moment. Mit blutigen Lettern hatte sich die Zeit der furchtbaren Christenverfolgungen unter dem römischen Kaiser Nero in die Herzen der Mit- und Nachwelt geschrieben. Kein Wunder, dass man, im Anschluss an die Bezeichnung der Bibel [6]), die den Kaiser als den „Menschen der Sünde" hinstellt, in ihm zur Zeit der Kirchenväter den „Antichrist" erblickte, dass man an seinen Tod — und das ist ein Zug, der von nun an durch die gesamte Sagenbildung immer und immer wieder hindurchgeht — nicht glaubte, sondern mit Furcht und Zittern seine Wiederkehr aus der Hölle und dann die Erneuerung

seiner greuelvollen Regierung erwartete. Es war ein Trost, dass sein fluchwürdiges Wirken zunächst nur im Geheimen sich vollziehen, dass ihn eine stärkere Macht zuerst noch niederhalten würde, und wenn es auch noch streitig ist, ob wir uns unter dieser Macht einen der römischen Cäsaren vorzustellen oder an das römische imperium als solches zu denken haben, — sehr bald überwog doch diese letztere Ansicht. Die gläubige Christenheit hoffte, so lange das alte römische Reich noch bestände, auch vor der Wiederkehr des Antichrist sicher zu sein. Wenn demnach die Sage die Existenz des römischen Weltreichs als eine wesentliche Bedingung in ihren Bereich gezogen hatte, so ist es nur natürlich, dass mit dem Uebertritt Constantins des Grossen zum Christentum und der Anerkennung der christlichen Religion seitens des römischen Staates, mit der Verlegung des Schwerpunkts dieser Weltmacht, besonders nach der Zerstörung des weströmischen Reiches, nach dem Osten, nach Byzanz, auch unsere Sage nunmehr in diesem Teile des Römerreichs ihre weitere Fortbildung erhielt. Vor allem unter dem Einfluss der Methodisten im ausgehenden 7. Jahrhundert, also in dem Zeitalter der Begründung und Ausbreitung des Islam, entwickelt sich dann die Sage in der Richtung weiter, dass dem Auftreten des Antichrist eine Periode grössten Glanzes und höchster Machtentfaltung des byzantinischen Reiches vorangehen wird; da inzwischen durch das siegreiche Vordringen der Anhänger Muhameds das heilige Land den Christen entrissen war, so tritt seine Wiedergewinnung als eine der von dem letzten Kaiser zu lösenden Aufgaben in den Sagenkranz ein. Demnach wird dieser gewaltige Held nach der Niederwerfung der Ismaeliten und der Wiedereroberung Jerusalems an heiliger Stätte vor dem Kreuze des Herrn seine Krone niederlegen. —

Dem letzten Zuge begegnen wir hier als etwas Neuem zuerst in der Sage, er kehrt aber von nun an immer wieder, besonders auch in der die Auffassung des ganzen Abendlandes bedeutsam beeinflussenden Umgestaltung der methodistischen Lehre durch den Abt Adso von Moutier-en-Der, um die Mitte des 10. Jahrhunderts. Denn mit dem steigenden Einfluss, den das Abendland in politischen und religiösen Dingen in jenen Jahrhunderten sich zurückerobert hatte — ich erinnere nur an

Karl den Grossen und die Erneuerung der römischen Kaiserwürde im Jahre 800, die man nur als eine Fortsetzung des alten imperium romanum ansah, an das Hervortreten des römischen Bischofs und die Entwickelung des Papsttums — hatte auch unsere Sage ihre Wanderung aus dem Morgenland nach dem Westen wieder angetreten. An die Stelle der römischen Imperatoren, beziehungsweise der byzantinischen Kaiser, sind jetzt die „Könige der Franken“ getreten. So lange sie überhaupt noch herrschen, wird der Antichrist ohne Macht sein. Endlich aber wird einer von ihnen die Herrschaft über das gesamte römische Reich erhalten, er, machtvoll und ruhmvoll, der grösste aber auch zugleich der letzte aller Könige. Nachdem er treu (nach anderer Lesart: glücklich) seines schweren Amtes gewaltet, wird er zuletzt nach Jerusalem ziehen: auf dem Oelberg legt er Scepter und Krone nieder: vorbei ist es dann mit dem römischen Weltreich und dem Christentum — der Antichrist erscheint, das Weltende bricht an!

Es entspricht durchaus den die damaligen Zeiten beherrschenden staatsrechtlichen Vorstellungen, wenn man bei der zuletzt genannten Auffassung noch mehrere Jahrhunderte lang stehen bleibt. Denn seit den Tagen Karls des Grossen sah man in der That in den Franken die rechtmässigen Erben des römisch-christlichen Kaisertums und hielt theoretisch auch nach der Teilung des karolingischen Reiches an der Einheit der fränkischen Monarchie fest; selbst bei Erneuerung der Kaiserwürde durch Otto den Grossen im Jahre 962 konnte man sich der Macht der fränkischen Kaisertradition in Bezug auf manche Äusserlichkeiten, vor allem auch den Krönungsornat, nicht entziehen und noch im 12. Jahrhundert steht einer der bedeutendsten Geschichtschreiber seiner Zeit, zugleich auch ein naher Verwandter des Hohenstaufischen Hauses, Otto von Freising, unter der Vorstellung, das deutsche Reich sei nur ein Teil der fränkischen Herrschaft [7]). So weiss denn auch für unsere Sage noch das um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts verfasste Gedicht „Entechrist“, dass „der Vranchin chunic einer“ kommen solle, der, grösser und bedeutender als alle seine Vorgänger, Rom und den Lateran beherrschen und aller Reiche gewaltig werden wird. Als neu und wichtig erscheint hier neben dem „dürren Baum“, an welchen der siegreiche Kaiser

seinen Schild hängen wird, um dann der Herrschaft zu entsagen und zu sterben, der von jetzt an zu grosser Bedeutung anwachsende Umstand, dass der letzte Kaiser die Herrschaft über Rom und den Lateran gewinnen wird, dass demnach Kaiser und Papst als zwei feindlich einander gegenüberstehende Mächte auftreten.

Wir müssen uns daran erinnern, dass in jener Zeit der grosse Kampf zwischen Hierarchie und Staatsgewalt ausgefochten wurde, dass es die Tage eines Heinrich IV. und Gregor VII., Friedrich Barbarossas und Alexander III. sind. Bald machte die Umgestaltung der Sage unter dem Einfluss dieses die damalige Welt beherrschenden kirchenpolitischen Kampfes zugleich in Verbindung mit dem Erstarken des Kaiserbewusstseins und Nationalgefühls während der Herrschaft der Hohenstaufen einen weiteren entscheidenden Fortschritt. Bis dahin war sie, entsprechend dem universellen Charakter des römischen Weltreichs und der seine Fortsetzung bildenden fränkischen Monarchie bez. des Kaisertums Otto des Grossen, allgemeine auf mystisch-chiliastischer Grundlage ruhende Kaisersage mit überwiegender Betonung das religiöse Moment gewesen: nunmehr entwickelt sich aus der fränkischen die eigentliche deutsche Kaisersage. Wenn man nach den bisher angeführten Quellen als letzten ruhmreichen Beherrscher der Christenheit vor Beginn des Weltunterganges entweder einen römischen Kaiser oder einen Frankenkönig erwartet hatte, so erscheint nunmehr, und zwar in sehr scharf betontem Gegensatz zu dem fränkischen, d. h. jetzt bereits französischen, König ein deutscher Kaiser [8]); und wenn man bislang nur im allgemeinen von einem Kaiser oder König schlechthin gesprochen hatte, so tritt bald auch eine bestimmt benannte Persönlichkeit, ein „Kaiser Friedrich", in den Vordergrund; neben dem religiösen macht sich von jetzt ab viel bedeutsamer als bisher das politische, bald auch, und zwar beide an nachdrücklicher Betonung überflügelnd, das soziale Moment geltend. Der „Kaiser Friedrich" ist aber, wie schon gesagt, nicht Friedrich I. Barbarossa, sondern sein Enkel Friedrich II., eine Thatsache, die sowohl in den Quellen, wie wir sehen werden, als auch in der allgemeinen Zeitlage und der Persönlichkeit Friedrichs II. selbst ihre Begründung und Erklärung findet.

Denn die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, die im wesentlichen von der Regierung Friedrichs II. ausgefüllt wird, bildet einen überaus merkwürdigen Abschnitt unserer vaterländischen Geschichte. Bei der genialen Beanlagung und der gewaltigen Energie des Staufers, bei der Fülle von Strömungen und Bestrebungen, die sich damals auf allen Gebieten deutschen Volkslebens regte, würde das Zeitalter Friedrichs II. eine unserer glänzendsten Epochen darstellen, wenn nicht der grösste Teil jener Lebenskraft in erbittertem, unfruchtbarem Kampfe sowohl auf geistlichem als weltlichem Gebiet sich nutzlos hätte verzehren müssen. Denn eben in jener Zeit erreicht der Streit zwischen Kaiser und Papst, richtiger gesagt zwischen Kaisertum und Papsttum, seinen Höhepunkt. Nachdem Friedrich II., und wir dürfen fast sagen wider seinen Willen, in diesen längst über die Personen hinausgewachsenen Prinzipienstreit hineingezogen war, hat er, entsprechend seinem Naturell, trotz des mehrfach über ihn verhängten Bannes, im erbitterten, hasserfüllten Ringen mutig ausgeharrt, bis der Tod ihm das Schwert aus den Händen wand; er, dessen Haupt sieben Kronen schmückten, ist in diesem Kampfe zwar unterlegen, aber die Spur von seinen Erdentagen ist lange nicht untergegangen, und noch geraume Zeit nach seinem Hinscheiden bewegte die Erinnerung an seine Worte und Thaten die beiden einander mit der blinden Wut der Leidenschaft bekämpfenden Parteien. Es ist nur zu erklärlich, wenn dieser bedeutende Herrscher als Mensch und Fürst auf das verschiedenste von Mit- und Nachwelt beurteilt ist; ganz besonders aber verschärfen sich die Gegensätze in der Würdigung seiner Persönlichkeit, wenn es sich nicht sowohl um die Regententhätigkeit Friedrichs II. im allgemeinen, als vielmehr um seine Stellung zu Religion und Hierarchie handelt. Hier gilt er — je nach dem Parteistandpunkt — den einen für den ärgsten Feind der Kirche, des Christentums überhaupt, für einen zweiten Nero, einen Vorläufer des Antichrist, ja für den letzteren selbst; den anderen aber ist er mit seinem Ringen gegen den Papst, gegen den vielfach hochmütigen und entarteten Klerus der sehnlichst erwartete Zukunftskaiser des letzten christlichen Weltreichs, der zur Befreiung des heiligen Grabes ausgezogen ist, der Kirche und Staat reformieren wird.

Eine eigentümliche und doch für die Auffassung ihrer Zeit höchst bedeutungsvolle und einflussreiche Stellung zu dieser Frage nehmen die Joachiten ein, Bettelmönche und eben deshalb in vielfacher Beziehung mit den weitesten Kreisen des Volkes, Angehörige des in jener Zeit gegründeten Franciskanerordens. Sie nannten sich nach dem um 1201 oder 1202 gestorbenen calabrischen Abt Joachim von Floris (Fiore), einem religiösen Schwärmer, der sich in seinen mystisch-apokalyptischen Schriften viel mit der Zukunft der Kirche und dem bald über die Welt hereinbrechenden göttlichen Strafgericht beschäftigte. Nach der durchaus eigenartigen Ansicht der Joachiten, die keineswegs blinde und bedingungslose Anhänger des Papsttums waren, sondern für die schweren inneren Schäden der Kirche ein offenes Auge hatten, war Friedrich dazu bestimmt, die verweltlichte Kirche in die äusserste Not zu bringen. Trotz der Härte und Grausamkeit, mit der Kaisertum und Papsttum, besonders unter Innocenz IV., einander befehdeten, schien dio furchtbarste Phase des Kampfes noch nicht gekommen; denn mit dem entscheidenden Wendepunkt, bei welchem Friedrich II. sein Leben verlieren wird, soll ja auch zugleich ein neue Aera hereinbrechen, in der die frommen Minoriten eine segensreiche Thätigkeit entfalten werden. Da man nun diesen bislang noch nicht eingetroffenen Zeitpunkt sehnlichst herbeiwünschte, so ward der Tod Friedrichs bereits bei seinen Lebzeiten Gegenstand eifriger Forschung. Nach einer angeblichen Weissagung Joachims schätzte man sein Leben auf 70 Jahre; man wusste aber auch, dass er nur durch Gott, d. h. nicht eines gewaltsamen, sondern nur eines natürlichen Todes sterben könnte; grundlegend für die ganze spätere Tradition der Joachiten über das Ende und Fortleben des Kaisers, wirkte jedoch ein Spruch der sogenannten erythräischen Sibylle [9]), wonach er seine Augen durch einen verborgenen, dunklen, geheimnisvollen Tod schliessen, d. h. doch wohl still, insgeheim, unbemerkt sterben wird, so dass es von ihm unter den Völkern heissen wird: „vivit et non vivit“, „er lebt und lebt nicht“! —

Derartige Anschauungen beherrschten damals weite Kreise und wurden, soweit es sich um die Erfüllung grosser, auf Friedrich II. gesetzter Hoffnungen handelte, durch die poli-

tischen Zustände, vor allem auch in Deutschland, noch wirksam unterstützt. Denn gerade das letzte Jahrzehnt seiner Regierung brachte unserm Vaterlande ausserordentlich schwere Zeiten; äussere und innere Feinde bedrohten es, Aufruhr und Bürgerkrieg herrschten, Bann und Interdikt waren über das Reich verhängt! Voll banger Erwartung richteten Viele in dieser Bedrängnis den Blick nach Süden, wo der Kampf gegen die Curie den Kaiser schon allzulange fernhielt [10]), und erwarteten einzig und allein von seiner Rückkehr Heil und Rettung. Und dieser Glaube an ihn war nicht ohne eine gewisse innere Berechtigung. Wohl war der glänzende, trotz seiner Fehler und Leidenschaften persönlich so liebenswürdige Herrscher nur selten nach Deutschland gekommen; aber jedes Mal hatte sein Auftreten dem alten Zauber des Staufischen Namens neue Kraft und Geltung verliehen, hatte seine Anwesenheit siegreiche Niederwerfung der Gegner, Herstellung von Ruhe und Frieden, Gesetz und Ordnung, zuletzt noch Entfaltung wahrhaft kaiserlicher Macht und Herrlichkeit bedeutet. Gerade sein so seltenes Erscheinen auf deutschem Boden erhöhte für seine Anhänger den Nimbus seiner zwar auch ihnen fremdartigen, seltsamen, aber doch bezaubernden Persönlichkeit, wie es umgekehrt seine Gegner in der ungerechten, von Furcht, Hass und Aberglauben eingegebenen Beurteilung bestärkte [11]). Und es fällt keineswegs aus dem Rahmen der Anschauungen dieser Epoche, wenn sie einer so eigengearteten, nach ihrer Auffassung fast übermenschlichen Persönlichkeit, die in dem Brennpunkt der politischen und apokalyptischen Hoffnungen und Befürchtungen des Zeitalters steht, auch ein ungewöhnliches, übernatürliches Schicksal andichtete.

Es kann nach dem Gesagten nicht Wunder nehmen, dass, als der Kaiser in der That am 13. Dezember 1250 zu Fierenzola in Apulien an einer ruhrartigen Krankheit plötzlich und unerwartet starb, und zwar gerade zu einer Zeit, wo der Sieg sich auf seine Seite zu neigen schien, Vielen, die unter dem Druck der damaligen Weltlage oder unter dem Einfluss der Joachitischen Prophezeiungen standen, diese Thatsache, besonders auch wegen der augenblicklichen Zeitverhältnisse, einfach unfassbar war. Sie wurden in ihren Zweifeln noch dadurch bestärkt, dass Manfred das Hinscheiden seines Vaters

aus politischen Gründen verheimlichte und denselben in aller Stille beisetzen liess. Trotzdem nun die Curie, und sogar der Papst persönlich, mündlich und schriftlich es sich aufs äusserste angelegen sein liessen, die Kunde von dem Tode des „Ketzers“ frohlockend in weite Kreise zu verbreiten, fand dieselbe doch vielfach keinen Glauben, sowohl in Italien, als auch in Deutschland. Es kann gleichgiltig sein, in welchem der beiden Länder das Gerücht von dem Fortleben des Kaisers zuerst die weitere Verbreitung gefunden hat, da wir die Existenz der Legende für beide Gebiete aus zeitgenössischen Berichten nachzuweisen vermögen; indes spricht es doch für die Stärke und Ausbreitung der Legende auch in Italien, wenn der Streit um den Tod Friedrichs II. sogar Veranlassung zu Wetten wurde, wie uns denn sogar noch direkt ein notarieller Akt aus Sangemignano vom 10. August 1257 erhalten ist, worin 2 Edelleute dem Goldschmied Braccio 60 Scheffel Getreide versprechen, falls das Gerücht, Kaiser Friedrich II. sei noch am Leben, sich bewahrheiten sollte.

Die auf den Tod Friedrichs II. folgenden Ereignisse: der Zusammenbruch der einst so glänzenden Hohenstaufischen Macht und das durch seine Tragik erschütternde Ende dieses herrlichsten deutschen Kaisergeschlechts, dessen letzter Spross den schmachvollen Tod durch Henkershand starb, die schweren Zeiten des Interregnums, der zufällige Umstand, dass im 13. Jahrhundert nach Friedrich II. überhaupt kein deutscher König mehr zum Kaiser gekrönt wurde, wie der Staufer denn auch der letzte gewesen war, der einen Kreuzzug unternommen hatte — alle diese Thatsachen trugen dazu bei, dass sich die Sage im Laufe des 13. Jahrhunderts ständig erhielt und verbreitete. Ja noch mehr: dieselbe gewinnt bald derartig an Stärke, dass sie aus dem Bereich legendenhafter Überlieferung heraustritt und greifbare Gestalt annimmt. So treten seit Anfang der 60er Jahre des 13. Jahrhunderts sowohl in Italien als auch in Deutschland eine ganze Anzahl von Männern auf, die sich für den erwarteten, wiedererstandenen Kaiser ausgeben und gläubige Anhänger finden. Wohl fehlt es nicht an Analogien zu diesem interessanten geschichtlichen Vorgang [12]); ich erinnere hier nur an die zeitlich nahestehende vom „falschen Waldemar“. Wir können zur Erklärung dieses psychologischen Processes darauf hinweisen, dass es der die über-

wältigende Grösse bedeutender Menschen dankbar bewundernden oder furchtsam anstaunenden Mitwelt schwer wird, überhaupt an ihre Vergänglichkeit und ihr Gebundensein an die ewigen Naturgesetze gleich anderen Sterblichen zu glauben, besonders wenn ihr Wirken in geschichtlich erregte Zeiten fällt und sie dahingegangen sind, ohne ihr Werk zu vollenden. Mit mehr Berechtigung aber scheint mir die trübe allgemeinpolitische Lage hervorgehoben werden zu können [13]); denn gerade in jenen Tagen hatte eine tiefe Gährung sich der Gemüter bemächtigt, die, unterstützt durch elementare Ereignisse, materielle Not und den Mangel gesicherter Rechtszustände, unser Volk, und nicht bloss in den unteren Schichten, gewaltig erregte und für das Auftreten jener Betrüger einen ausserordentlich günstigen Boden schuf.

Unzweifelhaft aber waren es derartige Empfindungen der Volksseele, durch welche es dem Tile Kolup [14]) (Dietrich Holzschuh) — um nur einen jener falschen Kaiser herauszugreifen — in Verbindung mit einer antihabsburgischen Strömung gelang, sich unter der Regierung Rudolfs von Habsburg während der Jahre von 1282—1285 am Rhein zu behaupten. Nach einem ersten verunglückten Versuch in Köln richtete er sich zu Neuss, dann zu Wetzlar eine förmliche kaiserliche Hofhaltung, ja eine Art kaiserlicher Kanzlei ein; schliesslich forderte er den König Rudolf selbst vor seinen Thron, damit der Habsburger sich von ihm belehnen lasse. Als der Unfug selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus Aufsehen erregte — wir hören von Gesandtschaften aus Italien, die sich über den neu erstandenen Kaiser unterrichten wollen —, musste sich Rudolf entschliessen, dem keineswegs ungefährlichen Nebenbuhler mit Heeresmacht entgegenzuziehen. Jetzt aber liessen den Tile Kolup seine Anhänger im Stich, die Wetzlarer lieferten ihn aus, und nach dem Urteil des Hofgerichts ward er auf dem Kalsmunt bei Wetzlar als Ketzer verbrannt (7. Juli 1285). Aber mit dem verglimmenden Scheiterhaufen war keineswegs auch das Andenken dieses Mannes aus dem Gedächtnis des Volkes beseitigt. Sorgfältig durchsuchte man die Asche des Holzstosses; als man gar keine Überreste von Gebeinen darin gefunden hatte, war es für seine Anhänger klar, dass Tile Kolup doch der echte Kaiser Friedrich gewesen sei, und Otto-

kar, der gleichzeitige Verfasser der „Steirischen Reimchronik“, der ihn selbst für einen „Äffer“ und „Trugner“ hält, berichtet, dass viele behaupteten:

„Es wär von Gottes Kraft,
Dass er leibhaft
Sollte noch bleiben
Und die Pfaffen vertreiben..“

„Friedrich soll die Pfaffen vertreiben!“ Wir sehen, der Kampf gegen das Papsttum hat sich bereits zu einem Kampfe gegen den gesamten Klerus erweitert! Diese dem Kaiser hier zum ersten Mal gestellte Aufgabe haftet der Sage nunmehr fest und dauernd an, bildet sich mehr und mehr aus und leitet zu den im 14., 15., 16. Jahrhundert immer breiter in ihr auftretenden politisch-sozialen Ideen über. —

Besonderen Anlass zur Erregung des Ingrimms gegen Rom und die Kirche, sowie zur Auffrischung der Legende vom Kaiser Friedrich bot nun in der nächstfolgenden Zeit zunächst die Regierung Ludwigs des Baiern (1314—1347). Die äussere politische Lage war fast dieselbe wie unter dem grossen Staufer. Wieder loderte der alte Streit zwischen der ghibellinischen Richtung und dem Papsttum in hellen Flammen auf, wieder schleuderte der Statthalter Petri den Bannstrahl gegen das Haupt des deutschen Volkes. Aber das Auftreten der unter dem Einfluss der französischen Könige stehenden, damals in Avignon residierenden Päpste ward jetzt noch um vieles anmassender und herausfordernder; die Curie aber begnügte sich bald nicht mehr mit der Einmischung in die grossen politischen Aktionen, sondern die päpstliche Jurisdiktion streckte mit gieriger Hast überall hin ihre Hände aus, und gerade dieses Eingreifen in die kleinen Verhältnisse, verbunden mit der in jenem Jahrhundert um sich greifenden Sittenlosigkeit und Weltlust der Geistlichen hat am meisten dazu beigetragen, die Erbitterung gegen dieselben zu steigern und den Pfaffenhass allgemein zu machen. —

Aber auch für das Eindringen sozialistischer Tendenzen in die Sage gewährt uns eine Betrachtung der damaligen gesellschaftlichen Vehältnisse hinreichenden Aufschluss. Eine allgemeine Verrohung der Sitten tritt ein. An Stelle jener edlen Lebenskunst, die die Blüte der ritterlichen Zeit ausgezeichnet hatte, tritt eine wüste, gemeine Genusssucht, der auch die oberen Schichten der Bevölkerung nicht widerstehen. Während man ge-

rade in diesen Kreisen von der Höhe vornehmer Lebens-Auffassung und -Führung herabsteigt und sich in Sprache und Sitte den unfeinen Lebensgewohnheiten der niederen Klassen annähert, sucht man durch um so strengeren, äusserlichen Abschluss den Unterschied der Stände, den Beruf oder Geburt gezogen, aufrecht zu erhalten. Dabei geht ein Streben, über seine Lebenssphäre hinauszugehen, durch alle Kreise der Gesellschaft und erzeugt selbstredend Unzufriedenheit mit den vorhandenen Zuständen. In zahlreichen Gedichten, Flugschriften, Abhandlungen wird damals der Wert der Arbeit, besonders der Handarbeit, sowie die soziale Stellung der Arbeiter theoretisch erörtert; oft spricht auch bereits Hass und Erregung gegen die Besitzenden überhaupt aus diesen Erzeugnissen und rät zu gewaltsamer Umgestaltung der bestehenden Eigentumsverhältnisse. Derartige Anschauungen beherrschten die Massen und machten sich, vielfach unter Ausbruch wildester elementarer Leidenschaften, in den städtischen Verfassungskämpfen, sowie in den Erhebungen des platten Landes, dem sogenannten Bundschuh, Luft [15]).

So nimmt denn das Bild des sagenhaften Zukunftskaisers jetzt eine sozialistische Färbung an. Ein „Pfaffenfeind“ war er ja immer gewesen; jetzt ward er in der Phantasie des Volkes zum erklärten Freund und Beschützer des armen Mannes, und diese Seite seines Wirkens wird in den litterarischen Überlieferungen der Kaisersage aus diesem Jahrhundert hauptsächlich und nachdrücklich betont. Bedeutsam tritt unter ihnen zunächst der Bericht des Franziskaners Johann von Winterthur hervor, obgleich er persönlich den Glauben an die Rückkehr des Kaisers nicht teilte. Er schrieb um 1348, also zu einer Zeit, in welcher die 100jährige Wiederkehr des Todestages Friedrichs II. die Gemüter bewegte, während gleichzeitig der so plötzlich auf einer Jagd 1347 eingetretene Tod Ludwigs des Baiern eine bedeutsame Analogie zu dem jähen und unerwarteten Ende des Staufers bot. Sodann gehört ein unter dem Luxemburger Karl IV. aufgezeichnetes Sibyllenbuch hierher und endlich ein sogenanntes „Meistersingerlied“, in welchem in ergreifender, inniger Weise und voll Sehnsucht vom „Kaiser Friedrich, dem hehren und auch milden“ gesungen wird. Es kehren hier die uns schon bekannten Weissagungen joachitischen oder auch älteren Ursprungs wieder, verbunden

mit den die Zeit beherrschenden Anschauungen über eine bald hereinbrechende furchtbare Katastrophe und den Bildern chiliastischer Glückseligkeit: die Rückkunft des verlorenen Kaisers, sein Zug in das gelobte Land, die Befreiung des heiligen Grabes, das Aufhängen des Schildes an den dürren Baum, der darauf von neuem zu grünen beginnt [16]). Indes wie viel weiter sind die Aufgaben des Kaisers auf politischem und sozialem Gebiet gesteckt! Der Kaiser Friedrich, der seinen Namen mit Recht führt, weil er der „ganzen Welt“ den Frieden bringen wird und „der zu dem Ende wiederkehren muss, und wäre er in tausend Stücke zerschnitten oder zu Asche verbrannt“, wird nicht bloss das heilige Grab wiedergewinnen, sondern vielmehr

„alle heidenische reich
di werden demselben keiser undertan“ (Meistersingerlied)

und „der heiden gloube muoz zergân“ (Sibylle).

Und nun erst sein energisches Eingreifen zur Hebung sozialer Missstände, das sich vor allem gegen Juden und Pfaffen richtet! Die Juden [17]) bekehrt er alle zum Christentum (Sibyllenbuch); ihre

„kraft legt er darnider
so gar an alles wer,
daz si nimmer auf bekummen“ (Meistersingerlied).

Die Geistlichen aber wird er so furchtbar verfolgen, dass sie nicht wissen werden, wie sie sich unkenntlich machen sollen, und im Notfall ihre Tonsuren lieber mit Kuhmist bedecken werden, um sich der Bestrafung zu entziehen (Johann v. Winterthur). Die Klöster wird er zerstören (Meisters.), Nonnen und Mönche zur Ehe veranlassen und sie statt ihres bisherigen Müssigganges zwingen, Wein und Korn zu bauen. Frieden und Sicherheit werden nach der Wiederaufrichtung seiner Herrschaft im Reiche herrschen, das er gerechter und ruhmvoller denn je regieren wird, so dass

„weip unde man gen ane wer
peide früh unde spat“;

ja (nach Joh. v. Winterthur) wird er sogar die armen Frauen und Jungfrauen reichen Männern zur Ehe geben und umgekehrt und somit der ungleichen Verteilung des Besitzes ein Ziel setzen. Dann, ja dann

„gewint di werlt freüden also vil" (Meisters.)
„nâch kument aber guotiu jâr
und wirt in al der werlt wol stân" (Sibylle). —

Es liegt auf der Hand, dass, nachdem im 14. Jahrhundert in die nationale Legende sozialistische Ideen Eingang gefunden hatten, das Bild des wiederkehrenden Kaisers auch in den folgenden Jahrhunderten bis zum endgiltigen Abschluss der Reformation mit den Hoffnungen und Wünschen besonders der unteren Volksklassen um so inniger verwachsen, die Sage, deren Inhalt im wesentlichen derselbe bleibt, nur um so weitere Verbreitung finden musste. Ebenso wie früher Johann von Winterthur, so nimmt jetzt der Thüringer Chronist und Kleriker Rothe (um 1440), der ein entschiedener Gegner dieses Volksglaubens war, doch Veranlassung gegen diese „nuwe ketzerei, disse buferei die der tufel zubrenget, dor mete her dieselben ketzer unde etzliche einfeldige cristenleute vorleitet" zu polemisieren; aber trotz derartiger Proteste liess sich die grosse Menge ihren Glauben nicht rauben — im Gegenteil, man baute fest und sicher auf den Zukunftskaiser als den Erretter und sehnte die Tage, die sein Erscheinen mit sich bringen würde, möglichst bald herbei. Nur so wird es uns verständlich, warum selbst an so wenige ruhmvolle Herrscher wie Sigismund oder gar Friedrich III. der nationale Glaube sein Hoffen knüpfen konnte, warum sogar Karl V., der grosse Gegner Luthers, wenn auch nicht selbst zum ausschliesslichen Helden der Sage erhoben, so doch in seinen politischen und kirchlichen Bestrebungen von einem sagenhaften Kaiser Friedrich unterstützt wird [18]).

Die Persönlichkeit Karls V. führt uns aber bereits mitten in die Reformation und damit in eine Epoche, welche bei ihrer einschneidenden Bedeutung für die Geschichte unseres Volkes auch für die Ausgestaltung der Kaisersage von hervorragendem Einfluss geworden ist. Zunächst freilich bleiben auch während dieser Epoche die dem Kaiser Friedrich gestellten Aufgaben noch durchaus in dem Rahmen der alten Ueberlieferung; dieselbe tritt jedoch, wie uns die Fülle litterarischer Erwähnungen darthut, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in dem Bewusstsein des Volkes ausserordentlich lebendig hervor, wird bei ihrer Ausgestaltung durch die konfessionelle Stellungnahme

des betreffenden Verfassers bereits beeinflusst [19]) und ist uns auch ihrerseits ein Beweis, wie sehr in jener Zeit sich mit der kirchlichen Reform auch die Erfüllung politischer Wünsche und Hoffnungen der Nation verknüpfte. Auch Luther selbst „hat oft in den landen als er ein kind war ein prophetzei gehort, kaiser Friderich wurde das heilige Grab erlössen"; er giebt der Legende eine tief symbolische Deutung auf „die heilige schrift, darinne die warheit Christi, durch die papisten getöd, ist begraben gelegen". Als aber durch die Annahme des Passauer Vertrags (1552) und den Abschluss des Augsburger Religionsfriedens (1555) die Reformation eine Thatsache geworden war, mit der man staatsrechtlich zu rechnen hatte, als dadurch wenigstens für einen grossen Teil Deutschlands das sehnsuchtsvolle Hoffen in religiöser Beziehung erfüllt war, werden die Folgen dieser wichtigen geschichtlichen Vorgänge auch in der veränderten Ausgestaltung der Sage deutlich erkennbar.

Zunächst scheidet als einer ihrer wesentlichsten und ausgeprägtetsten Züge das feindliche Vorgehen des Kaisers gegen Papst und Klerus aus. Ein Volksbuch vom Jahre 1519 [20]) ist die letzte Quelle, die noch von einer Bestrafung der Geistlichen spricht; dann hören wir nichts mehr von der früher so energisch und immer wieder betonten Forderung eines Kampfes gegen Lateran und Hierarchie. In gleicher Weise ist es uns durchaus verständlich, wenn auch die Kreuzzugsidee und die Wiedereroberung des heiligen Grabes nunmehr, wenngleich erst etwas später, völlig aus der Sage entschwinden. Denn der Sieg des reformatorischen Prinzips, die Anerkennung der Gleichberechtigung der Konfessionen macht zunächst theoretisch den Kampf gegen das Papsttum gegenstandslos, während Kirche und Geistlichkeit ebenfalls durch die Reformation ein ganz anderes Ansehen beim Volk zurückerhalten, zuerst bei den Anhängern des evangelischen Bekenntnisses, dann aber auch bei den Katholiken. Dem religiösen Empfinden der Reformationszeit aber lag die Erreichung anderer Ziele viel näher als die Wiedereroberung des heiligen Landes, abgesehen von dem gewaltigen Aufschwung, den das osmanische Reich in jenen Tagen genommen hatte.

Ebenso wie diese noch aus der Zeit der ursprünglichen allgemeinen Kaisersage stammenden Aufgaben treten aber auch

die übrigen grossartigen Tendenzen der mittelalterlichen Sage immer mehr zurück, jemehr wir uns der neueren Zeit nähern. Bald verzichtet die Überlieferung sogar gänzlich darauf, von der Mission des Zukunftskaisers näher und genauer zu berichten. Wie die religiösen, so schwinden auch die sozialen Probleme aus der Thätigkeitssphäre des Zukunftskaisers. Diese Einzelheiten verlieren ihr Interesse gegenüber der einen durch die staatlichen Verhältnisse in erster Linie bedingten und deshalb unentwegt, wenngleich in unklarer Vorstellung festgehaltenen Forderung, dass der jetzt tief im Bergesinnern schlafende Kaiser Friedrich einst erwachen und zurückkehren soll, mit ihm in alter Majestät „des Reiches Herrlichkeit". Die Thatsache der Rückkehr des Kaisers als solche rückt demnach nunmehr vor allem in den Vordergrund des Interesses, des Hoffens und Verlangens unseres Volkes, und deshalb weiss die Sage jetzt auch näheres über die Umstände, welche den Tag seines Wiedererscheinens verkünden, beziehungsweise verhindern. Aber wie bescheiden und zurückhaltend, ja wie entsagungsvoll wird sie in Bezug auf die Möglichkeit der Herstellung der früheren glänzenden Machtstellung! Nur in dem langen Zwischenraum von je hundert Jahren wagt schliesslich das gedrückte Volksgefühl sich eines solchen Ereignisses gewärtig zu halten!

Auch diese Abwandlung der Sagenform vermögen wir nur zu verstehen, wenn wir uns die politischen Ereignisse des auf die Reformation folgenden Zeitraums und die Stellung, in die unser Vaterland durch sie gedrängt wurde, vergegenwärtigen. In dem furchtbaren Elend des 30jährigen Krieges, dessen Wirkungen für die Kultur unseres Volkes sich noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein geltend machten, war Deutschlands Macht gebrochen. Vorbei war es auf lange Zeit mit einem freien und grossen Erfassen religiöser Dinge, vorbei mit dem Interesse an einer das gesamte Deutschland umfassenden religiösen Reform; vorbei war es auch mit der politischen Bedeutung unseres deutschen Vaterlandes, das, in hunderte selbstständiger territorialer Gewalten zerstückelt, zum geographischen Begriff herabsank und in seiner Uneinigkeit ein Hohn und Spott des Auslandes für Jahrhunderte wurde; vorbei aber war es auch für lange Zeit mit der Hoffnung auf bessere künftige Tage, auf eine Hebung der sozialen Lage, besonders der un-

teren Stände, geschweige, dass man an eine Besserung derselben aus eigner Initiative, wie sie sich so trotzig in den litterarischen Erzeugnissen der der Reformation vorangehenden Epoche ausspricht, auch nur hätte denken können. Nichts ist charakteristischer, als dass in jenen Zeiten tiefster nationaler Ohnmacht, wo wir in der That von einem deutschen Volksgefühl kaum sprechen können, auch unsere Kaisersage scheinbar völlig erstorben war. Und sie würde vielleicht damals für immer im Volksbewusstsein verklungen sein, wenn nicht der Umstand, dass sie sich von jetzt an wesentlich auf eine Örtlichkeit beschränkte, ihr die Kraft zu weiterer Dauer verliehen hätte. In jenen Tagen wird unsere Kaisersage zur Kiffhäusersage, und der Umstand der Lokalisation bedingt und erklärt es im Verein mit den eben dargelegten politischen Zuständen, warum jetzt in der Sage das mythisch-poetische Element um so stärker hervortritt. —

Wie aber ist der Kaiser in den Kiffhäuser gekommen? — Schon seit dem ersten Auftreten der Sage von der Wiederkehr Kaiser Friedrichs hatte die Frage, wo sich der noch lebende Kaiser eigentlich aufhalte, die Gemüter lebhaft beschäftigt. Man nahm einerseits an, dass er mit seinen Anhängern in weitentlegene Länder entwichen sei, von wo er nicht zurückkehren werde [21]); andererseits aber glaubte man, dass er als Pilger nach dem Morgenlande gezogen sei, und erwartete seine Wiederkehr von dort. Von Interesse ist zunächst in letzterer Richtung ein Gedicht Oswald des Schreibers, dessen Abfassungszeit zwischen 1350 und 1400 fällt und aus den Berichten einer verloren gegangenen „römischen Chronika" nnd „mündlichen Erzählungen von Bauern" sich zusammensetzt. Unter anderen kostbaren Geschenken, die ihm ein sagenhafter Priester Johannes aus Indien zugeschickt hat, hat Kaiser Friedrich auch einen unsichtbar machenden Ring erhalten. Als ihn nun der Bannfluch trifft, reitet der Kaiser, dem die Gotteshäuser verschlossen, die Segnungen der Kirche versagt sind, mit seinem Gefolge in den Wald und entschwindet plötzlich durch die Kraft des Zauberringes den Blicken seiner Begleiter. Niemand weiss zu sagen, wo er hingekommen, ob er damals gestorben, ob wilde Tiere ihn zerrissen, ob er noch verborgen lebt. So berichtet Oswald im Anschluss an die römische Chronika. Da-

neben aber hat er von Bauern gehört, dass ihnen der Kaiser als ein „Waller", d. h. ein Pilger, erschienen ist; er hat ihnen von künftiger Kaisermacht und Herrlichkeit und von seinem Kampf mit dem Klerus erzählt. —

Indes der frei schaffenden Phantasie des Volkes genügen bald derartige vage und unbestimmte Berichte über den Aufenthalt des Kaisers nicht mehr. Sie weiss im Laufe der Zeit zu berichten, dass der Kaiser auf „Burgen umher wandere". Zunächst freilich ist der Aufenthalt des Kaisers keineswegs auf eine Burg beschränkt. In Süd-West- und Mitteldeutschland finden wir ihn; bald erfahren wir auch näheres über sein Thun und Treiben. Immer deutlicher aber hebt sich im Laufe der Zeiten der Kiffhäuser als der eigentliche Wohnort des Sagenkaisers aus der Überlieferung heraus.

Indirekt steht diese Burg schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in Verbindung mit der Kaisersage [22]). In den Chroniken des 15. Jahrhunderts finden wir aber den Kiffhäuser direkt bezeugt, so bei Dietrich von Engelhusen und dem schon erwähnten Rothe, der seinem Bericht, dass „keisser Frederich wander zu Kuffhussen in Doringen uf dem wusten Slosse, unde auch uf andern wusten burgen, die zu dem Reiche gehoren", bereits hinzuzufügen weiss, dass er „rede mit den leuten und lasse sich zu gezeiten sehin."

In bemerkenswerter Weise tritt indes gerade auch in den Tagen Luthers der Kiffhäuser hervor und ein Ereignis, welches fast plastisch die ganze mittelalterliche Sagenentwickelung abschliesst, zeigt deutlich, wie dieser Berg im Volksbewusstsein bereits aufs innigste mit der Sage verknüpft war. Ich meine das Auftreten eines letzten Pseudo-Friedrich, der sich im Februar des Jahres 1546 in der verfallenen Kapelle des Kiffhäuser niedergelassen hatte. Durch den aus dem Trümmergestein aufsteigenden Rauch aufmerksam geworden, erklommen Umwohner die Höhe und erblickten einen Mann mit seltsam verwirrtem und verfilztem Haar, der wunderliche Reden führte und sich vieler Königreiche und Kaisertümer rühmte. Die Erscheinung verursachte gewaltiges Aufsehen; eine weitgehende Erregung bemächtigte sich nicht nur der nächsten Umgebung, sondern ganz Thüringens; selbst entfernte Fürsten nahmen an dem seltsamen Ereignis Anteil, bis schliesslich die Kaiserherr-

lichkeit einen tragi-komischen Ausgang nahm. Die amtliche Untersuchung ergab nämlich, dass man es mit einem geisteskranken Schneider aus Langensalza zu thun hatte [23]).

Man hat aus diesem Ereignis den Umstand erklären wollen, dass von jetzt ab die Sage fast ausschliesslich am Kiffhäuser haften geblieben ist. Aber einen zwingenden Grund für diese Thatsache wird man darin nicht erblicken können. Auch nicht in den sonst wohl betonten geschichlichen Vorgängen: den unglücklichen Verhältnissen Thüringens nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. überhaupt, die in jenem Lande das Sehnen nach einer starken Regierungsgewalt, einem Frieden wirkenden Kaiser besonders erklärlich machen, dem Abglanz, der auf den Kiffhäuser und seine Umgebung durch die häufige Anwesenheit erlauchter Herrscher aus dem sächsischen, fränkischen, hohenstaufischen Kaiserhause gefallen war, dem Umstand, dass die Burg bereits im Anfang des 15. Jahrhunderts zerstört war, während die 1433 wieder hergestellte und neu geweihte Kapelle bis zur Reformation ein vielbesuchter Wallfahrtsort blieb, in dessen Umgebung man sich für schweres Geld die letzte Ruhestätte zu sichern suchte.

Wir werden, um die Erklärung für die hervorragende Stellung des Kiffhäuser in unserer Sage zu finden, gewiss auch diese Umstände in Rechnung zu ziehen haben; von ausschlaggebender Bedeutung aber scheint es mir zu sein, dass es neuerdings gelungen ist, wenn nicht in dem Kiffhäuser selbst, was zum wenigsten nicht ausgeschlossen erscheint, so doch in seiner näheren Umgebung einen alten Wodansberg nachzuweisen, der sogar in einer Walkenrieder Urkunde des Jahres 1277 noch diesen Namen trägt [24]). Wir befinden uns demnach hier in einer für das religiöse Empfinden unserer Vorfahren besonders ehrfurchtgebietenden und verehrungswürdigen Gegend, und damit ist zugleich das Hereinziehen altheidnisch-mythologischer Züge in unsern Sagenkreis auf eine viel sicherere Grundlage gestellt, als dies in vielen anderen Fällen möglich ist, trotz der oft so nahe liegenden Versuchung dazu. Denn dass in die Kaisersage, sobald sie zur wirklichen Volkssage geworden war, volkstümliche und mythologische Züge eindringen konnten, wird niemand bestreiten wollen, der weiss, wie viel von dem alten heidnischen Götterglauben sich noch

lange Jahrhunderte nach Einführung des Christentums in dem Volke lebendig erhalten hatte, und — uns selbst oft unbewusst — noch heute in Gebrauch und Sitte, Wort und Spruch lebendig ist. Es wird jedoch immer darauf ankommen, nicht bloss die Möglichkeit, sondern zum wenigsten die hohe Wahrscheinlichkeit für das Vorkommen solcher Elemente zu erweisen. Dass aber in der Nähe einer alt-heidnischen Opfer- und Kultstätte derartige Erinnerungen mit besonderer Deutlichkeit und Zähigkeit sich erhalten konnten, liegt auf der Hand. Und die Uebertragung von Zügen des Wodan, des höchsten germanischen Gottes, des Gottes, der den Wunsch erfüllt und den Sieg verleiht, auf Kaiser Friedrich wird um so erklärlicher, wenn wir bedenken, dass der gesamte Inhalt der Kaisersage aus Wünschen und Hoffen, aus Kampf und Sieg sich zusammensetzt.

Unter solchen Umständen vermögen wir, um diesen Punkt gleich vorwegzunehmen, nunmehr auch alle die Einzelheiten zu verstehen, mit denen die Gestaltungskraft des Volkes unsere Kaisersage ausgeschmückt hat. Zuerst, wovon sogleich die Rede sein wird, die Bergentrückung Kaiser Friedrichs in den Kiffhäuser, wie ihn denn die Sage auch in den Untersberg bei Salzburg, nach Kaiserslautern, in den Wasgau versetzt hat [25]); sodann die einzelnen Attribute, die man dem Kaiser beilegt, der Hut des „Wallers“, der lange Bart; endlich das den Kaiser begleitende Gefolge und zuletzt die Raben — alles das findet nunmehr verständige und sinngemässe Deutung. Ob wir freilich in dem der Sage noch bis in die Reformationszeit hinein anhaftenden Zuge, wonach der Kaiser nach Zeiten furchtbarer Not und blutigen Kampfes — besonders auch auf dem Walserfelde — endlich ein Reich des Friedens aufrichten, gleichzeitig aber sich selbst erniedrigen und seiner Würde entsagen wird, eine Beziehung auf den altnordischen Götterdämmerungsmythus sehen dürfen, der, ein bedeutsames Zeichen der sittlichen Schärfe und Energie heidnisch-germanischer Weltanschauung, nach Kampf und Sühne ebenfalls eine neue schönere Welt verheisst, erscheint mir doch nicht vollkommen zweifellos [26]).

Betrachten wir nun noch zum Schluss die endgültige Ausgestaltung, welche die Kaisersage erfahren hat, wobei die Gestalt des ursprünglich apokalyptischen Kaisers mehr und

mehr dem Phantasiegebilde des Wodan, wie es in dem Herzen des Volkes noch fortlebte, sich annähert.

Bereits in dem oben schon erwähnten Volksbuch über Kaiser Barbarossa vom Jahre 1519, beiläufig dem ersten, das Friedrich II. mit seinem Grossvater verwechselt, sonst aber noch ganz auf dem joachitisch-mittelalterlichen Standpunkt steht, macht die Legende eine weitere Annäherung an die moderne Überlieferung. Wenn der Kaiser bisher „auf den Bergen wanderte", so hören wir jetzt, dass die „paurn und schwartzen künstner sagen, er sey noch lebendig „in" ainem holen perg". Ward also früher nur von dem Umgehen auf den Burgen berichtet, so haben wir nun bereits die Bergentrückung, und damit ein Moment von weitgehender mythologischer Bedeutung.

Wenige Jahre später, etwa um 1532, wird uns sodann von dem Schwiegersohn Melanchthons, Georg Sabinus, erzählt, dass der Kaiser in einer Burg — es ist hier Kaiserslautern gemeint — „schlummere", und etwa gleichzeitig finden wir in einem Flugblatt „Gespräch eines römischen Senatoris mit einem Teutschen", welches Kaiser Friedrich ebenfalls in einer Felsenhöhle in Kaiserslautern, aber auch in einem „Berge bei Frankenhausen in Thüringen" leben lässt, noch einige nähere Angaben, die in die moderne Fassung der Sage übergegangen sind. In Kaiserslautern hat ihn nämlich ein Mann, der an einem Seil herabgelassen worden war, in einem Saal auf „einem güldenen Stuhl" und „mit einem grausamen Bart" gesehen; aus dem Kiffhäuser aber kam er einem Hirten, der ihn durch ein Lied auf der Sackpfeife angelockt, bis vor die Burg entgegen. Nachdem er jenen dann im Innern „viel seltsamer Waffen, Harnisch, Schwerter und Büchsen sehen lassen", entliess er ihn reich beschenkt.

Wir sehen aus den angeführten Beispielen, wie die Sage beim Übergang vom Mittelalter zu der neueren Zeit auch mit neuen Formen ringt und bereits sehr erkennbar in diejenige Bahn einleitet, deren Endziel die aus Rückerts Ballade bekannte Ausprägung ist. Schon sitzt der Kaiser tief im Innern des Berges, schon schlummert er und harrt der grossen, von ihm zu lösenden Aufgaben; schon hören wir von seinem grausamen Bart. Immer schärfer, immer deutlicher wird nun das

Bild des Kaisers durch einzelne feine und charakteristische Striche herausgearbeitet, und es ist bemerkenswert, dass die Änderungen, die die Kaisersage von jetzt ab noch erfahren hat, nunmehr ausschliesslich an den Kiffhäuser anknüpfen.

Ich übergehe hier, als nicht zum Wesen und Kern der Kaisersage gehörig, zunächst die zahllosen kleinen Erzählungen, die sich auf den im Kiffhäuser schlummernden Kaiser beziehen; die dichterisch schaffende Phantasie der Umwohner ist, wie schon bemerkt, eben nicht müde geworden, nicht nur das Bild, sondern auch das Thun und Treiben „Kaiser Friedrichs" während seines Aufenthalts im Bergesinnern immer mehr ins einzelne auszumalen. Von Interesse für uns sind diese anmutigen Märchen hier nur in sofern, als auch sie sämtlich den Kaiser als den Freund des armen Mannes darstellen, der Redlichkeit und Treue belohnt, Habgier und Betrug dagegen bestraft, ein letzter, schwacher Nachklang jener dem mittelalterlichen Sagenkaiser gestellten sozialen Aufgaben.

Wichtig aber wird vor allem der Umstand, dass jetzt, und zwar lediglich in Folge eines litterarischen Versehens, die Tradition ganz bestimmt Friedrich Barbarossa statt seines Enkels in den Vordergrund stellt. Es erfüllt uns mit einem gewissen Gefühl der Beschämung, dass ein reiner Zufall oder ein Akt der Willkür diese Verwechselung der Personen hervorgerufen hat. Wohl wurde, wie schon erwähnt, bereits in einem Volksbuch von 1519 Friedrich I. einmal als der Zukunftskaiser (jedoch ohne jeden Einfluss auf die weitere Entwickelung der Sage) genannt; wohl mochte der Umstand, dass man im Volksmunde überhaupt ohne scharfe Unterscheidung damals wie heutzutage nur von einem Kaiser Friedrich im allgemeinen sprach, eine Verwechselung erleichtern; aber es blieb doch erst dem ausgehenden 17. Jahrhundert vorbehalten, unsere Sage in dieser Weise geschichtlich zu entstellen. Noch im Jahre 1666 hatte Johann Prätorius in seiner „Neuen Weltbeschreibung" von Friedrich II. zu erzählen gewusst, dass „er tief unter der Erde in einem Berge auf der Bank bei einem runden Tische sitze und stets schlafe und habe einen greulichen grossen grauen Bart, der ihm bis an die Erde heruntergewachsen sei". Wie anders klingt sein Bericht in der nur wenige Jahre später erschienenen „Alektryomantia" (1680). Da ist es plötzlich „Friedrich I." „der Langschläfer, der mit

langem, vom steinernen Tisch zum Erdboden reichenden Bart ruhend oder schlafend im Kiffhäuser sitzt, wohin er sich zurückgezogen, nachdem er vorher auf der Burg geweilt". „Er nickt stetig mit dem Haupte und zwinkert mit den Augen, als wenn er etwa nicht recht schliefe oder bald wieder erwachen wolle." So findet ihn ein Schafhirt, den „ein Zwerg" in das Innere des Berges geführt hat; der Kaiser fragt ihn, ob „die Raben noch um den Berg flögen", und erklärt ihm auf seine bejahende Antwort, dass er dann „noch hundert Jahre fortschlafen" müsse.

Jetzt fehlen nur noch ein paar unbedeutende Striche, um den Kaiser vollständig so, wie er in Rückerts Gedicht gezeichnet ist, vor uns zu haben. Auch diese finden wir bald. Bereits 1703 berichtet uns Behrens in seiner „Hercynia curiosa" anstatt des bisherigen weissen, grauen oder schwarzen Bartes — wer dächte nicht an Geibels anmutiges Gedicht vom Streit um des Kaisers Bart — von dem „roten Bart", was bei dem allgemein bekannten Beinamen Friedrichs I. „Barbarossa", „Aenobarbus", gar nicht zu verwundern ist; aber dieser Bart ist bereits „durch den Tisch gewachsen" [27]). Wohl wird später noch hier und da Zweifel an der Richtigkeit der Behauptungen des Praetorius und Behrens laut [28]), aber er verstummt mehr und mehr, und seit diese Ansicht durch die Gebrüder Grimm in ihren „deutschen Sagen" und mehr noch durch Rückerts Gedicht, die beide in letzter Linie auf die oben erwähnten gelehrten Halbwisser zurückgehen, eine so bedeutsame Unterstützung fand, war es für das Volksbewusstsein entschieden: der im Kiffhäuser wohnende Zukunftskaiser war Friedrich I., der alte Barbarossa! —

In dieser Weise hat die Sage vom 16. bis 18. Jahrhundert ihre Weiterbildung erfahren. Das poetische Element herrscht durchaus vor; die Fortentwickelung beschränkt sich im wesentlichen auf Ausschmückung im Einzelnen, Kleinen durch Einfügung lokaler, teilweise auch mythologischer Züge. Von den grossen Ideen der früheren Jahrhunderte bleibt nichts als die traumhaft verschwommene Vorstellung einer einstmaligen Wiederkehr des Kaisers und der damit verbundenen Erneuerung der alten Reichsherrlichkeit. Bei der politischen Zerstückelung Deutschlands und dem Mangel jedes Nationalgefühls hört die

Kaisersage auf, die Interessen Deutschlands allseitig zu umfassen, eine politische Sage im grossen Stil und Allgemeingut des Volkes zu sein wie ehedem: sie wird eben jetzt Kiffhäusersage, Landschaftssage, und ihre Erhaltung und Weiterführung bleibt im wesentlichen auf einen kleinen Teil unseres Vaterlandes beschränkt.

Erst als unter nnd nach dem Druck der Napoleonischen Fremdherrschaft das Vaterlandsgefühl wieder zu erwachen begann, als in den Befreiungskriegen zum ersten Male seit Jahrhunderten unser Volk zum gemeinsamen Kampf gegen einen äusseren Feind geeinigt stand, nachdem vorher bereits das Fridericianische Zeitalter den deutschen Namen zu Ehren gebracht hatte — erst damals begann auch in Deutschland die Sehnsucht nach dem Glanz und der Herrlichkeit der früheren Kaiserzeit wieder in immer weitere Kreise zu dringen. Einem Sänger der Befreiungskriege, dem Dichter der „geharnischten Sonette" ist es dann vorbehalten geblieben, den in der Kaisersage von jeher ruhenden politischen Kern zu frischem, bewusstem Leben zu erwecken, und dieselbe dadurch wieder zu einer bewegenden Kraft in der Geschichte unserer nationalen Einheitsbestrebungen auszugestalten. Von neuem — gleichsam eine Vorahnung des Erwachens des alten Sagenkaisers und der Erfüllung des Einheitstraumes — erhebt sich nun die alte Kaiserlegende im Gewand der Rückert'schen Dichtung zum kühnen Fluge vom Fels zum Meer; durch alle Gaue unseres Vaterlandes klingt wiederum das Lied vom alten „Kaiser Friedrich". Wenn aber zuletzt nur die unteren Klassen in gläubigem Wahn von der Wiederkehr der alten Kaiserherrlichkeit geträumt und gesungen hatten, so ergreift jetzt der Gedanke von der Notwendigkeit einer Einigung Deutschlands die Besten des Volkes, und „Kaiser und Reich" wird das Losungswort für die Einheit und damit für die Grösse und Macht unseres Vaterlandes.

Wohl vergehen noch Jahrzehnte, zum Teil voll Trübsal und Schmach, bis der Traum in Erfüllung geht. Aber endlich wird er zur Wirklichkeit! Ein Greis im Silberhaar, dem Herrscherhoheit schon die äussere Erscheinung adelt, auch er „hehr und mild", eine Heldengestalt, wie sie die hoffende Phantasie des Volkes sich immer ersehnt, umgeben von seinen Paladinen und Alldeutschlands Söhnen, zieht aus zum gewaltigen Streit und Sieg. In denselben goldstrahlenden, prunküberladenen

Sälen des Versailler Königsschlosses, die einst so oft Zeugen französischen Übermutes gewesen waren, setzt sich Wilhelm I., König von Preussen, die Kaiserkrone des neuen deutschen Reiches aufs Haupt: zu Ende ist nach langer, banger Nacht der Traum von Kaiser und Reich — das Morgenrot schönster Erfüllung bricht an! —

Ich habe versucht, Ursprung, Entwickelung und Bedeutung der deutschen Kaisersage Ihnen darzulegen, der bedeutendsten und inhaltsreichsten in dem herrlichen, nimmer welkenden Sagenkranz unseres Volkes. Und auch der weitverbreitetsten. Der zarte Hauch echter Volkspoesie, der sie umgiebt, wird sie im Herzen des Volkes selbst nie völlig in Vergessenheit geraten lassen. Der Umstand, dass wir hier, wie bei kaum einer anderen Sage, in der Lage sind, ihre Entstehung festzustellen sowie ihre Ausbreitung bis ins einzelne zu verfolgen, sichert ihr in Verbindung mit den zahlreichen geschichtlichen und mythologischen Problemen ein dauerndes Interesse in den Kreisen der litterarisch Gebildeten. Aber hauptsächlich bemerkenswert wird sie doch wegen des Einflusses bleiben, den sie auf unser nationales Leben ausgeübt hat.

Denn in den mehr als 6 Jahrhunderten, seit sie auf deutschem Boden heimisch geworden ist und aus der allgemeinen Kaisersage zur deutschen Kaisersage sich umgewandelt hat, finden wir in ihr das politische Sehnen und Hoffen eines grossen Teiles unseres Volkes niedergelegt. Nachdem jene glänzenden Zeiten mittelalterlicher, besonders hohenstaufischer Kaisermacht sich dem Bewusstsein des Volkes einmal unverlöschbar eingeprägt hatten, klingt und rauscht durch die Jahrhunderte bald lauter, bald leiser, niemals aber ganz verstummend, das alte Lied von Kaiser und Reich.

Aber nicht bloss von der Wiederaufrichtung der äusseren politischen Machtstellung Deutschlands unter einem ruhmreichen, Frieden gebietenden Herrscher weiss die Sage zu singen, sondern auch die andern das Mittelalter hervorragend bewegenden Ideen — der Kampf gegen die Ungläubigen und die Wiedereroberung des heiligen Grabes, der Streit gegen Papsttum und Klerus, der sich immer mehr in das geistige Gebiet erhebt und zu einem Kampf gegen geistige Bevormundung und Gewissensknechtschaft wird, endlich das Hoffen und Harren auf

soziale Reformen — treten deutlich in ihr hervor. Sodann aber begnügt sie sich auch nicht damit, die geschichtliche Entwickelung unseres Vaterlandes wie ein glückverheissender Traum zu begleiten und dessen Erwartungen von Gegenwart und Zukunft in treuem Spiegelbild wiederzugeben, sondern sie greift in die weit entlegene Vergangenheit unseres Volkes, in den längst verschütteten Schacht seiner heidnisch-mythologischen Vorstellungen zurück, um das Bild des deutschen Zukunftskaisers zu schmücken.

Wie sehr aber auch der Wandel der Zeiten dem Antlitz der Sage seine Spuren aufgeprägt hat, ein Zug ist unverändert geblieben: im festen Vertrauen auf die unverwüstliche Kraft des deutschen Volkes und tief durchdrungen von seinem Wert und seiner hohen Bestimmung im Kreise der Nationen blickt sie allezeit klar und hoffnungsfreudig selbst aus trübster Gegenwart in eine bessere, schönere Zukunft!

Und dieser ideale Glaube an sich selbst möge uns Deutschen stets als ein durch eigenes Verdienst wiedererworbenes Erbe aus der Väterzeit erhalten bleiben! Er sei, wie die blaue Wunderblume der Kiffhäusersage, für Deutschland ein Hort des Segens und eine Bürgschaft des Glückes, jetzt und in alle Zukunft!

Dem Geburtstag unseres Kaisers und Königs, des Enkels jenes Mannes, seit dessen Regierung wir wieder voll Stolz und Selbstgefühl von einem deutschen Kaiserreich reden dürfen, gilt die heutige festliche Versammlung. Wenn das 17. Jahrhundert auf seinen grossen Kurfürsten, das 18. auf den grossen König stolz ist, wir, die wir die Zeiten des grossen Kaisers, Wilhelm I. des Allbeliebten, erlebt haben, brauchen jenen entschwundenen Epochen ihre bedeutenden Männer nicht zu neiden. Aber wenn das erhabene Vorbild dieser Regenten, die, bei sonstiger Verschiedenheit, als gemeinsamer und scharfhervortretender Charakterzug ein unentwegtes, nie wanken-

des Pflichtgefühl auszeichnet, für uns alle das Gebot der Nacheiferung in sich schliesst, — in ganz besonderer Weise fühlt sich doch unser kaiserlicher Herr von dieser Verpflichtung durchdrungen. Ein Charakter von ausgeprägter Eigenart hat er während seiner bisherigen Regierung bewiesen, dass es ihm mit der Erfüllung des bei der Thronbesteigung gegebenen Versprechens Ernst ist, dass er die Grundsätze seiner hohen Ahnen befolgen, dass er der erste Diener des Staates sein will. Möchte es ihm in einer langen und gesegneten Regierung vergönnt sein, auch das zweite der damals gethanen Gelübde zu verwirklichen, möchte er unter dem Beistand bewährter Räte ein „Schirmherr des Friedens bleiben", ein „Hüter nationaler Grösse".

Nun wohl! Das neue deutsche Reich vor äusseren Feinden zu schützen und seinen Bestand zu wahren, mit einem Wort, das von unserem Volk seit Jahrhunderten heiss ersehnte und jetzt glücklich erreichte Ideal politischer Einheit und Machtstellung gegen jedweden Feind zu verteidigen, wird ihm mit Gottes Hilfe durch die von alters her den Deutschen innewohnende Wehrhaftigkeit und Waffenfreude gelingen. Möchte aber seine Regierung auch zur Milderung der gegenwärtig wieder so scharf betonten konfessionellen Gegensätze und zur Linderung der schweren sozialen Schäden der Zeit beitragen, möchte dieselbe den Dreiklang der dem sagenhaften Zukunftskaiser gestellten Aufgaben in vollem, reinem, harmonischem Akkord wenn auch nicht ausklingen, so doch stärker und stärker anklingen lassen!

In diesem Sinne heben wir schon heute mit treuen Wünschen Herz und Hand zu Dem empor, Der auch die Geschicke der Kaiser und Könige lenkt, und flehen um Segen für sein teures, geweihtes Haupt! In diesem Sinne, hochgeehrte Anwesende, bitte ich Sie mit mir in den altbewährten Ruf der Treue einzustimmen: Gott segne, schütze und behüte seine Majestät unsern Kaiser und König und sein gesamtes Haus im neuen Lebensjahre! Seine Majestät Wilhelm II., deutscher Kaiser und König von Preussen, er lebe hoch, hoch, hoch!

Anmerkungen.

Die dentsche Kaisersage. Von Georg Voigt. (v. Sybel, Historische Zeitschrift, XXVI. Band, S. 131—187. München 1871).

Die Sage von Kaiser Friedrich im Kiffhäuser nach ihrer mythischen, historischen und poetisch-nationalen Bedeutung, erklärt von Prof. Dr. Ernst Koch. (Abhandlung zum Jahresbericht der K. Sächs. Fürsten- und Landesschule zu Grimma 1880).

Die deutsche Kaisersage. Von Otto Hartwig. (Westermann's illustrierte deutsche Monatshefte. (LIV. 321. Juni 1883. — Fünfte Folge, Band IV. 21, S. 395—406.)

Unsere Kaisersage. Von Dr. Josef Häussner. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausg. von Virchow und v. Holtzendorff. (XIX. Serie. Heft 440. Berlin 1884.)

Die Kiffhäusersage. Von Dr. Albert Fulda. Nach dem von dem Verfasser hinterlassenen Manuskript herausg. v. Dr. Julius Schmidt u. E. Gnau. Sangerhausen und Leipzig 1889.

Die deutsche Kaisersage. Akademische Rede von Dr. Richard Schröder, o. ö. Prof. des deutschen Rechts. Heidelberg 1891.

(Einen ausführlicheren Litteraturnachweis s. bei Schröder a. a. O. S. 21, Anm. 2.)

1) Die Entstehung des Gedichts „Barbarossa" — i. J. 1816 oder Anfang 1817 — hat Koch a. a. O. S. 23 nachgewiesen; vgl. auch daselbst Anhang I. u. II. S. 32 ff.

2) Ueber die noch streitige Bedeutung des Namens „Kiffhäuser" — (Zankburg, — Hutträger (berg) — zeltförmiger Hügel-Berg) und über die ältesten urkundlichen Namensformen vgl. H. Grössler: „Kiffhäuser und Wodansberg". Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1893, S. 144 ff. — Ueber die geschichtlichen Beziehungen des Kiffhäuser zu den deutschen Kaisern u. die Geschichte der Burg selbst, vgl. Fulda a. a. O., S. 41 f.

3) Vgl. Riezler: Der Kreuzzug Kaiser Friedrich I. (Forschungen zur deutschen Geschichte. Band X. bes. S. 126 ff. Göttingen 1870.

4) Von ausschlaggebender Bedeutung für die Festellung der Thatsache, dass Kaiser Friedrich II. ursprünglich der Zukunftskaiser war, ist die oben genannte Arbeit von Voigt. — Nachforschungen betr. den Tod Friedrichs II. noch bei dessen Lebzeiten, s. Voigt a. a. O. S. 139.

5) Ich gehe hier nicht näher auf dio französische Ausbildung der Sage, die daselbst in Anlehnung an Karl den Grossen zur Karlssage wird,

ein. Vgl. über die Friedrich- u. Karlsage u. die eigentümliche Umbildung beider Sagenkreise, Schröder a. a. O. S. 15 ff. Häussner a. a. O. S. 31, 35, 38 f.

6) Offenbarung S. Johannes Cap. 13 und Cap. 17; II. Thessalonierbrief Cap. 2; vgl. auch Daniel Cap. 7.

7) Vgl. besonders Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte V. 120 ff.

8) „Festspiel vom Antichrist." Schröder a. a. O. S. 6 f., S. 22 f., Anm. 14 — 17. Häussner a. a. O. S. 29 f.

9) Entstanden unter Konrad IV.

10) Kaiser Friedrich II. ist seit 1237 überhaupt nicht mehr in Deutschland gewesen.

11) Man hat aus dem Umstand, dass Friedrich II. so selten nach Deutschland gekommen sei und eine so verhältnissmässig kurze Zeit seines Lebens in unserm Vaterlande zugebracht habe, den Schluss ziehen wollen, dass er aus diesem Grunde unserem Volke fremd geblieben und demnach zum Helden unserer Nationalsage weniger geeignet sei, als sein Grossvater. Ich vermag diese Ansicht aus den oben dargelegten Gründen nicht zu teilen.

12) Neben vielen anderwärts in der Litteratur unserer Sage angeführten Beispielen (s. Häussner a. a. O. S. 20 f.), s. besonders auch die interessanten Beispiele, die Koch (a. a. O. S. 11 f.) aus neuester Zeit beibringt.

13) O. Lorenz: Deutsche Geschichte im 13. u. 14. Jahrhundert. Wien 1866. II. Band I. Abtheilung, S. 390 ff. — Ueber die allgemeinen staatlichen Verhältnisse der II. Hälfte des 13. Jahrh. ebendaselbst S. 319 f., über die finanzielle u. materielle Not S. 384 f. — Wir wissen von einer Reihe von heftigen Unruhen in einzelnen Städten, u. a. auch von einem Aufstand in Erfurt, der einen unverhüllt sozialistischen Anstrich hatte. S. 394.

14) Victor Meyer: Tile Kolup u. s. f. Wetzlar 1868. O. Lorenz a. a. O. S. 394 — 404.

15) F. v. Bezold: Die „armen Leute" und die deutsche Literatur des späteren Mittelalters. (v. Sybel, Historische Zeitschrift. Neue Folge, V. Band, S. 1 — 37. München 1879.)

16) „Der dürre Baum" bezeichnet entweder das Kreuz Christi oder, im Anklang an germanisch-mythologische Vorstellungen, die Weltesche Ygdrasill.

17) Auch späterhin spielt die Unterdrückung und Vertreibung der Juden durch den Zukunftskaiser in der Sage noch eine Rolle; s. v. Bezold: „Zur deutschen Kaisersage". Sitzungsberichte der philos.-philol. und historischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München. 1884. Heft 3 S. 577 f.

18) „Gespräch eines römischen Senatoris und eines Teutschen, anno 1537 ausgangen."

19) Vgl. die Verherrlichung des streng katholischen Kaisers Karl V. in dem eben (Anm. 18) genannten Flugblatt und seine Verbindung mit dem sagenhaften Kaiser Friedrich.

20) „Ein warhafftige historii von dem Kayser Friedrich der erst seines

namens, mit ainem langen rotten Bart, den die Walhen nenten Barbarossa.“ Abgedruckt in Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum V., 250 ff.

21) Chronik Johanns v. Winterthur.

22) Durch die verloren gegangene Chronik Johann Riedesels, aus welcher der spätere hessische Chronist Gerstenborger schöpfte. Vgl. J. Schmidt: Die Kaiser Friedrich- u. Kiffhäusersagen (Mitteilungen des Thür.-Sächs. Vereins. Bd. XIII. Heft 4 S. 388 f.) Fulda a. a. O. S. 21.

23) Das Auftreten des armen Irren wird vom 14. Februar 1546 berichtet. Auch Luther, der bekanntlich am 18. Februar 1546 zu Eisleben starb, soll noch von der seltsamen Begebenheit Kunde erhalten und sich dazu geäussert haben: „Ich weiss nicht, was ich davon halten soll, der Teufel hat vormals mehr den Leuten eine Nase gemacht“. (?) Den amtlichen Bericht s. in B. G. Struvens: Neu Eröffn. Histor.- und Polit. Archiv. 1, S. 11. Jena 1718. vgl. Voigt a. a. O. 170.

24) Fulda a. a. O. S. 30 f. — Grössler a. a. O, 143 ff.

25) Nach dem Glauben unserer Vorfahren haben sich die alten Götter mit ihren Helden — den Einheriern — in heilige Berge oder Brunnen zurückgezogen, um dort der Wiederkehr ihrer Herrschaft zu warten. Deshalb weiss die Volkssage auch noch von Siegfried, Karl d. Grossen, Wittekind, Otto d. Grossen, ja bis in die neueste Zeit hinein vom Erzherzog Karl v. Oesterreich (Fichtelgebirge), Andreas Hofer (Sarner Scharte oder Iffinger), dass sie in Bergen vorborgen weilen. Vgl. Fulda a. a. O. S. 26. Häussner a. a. O. S. 49, 51.

26) s. Fulda a. a. O. S. 28 f. — Die Zeit, in welcher heidnisch-mythologische Elemente in unsere Sage Eingang gefunden haben, lässt sich nicht genau feststellen. Immerhin bleibt es bemerkenswert, dass sich dieselben erst in der Ueberlieferung des 16. Jahrhunderts, also gleichzeitig mit dem Zurücktreten der früheren religiösen Aufgaben nachweisen lassen.

27) Nach einer von Häussner (S. 52) nicht näher bezeichneten Nachricht bereits i. J. 1696.

28) So weiss vor allem noch Leibniz das Richtige: S. S. rer. Brunsvic. Tom. II. p. 1115 (1710): „In huius enim montis (des Kiffhäuser) antro vulgo persuasum fuit dormire Fridericum II. Imperatorem atque aliquando evigilaturum et inde exiturum ad imperium recipiendum.“ Voigt a. a. O. S. 184.

B. Jahresbericht der Akademie

für das Jahr 1893/94.

Vom Sekretär der Akademie Professor Dr. **Heinzelmann.**

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften vom 1. Juli 1893 bis zum 31. Mai 1894.

1. Die Sitzungen der Akademie wurden in üblicher Weise allmonatlich an einem Mittwoch, im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr abends, im Sitzungssaale der Königlichen Regierung abgehalten. Während der Berichtszeit fanden im ganzen 14 Sitzungen statt, unter ihnen 7 ordentliche, 5 öffentliche, unter den letzteren 1 Festversammlung, endlich 3 Senatssitzungen. Über die in den erstgenannten 12 Versammlungen gehaltenen Vorträge geben die folgenden Sitzungsberichte unten (Abschnitt II.) Näheres an.

2. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren.

a. Durch den Tod hat die Akademie leider verloren im ganzen 8 Mitglieder und zwar:

1) von den Ehrenmitgliedern:
   Seine Königliche Hoheit den Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha am 23. August 1893;
2) von den ordentlichen Mitgliedern in Erfurt folgende 3 Herren:
   den Geh. Regierungs- und Medicinalrat a. D. Dr. med. Oskar Richter am 22. Juli 1893,
   den Geheimen Regierungsrat a. D. Voigt am 12. November 1893,

den Königl. Departementstierarzt Professor Dr. Jacoby am 31. März 1894;

3) von den auswärtigen Mitgliedern folgende 4 Herren:
Gartendirektor Jühlke zu Potsdam im Juli 1893,
den Kgl. Preussischen Ingenieur-Hauptmann a. D. Louis Ferdinand Freiherr von Eberstein zu Dresden am 6. August 1893,
Professor Dr. Hermann Sauppe zu Göttingen am 15. September 1893,
den Geheimen Kanzleirat Dr. Brecht, Vorsteher des Zentralbüreaus im Justizministerium, im Oktober 1893.

b. Neu ernannt sind im ganzen 15 Herren:

1) zu Ehrenmitgliedern folgende Herren:
Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha, am 25. Septbr. 1893,
Geh. Oberregierungsrat und Kurator der Universität Halle D. Dr. Wilhelm Schrader in Halle am 31. März 1894;

2) zu ordentlichen Mitgliedern in Erfurt folgende 7 Herren:
Geh. Kommerzienrat, Kaufmann und Fabrikant Ferdinand Lucius (20. November 1893),
Sanitätsrat und praktischer Arzt Dr. Gustav Schwenkenbecher (20. November 1893),
praktischer Arzt Dr. Paul Zschiesche (20. November 1893),
praktischer Arzt und Stadtverordneter Dr. Richard Loth (20. November 1893),
Oberst und Regimentskommandeur Bodo Oberg (26. Mai 1894),
Oberregierungsrat Carl Lucanus (26. Mai 1894),
Oberbürgermeister Richard Schneider (26. Mai 1894);

3) zu auswärtigen, korrespondierenden Mitgliedern folgende 6 Herren:
o. Professor der Theologie an der Universität Halle und Konsistorialrat D. Erich Haupt in Halle (25. September 1893),
o. Professor der Rechte an der Universität Halle Dr. jur. Franz von Liszt in Halle (25. September 1893),

Königl. Provinzial-Schulrat Carl Herrmann in Berlin (25. September 1893),

o. Professor der Nationalökonomie an der Universität Halle Dr. Joh. Conrad in Halle (31. März 1894),

o. Professor der Geschichte an der Universität Halle Dr. Theodor Lindner in Halle (31. März 1894) und

Privatdozent an der Universität Halle Dr. Reinhold Brode in Halle (26. Mai 1894).

3. An Druckschriften sind der Bibliothek der Akademie übersandt und zwar zunächst

a. als Geschenke folgende Werke:

Freiherr von Tettau, Gedenkrede auf Professor D. Paulus Cassel 1893.

Prof. Dr. Heinzelmann, „über den deutschen Volkscharakter" und „Goethes religiöse Entwicklung" 1893.

C. Dirksen, Meidericher Sprichwörter. Königsberg 1893.

Lic. F. Hummel, 11 Exemplare der gekrönten Preisschrift: „Was lässt sich zur Pflege einer gediegenen, echt volkstümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen thun?" Heilbronn 1894.

Sämtliche bis dahin von der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg veröffentlichte Schriften.

Dr. Friederich, weiland Sanitätsrat in Wernigerode: „Der Drübecker Teppich" übersandt von dessen Tochter, Fräulein Marie Friederich.

H. Schmidt, Die Herrschaft Blankenburg, Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Thüringer Geschichte und Altertumskunde.

Dr. R. Brode, Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Berlin. 1890. Max Duncker, ein Gedenkblatt. Berlin 1887; Max Dunckers Anteil an der deutschen Geschichtsschreibung. Berlin 1893; übersandt durch Herrn Liz. Dr. Schwarzlose in Berlin.

Dr. R. Bärwinkel, 50 Exemplare der Abhandlung: Ein Blick in die Kirchengeschichte Erfurts im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts. Erfurt 1894.

Sämtliche, bis dahin veröffentlichte Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins zu Frankfurt a. O. 9 Bde.

Sämtliche, bis dahin veröffentlichte Schriften des Vereins für Erdkunde zu Halle: Mitteilungen aus den Jahren 1877 bis 1893. 17 Bde.; übersandt durch Herrn Prof. Dr. A. Kirchhoff in Halle.

Dr. Carl Beyer in Erfurt:

1) Die Entstehung und Entwicklung des Rates der Stadt Erfurt im Mittelalter.
2) Die Stadt Erfurt während des Streites um das Erzbistum Mainz zwischen Heinrich von Virneburg und Erzbischof Balduin von Trier.
3) Erfurt im Kampfe um seine Selbständigkeit gegen die Wettiner 1370—1382.
4) Die Händel der Stadt Erfurt mit den Lengenfelds und dem Markgrafen Wilhelm von Meissen 1393—1401.

Den freundlichen Gebern sagen wir auch an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank.

b. Die gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, mit denen unsre Akademie ihre Schriften austauscht, sind unten (III. Statistische Nachrichten S. 410) verzeichnet. Wir bitten das nachstehende Verzeichnis zugleich als Empfangsbescheinigung für diejenigen Sendungen anzusehen, deren Empfang wir nicht durch eine besondere Karte testiert haben, namentlich für die laufenden Zeitschriften.

Neu eingetreten ist während der Berichtszeit in den Schriftenaustausch zu unsrer Freude der Verein für Erdkunde zu Halle.

II. Sitzungsberichte.

Erste Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, den 23. August 1893.

Herr Pfarrer und Kreisschulinspektor Guido **Topf** aus Köttichau bei Hohenmölsen las eine Abhandlung: „Über Personificationen." Die Hauptgedanken derselben waren folgende:

Der Vortrag wies im Eingang darauf hin, dass der Mensch nur durch den Menschen volle Befriedigung findet. Wie Gott Mensch werden musste, damit wir ihn von Herzen lieben lernten, wie wir uns die Engel, die Gott zu Winden und Feuerflammen macht, menschlich gestalten, um uns ihrer zu freuen, so ist die Kunst stets bemüht gewesen, leblose Gegenstände als Personen darzustellen. Besonders gut hat dies der Genius des griechischen Volkes verstanden. In der schönen Welt der Griechen sind die Himmelserscheinungen in Zeus, Athene und Apollo, die Unterwelt in Hades, das Meer in Poseidon personificiert. In freierer Weise verfahren die Dichter der neueren Zeit. Shakspeare nennt die Zeit einen alten Glöckner, Jean Paul den Tod einen Billardspieler, der seine Spielbälle, die Menschen, nacheinander ins Loch stösst, Herwegh die Alpen hohe, mit Hermelin bekleidete Frauen, Hebel den Fluss Wiese Feldbergs liebliche Tochter.

Was an Tierstücken und Fabeln zumeist anspricht, ist die Menschenähnlichkeit, die durch die tierische Hülle hindurchblickt.

Vor allen anderen Geschöpfen hat der Mensch die Sprache voraus. Um leblose Dinge zu personificieren, lassen wir sie gern sprechen — etwas Erfreuliches versprechen — unsern Wünschen entsprechen, und behaupten von dem, was uns gefällt, es spreche uns an oder sage uns zu.

Dass die Dinge unsere Sprache verstehen, erscheint in der Apostrophe vorausgesetzt.

Und wenn wir den Dingen ein Mitgefühl andichten, schreiben wir ihnen das Höchste zu, was zu wahrer Humanität gehört: die Liebe.

Zweite Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, den 11. Oktober 1893.

Herr Senior und Superintendent Dr. Richard **Bärwinkel** aus Erfurt: „Ein Blick in die Kirchengeschichte Erfurts im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts".

Der Redner ging von der betrübenden Thatsache aus, dass im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts der theologische Hader unter den Protestanten die Kraft der evangelischen Kirche in hohem Masse gelähmt und die katholische Reaktion wesentlich gefördert habe. Während die Reformation in den Tagen Ferdinands II. durch geschickte Ausnutzung der vorhandenen Zustände leicht zu völligem Siege in Deutschland hätte kommen können, erlitt sie durch die Uneinigkeit ihrer Anhänger grosse Verluste. Was im grossen deutschen Reich sich zutrug, das fand auch im Kleinen statt. Auch die Stadt Erfurt ist in jener Zeit eine Stätte heftiger kirchlicher Kämpfe gewesen. Von den 3 theologischen Streitigkeiten, dem Poachschen, dem Teckerschen und dem des Berichius mit Melchior Weidmann, welche von 1569 bis 1590 Erfurt in Aufregung versetzten, behandelte der Redner den zuerst genannten. 1569 wurde Johannes Gallus, Pfarrer an der Regler-Kirche, zum Rektor der Universität gewählt. Da die Universität im Grunde genommen noch ihren katholischen Charakter sich bewahrt hatte, so war die feierliche Übernahme des Rektorates noch verbunden mit einer Messe im Dom. Ebenso verlangte das Herkommen ein Prandium, an dem sich auch die katholischen Domherren beteiligten. Deswegen beschloss das evangelische Ministerium, dessen Senior Andreas Poach, Pfarrer an der Augustiner-Kirche und erster Inhaber des 1566 neugegündeten theologischen Professur Augsburgischer Confession war, es sei ein öffentlicher Umgang mit

den katholischen Geistlichen bei dem gemeinen Mann ärgerlich, und also sollte Gallus entweder das Rektorat abschlagen oder durch Hülfe des Rates es zu erwirken suchen, dass es ihm im Collegio Majori ohne Beisein jener übergeben würde. Gallus aber hielt diesen Beschluss für engherzig und nahm das Rektorat an, auch veranstaltete er ein grosses Prandium, an dem auch die katholischen Domherren teil nahmen. Daraus entstand grosser Streit unter der Geistlichkeit, ein Streit, der namentlich auf den Kanzeln ausgetragen wurde. Einige Geistliche, wie z. B. Aurifaber, standen auf der Seite des Gallus. Die meisten dagegen schlossen sich dem Senior Poach an, der namentlich bei der Leichenrede auf Silberschlag, Pastor an der Kaufmannskirche, in heftigen Worten seiner Meinung Ausdruck gab. Der Rat der Stadt suchte zu vermitteln. Es wurde die Streitfrage einigen Geistlichen der Stadt Halle, dem Superintendenten Boëtius und dem Pastor Cantagieser, welche der Rat nach Erfurt kommen liess, zur Entscheidung vorgelegt. Dieselben mahnten zum Frieden, indem sie sich mehr oder weniger auf die Seite des Rektor Gallus stellten. Der Streit entbrannte von Neuem in Folge der vorhin erwähnten Leichenrede vom 17. Februar 1572 und einer noch heftigeren Predigt desselben Poach vom 26. März 1572. Schliesslich wurde auch der Rat der Stadt angegriffen, der seinerseits 4 Prediger, Anhänger des Poach, absetzte, worauf auch Poach die Stadt verliess. Die Abhandlung gewann dadurch noch besonderes Interesse, dass der Redner die Einrichtungen der Universität und die Verhältnisse des evangelischen Ministeriums zu Erfurt ausführlich erörterte.

Dritte Sitzung.

Erste öffentliche Versammlung in der Aula der früheren Realschule.

Erfurt, den 25 Oktober 1893.

Herr Gymnasialdirektor Dr. Richard **Thiele** aus Erfurt: „Die Insel Island und ihre Bedeutung für das germanische Altertum.“ Diese Abhandlung ist im ersten Teile dieses Jahresheftes Seite 1 ff. abgedruckt.

Vierte Sitzung.

Zweite öffentliche Versammlung in der Aula der früheren Realschule.

Erfurt, den 8. November 1893.

Herr Missionsinspektor Dr. A. **Schreiber** aus Barmen: „Die Mission ein Beweis für die Wahrheit des Christenglaubens." Auch diese Abhandlung ist im ersten Teile Seite 149 ff. abgedruckt.

Fünfte Sitzung.

Dritte öffentliche Versammlung in der Aula der früheren Realschule.

Erfurt, den 15. November 1893.

Herr Realschuldirektor Dr. Edmund **Venediger** aus Erfurt: „Moritz von Sachsen."

In der Einleitung entwarf der Redner zunächst ein Bild der politischen, sozialen und Kulturverhältnisse in unserem Vaterlande im Ausgang des 15. und Beginn des 16. Jahrhunderts und stellte darin die Reformation nicht sowohl als die Ursache, als vielmehr als letzte abschliessende Wirkung der sich umformenden mittelalterlichen Gesellschaft hin. Von der Erneuerung des kirchlichen Lebens erwarteten die Zeitgenossen Luthers auch eine Reform der politischen und sozialen Verhältnisse, deren Unhaltbarkeit allen fühlbar war. Indes hat sich diese glänzende Perspektive unter dem Kaisertum eines Karl V. und bei der politischen Unfähigkeit der damaligen deutschen Fürsten nicht verwirklicht: nur einer von den letzteren wäre wohl befähigt gewesen, ein „politischer Luther" zu werden, nämlich Moritz von Sachsen; auch er ist es nicht geworden.

Moritz war am 21. März 1521 in Freiberg als Sohn des Herzogs Heinrich geboren. Die jüngere, wenig begüterte albertinische Linie des Hauses Wettin war gerade damals noch in zwei Zweige gespalten; während Georg der Bärtige, der bekannte Gegner der Reformation, in Dresden residierte, war für den Herzog Heinrich ein kleines Territorium mit Freiberg und Wolkenstein abgezweigt. Heinrich war der neuen Lehre

ergeben, sonst aber genusssüchtig und schlaff. Bei der Erziehung von Moritz scheint man die körperliche Ausbildung besonders betont zu haben. Der ursprünglich schwächliche Knabe wurde zu einem Meister in allen ritterlichen Künsten; die besten der von ihm erhaltenen Bilder zeigen ihn mit seinen blauen, klugen, tiefen Augen, der hohen Stirn und dem bis auf die kräftig gewölbte Brust herabfliessenden blonden Bart als eine männlich kräftige Erscheinung. Reisen zu dem prunksüchtigen Kardinal-Erzbischof Albrecht in Halle, sowie an die Höfe von Dresden und Wittenberg scheinen auf den Hang des Knaben zu Pracht und Glanz eingewirkt und nebenbei seinen kirchlichen Indifferentismus gefördert zu haben. Sympathisch berührt aber aus seiner Jugendgeschichte die Festigkeit, mit der er, selbst eben erst in das Jünglingsalter eingetreten, an seiner Verlobung mit der noch sehr jugendlichen Agnes von Hessen, der Tochter des Landgrafen Philipp, seinen Eltern gegenüber festhält.

Ein wichtiger Zufall für Moritz war es, dass im Jahre 1539 nach dem Aussterben der Familie des Herzogs Georg die albertinischen Länder wieder in der Hand von Moritz' Vater Heinrich vereinigt wurden. Bei dessen gänzlichem Mangel an Energie wurde sehr bald die Mitregentschaft von Moritz notwendig; 1541 übernahm er nach dem Tode des Vaters die Regierung allein und nunmehr trat ein vollständiger Systemwechsel, besonders auch betreffs der Wahl seiner Räte ein, von denen Christoph v. Carlowitz ein ausserordentlich talentvoller und weitsichtiger Mann war. Beide stimmten in einem für die damalige Zeit ausserordentlich wichtigen Punkte überein, nämlich darin, bei politischen Fragen religiösen Empfindungen nicht den geringsten Einfluss zu gestatten. In dieser Unbefangenheit liegt das Geheimnis der staatsmännischen Erfolge von Moritz zum grössten Teil begründet; an und für sich wohl tieferer religiöser Empfindungen unfähig, machte dieser Mangel ihm die Erreichung seiner hochfliegenden Pläne, die vor allem auf Machtzuwachs gerichtet waren, um vieles leichter. Rücksichtslos geht er hierbei vor, aufs wirksamste von einem geradezu divinatorischen Scharfblick in die schliesslichen Endziele der Politik der damaligen Machthaber unterstützt. Trotz alles Egoismus hat sein staatsmännisches Wirken gerade des-

halb, weil er nach dem Schmalkaldischen Kriege die versteckten universalistischen Tendenzen Karls V. bald herausfand, unser Vaterland vor der Errichtung einer spanisch-katholischen Weltmonarchie bewahrt; Deutschland würde ihn dankbar als einen seiner grössten Söhne ehren, wenn nicht die Mittel zu seinen Erfolgen so durchaus unlautere gewesen wären.

Der Herr Vortragende schilderte nunmehr im einzelnen die Beteiligung des Fürsten Moritz von Sachsen an den grossen geschichtlichen Ereignissen der Zeit. Sein treuloses Verhalten im Schmalkaldischen Kriege bringt ihm die Kurwürde ein, und noch heute wirkt dieses Ereignis in der Verschiebung der Besitzverhältnisse der Ernestiner und Albertiner fort. Als ihm aber durch die auf die Schlacht bei Mühlberg folgenden politischen Thaten Karls V., vor allem durch das Augsburger Interim, die auf Restauration des Katholizismus und Vernichtung der Selbstständigkeit der deutschen Reichsfürsten abzielenden Pläne des Kaisers klar werden, fasst er in aller Stille den weitausschauenden Gedanken, Karl V. von der Höhe der eben erklommenen Macht zu stürzen und führt diesen Plan mit der grössten Gewandtheit, Verschlagenheit, aber auch Kühnheit nach jahrelanger Vorbereitung blitzschnell aus. 1552 überrumpelt er das kaiserliche Heer, nimmt den Kaiser selbst beinahe gefangen und trotzt Karl V. den Passauer Vertrag ab, der die Parität des lutherischen und katholischen Bekenntnisses zum ersten Male staatsrechtlich festlegte und dem Friedensbedürfnis aller Gemässigten entsprach. Nur der Kaiser konnte sich nicht mit dem Geschehenen abfinden; aber er fand jetzt unter den deutschen Fürsten nur noch abenteuernde Parteigänger als Bundesgenossen, und im Kampfe gegen einen solchen, den mordbrennerischen Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, ist dann Moritz von Sachsen als Kämpfer für Ordnung und Recht in der Schlacht bei Sievershausen am 9. Juli 1553 gefallen.

Nur mit einem Gefühl der Wehmut und Trauer vermögen wir von dem Lebensbild dieses reichbeanlagten Mannes Abschied zu nehmen, den vielleicht nur sein früher Tod verhindert hat, manches frühere Unrecht zu sühnen und Deutschlands staatliche Entwickelung in heilsame Bahnen zu leiten. Die Geschichtsschreibung vermag ihn, der bei Lebzeiten von keiner

Partei geliebt war, durch ihre gerechte und objektive Beurteilung aus den Zeitverhältnissen heraus uns menschlich wieder etwas näher zu bringen; eine vollständige Rechtfertigung der Handlungsweise von Moritz von Sachsen ist ihr aber auch heute noch nicht möglich.

Sechste Sitzung.

Vierte öffentliche Versammlung in der Aula der früheren Realschule.

Erfurt, den 29. November 1893.

Herr Landrichter Dr. Friedrich **Jacobsen**: „Die Gefahr des wissenschaftlichen Proletariats und ihre Abwendung.

Unter Beschränkung auf unser Vaterland und mit Ausschluss der sehr nahe angrenzenden Frauenfrage forschte der Redner zunächst nach den Erscheinungsformen dieser sozialen Krankheit, um hieraus ihre Ursachen zu erschliessen und danach, soweit die Zeit es gestattete, Vorschläge zur Heilung anzureihen. Folgen wir den weiteren Ausführungen. Unter wissenschaftlichem Proletariat haben wir die Summe der Leute zu verstehen, welche sich den Wissenschaften widmen, um aus ihnen ihren Unterhalt zu gewinnen, d. h. nicht das nackte tägliche Brot, sondern eine ihrer Bildung angemessene Lebensführung, die sich aber in dieser Erwartung getäuscht sehen. Ein Brotstudium war dem Altertum, in welchem nur wohlhabende Leute aus Neigung die Wissenschaften betrieben, fremd, und auch in Deutschland, wo die gelehrte Bildung zunächst in die Klöster eingeschlossen war, und wo später infolge der grossen Kriege eine allgemeine Verarmung jede freiere Entwickelung hinderte, kannte man bis in unser Jahrhundert hinein nur einen Kampf in der Stellung, um diese zu behaupten, nicht einen Kampf um die Stellung. Erst zur Zeit unserer Grossväter wurde der Begriff der Überfüllung in die Wissenschaften hineingetragen. Mit der Theologie, der damals fast allumfassenden Disciplin, begann der krankhafte Zustand; seitdem man das Wort „Angebot und Nachfrage“ auch in die Wissenschaften hineinrief, ward es unausgesetzt schlimmer auf allen Gebieten. Eine Überfüllung, welche jedem Jünger der Wissenschaft nach

vollendeter Ausbildung eine sechs- bis achtjährige Wartezeit auferlegt, hat es erreicht, dass nicht mehr Neigung und Fähigkeit, sondern praktische Rücksichten den Beruf bestimmen; wer nicht imstande ist, Jahre lang auf den Lohn seiner Arbeit zu warten, muss auf eine wissenschaftliche Laufbahn verzichten. So kommt es, dass auch auf den Gebieten der Wissenschaft, auf denen doch Angebot und Nachfrage nicht die massgebenden Faktoren sein können, eine gewisse Submission nicht ausgeschlossen blieb, ja, dass sogar bei vielen Beamten die Schuld an ihrer gedrückten Stellung nicht allein der allgemeinen Finanzlage, sondern auch der Überproduktion zur Last zu legen ist, ganz zu geschweigen der Fälle, in denen Leistungen beansprucht und nicht gelohnt werden. Die nachteiligen Folgen dieses krankhaften Zustandes müssen sich notwendig auf ökonomischem, politischem und sozialem Gebiete geltend machen. Wer trägt die Kosten der Ausbildung und des Unterhaltes in der langen Wartezeit? Im günstigsten Falle die Familie, häufiger der Kredit, im ungünstigsten Falle aber der Wucher. Mit den Vertretern der Wissenschaft trifft diese Entwertung ihrer Leistung die Wissenschaft selbst. Die Klagen über Verbummelung der Studienjahre haben heute nicht mehr Berechtigung als je: Trägheit darf man unserm Zeitalter nicht vorwerfen. Zu beklagen ist jedoch die Beschränkung des Blickes auf das, was die Stunde fordert. An Stelle eines idealen Strebens nach Berufstüchtigkeit tritt Examenpaukerei; so werden keine wahren Vertreter der Wissenschaft herangebildet, am wenigsten solche, welche geeignet wären, die Wissenschaft weiter zu tragen in die Herzen späterer Generationen. Was soll aber werden aus dem Überschuss, der in den Wissenschaften den erwarteten Unterhalt nicht findet? Das ungeheuere Anwachsen der Vertreter von Journalistik und Belletristik zeigt uns die Hauptrichtung, nach welcher der überschiessende Strom hinflutet. Die notwendige Folge ist die Huldigung der Schriftsteller gegenüber dem Geschmack des breiten Publikums und damit eine Verflachung der Litteratur. Am beklagenswertesten ist die Erscheinung auf sozialem Gebiete. Ausser dem Geburtsadel gab es immer einen Adel der Wissenschaft, von jeher eine der ersten Stützen des Staates. Unser soziales Leben wird von unten herauf erschüttert. Der russische Nihilismus

ist aus den unzufriedenen Vertretern der Wissenschaft erwachsen. Ist dies auch in Deutschland nicht zu fürchten, so darf man sich doch der Ansicht nicht verschliessen, dass zu der gemilderten Form dieser staatsgefährlichen Bewegung, zur Sozialdemokratie, auch die Vertreter der Wissenschaft schliesslich ein Kontingent stellen werden; und eine Bewegung der Menge wird erst gefährlich durch eine wissenschaftliche Spitze.

Dies Gespenst deutet, wie alle seiner Art, auf eine Schuld hin, welche teils auf dem Staat, teils auf unserer Zeit lastet. Durch das sonst so gerechte und billige Einjährigensystem werden viele auf höhere Schulen, namentlich auf Gymnasien, gezogen und lenken dann, für andere Berufsarten untüchtig, in den breiten Strom des wissenschaftlichen Proletariats ein. Jeder Vater möchte seinem Kinde alle Lebenswege ebnen, welche durch die enge Gasse des Gymnasiums führen. Doch dies berechtigte Streben wird ungesund einmal, weil es zumeist über die natürlichen Grenzen hinausgeht, dann aber auch wegen der bestimmenden Triebfedern. Es fehlt unserem Volke das Bewusstsein, dass jede Arbeit nicht schändet, sondern ehrt. Wie sind nun diese Gefahren abzuwehren? Der Staat kann wenig helfen. Steigerung der Anforderungen würde nur eine weitere Verflachung zur Folge haben; Warnungen vor der Wahl dieses oder jenes Berufes haben noch nie genutzt. Der Staat kann nur das thun, dass er eine Einheitsschule schafft, wie er schon durch Freigebung der Einjährigen-Berechtigung an andere Schulen viel genützt hat. Die Hilfe liegt bei uns selbst. In unsern Kindern und durch unsere Kinder sollen wir die schwierige Frage lösen. Darum ergeht vor allem an die Mütter die Mahnung: Pflanzet in die zarten Seelen Achtung vor der ehernen vielseitigen Gestalt der Arbeit, weckt den Gedanken, dass wir alle nur Rädchen sind in dem grossen Kulturorganismus, dass jeder am ehrenvollsten besteht, der, wo es auch sei, seine Stelle am besten ausfüllt.

Siebente Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, den 17. Januar 1894.

Der Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann: „Augustins Ansichten über das Wesen der mensch-

lichen Seele." Diese Abhandlung ist im ersten Teile des Jahresheftes Seite 41 ff. abgedruckt.

Achte Sitzung.

Festversammlung der Königl. Akademie in der Aula der früheren Realschule zur Vorfeier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

Erfurt, den 26. Januar 1894.

Herr Realschuldirektor Dr. Edmund **Venediger**: „Über die deutche Kaisersage." Auch dieser Vortrag ist im ersten Teile des Jahresheftes Seite 351 ff. abgedruckt.

Neunte Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regiernng.

Erfurt, den 28. Februar 1894.

Herr Gymnasiallehrer Dr. Felix **Schreiber**: „Über die heutige Limesforschung am Pauluswall." Diese Abhandlung ist im Jahresheft Seite 169 ff. abgedruckt.

Zehnte Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, den 18. April 1894.

Herr Gymnasialdirektor Dr. Richard **Thiele**: „Sophokles und sein Philoktet."

Der Vortragende ging von der bekannten Thatsache aus, dass die hohe Blüte, zu welcher sich die griechische Dichtkunst erhoben hat, ihrem innersten Grunde nach in der richtigen Auffassung, Würdigung und Verwendung wurzele, welcher jeder griechische Stamm von seinen geistigen Kräften zu machen verstand: Die Jonier schufen das Epos, Dorer und Aeolier die Lyrik, die Attiker das Drama, im besonderen die Tragödie, denn in Athen blühten die drei grossen Tragiker, Aeschylus, Sophokles und Euripides; der mittlere, Sophokles, bezeichnet den Höhepunkt der attischen Tragödie. Dieser

Wertschätzung scheint nur ein Stück des Sophokles nicht zu entsprechen, der Philoktet; doch ist es nicht an dem.

Die ganze Entwicklung der attischen Tragödie, so lange sie auf klassischer Höhe steht, knüpft sich an den Namen des Sophokles an, bei dem drei Entwicklungsstufen anzunehmen sind: die erste stand unter dem Einflusse aeschyleischer Technik hochpathetisch und im überschwänglichen Ton der alten Tragödie; die zweite ist der Höhepunkt des Sophokleischen Schaffens (Antigone, Elektra, Oedipus rex, Trachinierinnen, Ajax); die dritte endlich hatte, neben einer kunstvollen Anlage der Scenen und Verwicklung der Situationen, in der sorgfältigen Zeichnung und Entwicklung der Charaktere ihre Hauptstärke; ihr gehörte (ausser vielleicht dem Oedipus Coloneus) sicherlich der Philoktet an.

Sprache und Metrik beweisen das (dieses führte der Redner nicht näher aus), da die erstere von der rhetorischen Bildung jener Zeit, dem letzten Jahre des Peloponnesischen Krieges, durchdrungen ist, die tragische Technik im Versbau und bezüglich der melischen Particen aber die dissolute jener Tage ist, der Stil endlich unter dem Einflusse der Euripideischen Tragödie steht.

Nach den zwei oben erwähnten Kriterien der späteren Sophokleischen Tragödie, der kunstvollen Anlage der Scenen und Vermittlung der Situationen, sowie der sorgfältigen Charakteristik, prüfte nun der Vortragende das Stück. Zunächst berührte er die Behandlung der Fabel im Epos und im Drama — denn auch Aeschylus und Euripides haben einen Philoktet gedichtet, und Dio Chrysostomus hat in der 52. Rede den Inhalt aller drei Philokteten aufbewahrt — wobei sich zeigte, wie meisterhaft Sophokles den Mythus gestaltet hat, und wie er mit feinster Erfindung und durch Verknüpfung von echt poetischen Zügen in seinen Philoktet alle seine Vorgänger übertroffen hat.

Noch mehr tritt dieses in der vorzüglichen Charakterisierung und nach Schaffung dieser Charaktere in der Gruppierung derselben hervor. Zunächst der Charakter des Philoktet! Trotz seines neun Jahre bereits währenden Leidens hat er sich doch ein warmes und an allen Schicksalen seiner ehemaligen Kampfgenossen teilnehmendes Herz bewahrt;

freilich lebt in ihm eine tiefinnerliche Unzufriedenheit mit dem waltenden Geschicke, die allmählich entstanden ist, im Laufe des Stücks immer mehr hervortritt und sich in einem unbändigen Zorne gegen die Atriden, gegen Odysseus und das ganze achäische Heer zeigt, ebenso in Trotz und in dem Pochen auf seine mitleiderregende Lage. Seine tragische Verschuldung besteht also in einem Übermasse von Subjektivität, die, da sie nur zum Teil berechtigt ist, die Ehrfurcht gegen die Götter und alle Menschen- und Freundesrechte verletzt. Im Konflikte mit der physischen Welt unterliegt sein aus Hochherzigkeit, Egoismus und Selbstüberschätzung gemischter Charakter, aus dem Konflikte mit der psychischen Welt geht er aber siegreich hervor: aus tiefster Trostlosigkeit rafft er sich empor, wird Mann und bleibt fest in verzweiflungsvoller Lage, ein „Fels von Mann", wie ihn Lessing nennt. Glaube an Menschenwert bekommt er zwar durch Neoptolemus' edles und selbstverleugnendes Thun wieder, aber erst die Stimme seines verklärten Freundes Herkules bewegt ihn zum Nachgeben, sodann zur freudigen Hingabe an die Sache des Vaterlands; in seinem wundervollen Kreislaufe ist Philoktet dabei ein echt tragischer Charakter im aristotelischen Sinne.

Den umgekehrten Gang durchläuft der Charakter des Neoptolemus: sein kindlich-frommer Sinn wird von einem schlauen Verführer getrübt, doch bricht dasselbe durch das offene Bekenntnis seiner Schuld und seiner Reue wieder durch; in letzterer erzieht er sich zu seiner bewunderungswürdigen Selbstbeherrschung und Entsagung, die bei seinem stürmischen Jünglingscharakter doppelt anerkennenswert ist.

Ein Problem scheint der Charakter des Odysseus zu sein; alle historischen Anspielungen aber weist der Redner als unbegründet zurück, höchstens wird eine gewisse Ähnlichkeit mit Alcibiades angenommen; bei ihm treten vier Phasen hervor: bewusste und berechnende Klugheit bei dem Bestreben, Neoptolemus für seinen Plan zu gewinnen, schlaue Leitung und Durchführung des sich entwickelnden Planes hinter den Kulissen, dann, als Neoptolemus ihm untreu wird, trotziges Hervortreten und rücksichtslose Energie, endlich, nachdem sich an Neoptolemus der Reue- und Läuterungsprozess vollzogen hat, bei aller Unbeugsamkeit doch Selbstbeherrschung und Be-

sonnenheit, da er mit Neoptolemus nicht kämpfen will, es auch dem Philoktet erspart, an ihm zum Mörder zu werden; entsprechend der tragischen Gerechtigkeit bleibt Odysseus wegen seiner früheren Handlungsweise der glücklichen Lösung des Konfliktes aber fern.

Endlich ist die Gruppierung der Charaktere meisterhaft. Die zwei divergierenden Tendenzen sind Philoktet und Odysseus, beide in ihrer Art berechtigt, ersterer aber durch jahrelanges Leiden verbittert und nach der Moral des Altertums der grimmigste Feind seiner Landsleute; Odysseus sucht ihn auf der Götter Befehl für das allgemeine Wohl zurückzugewinnen; als vermittelnde Person wird Neoptolemus vom Dichter eingeführt: er kommt mit Odysseus, wird für dessen Pläne gewonnen; da er aber ihre Unlauterkeit erkennt, wendet er sich ab, steht einige Zeit zwischen Odysseus und Philoktet in der Mitte, zuletzt verbindet er sich in mitleidsvoller Liebe mit dem Dulder Philoktet, den zuletzt göttlicher Zuspruch noch gewinnt, für das Wohl der Volksgenossen trotz der früheren, von ihnen erfahrenen Unbilden einzutreten. Diese Gruppierung der an sich schon so herrlich gezeichneten Charaktere ist mit so vollendeter Kunst durchgeführt, dass sie wohl als die reifste Frucht des Sophokleischen Dichtergeistes angesehen werden kann.

Elfte Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, den 9. Mai 1894.

Herr Oberlehrer und Stadt-Archivar Dr. Karl **Beyer**: „Erfurt im 14. Jahrhundert."

Die Stadt Erfurt war im 14. Jahrhundert noch auf den Raum zwischen der wilden Gera und den Abhängen des Petersberges beschränkt. Eine steinerne Mauer mit vorliegendem Zwinger und vielen in diesen vorspringenden Türmen schützte sie gegen einen plötzlichen Ueberfall und auch gegen eine regelrechte Belagerung, indem die Annäherung mit Belagerungsmaschinen durch das Bett des Flusses einerseits, durch tiefe Gräben andererseits verhindert wurde. Stärker befestigt waren

die Thore, vor denen die Vorstädte sich ausbreiteten, die nur durch eine Landwehr und einzelne Bollwerke geschützt waren. Die Gera floss, wie noch heute, in mehreren Armen durch die Stadt und trieb zahlreiche Mühlen, welche teilweise benachbarten Grafengeschlechtern gehörten. Nur wenige Brücken verbanden die Ufer; die wichtigste war die Krämerbrücke, die wohl an der Stelle der alten Furt erbaut und am Ende des 13. Jahrhunderts in Stein neu aufgeführt worden war.

Die Bevölkerung zerfiel in die grosse Masse der Ackerbau- oder Handeltreibenden kleinen Bürger, die Handwerker, welche teils in Gassen zusammen, oder zerstreut in der Stadt wohnten, die Grosskaufleute und endlich die Geschlechter oder die Reichen, deren Vermögen teils in grossem Grundbesitz, teils in Geld bestand, welches auch sie durch den Handel erwarben.

Die Nährquelle aller Bürger war ausser dem Ackerbau der Handel. Die Grosskaufleute handelten namentlich mit Waid und Tuch. Sie kamen auf ihren Fahrten bis nach Rom und Venedig, bis an die Nord- und Ostsee, und selbst über das Meer bis nach England. Die kleinen Händler besuchten im Reiche die Märkte und Jahrmärkte und kehrten oft erst nach längerer Zeit in die Heimat zurück. Die Handwerker fanden Absatz für ihre Waren auf dem Markte der Stadt, der als der wichtigste in ganz Thüringen immer stark frequentiert wurde. Hier fanden die Bewohner des Waldes und der Ebene stets reichen Absatz ihrer Erzeugnisse, während sie nirgends wo anders ihre Bedürfnisse besser und billiger befriedigen konnten.

Die Verwaltung des Gemeinwesens lag schon ganz in der Hand des Rates, der sich nach harten Kämpfen mit den erzbischöflichen Beamten zu einer selbständigen Stellung empor gearbeitet hatte. Ursprünglich waren der mainzische Vitztum, der Schultheiss, Kämmerer, Truchsess, und Marschall die Regenten gewesen, allein die Geschlechter oder Gefreundten, auch die Reichen genannt, hatten sich um 1250 des Regimentes bemächtigt und versucht, alle Hoheitsrechte an sich zu reissen. Das war ihnen aber nicht ganz gelungen. Der Marktzoll, das Gericht, die Freizinsen und die Münze blieben in der Hand des Erzbischofes, und wenn die Geldprägung und die übrigen

Gerechtsame auch vorübergehend vom Rat ausgeübt wurden, so geschah das nur auf dem Wege der Pachtung. Nach wie vor musste der Erzbischof als oberster Stadtherr anerkannt werden. Auf die Verwaltung der Stadt hatte er freilich keinen Einfluss mehr, die war allein Sache des Rates, der nach wiederholten inneren Kämpfen beim Beginne des Jahrhunderts eine feste Gestalt genommen hatte. Die Geschlechter waren bis auf vier Mitglieder aus demselben verdrängt; die Handwerker hatten in ihm Sitz und Stimme erlangt, während die Mehrzahl der Ratsmitglieder den Kaufmannsfamilien angehörte, die nun eine fest geschlossene Kaste bildeten, in die einzudringen nur durch Heirat möglich war. Durch die Revolution von 1309 hatten sich auch die Kleinbürger eine Vertretung im Rate errungen, die sogenannten Vierherren, die aber bald ihres Ursprunges vergassen und mit den herrschenden Familien gemeinschaftliche Sache machten. Das Stadtregiment setzte sich zusammen aus einem engeren und einem weiteren Rat. Es war eingeteilt in fünf Transitus, von denen einer ein Jahr regierte, während die übrigen vier nur bei wichtigen Angelegenheiten berufen und befragt wurden. Nach Ablauf des Jahres übernahm der zweite Transitus die Geschäfte und so fort; Abgänge durch Tod oder Auswanderung wurden durch Wahl aus den ratsfähigen Familien ergänzt. Durch die Selbstergänzung, die jede Mitwirkung der Gemeinde bei der Wahl ausschloss, war es auch möglich, solche Personen fern zu halten, die sich in Widerspruch mit den Ansichten der herrschenden Familien gesetzt hatten, oder von denen man fürchtete, sie könnten eine das Herkommen gefährdende Stellung erringen. Daher ist in Erfurt niemals der Fall eingetreten, dass ein Ratsmitglied vor den anderen hervortrat und durch seine Persönlichkeit die Geschicke der Stadt bestimmt hätte. Der regierende Rat bestand aus 28 Personen: 4 Ratsmeistern, 4 Vierherren und 20 Consuln.

Die Einnahmen des Rates bestanden vorwiegend in direkten und indirekten Steuern. Jene wurden von Grund und Boden, sowie vom Besitz an Geld und Kostbarkeiten erhoben, diese flossen aus dem Verkauf besonders von Wein und Bier, wobei die Aichung der Fässer und Masse durch den Rat geschah. Daneben brachten Strafgelder und Vermögenskonfis-

kationen nicht geringe Einkünfte. Auch die Geldzinsen aus den gekauften Dörfern wanderten in die Stadtkasse, während die Lieferungen an Getreide in dem städtischen Provianthaus für alle Notfälle aufgespeichert wurden.

Die Ausgaben waren von denen einer Stadt der Gegenwart sehr verschieden. Vor allem galt es, die Wehrhaftigkeit der Stadt durch unaufhörliche Ausbesserung nnd Erweiterung der Befestigungen zu vergrössern; dann Söldner zu unterhalten, welche die Landstrassen gegen räuberische Ueberfälle beschützten oder im Kriege die Feinde abwehrten. Dann mussten die öffentlichen Gebäude und die Brücken und das Pflaster auf den Hauptverkehrsstrassen erhalten werden. Ein grosser Teil der Einnahmen ging auch auf bei den mancherlei Reisen, die in politischen Geschäften unternommen werden mussten, und bei den Ausgaben, die zur Ehre der Stadt bei dem Besuch hochgestellter Personen oder bei festlichen Gelegenheiten in den Häusern der benachbarten Fürsten und Grafen unvermeidlich waren. Sehr viel Geld kosteten auch die zum Schutz des Landfriedens und des Handels geschlossenen Bündnisse, und gewaltige Summen verschlangen die Friedensschlüsse mit den zahlreichen Feinden, die, sie mochten hohen oder niederen Standes sein, es immer auf den Stadtsäckel abgesehen hatten.

Die Politik des Rates war in erster Linie auf die Sicherung des Handels gerichtet, auf dem die Macht und der Wohlstand der Stadt beruhte. Daher kaufte er Schlösser, von denen aus er die Strassen beobachten und sichern, daher schloss er Bündnisse mit den benachbarten Grossen und Städten, damit der Kaufmann sicher die Strasse ziehen konnte. Mit den Getreidezinsen der erkauften Dörfer füllte er seine Speicher, deren Inhalt bei Sperrung der Strassen oder bei Belagerungen den Bürgern zu Gute kam. Oft galt es auch, die Selbständigkeit und Freiheit der Stadt zu schützen, was zu ausgedehnten Verbindungen mit den Herren und Städten nicht nur Thüringens und des Harzes, sondern auch des Oster- und Pleissnerlandes, Frankens und der Rheingegenden führte. Die unversiegbare Quelle des Handels gewährte der Stadt die Mittel, sich gegen alle Feinde siegreich zu behaupten und eine Stellung in Thüringen einzunehmen, die der der Landgrafen fast gleich kam.

Die Feinde der Stadt waren zahllos. Jeder unzufriedene Bürger, jeder Söldner, der mit dem vertragsmässigen Gelde nicht zufrieden war, sagte die Fehde an, so dass der fahrende Erfurter Kaufmann keinen Augenblick vor Überfall und Beraubung sicher war. Die heftigsten Gegner aber waren die Landgrafen, die nur ungern das Anwachsen des Erfurter Gebietes sahen. Offen und heimlich traten sie der Stadt feindlich entgegen, die sich nur durch Bündnisse mit den, durch die anwachsende Macht der Landesherren Thüringens selbst bedrohten Grafen und Herren schützen konnte. Dreimal wurde Erfurt im 14. Jahrhundert von den Landgrafen belagert und sein Gebiet in barbarischster Weise verwüstet. Selbst Kaiser und Päpste feindeten die Stadt an und verhängten über sie Acht und Bann. Alle Gegner überwand der Rat zuletzt mit dem Schatz, den alle Stände, geistliche und weltliche, zu besitzen erstrebten, den aber nur die Städte besassen, mit dem Gelde.

Zwölfte Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Lehrzimmer der Hebammen-Lehranstalt.

Erfurt, den 30. Mai 1894.

Herr Geheimer Sanitätsrat und Direktor des Hebammen-Lehrinstituts Dr. Karl Axmann: „Anatomische Erläuterungen zu der Frage: Giebt es trophische Nerven?" Vergleiche die im Jahreshefte Seite 199 abgedruckte Abhandlung.

III. Statistische Mitteilungen.

I. Verzeichnis der Mitglieder
der Königlichen Akademie im Jahre 1894 *).
Gesamtzahl: 90.

a. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

Vice-Präsident: Herr Dr. Wilhelm Freiherr von Tettau, Oberregierungsrat a. D. in Erfurt. 1847.

b. Ehrenmitglieder.
Anzahl: 6.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar. 1854.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha. 1893.

Seine Excellenz Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Klein-Ballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

Herr von Brauchitsch, Regierungs-Präsident in Erfurt. 1891.

Herr D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Oberregierungsrat, Kurator der Königlichen Universität Halle in Halle a. S. 1894.

c. Mitglieder des Senates **).
(Sämtlich in Erfurt.)
Anzahl: 6.

Biltz, Dr., Apotheker, Rendant der Akademie. 1847.

Breysig, Dr., Professor am Königlichen Gymnasium. 1868.

*) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

**) Die Reihenfolge ist hier, so wie unter d. und e. nach dem Alphabet bestimmt.

Heinzelmann, Dr., Professor am Königlichen Gymnasium, Sekretär der Akademie. 1875.
Neubauer, Schuldirektor a. D. 1863.
Thiele, Dr., Direktor des Königlichen Gymnasiums. 1892.
Zange, Professor Dr., Direktor des Königlichen Realgymnasiums. 1891.

d. Ordentliche Mitglieder.
(Sämtlich in Erfurt.)
Anzahl: 29.

Auermann, Dr., Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium. 1877.
Axmann, Dr. med., Geheimer Sanitätsrat, Direktor der Hebammen-Lehranstalt. 1859.
Bärwinkel, Dr., Senior des Evangelischen Ministeriums und Superintendent. 1891.
Bernhardt, Dr., Professor am Königl. Gymnasium. 1877.
Beyer, Dr., Oberlehrer der städtischen Realschule, Stadtarchivar. 1892.
Brünnert, Dr., Professor am Königl. Gymnasium. 1892.
Dircksen, Oberbau- und Geheimer Regierungsrat. 1892.
Geutebrück, Dr. jur., Oberregierungsrat. 1889.
von Hagen, Geschichts- und Portrait-Maler. 1891.
Hellwig, Professor am Kgl. Realgymnasium. 1857.
Jacobsen, Dr. jur., Landrichter. 1892.
Kayser, Dr., Professor am Kgl. Gymnasium. 1863.
Lorenz, Dr., Pastor. 1886.
Loth, Dr. med., praktischer Arzt. 1893.
Lucius, Geheimer Kommerzienrat, Fabrikant. 1893.
Lucanus, Oberregierungsrat. 1894.
Oberg, Oberst und Regimentskommandeur. 1894.
Oergel, Pastor. 1891.
Pilling, Dr., Professor am Kgl. Realgymnasium. 1877.
Schmitz, Dr., Professor am Kgl. Realgymnasium. 1877.
Schneider, Oberbürgermeister. 1894.
Schreiber, Dr., Wissenschaftlicher Hilfslehrer am Königl. Gymnasium. 1891.
Schubring, Professor am Kgl. Realgymnasium. 1877.
Schulze, Dr. Lic., Diakonus. 1889.
Schwenkenbecher, Dr. med., Sanitätsrat. 1893.

Stange, Dr., Wissenschaftlicher Hilfslehrer am Kgl. Gymnasium. 1891.

Venediger, Dr., Direktor der städtischen Realschule. 1892.

Wieacker, Direktor des Kgl. Schullehrer-Seminars. 1892.

Zschiesche, Dr. med., praktischer Arzt. 1893.

e. Auswärtige Mitglieder.

Anzahl: 48.

Anton, Dr, Gymnasialdirektor a. D. in Jena. 1860.

Bäntsch, Dr., Lic. Privatdocent an der Universität zu Jena. 1892.

Bergfeld, Staatsrat in Weimar. 1858.

Béringuier, Dr., Amtsrichter in Berlin. 1889.

Graf von Bernstorff, Geheimer Regierungsrat, vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 1892.

Beyschlag, Dr. theol., ord. Professor an der Königl. Universität zu Halle a. S. 1892.

Brode, Dr., Privatdocent an der Kgl. Universität zu Halle a. S. 1894.

Brunckow, Lieutenant a. D. in Berlin. 1880.

Bussler, Militär-Oberpfarrer in Metz. 1890.

Conrad, Dr., ord. Professor an der Königl. Universität zu Halle a. S. 1894.

Fechner, Dr., Professor am Kgl. Gymnasium zu Breslau. 1865.

Fischer, Dr., Direktor in Strassburg. 1859.

Frenzel, Stadtrat a. D. in Eisenberg. 1845.

Frommel, Dr. theol., kgl. Hofprediger, Militär-Oberpfarrer in Berlin. 1892.

Haupt, Dr. theol., Konsistorialrat, ord. Professor der Königl. Universität zu Halle a. S. 1893.

Heine, Dr., Militär-Oberpfarrer in Königsberg in Ostpr. 1891.

Herrmann, Königl. Provinzial-Schulrat in Berlin. 1893.

Hesse, Dr., Professor am Kgl. Gymnasium in Magdeburg. 1886.

Ritter von Höfler, Dr., Professor an der K. K. Universität zu Prag, lebenslängliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses. 1862.

Hübschmann, Dr., ord. Professor an der Kgl. Universität zu Strassburg. 1875.
Hummel, Lic., Stadtpfarrer zu Schwaigern in Württemberg. 1893.
Ilse, Dr., Forstrat zu Diedenhofen in Lothringen. 1865.
Kesselmeyer, Ingenieur in Manchester. 1876.
Kiepert, Dr., ord. Professor an der Königl. Universität zu Berlin. 1850.
Kirchhoff, Dr., ord. Professor an der Kgl. Universität zu Halle a. S. 1864.
Klun, Dr., Herausgeber des Historischen Jahrbuches für Krain und Laibach in Laibach. 1855.
Krause, Dr., Professor am Herzoglichen Gymnasium zu Zerbst. 1892.
Kroner, Dr., Erster Rabbiner in Stuttgart. 1855.
Kroschel, Dr., Schulrat und Direktor des Fürstl. Gymnasiums zu Arnstadt. 1859.
Kürschner, Prof., Geheimer Hofrat in Eisenach. 1884.
Leuchtenberger, Direktor am Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Posen. 1889.
Lindner, Dr., ord. Professor an der Königl. Universität zu Halle a. S. 1894.
von Liszt, Dr., ord. Professor an der Kgl. Universität zu Halle a. S. 1893.
Meinardus, Grossherzogl. Oldenburgischer Musikdirektor in Bielefeld. 1892.
Pietro da Ponte, Prof. Dr., R. Ispettore degli Scavi e Monumenti in Brescia. 1879.
Quidde, Professor in Georgenthal in Thüringen. 1863.
von Richthofen, Freiherr, Oberregierungsrat in Danzig. 1886.
Scheibner, Dr. Geheimer Hofrat, Professor an der Königl. Universität zu Leipzig. 1860.
Schrader, Dr., Realgymnasialdirektor a. D. in Halle a. S. 1848.
Schreiber, Dr., Missionsinspektor in Barmen. 1892.
Schuchardt, Dr., Geheimer Regierungs- und Obermedizinalrat, vortragender Rat im Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaischen Staatsministerium in Gotha. 1868.

Schultze, Dr., Geh. Hofrat und Professor in Jena. 1873.
Schwarzlose, Dr. Lic., Hilfsarbeiter im Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin. 1891.
Thiele, Dr., Professor am Fürstl. Gymnasium in Sondershausen. 1893.
Topf, Pfarrer und Kreisschulinspektor in Köttichau bei Hohenmölsen. 1892.
Tuckermann, Postbaurat in Potsdam. 1873.
Graf Utterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neu-Scharffenberg bei Eisenach. 1864.
Warneck, Dr. theol., Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben. 1892.

2. Verzeichnis derjenigen wissenschaftlichen Gesellschaften,

mit welchen die Königliche Akademie zu Erfurt in Tauschverkehr steht *).

Gesamtzahl: 105.

A. EUROPA.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preussen.

Anzahl: 40.

Berlin. Kultusministerium.
Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Berlin. Gesellschaft für deutsche Sprache und Altertumskunde.
Berlin. Hufelandsche Gesellschaft.
Bonn. Verein für Altertumsforschung in den Rheinlanden.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Breslau. Gewerbeverein (Gewerbeblatt).
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.

*) Nachstehendes Verzeichnis bitten wir zugleich als Empfangsbescheinigung für das Jahr 1893 anzusehen.

Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung des Provinzial-Museums.
Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld (Mansfelder Blätter).
Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Erfurt. Gewerbeverein.
Erfurt. Gartenbauverein.
Erfurt. Thüringerwald-Verein.
Frankfurt a. O. Historisch-statistischer Verein.
Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein des Regierungs-Bezirks Frankfurt a. O.
Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein. Rügisch-Pommersche Abteilung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Kaiserlich-Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher (Leopoldina).
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Verein für Erdkunde.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Hanau. Hanauer Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg i. Pr. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Münster. Verein für Geschichte Westfalens.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.

Anzahl: 26.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk von Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Gotha. Thüringer Garten- und Seidenbau-Verein.
Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Meiningen. Verein für Pomologie und Gartenbau.
München. Königliche Akademie der Wissenschaften.
München. Königliche Staatsbibliothek.
München. Historischer Verein von und für Oberbayern.
Nürnberg. Germanisches Museum.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz. Voigtländischer altertumsforschender Verein.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Strassburg. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart. Würtembergischer Altertumsverein.
Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Stuttgart. Litterarischer Verein.

Stuttgart. Statistisch-topographisches Büreau der Würtembergischen Kommission für Landesgeschichte.
Ulm. Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.

II. Oesterreich-Ungarn.

Anzahl: 12.

Aussig a. d. Elbe. Naturwissenschaftlicher Verein.
Brünn. Naturforschender Verein.
Budapest. Magyar Tudományos Akadémie.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Laibach. Historischer Verein für Krain.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein der Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien. Kaiserliche Geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

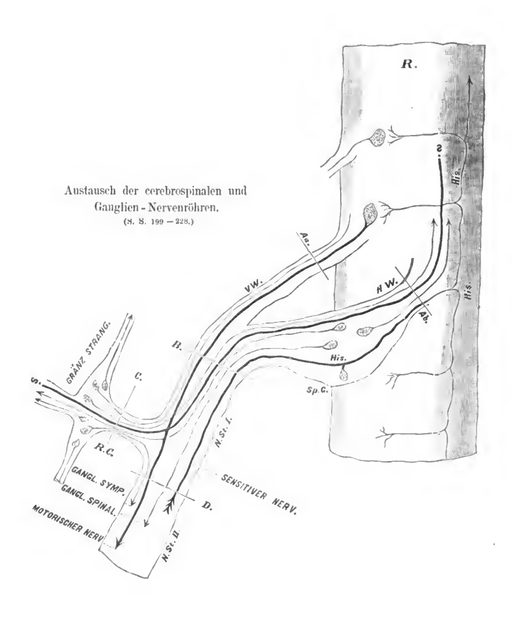
Anzahl: 13.

Amsterdam. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Bergen. Museum.
Brüssel. Société géologique de Belgique.
Cambridge. Harvard College.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.
Christiania. Königliche Universität.
Kopenhagen. Gesellschaft für nordische Altertümer.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Société royale des sciences naturelles et mathématiques.
Moskau. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen und Russland.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.

B. AMERIKA.

Anzahl: 14.

Albany. Scientific Council of the Dudley observatory.
Baltimore. John Hopkins university circulars.
Boston. Society of natural history.
Buffalo. Society of natural Sciences.
Chicago. Academy of Sciences.
Connecticut. Academy of arts et sciences.
Cordóba, Republica Argentine. Academia Nacional de Ciencias Cordóba.
St. Louis. The Academy of Science.
Philadelphia. Academy of Natural Sciences.
Salem, Massachusetts. Tufts College Library.
Washington. Smithsonian Institution.
Washington. Smithsonian College.
Wisconsin. Academy of Sciences, Arts and Letters.
Wisconsin. Naturhistorischer Verein.


Austausch der cerebrospinalen und
Ganglien-Nervenröhren.
(S. S. 199 – 228.)
R.
S.
His.
Au.
VW.
HW.
His.
Ab.
His.
Sp.G.
B.
C.
GRÄNZ STRANG.
S.
R.C.
N.St.I.
SENSITIVER NERV.
GANGL. SYMP.
GANGL. SPINAL.
MOTORISCHER NERV
D.
N.St.II.


A
B
B
A

Dem Andenken

des unvergesslichen

langjährigen Vicepräsidenten der Akademie

Herrn Oberregierungsrats a. D.

Dr. Wilhelm Freiherrn von Tettau

in dankbarer Verehrung

gewidmet.



Vorwort.

Als wir die hohe Freude hatten, am 20. Juni des vergangenen Jahres das 20. Heft der Neuen Folge unsrer Jahrbücher in festlicher Stunde dem langjährigen, damals noch so rüstigen Vorsitzenden der Akademie zu seinem 90. Geburtstage als Jubiläumsgabe zu überreichen, ahnte wohl niemand, dass die Tage der irdischen Wallfahrt des ehrwürdigen Greises bereits gezählt waren. Kaum vier Monate später entriss ihn der Tod seiner rastlosen, reich gesegneten Thätigkeit. Unter dem frischen Eindruck der tiefen, allgemeinen Trauer über den unersetzlichen Verlust beschloss der Senat der Akademie, dem Andenken des unvergesslichen Mannes in dankbarer Verehrung das folgende Jahresheft zu widmen und in demselben lediglich die auf die Jubelfeier des 90. Geburtstages, wie auf den Heimgang des Entschlafenen bezüglichen Erinnerungen durch den unterzeichneten Herausgeber der Jahrbücher zusammenstellen zu lassen. Somit beschränkt sich dieses Heft in seinem ersten, die Abhandlungen enthaltenden Teile auf die drei bei den genannten Anlässen gehaltenen öffentlichen Reden und bringt in dem ersten Abschnitte des im zweiten Teile gegebenen Jahresberichts die auf die Feier des 90. Geburtstages und auf den Heimgang des Verewigten bezüglichen Einzelheiten. Die fol-

genden Abschnitte enthalten indes ausser den üblichen Nekrologen und statistischen Mitteilungen auch unter dem dritten Abschnitt S. 109 ff. die wichtigen, für die Neuorganisation der Akademie grundlegenden Beratungen und Beschlüsse der nach dem Tode des langjährigen Leiters der Akademie abgehaltenen Senatssitzungen und am Schluss des fünften Abschnittes einen Abdruck der den Mitgliedern bereits übersandten Geschäftsordnung des Senates, welche als das Ergebnis jener eingehenden Beratungen anzusehen ist.

Die den geehrten Mitgliedern mit diesem Hefte dargebotene wohlgetroffene Photographie des verstorbenen Herrn von Tettau aus dem Jahre 1887 in Kabinettform, unter welcher sich ein Facsimile seines, dem letzten, auf Seite 89 abgedruckten, an den Senat gerichteten Schreibens vom 15. September 1894 entnommenen Namenszuges sich befindet, dürfte als eine wertvolle und willkommene Zugabe begrüsst werden. Aus naheliegenden, hier nicht näher zu erörternden Gründen, richten wir hierdurch an sämtliche Mitglieder die ganz ergebenste Bitte, den Unterzeichneten unmittelbar nach Empfang dieses Heftes durch eine Postkarte oder auf einem sonst beliebten Wege zu benachrichtigen, dass man das Heft samt dem Bilde erhalten hat. Überhaupt möchten wir bitten, uns künftig den jedesmaligen Empfang eines Jahresheftes ausdrücklich zu bescheinigen, und zwar mit Bezeichnung des vollständigen Titels und der Wohnung. Es ist dies zugleich der für uns einfachste und sicherste Weg zur zuverlässigen und kostenfreien Feststellung des Personenstandes der Akademie, beziehungsweise der hinsichtlich desselben eingetretenen Veränderungen.

Da der diesmalige Jahresbericht mit dem 15. Februar d. J. abgeschlossen werden musste, die Ernennungen Seiner Hoheit des Fürsten Bismarck aber zum Ehrenmitgliede der Akademie,

sowie die des Wirklichen Geheimenrates Herrn Dr. Gustav Freitag zum korrespondierenden Mitgliede der Akademie erst am 11. März erfolgt ist, so können wir diese wichtige Notiz erst in den Jahresbericht des nächsten Heftes aufnehmen. Doch haben wir nicht verfehlt, diese für die Akademie so ehrenvollen Ernennungen des grössten deutschen Staatsmannes und des grössten lebenden deutschen Dichters bereits im statistischen Teile dieses Jahresheftes zu vermerken.

Erfurt, den 16. März 1895.

Der Herausgeber
Prof. Dr. Heinzelmann,
Sekretär der Akademie.

Inhalt.

A. Abhandlungen.

Der

praktische Beruf der Wissenschaft

und

die Aufgabe der Erfurter Akademie.

Einleitender Vortrag

gehalten

in der öffentlichen Festversammlung der Akademie

am 20. Juni 1894

als am 90. Geburtstage ihres langjährigen Vicepräsidenten

des Herrn Oberregierungsrats a. D. Dr. Frhrn. von Tettau

von

Prof. Dr. W. Heinzelmann,
Sekretär der Akademie.

Hochverehrter Herr Jubilar!

Hochansehnliche Festversammlung!

Wenn ich, einem ehrenvollen Auftrage des Senates unsrer Akademie entsprechend, im Anschluss an die so eben von uns vernommene Begrüssung zu einem kurzen einleitenden Vortrage das Wort ergreife, so bin ich mir bewusst, damit zugleich einer persönlichen Verpflichtung nachzukommen. Seit bald drei Jahren durch das schätzbare Vertrauen unsres hochverehrten Jubilars und des hohen Senates auf den Posten eines Sekretärs dieses ehrwürdigen, fast 150 Jahre bestehenden Königlichen wissenschaftlichen Instituts berufen und dadurch gewissermassen für den wissenschaftlichen Betrieb desselben in erster Linie verantwortlich gemacht, darf ich mich der Aufgabe nicht entziehen, die Zwecke dieser Anstalt, so wie ich sie mir vorstelle, einmal auch vor einer grösseren Versammlung darzulegen.

Der heutige Festtag, welcher unsrer Akademie durch Gottes Gnade geschenkt ist, giebt mir dazu gewünschten Anlass. Sind doch auch Festtage für den ernsten Menschen zugleich Busstage, Tage ernster Selbstbesinnung; sie führen ihn auf die Höhe und in die Tiefe, sie fordern ihn auf zur stillen Einkehr in sich selbst, sie mahnen ihn, die Kraft und die Schranken seines Wollens an der Höhe seines Sollens zu messen und den Wert oder Unwert seiner bisherigen Leistungen im Hinblick auf das ihm gesteckte hohe Ziel einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Lassen Sie mich diese meine einleitenden Betrachtungen anknüpfen an den Namen unsres Institutes. Unsre Akademie nennt sich eine Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, sie betont unter allen Akademieen des In- und Auslandes den gemeinnützigen Charakter der Wissenschaften. Denkt sie dabei nur an einen kleinen Kreis von Wissenschaften,

welche für die Entwicklung und Vervollkommnung der Technik, zur Hebung des materiellen Wohlstands der Völker unentbehrlich sind? Gewiss nicht; denn dem widerspricht der gesamte bisherige wissenschaftliche Betrieb unsrer Akademie, der auf einen weiteren und tieferen Sinn dieses Zusatzes hinweist. Offenbar hat man dabei an den gemeinnützigen Charakter, den praktischen Beruf der Wissenschaft überhaupt für das Leben gedacht.

Aber darf man im Ernst von einem praktischen Beruf der Wissenschaft sprechen? Gehört es nicht recht eigentlich zum Wesen der Wissenschaft, rein theoretisch zu verfahren, denkend und erkennend die Wahrheit auf allen Gebieten des Seins zu erforschen und darzustellen, unbekümmert um die etwaigen Konsequenzen dieser Forschungen für das praktische Leben?

Es hat seit Gründung unsrer Akademie nicht an Stimmen gefehlt und fehlt auch jetzt nicht an solchen, welche die Rechtmässigkeit dieses Zusatzes beanstanden, und der Widerspruch kommt meist gerade aus solchen Kreisen, welche sich als eifrige Verfechter der wahren Wissenschaft ausgeben, und an deren Mitarbeit doch gerade einer Akademie der Wissenschaften nicht wenig gelegen sein muss, deren Urteil sie nicht ohne weiteres von der Hand weisen darf.

Grund genug für einen Sekretär dieser Akademie, der in erster Linie verpflichtet ist, für das Gedeihen dieses Institutes zu sorgen, die wissenschaftliche Frage einmal näher ins Auge zu fassen:

Welches ist der praktische Beruf der Wissenschaft und die Aufgabe der Erfurter Akademie?

I.

Welches ist der praktische Beruf der Wissenschaft? Wir fragen zunächst: Hat diese Frage auch einen Sinn? und sodann: Wie haben wir uns diesen praktischen Beruf zu denken?

Einen Sinn zunächst hat diese Frage nach dem praktischen Beruf der Wissenschaft, nach der Aufgabe, welche die Wissenschaft an der Praxis des Lebens zu lösen hat, nur dann, wenn sich beide, das Erkennen und das Leben, nicht von

Hause aus in einem unversöhnlichen Gegensatze befinden, so dass das eine das andere ausschliesst. Ist das der Fall?

Die Genesis erzählt uns von zwei Bäumen, welche an der Pforte des Menschengeschlechts standen, von dem Baum des Lebens und von dem Baum des Erkenntnisses des Guten und des Bösen. Aber beider zugleich durfte der Mensch nicht geniessen, im Besitz des einen musste er auf den des anderen verzichten. Er ass von dem Baum der Erkenntnis und er verlor den Baum des Lebens.

Tritt uns nicht in dieser Erzählung der Gegensatz zwischen Wissen und Leben, Theorie und Praxis, Erkennen und Handeln, verständiger Reflexion und unmittelbarem Empfinden in klassischer, vorbildlicher Weise als ein allgemein menschlicher, in der menschlichen Natur begründeter und darum notwendiger, fast wie verewigt, entgegen? Und zieht sich nicht auch wie ein roter Faden das eherne Gesetz durch die Kulturgeschichte der Völker, dass mit der erwachenden Verstandesreflexion, dem entwickelten Wissen, der ausgebildeten theoretischen Erkenntnis das unmittelbare Leben, welches voll und frei aus den Tiefen des Gemüts strömt und dem Menschen im Anschauen des Schönen und Wahren, im thatkräftigen Üben des Guten Friede und Freude gewährt, mehr und mehr erstickt und verdirbt? Ja erkennen wir nicht in jener Erzählung so recht einen Spiegel für den Zustand der Gegenwart? Das Wort des Dichters: „Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod“, scheint es in diesem Zustande nicht seine Bestätigung zu finden und zwar am deutlichsten auf dem wichtigsten Lebensgebiete, dem der Religion? Im vorigen Jahrhundert, dem Zeitalter allgemeiner religiöser Erkaltung, unter der herrschenden Verstandesreflexion begraben, ist die Religion in unsrer Zeit in jedem tieferen Gemüte als Sache des Lebens wieder aufgestanden. Aber eine bestimmte Richtung des Wissens und der Wissenschaft hat sich für die Religion als zerstörend erwiesen. Die wissenschaftliche Bildung ist, wie es scheint, in unsrer Zeit höher gestiegen als in irgend einem anderen Jahrhundert. Sie will alles ohne Unterschied ihren Gesetzen unterwerfen. Sie hebt das eigentümliche Wesen der Religion auf und lässt sie nur in der Form der dunklen Ahnung

bestehen, die sie, die Wissenschaft, erst zum Verständnis zu führen hat. Nicht viel anders verhält es sich mit dem sittlichen Handeln, mit dem ästhetischen Empfinden.

Somit scheinen auch heute nur noch zwei Wege sich uns zu öffnen wie einst dem ersten Menschen. Vor uns liegt das Leben des religiösen Gemüts mit seinem unerschöpflichen Frieden, in dem die Religion allen Zwiespalt des Daseins auflöst, mit dem heiligen Ernst, mit dem sie alle Gebiete des Daseins durchdringt, und das sittliche Leben in Kirche und Staat mit seinen praktischen Zwecken und Aufgaben. Auf der anderen Seite die Wissenschaft mit ihrem ruhig erhabenen Bewusstsein, mit ihrer eisigen Kälte, mit dem scharfen Blick, der bis in die innersten Gebiete des Lebens hindurchdringt. Aber beides nicht zugleich, im Besitz des einen müsste der Mensch auf das andere verzichten.

Wäre das der Sinn jener Erzählung und bestände wirklich eine unausfüllbare Kluft zwischen Erkennen und Leben, so dass beides sich notwendig ausschlösse, so könnte man selbstverständlich von einem praktischen Beruf der Wissenschaft nicht reden.

Aber diese Voraussetzung ist falsch. Denn was wäre die Folge jener Trennung? Wenn so die Erkenntnis von dem Leben, und das Leben von der Erkenntnis sich loslöst, wird es beiden zum Segen gereichen? Das religiös-sittliche Leben des Gemüts mit seiner Praxis wird gewiss nicht aufhören sich zu entwickeln; aber es wird leicht der Schwärmerei oder einer blinden Hingebung an eine äussere, gesetzliche Autorität verfallen. Dann wird jene knechtische Furcht vor der Wissenschaft entstehen, und im engen Zusammenhang damit wird jene praktische Vielthätigkeit in Kirche und Staat, ohne dass sie es merkt, immer seichter und äusserlicher werden. Und das Erkennen andererseits, wenn es das Leben selbst mit seiner zersetzenden Kritik in lauter Verstandesabstraktionen aufgelöst hat und nur das Gebiet des bloss Endlichen und Sichtbaren zu seinem Gegenstande machend, in einen unversöhnlichen Gegensatz theoretisch wie praktisch ausgeht, wird im nackten Materialismus oder ödem Pessimismus enden, der alle Ideale der menschlichen Seele für Illusionen erklärt und mit Mephistopheles spricht: Alles was ist, ist wert, dass es zugrunde geht,

und wenn diese Wissenschaft ja ein praktisches Motiv hat, so kann es nur das des Nihilismus, der zerstörenden Anarchie sein.

Aber gerade aus diesen Folgerungen ersehen wir, dass eine Trennung des Erkennens und des Lebens nicht bloss für die religiös-sittliche Praxis verderblich, sondern auch für die Erkenntnis selbst heillos wäre. Keine Philosophie, sagt Schelling, die etwas auf sich hält, wird zugestehen, dass sie in Irreligiosität endet. Das gilt gewiss von jeder Wissenschaft; aber wenn es ihr begegnet, dass sie von verkehrten Voraussetzungen ausgeht? Wenn der Naturforscher, statt sich auf das Gebiet der sichtbaren Schöpfung zu beschränken und dort den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht zu suchen, seine Grenzen überschreitet und allgemeine Urteile fällt, die weit hinausgehen über die seiner Forschung und seinen Kräften gesetzten Schranken? Wenn der Geschichtsforscher umgekehrt die für die Naturforschung massgebende genetisch-entwickelnde Methode ohne weiteres auf die Erzeugnisse des menschlichen Geistes überträgt als die vermeintlich alleinseligmachende, wenn er einer atomistisch-mechanischen Weltanschauung, die wir dem Naturforscher, der sich in den bescheidenen, ihm gewiesenen Grenzen hält, gern lassen wollen, huldigt und den gesamten ethisch-geschichtlichen Prozess des menschlichen Lebens, einschliesslich des geistigen und sittlich-religiösen Lebens, nach Art eines mit Notwendigkeit sich entwickelnden Naturprozesses betrachtet, ohne den Faktor des selbstbewussten, freien Willens des Menschen zu berücksichtigen? Oder wenn ein Philosoph, der die Aufgabe, die gesamte Wirklichkeit, also einschliesslich der religiösen und sittlichen Lebensmächte, auf ihre letzten Gründe und tiefsten, innersten Zusammenhänge hin zu prüfen und, soweit es möglich ist, begreiflich oder doch verständlich zu machen, wenn solch ein Philosoph, mag er auch Meister der Logik und Dialektik, ja auch in den Naturwissenschaften und der Mathematik zu Hause sein, über die Thatsachen des religiösen und sittlichen Lebens innerhalb der Menschheit aburteilt, ohne dass er einen Sinn und Verständnis dafür besitzt, da ihm die sittlichen Bedingungen dazu abgehen, da es ihm an der inneren Erfahrung des Herzens, an der Disposition des Gemütes fehlt, wenn der

im Angesichte der höchsten Realität im Leben der Menschheit, gegenüber der Thatsache des Christentums und seiner fast auf allen Gebieten des Lebens hervortretenden Neuschöpfungen sich mit der wohlfeilen Redensart abfindet, dass es ja Wunder überhaupt nicht geben könne — so nennen wir dieses Verfahren einfach unwissenschaftlich, und wenn dann sich ein klaffender Gegensatz herausstellen sollte zwischen Erkennen und Leben, Wissenschaft und religiös-sittlicher Praxis, so haben wir hier die Schuld zu suchen in den falschen Voraussetzungen des Vertreters der Wissenschaft, in der unzulänglichen Kraft, der mangelnden Empfänglichkeit, der unvollkommenen geistigen Organisation des einzelnen denkenden Menschen. Dagegen die Wissenschaft als solche, d. h. die echte, wahre Wissenschaft, mit dem sittlichen Geist der Besonnenheit, Bescheidenheit, Gewissenhaftigkeit, Treue, Aufgeschlossenheit des ganzen Menschen für die gesamte Wirklichkeit — diese hat mit jenen Fehlern, Irrtümern, Missgriffen nichts zu schaffen.

Welches ist nun das Ergebnis dieser unserer allgemeinen Betrachtung? Nur eine verirrte Richtung des Wissens kann sich in Zwiespalt setzen mit den höchsten Realitäten des sittlichen und religiösen Lebens. Und so ist denn nicht das der Sinn jener Erzählung vom Baum des Erkenntnisses und des Lebens, dass dem Menschen von Hause aus die Erkenntnis des Guten und Bösen untersagt wäre, wie hätte sie auch sonst der einzig Heilige und Reine besitzen können? Sondern das ist der Sinn: Wer zu der Wahrheit geht durch Schuld, dem wird sie nicht ein erfreuliches Licht, sondern eine verzehrende Flamme werden, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn ein solches mit Schuld behaftete Erkennen, das wie der Goethesche Faust sich von den guten Mächten der Religion und Sittlichkeit freiwillig losgesagt hat und nun unerfüllbare und widerspruchsvolle Forderungen an das Leben stellt, wiederum zerstörend auf das Leben und die Wirklichkeit zurückwirkt. Aber dann ist es eben nicht mehr der Geist der wahren Wissenschaft, die Vernunft, die besonnene, umsichtige, langsam und bedächtig, aber sicher fortschreitende Forschung, welche nicht bloss auf das Einzelne, auf die Teile sieht, sondern zum Ganzen vordringt und das Einzelne im

Ganzen schaut und versteht, welche nach den innersten Gründen und tiefsten Zusammenhängen des Daseins, des inneren und des äusseren Lebens forscht, sondern da ist es dann die einseitige abstrakte Richtung des Denkens, das sophistische Raisonnieren auf der schwankenden Grundlage einer oberflächlichen Zeitweisheit, jener keeke, zuversichtliche, und doch so beschränkte Weltverstand, der mit wenig Witz und viel Behagen über alles aburteilt und im Grunde doch nur so herzlich wenig versteht.

Liegt die Sache aber so, dann hat die Frage nach dem praktischen Beruf der Wissenschaft einen guten, vernünftigen Sinn. Aber wie haben wir uns diesen Beruf zu denken? Mit dieser Frage treten wir unsrer eigentlichen Aufgabe näher. Ein Blick auf den Entwicklungsgang des deutschen Geistes, der deutschen Bildung in der Neuzeit soll uns die Antwort darauf geben. Es giebt nach der Geschichte zwei Lösungen, eine unzulängliche vom Standpunkte des gemeinen Menschenverstandes und eine für unsre hier vertretenen Interessen und Zwecke allein zureichende, vom Standpunkte der Vernunft, des Geistes wahrer Wissenschaft.

Der erstgenannte Standpunkt ist vertreten durch die Aufklärung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Damals beherrschte jener auf das einzelne, sinnliche und sichtbare gerichtete sogenannte gesunde Menschenverstand die gesamte Kultur und Bildung unseres Volkes. Das Nützliche war sein höchstes, fast einziges Interesse, die Wissenschaft war ihr Mittel und Werkzeug dieses Nützliche zu schaffen, ja die Kunst, die Poesie wurde diesem Zwecke untergeordnet. In der besten Absicht, mit der komisch-naiven Miene des Weltverbesserers nahm man sich überall für die Hebung des materiellen Volkswohles auf und entwickelte eine in ihrer Weise ganz achtbare gemeinnützige Thätigkeit. Aber über dieses sinnlich-irdische Leben und sein Wohlsein hinaus reichte der Blick nicht, der geistige Gesichtskreis war ein beschränkter; es war eine der Idee und dem Ideal abgewandte Richtung. Als Vertreter der echten Wissenschaft können wir sie nicht betrachten. Diese ganze Richtung kommt daher trotz ihres ausgesprochen praktischen, gemeinnützigen Charakters für die Lösung der Frage nach dem praktischen Beruf der Wissenschaft nicht in

Betracht. Denn die Wissenschaft der Vertreter der Aufklärung ist die einseitige, auf die äusserlichen Zwecke des sinnlichen Lebens und seiner materiellen Bedürfnisse gerichtete Weisheit des beschränkten Verstandes, und das Praktische, welches die Wissenschaft im Auge hat, war das lediglich sinnliche Gemeinwohl, die Glückseligkeit des Diesseits.

Der Verstand, sagt Kant, ist das Vermögen der Begriffe, die Vernunft das Vermögen der Ideen. Ist der Verstand der Schöpfer der niederen Kultur, so ist die Vernunft die Schöpferin der höheren Kultur der Menschheit. Die niedere wissenschaftliche Bildung kann sich mit den Ergebnissen einer die sichtbare Welt durch Begriffe und Gesetze bemeisternden mathematisch geschulten Verstandesbildung begnügen, und wir wollen sie in ihrem Kreise achten und ehren. — Die höhere wissenschaftliche Bildung strebt nach einer Natur und Menschheit umfassenden Weltanschauung an der Hand jenes höheren Erkenntnisvermögens des menschlichen Geistes, welches wir die Vernunft, das Ideenvermögen nennen. Diese höhere sogenannte Vernunftwissenschaft, welche auf den Grund und Zusammenhang der Dinge, auf die Erforschung der Ideen, der höchsten Zweckgedanken der Welt und des Lebens gerichtet ist, verhält sich zu den höchsten, den religiösen und ethischen Mächten des Lebens, wie sie sich im Gemüt offenbaren und den sittlichen Willen des Menschen bewegen, nicht feindlich, sondern durchaus freundlich; ja, jene Ideen, jene höchsten Zweckgedanken, deren Erforschung und Feststellung recht eigentlich die Aufgabe der Vernunftwissenschaft ist, sind selbst religiöser, sittlicher, ästhetischer Natur, es sind die höchsten Normen des Guten, Wahren und Schönen, des Ewigen und Heiligen, wie sie dem Menschengeist auf Grund der allgemeinen wie der besonderen Offenbarung des lebendigen und persönlichen Gottes in der Welt anschaulich entgegentreten und im Gemüte sich ihm unmittelbar erschliessen. Die Vernunft vernimmt diese im unmittelbaren Elemente des Glaubens gemütsmässig gegebenen höchsten Realitäten und findet in Natur und Geschichte die Abschattungen derselben.

Diesen im besten Sinne des Wortes zugleich idealen und praktischen Beruf der Wissenschaft hat vom Standpunkte einer echt philosophischen spekulativen Vernunft-

betrachtung aus, im Gegensatze zu dem Dualismus des Franzosen Descartes, des Begründers der mechanischen, Körper und Geist, Gott und Welt trennenden Weltanschauung, im Gegensatz zu des holländischen excommunizierten Juden Spinoza Gott und Welt, Geist und Leib wesentlich einssetzenden pantheistischen oder monistischen Weltbetrachtung, gegenüber endlich dem Sensualismus und rationellen Empirismus des Engländers Locke und seiner bis heute von den praktisch-verständigen Engländern vertretenen, auf das Nützliche gerichteten Anschauung, unter den Deutschen zuerst derjenige grosse Gelehrte vertreten, den wir als den eigentlichen Begründer der im engeren Sinne deutschen Bildung der Neuzeit ansehen dürfen, der grosse Gelehrte und Staatsmann Leibniz, der geistige Urheber und Schöpfer der Erfurter Akademie der Wissenschaften, welche nach dem Muster der fast gleichzeitig gegründeten Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften eingerichtet ward.

Leibniz überragt durch sein umfassendes gelehrtes Wissen alle seine Zeitgenossen. Aber das Grosse an ihm ist, dass er, während er auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften Meister war, den Geisteswissenschaften und den religiösen Dingen ein ebenso lebhaftes Interesse zuwandte, dass er, gleich gross als Theologe, Philosoph, Naturforscher und Mathematiker unablässig thätig war zur Überbrückung der konfessionellen Gegensätze, tonangebend und schriftstellerisch bahnbrechend selbst auf dem Gebiete der Heidenmission, ebenso praktisch wie spekulativ, in seinem ganzen umfassenden und tiefgehenden Denken und Forschen, Wirken und Schaffen so recht als das Vorbild einer zugleich auf die Förderung des wahrhaft Praktischen, im niederen wie im höheren Sinne Gemeinnützigen gerichteten wissenschaftlichen Bestrebungen erscheint, ein lebendiger Beweis, dass die Wissenschaft und Praxis sich nicht gegenseitig ausschliessen, sondern bestimmt sind, sich gegenseitig zu fördern und zu ergänzen.

Von diesem Manne ausgehend, der befruchtend und anregend auf alle nachfolgenden grossen Denker und Dichter unseres Volkes bis in die Gegenwart hinein gewirkt hat, entrollt sich vor uns der regelrecht fortschreitende Entwicklungsgang des deutschen Geisteslebens — ein Stück Kulturgeschichte

einziger Art, wie es kein anderes Volk der Erde aufzuweisen hat. Wurde Leibniz durch seinen Schüler Christian Wolff, den Begründer der Popularphilosophie der Aufklärung, missverständlich und einseitig aufgefasst, so tritt nun der Königsberger Philosoph Kant in diese Lücke und führt Leibniz an einem Punkte über sich selbst hinaus. War nämlich bei Leibniz noch zu sehr der auf das Quantitative, den Umfang, die Masse des Wissens gerichtete Geist des Gelehrten massgebend, wog der spekulative, auf die höchsten Dinge der sichtbaren wie der unsichtbaren Welt im Reich der Natur oder der Notwendigkeit wie im Reiche der Freiheit und der Gnade gleicherweise gerichtete Drang so weit vor, dass es nicht zu einer eigentlichen Wertbestimmung des Wissens kam, so tritt uns dieser Gesichtspunkt nun bei Kant entgegen, indem er die theoretische Vernunft der praktischen unterordnet und als höchste Autorität nicht die denkend erkennende Vernunft und den kritischen Verstand, sondern den handelnden, auf das Gute gerichteten Willen setzt und damit den ethischen, also echt praktischen Gesichtspunkt für die Wertschätzung der Dinge in den Vordergrund stellt.

An Kant knüpft nun die durch Lessing eingeleitete, durch Goethes lebendiges Vorbild befruchtete, durch Schiller philosophisch begründete ästhetische Richtung an, die zugleich die ethische Anschauung Kants in wesentlichen Punkten ergänzt, berichtigt und vervollkommnet. Kants und Schillers ethisch-ästhetische Ansichten aber werden durch den geistvollen Theologen und Philosophen Schleiermacher spekulativ begründet, vertieft, abgeschlossen und schliesslich auf ihre positiv-christliche, religiöse Grundlage zurückgeführt.

Überall tritt uns bei diesen grossen Trägern und Bahnbrechern der deutschen Geistesbildung die lebendige Verbindung des wissenschaftlichen und ethisch-praktischen Geistes entgegen, nicht zum wenigsten auch bei dem alternden Goethe in der dritten Periode seines schriftstellerischen Wirkens und Schaffens, in der erst in der neuesten Zeit recht gewürdigten, wesentlich durch Leibniz und Kant bestimmten „Periode seiner Vollendung.“

Hier setzt dann unter der Einwirkung der Romantik die grosse religiöse und nationale Bewegung der Be-

freiungskriege ein mit ihrer neuen Würdigung der Kirche und des Volkstums. Und nunmehr feiert die Wissenschaft selbst nach ihren einzelnen Zweigen eine Auferstehung, eine an die grosse religiös-politische Bewegung sich anschliessende Wiedergeburt in der sogenannten historischen Schule, die auf allen Gebieten des Wissens neue fruchtbare Anschauungen zutage fördert in Männern wie Neander, den beiden Humboldts, den Gebrüdern Grimm, Savigny und Leopold von Ranke.

Allen diesen Männern schwebt ein Ideal von Bildung vor, welches erhaben ist über den Gegensatz des Lebens und des Erkennens, das vielmehr beide Mächte und Richtungen in lebendiger, organischer Durchdringung erfasst. Alle diese grossen Männer sind aber auch einig in der Bekämpfung des unwissenschaftlichen Geistes einer auf das lediglich Nützliche, Sichtbare und Endliche gerichteten Aufklärung des beschränkten Alltagsverstandes, welcher sich anmasst, die grossen, geschichtlich gegebenen Wirklichkeiten nach willkürlichen, vorgefassten Begriffen zu meistern, ohne die Fähigkeit und den ernsten Willen zu besitzen, sich liebend in sie zu versenken und sie so zu verstehen und zu würdigen. Sie sind vielmehr die Vertreter einer humanen, echt menschlichen, den Menschen nach der Gesamtheit seiner Anlagen als ein organisches Ganze nach allen seinen Kräften, Phantasie und Vernunft, Verstand und Sinnlichkeit, Religion und Sittlichkeit entwickelnden und darstellenden Bildung.

Aber diese höhere allgemein menschliche, unter der Einwirkung des antiken Geistes der römisch-griechischen Völker, von einem Leibniz geahnte, von Herder angestrebte, von Goethe dargestellte, von Schiller und Schleiermacher philosophisch begründete universelle und zugleich ethisch-ästhetische Bildung, welche seitdem das Ziel aller angesehenen Vertreter der deutschen Wissenschaft geblieben ist, würde doch in ihrer Idealität unpraktisch, d. h. unwirksam in den weiteren Kreisen des Volkes bleiben, wenn sie sich nicht, wie einst der echte Humanismus zur Zeit der Reformation, in den Dienst derjenigen konkreten, geschichtlich gegebenen sittlichen Gemeinschaften stellte, in welchen der religiöse und ethische Geist seine ordnungsmässige Pflege und Förderung findet und aus dem derselbe immer wieder neue Kraft und Nahrung zieht, um

dann wieder erhaltend und befruchtend, entwickelnd und fördernd auf die Kultur und Bildung der nachfolgenden Generation einzuwirken. Der einzelne verdankt seine Bildung zunächst dem engeren Kreise seines Lebens und Wirkens, dem er angehört, seinem Volk und Vaterland, dem Stück Erde, wo die Wurzeln seiner Kraft liegen. Keine sittliche Bildung ohne die Pflege und Förderung des Volkstums! Aber zum Volkstum gehört neben gemeinsamer Sprache, Sitte und Recht, auch die gemeinsame Religion. Kein Volkstum ohne Religion, und unter allen Religionen der Erde nimmt wiederum die christliche Religion eine so einzigartige und alle anderen Religionen durch ihren sittlichen Geist überragende Stellung ein, dass gegen diese Religion, kulturgeschichtlich betrachtet, eine andere kaum in Betracht kommt. Kein Volkstum also, sagen wir, ohne Christentum; es ist das tiefste religiös-sittliche Band, das uns mit anderen gebildeten Völkern der Erde verbindet und uns mit ihnen zu einer sittlichen Einheit zusammenschliesst, die Grundlage aller echten Humanität und Bildung. Und jene universelle, humane Kultur und Bildung, welche den edlen Geistern am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts als Ziel vorschwebte, es war ein Ideal, welches schon als solches, als reines Gedankending, als blosse Phantasieschöpfung, ohne Rücksicht auf ihre Verwirklichung betrachtet, nur auf dem Boden des Christentums entspringen konnte.

Soll es aber zur Verwirklichung dieses Ideales kommen, so dürfen wir Deutschen uns nicht mehr mit dem puren Idealismus begnügen, wir müssen praktisch werden, wir müssen als Deutsche ehrliche und aufrichtige Realpolitik auch auf dem Gebiete der Wissenschaft treiben, ich meine, wir müssen uns in der Verwirklichung unserer Ideale eng anschliessen an den uns gegebenen Grund und Boden unserer geistigen und sittlichen Wirksamkeit, ohne den alle unsere schönsten Ideale in der Luft schweben und phantastisch werden. Die Pflege des Volkstums hat keinen Sinn und Zweck ohne den bewussten Anschluss an die bestimmte rechtliche Organisation aller diesseitigen, und zwar nicht bloss der materiellen, sondern auch der geistigen und sittlichen Kräfte, die wir Staat nennen. Keine wahre Volksbildung ohne ein ausgeprägtes staatliches Bewusstsein! Die grossen Errungenschaften der Jahre 1866 und

1870 weisen uns mit Notwendigkeit darauf hin, und die Wissenschaft ist sich nach dieser Seite ihres praktischen Berufes immer klarer bewusst geworden. Sie hält es für ihre schönste Aufgabe, durch Verbreitung echt volkstümlicher Geschichtskenntnisse und der nötigen Rechtsbegriffe das staatliche und nationale Bewusstsein zu heben und zu pflegen. Auch die Schulen greifen hier mit ihrer Erziehung und mit dem Unterricht ein und wirken indirekt auf die Pflege bürgerlicher Tugenden, des Gemeinsinns und der opferfreudigen Hingabe an das Ganze der bürgerlichen Gesellschaft, der Stadt und des Staates, dem der einzelne angehört.

Aber der Begriff des Volkstums ist, wie gesagt, nicht der höchste. Alle ethische und nationale Kultur bedarf der Ergänzung und Vertiefung durch den christlichen Geist. Kein wahres und gesundes Volkstum ohne echtes, lebendiges Christentum, keine nationale Bildung ohne christliche Bildung, d. h. keine Bildung des Verstandes, der Phantasie, des Willens ohne die rechte Bildung des Herzens, des Gemütes. Diese aber kann nur das Christentum dem Menschen geben. Nur das Wort vom Kreuz heisst uns gründlich mit dem angeborenen Egoismus, der Sünde im Herzen brechen und die Gnade Gottes in Christo als einzigen Rettungsanker in allen Nöten zuversichtlich ergreifen. Nur der christliche Glaube ist zugleich die Quelle rechter Demut und rechter Liebe zum Nächsten, und damit das wirksamste Heilmittel gegen alle sozialen und sittlichen Schäden unsres Volkslebens, andrerseits aber auch die Krone aller echt menschlichen Bildung. Nur der lebendige Christusglaube ist der sichere Grund jener Hoffnung, welche auch in den schwersten Nöten und Kämpfen der Wirklichkeit den Menschen getrost das Haupt emporheben lässt, die Quelle jenes erhabenen Idealismus, der trotz aller Hemmung des Reiches Gottes auf Erden den Menschen unverwandt auf das sicher und klar erkannte Ziel der Vollendung der Welt und des Menschen blicken lässt, welche uns der auferstandene Heiland erschliesst, und jene Ausdauer und Geduld im Kampfe mit der Weltsünde und Weltnot verleiht, ohne welche nichts wahrhaft Gutes hier auf Erden gelingt. Wenn nach Schleiermacher geistige Vorzüge ohne sittliche Gesinnung keinen Wert haben, so sagen wir weiter, dass weder eine geistige noch eine

sittliche Bildung, die sich vom Boden des Christentums loslöst, wahren Wert hat, und dass vollends eine nationale Kultur und Bildung, welche sich in einer dem Christentum entgegengesetzten Richtung entwickeln wollte, früher oder später dem Untergang anheimfallen müsste, da sie mit Bewusstsein den Ast absägt, auf dem sie sitzt, die Quelle vergräbt, aus der sie allein ihre Kraft schöpft, sich ihre Lebensadern unterbindet. Eine lediglich ethische und nationale Kultur, die von diesem wichtigsten Faktor der geistigen uud sittlichen Bildung unseres Volkes absieht, wird früher oder später in den antiken Intellektualismus einer einseitigen Verstandeskultur oder in einen unklaren Kunstenthusiasmus zurücksinken und andrerseits durch eine einseitige Pflege nationaler und partikularer Interessen zur chauvinistischen Selbstverherrlichung und damit zum Raçen- und Klassenkampf führen. Also kein Volkstum, vor allem kein deutsches Volkstum ohne wahres, lebendiges Christentum! Wie allein nämlich das Christentum dem einzelnen Menschen zur rechten Selbsterkenntnis verhilft, so giebt es auch dem einzelnen Volk die Erkenntnis nicht bloss seiner Vorzüge, sondern auch seiner Schranken, Mängel und Fehler. Hier hat nun auch die Wissenschaft ihres echt praktischen und nationalen Berufes zu walten, indem sie — die Kulturgeschichte wie die politische Geschichte, die Sprachwissenschaft wie die Rechtswissenschaft — unser Volk zu tieferer Selbsterkenntnis führt und auf den inneren Zusammenhang unseres Volkslebens mit dem Christentum, auf die Lichtseiten, aber auch auf die Schattenseiten unseres Volkscharakters hinweist.

Aber wir müssen diesen praktischen Beruf der Wissenschaft noch konkreter und bestimmter fassen. Das Christentum ist kein blosses Gedankending, kein platonischer Staat, kein blosses religiös-sittliches Ideal, das sich hier auf Erden nie verwirklicht, sondern beständig nur Gegenstand unsres Strebens wäre, nein, es ist That und Wahrheit, es ist die allerrealste, konkreteste und bestimmteste Macht, die es giebt. Es hat sich geschichtlich verkörpert in der christlichen Kirche. Wie nun alle patriotische Begeisterung für Volk und Vaterland nichts als Redensart bleibt, wenn sie nicht auch thätige Teilnahme, lebendiges Interesse, kräftiges handelndes Eintreten für den Staat zeigt, in welchem der Geist des Volkes sich eine recht-

lich bestimmte Organisation behufs eigener Selbsterhaltung und Fortentwickelung gegeben hat, so ist auch alles anerkennende Reden über christliche Kultur, christliche Gesittung und Bildung nichts als blosses Phrasengeklingel ohne das lebendige Interesse und die thätige Teilnahme für die religiöse Gemeinschaft, in welcher sich der christliche Geist eine geschichtlich bestimmte Gestalt gegeben, in der er sich verleiblicht hat als einem Organ und Werkzeug seines Wirkens in der Welt, nämlich die Kirche.

Nun fragt ja die Wissenschaft zunächst nicht, zu welcher Religion sich der einzelne Mann der Wissenschaft bekennt; aber sie hat, wie der Staat, das grösste Interesse daran, dass er überhaupt religiös ist. Denn die ausgesprochene Irreligiosität ist unverträglich mit der Pflege wahrer Wissenschaft, wie auch mit der Bekleidung eines höheren Staatsamtes. Ebenso fragt eine wissenschaftliche Gesellschaft nicht, zu welcher Kirche sich eins ihrer Glieder bekennt, welcher christlichen Konfession es angehört. Aber sie hat allerdings ein grosses Interesse daran, dass der, welcher ein Christ sein will, auf die Kirche, zu der er gehört, auch etwas hält. Denn eine Verachtung der Kirche setzt Indifferentismus, Gleichgültigkeit in den wichtigsten Dingen voraus, und diese ist unverträglich mit dem Geist der Pietät und Treue, der Gewissenhaftigkeit, Wahrhaftigkeit und sittlichen Strenge gegen sich selbst, den jede echte Wissenschaft von ihren Vertretern fordern muss. Und gerade der religiös-indifferente und gleichgültige Mensch ist am wenigsten geneigt und fähig, andere, die auf ihre religiösen Überzeugungen etwas halten, zu dulden. Nur wer selbst eine festausgeprägte und charakteristisch bestimmte religiöse Überzeugung sich selbständig erworben hat und dieselbe in seiner eigenen religiösen Gemeinschaft bethätigt, wird wahrhaft imstande sein, auch die lebendige und charakteristische religiöse Überzeugung und Handlungsweise anderer zu achten und sie zu dulden.

Verbindet sich nun in den Vertretern der Wissenschaft mit dem sittlichen Ernst religiöses Interesse und thätige Teilnahme für die Kirche, so wird man sich des praktischen Berufes der Wissenschaft auch nach dieser Seite hin in vollem Masse bewusst sein. Es liegt in der Natur der Sache und ist in der Aufgabe der Wissenschaft begründet, welche dem Men-

schen ein getreues Bild der Wirklichkeit verbunden mit einem möglichst vollkommenen Verständnis derselben zu geben hat, dass jede in die sichtbare Erscheinung tretende Kraft von der Wissenschaft nach Massgabe ihrer Wirkung und der Bedeutsamkeit ihrer Folgen gewürdigt wird, wie im Gebiete der Natur, so im Gebiete der Geschichte. Wie sollte die Wissenschaft nun ihren Blick verschliessen dürfen gegen diejenige geschichtlich gegebene Macht, von der die weitaus bedeutendsten Wirkungen ausgegangen sind, welche die Bildung und Gesittung der Völker auf allen Gebieten in durchgreifender Weise bestimmt, erneuert, umgewandelt hat? Dies gilt aber ohne Zweifel von der christlichen Kirche und ihrer Wirksamkeit auf Erden, wenn wir dieselbe, abgesehen von allen verschiedenen Schattierungen, Richtungen und Gegensätzen geistiger und sittlicher Art, als ein geschichtlich gegebenes Ganze ins Auge fassen. Die Wissenschaft, vorab die Wissenschaft der Theologie, insbesondere die Kirchengeschichte hat diese geschichtlich gegebene Grösse in ihrer ganzen Bedeutung unbefangen und wahrheitsgemäss zu würdigen.

Vor allem aber ist es eine einfache Forderung der Gerechtigkeit, dass der deutsche protestantische Christ nicht unbekannt ist mit den einzigartigen Verdiensten, welche sich die Kirche der Reformation, die evangelische Kirche, um die Hebung und Förderung deutsch-nationaler Kultur, Bildung und Gesittung in der Neuzeit erworben hat, Verdienste, wie sie jeder unbefangene Litteratur- und Kulturgeschichtschreiber zu würdigen weiss und kein besonnener Katholik, so fest er auch von der Wahrheit seiner religiösen Anschauung überzeugt sein mag, in Abrede stellen wird. Denn die gesamte Neuzeit mit ihren Errungenschaften auf allen Gebieten des geistigen wie des politischen Lebens steht ja auf den Schultern der Reformation. Die Wissenschaft hat hier den wichtigen praktischen Beruf zu erfüllen, aufklärend, berichtigend, würdigend in dieser Hinsicht vor allem in den Kreisen unsrer Gebildeten zu wirken, da die immer auch hier noch verbreitete Urteilslosigkeit weniger vielleicht auf Gleichgültigkeit als auf einer wahrhaft erstaunlichen Unkenntnis beruht.

Blicken wir zurück. Es kam uns darauf an, eine allgemeine Frage zu erörtern, deren befriedigende Beantwortung

die Voraussetzung für die Existenzberechtigung unserer Akademie bildet, die nach dem praktischen Beruf der Wissenschaft überhaupt. Wir legten dar, dass von einem praktischen Beruf der Wissenschaft neben ihrer selbstverständlichen rein theoretischen Arbeit, welche ihren Zweck und Wert in sich selbst hat, nur unter der Voraussetzung die Rede sein kann, dass zwischen Erkennen und Leben — das letztere Wort vor allem im tieferen Sinne des religiös-sittlichen Lebens aufgefasst — kein von vornherein gesetzter und darum unversöhnlicher Gegensatz besteht. Wir gaben im Anschluss an die Erzählung der Genesis von den beiden Bäumen des Paradieses zu, dass dieser Gegensatz in Wirklichkeit uns häufig entgegentritt, dass er aber, wo er vorhanden ist, nicht in der Natur der Sache begründet, mithin notwendig ist, sondern dass er auf einem Fehler beruht, nämlich auf einer Verirrung der Wissenschaft, wie sie aus der einseitigen Verstandesreflexion entspringt, dass aber die wahre Wissenschaft, welche den Grund und Zusammenhang mittelst der in die Tiefe dringenden, regelrecht fortschreitenden Vernunft zu erforschen sucht, wie der Gang der deutschen Bildung der Neuzeit in ihren Hauptvertretern von Leibniz bis Goethe zeigt, den religiösen und sittlichen Interessen nicht nur nicht fremd ist, sondern neben der ästhetischen Richtung eine durch und durch religiöse und sittliche Tendenz aufweist, dass mithin die Wissenschaft, weit entfernt bloss Selbstzweck zu sein und sich von den Mächten des Lebens loszulösen, vielmehr einen eminent praktischen Beruf hat, indem sie an ihrem Teile neben der Kunst, neben der Sittlichkeit und Religion an der Erreichung des höchsten Zweckes, einer höheren allgemein-menschlichen, wie zugleich vaterländischen und christlichen Bildung mitarbeitet und als schönste Frucht der Ausübung dieses ihres praktischen Berufes in der Pflege, Stärkung und Förderung eines bestimmt ausgeprägten staatlichen wie kirchlichen Bewusstseins erblickt.

Von hier aus eröffnet sich uns der Blick in die Aufgabe, welche unsrer Erfurter Akademie gestellt ist.

II.

Akademieen der Wissenschaften verdanken ihren Ursprung zunächst einem rein gelehrten Interesse und verfolgen von Hause aus rein gelehrte Zwecke. Auf diesem Standpunkte befinden sich noch heute fast alle Akademieen des In- und Auslandes. Die Mitglieder derselben sind ausschliesslich Gelehrte, Männer der Wissenschaft im engeren Sinne des Wortes, im Gegensatze zur Praxis, Männer, welche sich nicht nur, wie alle höheren Beamten, auf der Universität eine höhere wissenschaftliche Bildung erworben, sondern, welche die Beschäftigung mit der Wissenschaft zu ihrem und zwar zum ausschliesslichen Lebensberuf erwählt haben, also meist Universitätslehrer, Gelehrte im engeren Sinne des Wortes, welche das Bedürfnis empfinden, die neuen Ergebnisse ihrer selbständigen wissenschaftlichen Forschung einem Kreise mitstrebender Fachgenossen darzulegen, um darüber je nachdem ihr Urteil zu hören. Diese Mitteilung hat einen Sinn; denn ein jeder darf darauf rechnen, von seinen Kollegen verstanden zu werden, da alle die gleiche philosophische Bildung besitzen, welche die Voraussetzung gelehrter Werke und Abhandlungen ist. Ausserdem verfolgen diese Mitteilungen den Zweck, mit den Fortschritten bekannt zu machen, welche die wissenschaftliche Forschung in den verschiedenen Fächern aufzuweisen hat, und den Blick zu erschliessen in den Organismus, das in sich geschlossene Ganze der Wissenschaften, deren zusammenfassende Darstellung und übersichtliche Gliederung die Aufgabe des höchsten Zweiges der Wissenschaft, der philosophischen Forschung, ist.

Es ist nun ein bedeutsames Moment, dass zur Gründung solcher Akademieen in Deutschland gerade derjenige Philosoph den wirksamsten Anstoss gegeben hat, in dessen umfassendem Geiste zuerst der Gedanke des Organismus der Wissenschaften entsprungen ist und von dem der für die wissenschaftliche Methode der Neuzeit überhaupt so wichtige Begriff der Entwickelung zuerst angewandt und durchgeführt, nämlich der hereits erwähnte Leibniz.

Diesem gelehrten, rein wissenschaftlichen Bildungszweck dient nun in erster Linie auch die Erfurter Akademie, und zur

Lösung dieser Aufgabe möchte sie noch jetzt einen, wenn auch immerhin bescheidenen Beitrag geben. Denn wiewohl die Mitglieder derselben meist zugleich Männer der Praxis, nicht Universitätslehrer sind, so wird es ihnen doch an dem rechten wissenschaftlichen Sinn und Interesse nicht fehlen Auch werden sie je nachdem in einem besonderen Fache tiefere selbständige wissenschaftliche Studien und demgemäss auch neue Ergebnisse ihrer Forschung aufzuweisen haben, welche geeignet sind, die Wissenschaft überhaupt in einem Punkte zu erweitern und zu fördern.

Aber der geniale Leibniz, der geistige Urheber unserer Akademie, blickte weiter. Er war nicht bloss der erste bedeutende Vertreter einer umfassenden, fast in allen Gebieten der Wissenschaft heimischen Gelehrtenbildung in Deutschland, er hat der Wissenschaft noch ein höheres ethisches und praktisches Ziel gesteckt, indem er sie in eine innere fruchtbare Beziehung zum Leben zu setzen suchte und den Anstoss gab zur Entwicklung und Förderung jener sogenannten allgemeinen, alle geistig irgendwie interessierten Kreise des Volkes umfassenden Bildung. Leibniz hatte ein lebhaftes Bewusstsein davon, dass die Wissenschaft, um fruchtbringend fürs Leben zu werden und somit eine einschneidende Wirkung zu entfalten, aus dem engeren, abgeschlossenen Gelehrtenkreise heraustreten müsse, dass die Wissenschaft nicht bloss Selbstzweck sei, sondern zugleich als Mittel zu einem höheren Zwecke dienen müsse, dass nicht die Gelehrsamkeit das höchste Ziel der Wissenschaft sei, sondern die Bildung des einzelnen, ja des ganzen Volkes.

Wenn er diesen Bildungszweck der Wissenschaft im Geist jener Zeit etwas eng und einseitig bestimmt und ihm die nächstliegende Beziehung auf das Nützliche, das Gemeinnützige, das Gemeinwohl giebt, wenn er mit dem Wort: Alles was wahr ist, ist zugleich nützlich — den Grafen von Boyneburg veranlasst hat, diesem Gedanken in der Stiftung der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften einen bleibenden konkreten Ausdruck zu geben, so war er doch weit entfernt, den Begriff des Gemeinnützigen in der Weise der beschränkten, an ihn sich anschliessenden Denkweise der Aufklärung lediglich auf das materielle Gemeinwohl zu beschrän-

ken; er meint vielmehr das, was wir vorhin als den praktischen Beruf der Wissenschaft bezeichnet haben. Nicht die einseitige Fassung des Ausdruckes, sondern die weitschauende Absicht des genialen Mannes, das Ziel, was er im Auge hat, ist massgebend für uns. Es ist kein anderes als jene echt deutsche und christliche, ebenso praktisch als ideal gerichtete, weil echt ethische Bildung, wie sie die an Leibniz anschliessende und durch die grossen Denker und Dichter unsres Volkes vertretene Entwicklung des deutschen Geistes uns vor Augen stellt.

Im Sinne jener echt deutschen Bildung, welche den Gegensatz von Wissenschaft und Leben überwunden hat, weil sie aus dem religiös-sittlichen Geiste der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Treue und Gewissenhaftigkeit des Glaubens und der Liebe geboren ist, welcher zugleich das Leben des einzelnen Menschen wie der Völker erfüllen soll und allein ihr wahres Wohl verbürgt, ladet unsere Akademie ein jedes neu ernannte Mitglied zur Mitarbeit ein, indem sie ihm zuruft auf dem ihm übersandten Diplom:

„Auf den einsamen Höhen verweilend, zu denen das Geräusch der menschlichen Werkthätigkeit nicht hinaufreicht, mag die Wissenschaft geeigneter sein, Ehrfurcht und Staunen zu erwecken; will sie aber Dank und Liebe ernten, so steige sie herab, dem friedlichen Wirken der Völker sich fördernd anzuschliessen. Diesen hülfreichen Verkehr des Wissens mit dem werkthätigen Leben zu vermitteln, das ist die Aufgabe, welche sich die Akademie gestellt hat. So oft sie, dem wissenschaftlichen Streben ihre Achtung bezeugend, ein neues Mitglied sich beigesellt, hofft sie eine Bürgschaft mehr dafür gewonnen zu haben, dass die Palme der Wissenschaft auch Früchte für das Leben trage."

Die Erfurter Akademie ist diese Früchte nicht schuldig geblieben. Ein Blick auf die Geschichte beispielsweise der letzten 30 Jahre würde das an der Hand von Daten und Zahlen nachweisen, aber ich darf die heutige Festversammlung nicht mit trockenen statistischen Notizen belasten. Sie hat ihre doppelte Aufgabe, ihre wissenschaftliche und ihre praktische, nach Kräften zu erfüllen gesucht, die er-

stere vorzugsweise in ihren ordentlichen Sitzungen, die letztere in ihren öffentlichen Versammlungen.

Sie ist sich selbstverständlich bewusst, nicht die einzige wissenschaftliche Gesellschaft zu sein, welche den in ihren Statuten und in ihrem Diplom ausgesprochenen Gedanken in unserer Stadt vertritt. Seit ihrer Stiftung hat unser Volksleben die tiefgreifendsten Umwandlungen erlebt. An der Ausgleichung der Gegensätze zwischen Wissenschaft und Leben wird von allen Seiten gearbeitet. Die Naturwissenschaften haben einen nie gesehenen Aufschwung genommen und in jeder Hinsicht fördernd und hebend auf das werkthätige gewerbliche Leben eingewirkt. Die Technik hat sich in erstaunlichem Masse vervollkommnet. Handwerker- und Gewerbevereine sorgen für weite Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten. Andrerseits befriedigen Geschichts- und Altertumsvereine das wissenschaftliche Bedürfnis durch Mitteilung interessanter archäologischer und lokalgeschichtlicher Einzelheiten, wie ausgeführter kulturgeschichtlicher Einzelbilder.

Soll die Akademie als selbständige wissenschaftliche Gesellschaft sich neben dieser mehr im engeren Sinne des Wortes gemeinnützigen, oder neben den mehr im engeren Sinne gelehrten Bestrebungen und Gemeinschaften behaupten, so hat sie ihre Kräfte zu verdoppeln, nicht um mit jenen blühenden, von der Gunst und der thätigen Teilnahme weiterer Kreise getragenen Vereinigungen zu konkurrieren, sondern um, wo es möglich oder nötig ist, eine leer gelassene Lücke auszufüllen und so einem bestimmten Bedürfnisse zu genügen.

Das kann sie aber erfolgreich nur, wenn sie gleich weit entfernt von einem geistlosen gelehrten Spezialismus wie von einem plattverständigen, auf das Alltägliche beschränkten Nützlichkeitssinn ihre Aufgabe erfasst und stetig erfüllt in dem Sinne jener aus dem Geiste echter Wissenschaft geborenen, ebenso ideal wie praktisch gerichteten Bildung, wie sie den grossen Denkern und Dichtern unseres Volkes am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts als Ziel vorgeschwebt hat und wie wir sie uns nach ihren allgemeinsten Umrissen vorgeführt haben, einer Bildung, welche nicht einreisst und zerstört, sondern baut, welche den ganzen Menschen

nach Gemüt und Willen, Vernunft und Gefühl, Verstand und Phantasie befriedigt, welche ferner, indem sie den an den gediegenen Gehalt und die geschmackvolle Behandlung des Gegenstandes zu stellenden idealen Forderungen entspricht, zugleich den geistigen Gesichtskreis erweitert und die Herzen veredelt, welche endlich, indem sie durch Stärkung der religiös-sittlichen Gesinnung die höchsten Güter unseres Volkes, Vaterland und Christentum, Staat und Kirche, schätzen und lieben lehrt, echt praktisch den Willen bewegt zum thatkräftigen Eintreten für die Erfüllung der höchsten Zwecke des Reiches Gottes.

Möchte es der Akademie gelingen, durch die fernere opferwillige und selbstlose Hingebung eifriger Mitarbeiter diesem Ziele näher zu kommen! Möchte es ihr auch zur Erfüllung ihrer Aufgabe weder an der wohlwollenden Förderung von seiten der hohen Behörden, noch an der lebendigen Teilnahme der für alle echt gemeinnützigen Zwecke so warm interessierten gebildeten Bürgerschaft unsrer Stadt fehlen! Das walte Gott!

Die

Lagenverhältnisse von Erfurt.

Festvortrag

gehalten

in der öffentlichen Versammlung der Akademie

am 20. Juni 1894

als am 90. Geburtstage ihres langjährigen Vicepräsidenten

des Herrn Oberregierungsrats Dr. Frhrn. von Tettau

von

Prof. Dr. A. Kirchhoff
in Halle.

Kein Geringerer als Martin Luther hat die Behauptung ausgesprochen, dass an der Stätte, die Erfurt trägt, eine Stadt liegen müsse. In seinen „Tischreden" hat er das geäussert und es aus der hohen Fruchtbarkeit der Stadtumgebung gefolgert, die er mit einer Schmalzgrube verglich. „Da", sagte er, „muss eine Stadt stehen, wenngleich sie wegbrennte." Wie ein Phönix also werde Erfurt hier immer von neuem erstehen, so naturnotwendig sei an dieser Stelle eine Stadtsiedelung.

Gewiss sind es immer die unmittelbaren und augenfälligsten Vorzüge einer Örtlichkeit gewesen, die den Menschen zur Ansiedelung bewogen; unter diesen spielt neben dem Vorrat guten Trinkwassers die Bodenfruchtbarkeit eine grosse Rolle, ja sie gehört zugleich zu denjenigen Siedelungsgrundlagen, welche allen Wechsel der Zeiten überdauern, die Weiterblüte einer Siedelung am sichersten gewährleisten.

War jedoch der Grund und Boden der Metropole Thüringens von jeher wegen seiner Fruchtspende begehrenswert für den Menschen? Das müssen wir schon darum in Abrede stellen, weil auch diese Scholle deutscher Erde doch wohl nichts Essbares von selbst darbot aus dem Füllhorn ihrer Pflanzenschätze als höchstens Beeren am Gesträuch des Dikkichts oder Holzäpfel und Holzbirnen, und weil die ersten Menschen, die schweifend hier durchs Gerathal zogen, sicherlich keine Ackerbauer waren. Ja damals, als der Mensch zusammen mit dem Mammut und dem wollhaarigen Nashorn Thüringen bewohnte, lag während der grossartigsten jener Eiszeiten, deren unser Vaterland mehrere nach einander mit eingeschalteten Wärmeperioden durchlebt hat, die Erfurter Gegend im diluvialen Gletschereis für Jahrhunderte begraben.

Die ungeheure Eisdecke jener Tage, die sich von ihrem skandinavischen Ursprungsherd über Finnland und die aus-

gefrorene Ostsee nach dem nordwestlichen Russland und nach der norddeutschen Niederung vorgeschoben hatte, drang zwischen dem Harz und dem sächsischen Bergland tief nach Thüringen hinein. „Aufwärts pflügend“ rückte dies lebenvernichtende Inlandeis von der heute nach Halle und Leipzig genannten Tieflandsbucht vor bis über Weimar, Erfurt, Gotha und Mühlhausen. Wie gewaltig die Dicke der Eismasse selbst hier an ihrem Südsaum gewesen ist, erkennen wir daraus, dass die Geschiebe der Grundmoräne dieses riesigsten Eiskuchens, den je Europa sah, von der Gera-Aue nördlich von Erfurt bis auf die Höhe der Cyriaksburg hinaufreichen. Die untrüglich auf skandinavische Herkunft weisenden roten granitartigen Gneisblöcke liegen seit dem Abschmelzen des Eises bis zur Stunde auf dem ihnen so fremden Boden auch des Thüringer Landes. Wir finden diese Irrblöcke an der Landstrasse von Erfurt nach Dittelstedt, in diesem Dorfe selbst wie in Linderbach und Niedernissa. *)

Der grossen kühlfeuchten Eiszeit scheint eine völlig gegensätzliche Trockenperiode auf dem Fusse gefolgt zu sein. Steppengräser übergrünten das eisfrei gewordene Erdreich, Steppentiere von der Kirgisensteppe und der weiten Steppenflur Südrusslands wanderten herein, unter ihnen der Hamster, der nachmals von der „Kultursteppe“ des Thüringer Ackerbaues sehr unbescheiden Nutzen zog. Trockene Winde häuften den ungeschichteten gelbbraunen Lösslehm auf, den dann die darüberwachsende Grasnarbe festigte. Auch der Erfurter Landschaft ist dieser überaus fruchtbare Löss zu teil geworden. Westliche Winde herrschten offenbar schon damals bei uns vor, denn zumal am Westgehänge der Thäler, das dann den stillen Winkel bildete, zeigt sich der Löss gehäuft, so in einer hohen Wand dicht am linken Gera-Ufer oberhalb des Flusseintritts in die Brühler Vorstadt Erfurts bei der Gesundheitsquelle.

Ein Flussthal hat demnach unzweifelhaft schon in der diluvialen Steppenzeit hier bestanden, ja es muss schon während der grossen Eiszeit vorhanden gewesen sein; vermutlich hat

*) E. E. Schmid, Erläuterungen zur geol. Spezialkarte von Preussen und den Thür. Staaten. Nr. 357, Blatt Erfurt. Berlin 1875. S. 6.

sogar bereits im Tertiäralter die Gera dies Erfurter Thal gefurcht. Die Geröllschotter des Gerathals stammten immer aus Süden; stets fanden sich unter ihnen die Porphyre der gegenwärtigen Wiegenstätte des Flusses. Die Gera schloss mithin von jeher die Gegend von Erfurt an den Thüringerwald an.

Indessen noch gar viele Jahrhunderte hindurch, nachdem längst Eis- und Steppenzeit vorüber, blieb die Ausweitung des Gerathales, die den Fluss bei Hochheim betritt, übersumpft. Es ist bedeutungsvoll, dass die Gera-Aue abwärts von Erfurt bis zur Unstrut keinerlei Reste aus der Steinzeit entdecken liess, so viele deren zu Tage gefördert wurden aus dem festen Boden des östlichen und namentlich des westlichen Höheneinschlusses der Aue. Die Erfurt umragenden Höhenzüge waren schon in jener Vorzeit bewohnt, als der Mensch auch in Thüringen noch kein Metall kannte, sondern seine Geräte nur aus Stein und Thon, Holz, Horn und Knochen formte, den Hirsch mit der scharfen Feuersteinspitze seines Pfeiles erlegte. Insbesondere befand sich im Süden Erfurts, am Nordrand des Steigerwaldes, eine Wohn- und Begräbnisstätte von Steinzeitmenschen. *) Jedoch von Erfurt selbst fehlen die Beweise einer steinzeitlichen Siedelung **), so gewiss einzelne Funde von Gerätschaften aus der Steinzeit bezeugen, dass naturgemäss schon damals der Mensch wenigstens als Jäger und Durchzügling an und zwischen den Erfurter Geraarmen sich blicken liess. Hirschbrüllen durchhallte zur Brunstzeit jedes Herbstes die Buschwaldung des späteren Baugrundes von Erfurt; nach den Hirschen benannte man ja nachmals einen Teil des Brühls. Was in geschichtlichen Zeiten der Erfurter Chronist als Denkwürdigkeit verzeichnete, dass ein mächtiger Zehnender bei Hochwasser in der Geraflut zur Stadt geschwommen sei, das war damals ein gewöhnliches Geschehnis.

Eins der auffälligsten Zeugnisse für Behinderung von Siedelungsanlagen durch morastigen Boden liefert mitten im dorf-

*) Zschiesche, Beitrag zur Vorgeschichte Thüringens (im 13. Heft der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde für Erfurt, 1887, S. 273). Vergl. auch die beigefügte lehrreiche Karte.

**) Dicht vor der alten Stadtgrenze finden sich aber solche (im nichtalluvialen Boden) vor dem Andreasthor und am südwestlichen Abhang des Petersberges. Zschiesche a. a. O. S. 273, 275.

reichen Mittelthüringen das langgezogene Dreieck, dessen Südspitze da liegt, wo sich die umfangenden Flussarme, Gera und schmale Gera, kurz vor dem Austritt aus dem Erfurter Weichbild trennen, um sich nicht wieder zu vereinigen. Diese ganze, noch jetzt von tafelebenen Rieden grösstenteils erfüllte Fläche ist, so weit sie sich nordwärts gegen die Unstrut ausdehnt, abseits der beiden Flussarme bis in die Breite von Gebesee ohne ein einziges Dorf. Jede Schwemmlandebene trocknet von ihrem flussaufwärts belegenen Ende her ab, weil die Wasserentziehung beim allmählichen Tiefereinnagen der Rinnsale dem Gesetz der Schwere gehorchend sich von oben nach unten vollzieht. Folglich verwandelte sich auch das Schwemmland am Norddrittel der Gera zuerst an seinem Südende bei Erfurt in gangbaren, für Siedelung brauchbaren Boden. Und gerade an dieser Stelle treten zum letztenmal beträchtlichere Höhen anstehenden Gesteins hart ans linke Flussufer, während weiterhin dieser Höhenrand gen Nordwesten zurückweicht in der Richtung nach den Fahnerschen Höhen. Es sind die Keuperfelsen des Petersberges, der Domhöhe, der Cyriaksburg. Am Fusse dieses Höhenzuges, insbesondere im Schutz des am weitesten nach dem nördlichen Flachland vortretenden Petersberges, ist Erfurt erbaut worden als Siedelung an einer Furt durch die Gera. Zwar wissen wir, dass es ursprünglich der Siedelungen mehrere waren: Schilderode im Nordwesten schmiegte sich dicht an den Petersberg und reichte anscheinend nicht aufs rechte Flussufer hinüber, das Brühl erwuchs nur langsam als Dörfchen auf den buschbewachsenen Flussinseln im Südwesten; aber der zwischen beiden entstandene eigentliche Furtort, der sich also wohl von Anfang an auf rechtem und linkem Gera-Ufer entfaltete, verschmolz mit Schilderode bereits im frühen Mittelalter, später ebenfalls mit dem Brühldorf, das noch längere Zeit als Vorort ausserhalb des städtischen Mauerrings verblieb.

Der sichere Beweis für die Entstehung Erfurts als Furtort liegt in seinem Namen, der in seiner ältesten Form Erpesfurt kaum etwas anderes bedeuten kann als die Wohnstätte Erpos an der Furtstelle der Gera. Erpo ist ein vormals nicht seltener deutscher Personenname gewesen. Die Sage macht den Gründer der Stadt Erfurt zu einem Müller, und wohl unzweifelhaft

drehen sich noch zur Stunde Mühlräder an der Stelle am Gera-Ufer, wo das älteste Haus unserer Stadt einst stand *). Am meisten scheint mir die nachmals von der Krämerbrücke überwölbte Flussgegend Anspruch darauf zu haben, die Erpo-Furt gewesen zu sein; auf sie führte die gewiss uralte Zentralstrasse vom Petersberg durch die nun verschwundene Fingerlingsgasse und in deren geradliniger Fortsetzung die Breite (jetzige Markt-) Strasse nach dem Fischmarkt und setzte sich dann über den Wenigenmarkt fort durch die Meimergasse (nachmals Eimergasse genannt), vor der Kaufmannskirche vorbei nach dem Krämpferthor, dem alten Ostthor der Stadt. Nur sind die nachher so zahlreich in und abwärts von Erfurt angelegten Wassermühlen wohl erst späterer Erfindung; lange noch wird man sich wie in der Steinzeit damit beholfen haben, das Getreide mit der Handmühle zu mahlen. Indessen zum Durchwaten, Durchreiten und Durchfahren der Gera bot jene Örtlichkeit offenbar beste Gelegenheit, denn, abgesehen von der in nächster Zukunft der Wiederzuschüttung verfallenden Wilden Gera, die zum Schutz des östlichen Stadtmauerzuges erst später künstlich abgezweigt wurde, strömte der Fluss zwischen der netzartigen Zerspaltung im Brühl und der Gabelung unweit des Andreasthores im Norden nur auf der Strecke von der heutigen Langen Brücke ab in einem einheitlichen, breiteren, doch um so seichteren Bett als sogenannter Breitstrom, durchsetzt von sandigen Werdern, wie man solche später u. a. zum Ausbau der Krämerbrücke mitbenutzte.

Die Akropolis Erfurts, seine Burghöhe, war der Petersberg, der beim Volk noch lange nach Gründung des Petersklosters Merwigsberg hiess, nach einem z. B. auch in der Nordhäuser „Merwigslinde“ anklingenden volkstümlichen Thüringerwort für altgeschichtlich Geweihtes. Dort soll noch in christlicher Zeit ein alter Königshof gestanden haben, und ebendorthin weisen die in ihrer Entstehung dunklen Stadtvogteigerechtsame der Grafen von Gleichen, nach deren Löwenwappen am nachmals vermauerten Westthor, das zur Burg

---

*) Inzwischen sind gerade die beiden Mühlen an den nach ihnen benannt gewesenen Mühlstegen dicht oberhalb der Krämerbrücke wegen des in Vorbereitung begriffenen Brückenbaues daselbst abgebrochen worden.

führte, dieses selbst das Lauenthor genannt wurde. Einer Nierengestalt im Umriss gleichend lagerte Alt-Erfurt vor den westlichen Anhöhen; am weitesten sprang in den bogigen Niereneinschnitt derjenige Felsenhügel ostwärts vor, an dessen der Stadt zugekehrtem schroff abfallenden Rand die beiden ehrwürdigen Kirchenbauten, der Dom und die Severikirche, sich noch heute erheben, das Stadtbild so prächtig krönend, mit ihrem gen Himmel ragenden doppelten Turmdreizack das weithin schauende Wahrzeichen Mittel-Thüringens. Vermutlich waren diese Felsen als Stätten heidnischer Götterverehrung bereits dem Volke heilig, ehe Bonifatius hier die Mutterkirche des Christentums für Thüringen stiftete.

Eben damals und durch Bonifatius selbst fällt der erste Lichtstrahl schriftlicher Geschichtsüberlieferung auf diese Ansiedelung. Bonifatius nennt sie in dem Schreiben, das er im Jahre 742 an den Papst Zacharias richtete, „eine schon lange bestehende Stadt heidnischer Ackerbauer“. Viele Jahrhunderte also mochten schon verflossen sein seit jener Zeit, in der nur das Wild den Jäger an diese Stätte lockte oder den Fischer der fischreiche Fluss, an dessen vor alters erkleckliche Ausbeutung noch der Name des Fischersandes erinnert. Man hatte längst die hohe Fruchtbarkeit des Erfurter Bodens verwerten lernen, und in der fleissigen Landbestellung wurzelte seitdem immerdar der bürgerliche Wohlstand. Um die Höhen der Stadtumgebung, ja weit in die Stadt selbst hinein grünten Weingärten, im Laufe des Mittelalters trat zum Getreidesegen der Fluren vor allem der Waidbau, den erst der moderne Mitbewerb des Indigos niederbrach, später zumal auf dem herrlichen Dreienbrunnenfeld zwischen Steiger und Cyriaksburg feinster Gemüsebau. Das Erzstift Mainz, das Erfurt wie seine zweite Residenz betrachtete, erwarb sich schon frühzeitig Verdienste um den Erfurter Garten- und Gemüsebau; den tiefgründigen Humusboden im Hirschbrühl wenigstens liess es durch (wahrscheinlich flämische) Gärtner urbar machen. Wenn aber noch heutigentages abwärts von Hochheim „an den Dreien Brunnen“ ein immer grünender Garten, wie er uns in ganz Deutschland sonst nirgends begegnet, selbst den flüchtigen Blick auf der Eisenbahn Hindurchfahrender fesselt durch seine holländische Regelmässigkeit von lauter parallelen Rechtecken

der Gemüsebeete, geschieden immer von je einer „Klinge", einem breiten Flachkanal, in dem man die berühmte Erfurter Brunnenkresse zieht und aus dem man zugleich die angrenzenden Beete mit Wasserschaufeln begiesst, dass die zersprühenden Wasserstrahlen in der Sonne wie Garben flüssigen Silbers erglänzen, so müssen wir darin auch den Vorteil preisen, dass die Klingen ihr vortreffliches Wasser unmittelbar aus den „drei Brunnen" am Fusse des Steigers erhalten, die infolge ihres Aufquellens aus grösserer Tiefe selbst in harten Wintern sehr selten gefrieren.

Ausserdem jedoch macht sich dabei, wie bei dem Flurenreichtum um Erfurt überhaupt, nicht zum wenigsten in der umfangreichen Blumenzucht auf ganzen Ackergebreiten, dieser Signatur Neu-Erfurts, das günstige Klima der wohlgeschützten Niederungslage bemerkbar. Freilich erfährt Erfurt mitten im Winter manchmal eine unerwünschte Wirkung seiner Lage am Rand der tief eingesenkten Gera-Unstrut-Mulde, bei nur 200 m Seehöhe: bringt der Dezember oder der Januar windstille Tage mit steigendem Luftdruck, so sammelt sich die vom Thüringerwald ruhig abfliessende Höhenluft im südthüringischen Becken, dort staut sich der Abstrom zu einem „See kalter Luft", der oft Tage, ja Wochen lang nicht schwindet und um so kälter wird, je mehr etwa eine dicke Schneelage die Zuleitung der Bodenwärme absperrt, während die Gebirgszinnen zu Zeiten dieser merkwürdigen Verkehrung der Wärmeabnahme nach oben in ihr Gegenteil milder Temperatur sich erfreuen, tagsüber von wärmenden Sonnenstrahlen unter blauem Himmel getroffen. *) Sogar die Durchschnitts-Temperatur des Januar zeigte sich z. B. 1885 unter solchen Umständen in Erfurt kälter als auf dem 700 m höheren Gipfel des Inselsberges, ja in der Nacht vom 20. auf den 21. Januar 1885 sank das Thermometer in Erfurt fast um 18° tiefer als auf dem Inselsberg, nämlich unter — 23° **). Vor derartigen Frostunbilden pflegten die

*) Assmann, Der Einfluss der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland (im 1. Band der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Stuttgart 1886) S. 557—560, Karte 4 und 5. Vergl. auch Regel, Thüringen, I. Teil. Jena 1892. S. 320—324.

**) Assmann, Das Wetter. Meteorol. Monatsschrift. II. Jahrg. 1886. S. 43 f.

Alt-Erfurter ihre Weinstöcke zu schützen, indem sie dieselben, wie die Ostturkestaner es immer noch thun, vor Beginn des Winters in das Erdreich senkten. Sind aber die unfreundlichen drei Wintermonate vorbei, so leitet der März, Erfurts wolkenfreister Monat, eine sonnige Zeit ein, die bis zum September anhält und in der sich der Himmel im Monatsdurchschnitt kaum über die Hälfte, nie zu $^3/_5$ bewölkt. Diese sonnige Klarheit, die Seltenheit von Nebeltagen *), sowie die Ermässigung der Summe des jährlichen Niederschlags auf 519 mm wird dadurch verursacht, dass unsere Stadt in guter Deckung liegt gegen die sie hauptsächlich treffenden Winde aus NW., W. und besonders SW. **), weil diese Winde sich ihrer Wolkenlast und ihrer Feuchtigkeit zum guten Teil vorher entledigen müssen am Harz, Eichsfeld und Thüringerwald ***). Trotzdem bleibt noch zur genüge Regen übrig, um die Erfurter Fluren in den Monaten zu befruchten, die für den Bodenertrag die entscheidenden sind, denn auf die vier Monate vom Mai bis August verteilt sich fast die Hälfte des Erfurter Gesamtniederschlags †). Dieses wohlthätige Masshalten aller klimatischer Faktoren tritt recht deutlich hervor, wenn wir die doch nur 100 m höher, aber weit ungeschützter gelegene Nachbarstadt Gotha zum Vergleich heranziehen mit ihrem viel rauheren Winter, ihrer wesentlich längeren Frostperiode ††), ihrem überhaupt unfreundlicheren Wetter.

Erfurt ist die vom Sonnenschein meistbegünstigte Stadt unter den grösseren Städten Thüringens. Kein Wunder daher, wenn die volle Frühlingspracht hier schon in den ersten Maitagen mit dem Erblühen des Flieders einsetzt wie kaum anderswo im Lande, wenn der Roggen schon am 27. Juli schnittreif zu sein pflegt, der Weizen schon am 11. August †††). Doch so schmuck und reich sich diese Landschaft ausnimmt

*) Regel a. a. O. S. 367.

**) Koch, Resultate 28jähriger Witterungs-Beobachtungen in Erfurt (Abdruck aus den Jahrb. der Kgl. Akademie zu Erfurt IX, 1877), S. 111.

***) Vergl. die Karten 6 und 7 bei Assmann, Einfluss der Gebirge.

†) Regel a. a. O. S. 319.

††) Erfurt hat durchschnittlich 51, Gotha 71 Tage mit Minustemperatur nach Supan (Petermanns Mitteilungen, Jahrg. 1887, S. 170).

†††) Lucas in der Zeitschr. Irmischia, Jahrg. 1882, S. 95 ff.

mit ihrem anmutigen Wechsel von Berg und Thal, wenn herab von der frisch belaubten uralten Eichenwaldung auf der Muschelkalkplatte des Steigers der grüne Teppich mannigfaltigen Anbaues sich aufrollt, — Erfurts geschichtliche Grösse ist nicht vornehmlich erzielt worden durch das Erträgnis seines Bodens, sondern durch Gewerbe und Handel, die allerdings wesentlich mit auf dem Landbau beruhten. Verriet uns doch schon der Name der Stadt, dass sie sogar ihren Ursprung dem Verkehr dankt und zwar einem westöstlichen Strassenverkehr, der hier die Geralinie schnitt. Wir brauchen nicht viel zu suchen, welche Strasse das gewesen. Thüringens Flachland scheidet sich durch Hainleite-Finne in die nördliche Mulde, durchflossen von unterer Unstrut mit Helme, und das grössere Südbecken mit oberer Unstrut, Gera, Ilm. Das offene Eingangsthor, das vom Eisenacher Westen durch die Hörschelfurche *) in diese Beckenlandschaft einführt, leitet ganz naturgemäss den Verkehrsweg gen Osten weiter über Gotha nach Weimar, von wo Ilm- und Saalthal den Ausgang zur nordostdeutschen Niederung bilden, nur dass die noch lange währende Versumpfung des Saalthales bei Kösen **) die alte Strasse etwas seitwärts auf die Hochfläche ablenkte über Buttelstedt und Eckartsberga. Genau da, wo die Strasse von Eisenach über Gotha nach Weimar, d. h. die grosse Schlagader des deutschen Verkehrs von Frankfurt a. M. über Leipzig in den ferneren Osten und Nordosten, das durch die Mitte des thüringischen Südbeckens verlaufende Gerathal quer schneidet, ist Erfurt erwachsen, eine echte Zentralstadt Thüringens, nicht zwar im geometrischen Sinn, aber als naturgegebener Verkehrsmittelpunkt des Beckens, der südlichen Hauptmasse Thüringens. Am meisten ähnelt die Lage der Stadt im Kreuzungspunkt der westöstlichen Hauptverkehrsader ihres Landes mit der nordsüdlichen derjenigen von Prag inmitten des böhmischen Verkehrskreuzes. Denn obwohl stets der Verkehr durch Thüringen zufolge der Behinderung durch den Harz im N., durch den Thüringerwald

*) Die alte Hursila oder Horsilaha heisst im Volk durchaus nur Hörschel, nicht Hörsel, wie auf den Karten steht, die doch das Dorf an der Mündung des Flüsschens ganz richtig Hörschel benennen.

**) Rossner, Der Name des Klosters Pforta. Naumburg 1893. S. 7 f.

im S., andrerseits zufolge der fördernden Thalwege, die jetzt der Halle-Kasseler Bahn und der Thüringer Eisenbahn dienen, vorwiegend in westöstlicher Richtung strömen muss, so machte gleichwohl die Zwischenlage Thüringens zwischen Süddeutschland und dem norddeutschen Tiefland auch einen meridionalen Durchweg erwünscht, gebieterisch forderte einen solchen nicht minder das Bedürfnis einer inneren Verknüpfung zwischen Nord- und Südthüringen. Die Unstrut selbst hatte diesen Verbindungsweg vorgezeichnet durch ihren Durchbruch am Fusse der Sachsenburg im Norden von Erfurt. So entstand das Erfurtische Strassenkreuz als lebensvoller Ausdruck sowohl der vom Bodenbau bedingten Vorrangstellung Erfurts für den Verkehr vor allen anderen Städten Thüringens als auch der Thatsache, dass dieses Land das Herz Mitteleuropas ausmacht, das Zentrum Deutschlands in seinem alten Umfang. Erfurt war die Mitte der Mitte.

Von den grossen süddeutschen Handelsplätzen Augsburg und Nürnberg zog die abseits des rheinischen Westens meistbenutzte Verbindungsstrasse zwischen Süd- und Norddeutschland das Rednitzthal herab und bog nach Überschreitung des schmalen Thüringerwaldkammes ins Gerathal ein, das auf der Strecke Plaue-Arnstadt-Erfurt die genaue Fortsetzung der Rednitzlinie Fürth-Bamberg darstellt. Von Erfurt nordwärts ging der Strassenzug über Weissensee durch die Sachsenburger Lücke mit Umgehung des Harzes auf der Linie Sangerhausen-Aschersleben nach Magdeburg oder nordwestlich über Halberstadt auf Lübeck oder Hamburg; ein anderer Strassenzug zweigte sich von Weissensee ab zur westlichen Umgehung der argen Verkehrsschranke der breiten Gebirgsmasse des Harzes, das war die Strasse über Nordhausen und Nordheim ins Weser- oder Emsland *).

Erfurt, der einzige Ort, wo sich alle Hauptstrassen Thüringens trafen, ward natürlich der Sammeplatz von Zuzüglern aus allen Landesteilen; eine Urkunde von 1288 lehrt uns durch Angabe der Herkunft zahlreicher Bürgerfamilien erkennen, wie diese Bürgerschaft sich ausgestaltete durch Zuwanderung von

*) Heller, Die Handelswege Inner-Deutschlands im 16., 17. und 18. Jahrhundert und ihre Beziehungen zu Leipzig. Dresden 1884. S. 27.

Stadt- und Landbewohnern aus ganz Thüringen *). Vor allem war Erfurt der Hauptmarkt des Landes für Nahrung und Getränk, Kleidung und Gerät, wie es Nikolaus von Siegen in den Worten ausdrückte: „Ganz Thüringen nährt und wärmt sich aus Erfurt" **). Für den Thüringerwald spielte diese Stadt eine ähnliche Rolle wie gegenwärtig München für die ihm näheren Teile der Alpen. Der Waldmann tauschte hier Holzkohlen und Eisen, Holzwaren und Flechtwerk um gegen Getreide, Gemüse, Bier und Wein.

Aber weit über die engeren Landesgrenzen reichte der Warenumsatz des Erfurter Marktes. Schon unter Karl dem Grossen gingen diese Handelbeziehungen weit hinaus in den slawisch gewordenen Osten. In einzelnen Häuflein hatte sich damals slawische Siedelung fast über ganz Thüringen verbreitet, hauptsächlich jedoch über dessen Osten; Erfurt war zeitweilig Grenzplatz für den Vertrieb deutscher Erzeugnisse nach den Slawenlanden, sodass Kaiser Karl hier einen Beamten einsetzte, um die von ihm verbotene Ausfuhr von Waffen und Rüstungen in die deutschfeindlichen Gebiete überwachen zu lassen ***). Welch ein anziehendes Bild der Schätze aus Nähe und Ferne, der gewerblichen Erzeugnisse Gesamt-Deutschlands müssen Erfurts Warenlager vollends geboten haben in der Blüteperiode der Stadt während des 14. und 15. Jahrhunderts! Da fuhren Tag für Tag die Güterfrachten vom Rhein und den Niederlanden durchs Brühler-Thor, die niedersächsischen durchs Andreas-Thor, die von Magdeburg, Lübeck und Hamburg durchs Johannis-Thor, die von Leipzig und der Lausitz durchs Krämpfer-Thor, die vogtländischen und böhmischen durchs August-Thor, an dessen Stelle später das Schmidtstedter-Thor trat, die italienischen, schwäbischen, bayrischen und fränkischen auf der Nürnberger Strasse durchs Löber-Thor.

Die Erfurter Bürger durften in jenen Zeiten sich rühmen, dass ihre Stadt im Warenvertrieb einem Herzen gleiche, von und nach dem das Adersystem das ganze deutsche Vaterland durchziehe. Rhein- und Frankenweine, Kastanien und welsche Nüsse, die Gewürze des Morgenlandes trafen da zusammen

*) Kirchhoff, Erfurt im 13. Jahrhundert. Berlin 1870. S. 50 f., 149 ff.

**) Nikolaus von Siegen, herausgegeben von Wegele, S. 487.

***) Mon. Germ. histor. Leges I. S. 133.

mit der vielverlangten Ausbeute der Heringsgründe der skandinavischen Küste und dem nordischen Metall. Wenn Erfurt seinerseits ausser seinen Bodenerträgnissen, besonders seinem Waid, dem „goldnen Vliess“ des Erfurter Wohlstands, die mannigfachsten Erzeugnisse des eigenen Gewerbefleisses in diesen bunten Warenaustauch lieferte, so war es selbst dabei durch einen bedeutungsvollen mittelbaren Vorteil seiner Ortslage begünstigt. Denn eben deshalb, weil beinahe alle Güter, die, wenn auch nur als Durchfuhrware, Thüringen berührten, Erfurt passieren mussten, erfreute sich diese Zentralstadt seit frühem Mittelalter des wertvollen Stapelrechtes, kraft dessen alle ausserthüringischen Frachten in Erfurt zollfrei waren, wenn sie eine kurze Frist hier „niedergelegt“, d. h. zu Ansicht und Kauf abgeladen wurden *). Hierdurch wie durch die später erteilten, leider gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu Leipzigs Gunsten wieder zurückgezogenen wichtigen Erfurter Messprivilegien war es in ganz Thüringen nirgends so leicht und so billig sich mit den Gütern dieser Welt zu versehen wie in Erfurt, nirgends aber auch so bequem wie hier die Fortschritte des Handwerks Mitteleuropas kennen zu lernen bis hin zur Tuchweberei von Gent.

Wie klar die Alt-Erfurter sich dessen bewusst waren, dass der Reichtum und somit die Macht ihres Gemeinwesens vor allem aus den weitreichenden Beziehungen ihres Handels und Gewerbes die Nahrung ziehe, erhellt aus ihrer Fürsorge für die Sicherung der Landstrassen, aus ihren häufigen Kämpfen, Schulter an Schulter mit den beiden Reichsstädten Thüringens, Nordhausen und Mühlhausen, gegen friedhässige Fürsten und Herren, auch aus dem Erwerb von festen Schlössern wie Kapellendorf, Tonndorf, Mühlberg, Vippach, um von ihnen aus durch Reisige die meistbefahrenen Handelswege zu beschirmen **). Wie frisch spiegelt sich diese Fürsorge in

*) Kirchhoff, Die ältesten Weistümer der Stadt Erfurt. Halle 1870, S. 171. Vergl. Erhard, Diplomatische Geschichte des Erfurtischen Handels- und Gewerb-Wesens älterer Zeiten. (Allgem. Archiv für die Geschichtskunde des Preuss. Staates, herausgegeben von v. Ledebur, 1. Bd., 1836, S. 89—128 und 196—236.)

**) Über diese Erwerbungen handelt eingehend v. Tettau in seiner Geschichtlichen Darsellung des Gebietes der Stadt Erfurt (mit einer historischen Karte). Erfurt 1887.

den wackeren Waffenthaten der wehrhaften Erfurter Bürgerschaft zum Bruch der Raubritterburgen unter Rudolf von Habsburg, zum Teil unter den Augen des Kaisers selbst, und auch darin, dass die sieghaften Kämpen Waidsamen in die Burgtrümmer streuten, als sollten die bald aufspriessenden goldgelben Blüten verkünden: das waren Erfurter Streiche zum Schutz der Erfurter Arbeit!

Bis in unser Jahrhundert blieb Erfurt der Sitz des sächsischen Geleitswesens, d. h. der mit den übrigen Rechten der früheren Landgrafen von Thüringen erworbenen einträglichen, indessen nicht alle Zeit streng eingehaltenen Verpflichtung der sächsischen Fürsten, gegen gute Bezahlung die Thüringer Heerstrassen in leidlichem Stand zu halten und vor räuberischen Unthaten zu bewahren. Auch in dieser Verlegung des Geleitssitzes nach der nie sächsisch gewesenen Stadt spricht sich offenkundig Erfurts Bedeutung aus als vornehmstes Zentrum des Strassennetzes, folglich auch des wirtschaftlichen und geistigen Verkehrs Mittel-Deutschlands seit Alters. Dennoch machte die Stadt gegenüber der heutigen Ausdehnung und modernen Behäbigkeit selbst in der Zeit ihrer höchsten Machtfülle einen dörflichen Eindruck: die meisten Häuser waren bis zu der schrecklichen Feuersbrunst von 1472 mit Stroh oder Schindeln gedeckt; neben grossartigen Kirchenbauten und manchem prächtigen Patrizierhaus sah man viel kleine, ärmliche Häuschen, zumal in den Vorstädten; in der Regel diente jedes städtische Wohnhaus nur einer Familie zum Obdach. Sonach wird das mittelalterliche Erfurt wohl wie gleichzeitig Nürnberg niemals viel über 20000 Einwohner besessen haben *). Freilich schwankte die Bewohnerzahl stossweise auf und nieder bei dem Kindersegen der Familien, welchem auf der anderen Seite Hungersnöte und verheerende Krankheiten in schauerlich häufiger Aufeinanderfolge entgegenarbeiteten, wie überall bei uns in der „guten alten Zeit“. Gegen Ausgang des Mittelalters, berichtet uns der Chronist Konrad Stolle, hätten die Familien der Erfurter Bürger meist 10—12 Köpfe gezählt, „denn innewendig zwenzig Jahre war nie kein recht Sterben gewest“.

---

*) Kirchhoff, Beiträge zur Bevölkerungs-Statistik von Erfurt. Erfurt 1871. S. 30 ff., 39, 58 ff.

Aus der mittelalterlich umwallten, mit der Aussenburg auf der Cyriakshöhe versehenen Stadt war in der Neuzeit eine starke Festung geworden, besonders seit man die Friedensstätte des Petersklosters zu einem sehr festen Bollwerk ausgebaut hatte. Das bot zwar Schutz in Kriegszeiten, wie denn zu wiederholten Malen im 30jährigen Krieg Bauern und Städter Thüringens weit und breit hinter Erfurts Mauern Zuflucht fanden. Indessen diese Stellung Erfurts als Hauptfestung des Thüringer Landes, so ganz und gar geboren aus der zentralen Lage sowie aus der zur Verteidigung (abgesehen von der bedenklichen Nähe der Steigerhöhe) günstigen Bodenplastik, erwies sich unter Umständen als höchste Gefahr für die Stadt. Was der grosse Kurfürst von Brandenburg einst befürchtete, als Ludwig XIV. dem Kurfürsten von Mainz die Truppen stellte zur Ueberwindung Erfurts, ja diese Stadt schliesslich mit französichen Waffen erobern liess, — das traf durch den „korsischen Emporkömmling“ in unserem Jahrhundert zu. Napoleon machte es mit Deutschland wie im Altertum Philipp von Macedonien mit Griechenland; er benutzte einige wenige feste Plätze, die er besetzen liess, als „Fussfesseln“, um das ganze Land zu knebeln. Erfurt allein vermochte ihm als Fussfessel für das innerste Deutschland zu dienen, uud zu unsäglichem Jammer der Bewohner hielt sich die zäh verteidigte Franzosenfeste bis zum preussischen Bombardement, als längst die Franzosen aus dem übrigen Deutschland schon verjagt waren. Welchem Schicksal wäre Erfurt noch in der zwölften Stunde seiner Festungszeit verfallen, wenn in jenen bangen Junitagen von 1866 der starrsinnige König von Hannover durch einen Handstreich Erfurt genommen und sich von hier aus zur Wehr gesetzt hätte?

Nun ist für immer diese gefahrvolle Wirkung ihrer Lage von unserer entfestigten Stadt abgewendet. Nur die Vorteile ihrer Lage zu geniessen unter dem kraftvollen Schutz des neuen Reichs, das bleibt fortan ihr Beruf. Schon hat sie zauberschnell den engen Ring der Festungswälle durchbrochen, sie reicht mit ihren schmucken, neuen Strassen bis an die alte Wawet, in deren Laubgeflüster einst die Hermunduren Gottes Odem andachtsvoll fühlten. Nie ist Erfurt so gross und so volkreich gewesen wie heute. Aber wenn es auch noch so rüstig fortfährt, seine

Bodenschätze, seine unvergleichliche Lage in Landbau, Industrie und Handel zu verwerten, so wird es doch gut sein, der Altvordern eingedenk zu bleiben, die auf der nämlichen Scholle unter viel schwierigeren Verhältnissen Grösseres vollbrachten. Erfurt ist von jeher Thüringens Hauptstadt gewesen, nicht nach politischem Rang, sondern nach seiner Leistung in Krieg und Frieden. Das erhöht seinen Ruhm. Aber falsch wäre es, diese hegemonische Stellung in Arbeitsleistung bloss auf das materielle Gebiet beschränkt zu glauben, das Vollbringen auf den höheren Stufen menschlicher Thätigkeit, denjenigen der Kunst und der Wissenschaft, zu übersehen. Erfurts höchste Blütezeit, in der es fast selbständig wie ein Freistaat handelte, war zugleich die Zeit seiner schönsten geistigen Entwicklung, die den materiellen Aufschwung erst recht adelte, so gewiss sie von diesem selbst getragen ward. Mehr als alle andern Thaten jener Aera wirkt eine um die ganze Erde nach, derengleichen sich keine zweite Stadt des deutschen Mittelalters rühmen kann — eine Geistesthat unvergesslicher Hoheit: hundert Jahre vor Amerikas Entdeckung schuf Erfurt seine Universität.

Derartige Grossthaten darf man der ihrer politischen Selbständigkeit entkleideten Stadt nicht zumuten. Doch gerade gegenwärtig legt die wohlgelungene Thüringer Gewerbe-Ausstellung beredtes Zeugnis dafür ab, mit wie neidloser Freudigkeit der volle Kranz der thüringischen Städte Erfurt als ihren Vorort anerkennt, zugleich wie Erfurt als grösste, bestgelegene und schon darum leistungsfähigste Stadt des Landes auf wirtschaftlichem Feld die Palme verdient. Aber nicht der Stoff, sondern der Geist regiert die Welt! Mitteninne zwischen den vornehmen Fürstensitzen im Ost und West mit ihrem reichen künstlerischen wie wissenschaftlichen Leben darf Erfurt seines Daseins Inhalt nicht ausfüllen mit bloss materiellem Schaffen oder die ideale Zuthat zum Leben etwa bloss suchen im Reich der Töne, im Bühnenspiel. Es muss mit stolzem Ehrgeiz seiner Vorzeit gedenken, wo diese Stadt gerade geistig alle die Zwerge um sich her glänzend überstrahlte. Eigen sind ihm noch aus früheren Zeiten seine Gelehrtenschule, seine amplonianische Bibliothek, seine Akademie. Dazu traten Lehranstalten neueren Zuschnitts, Museen, wissenschaftliche und technische Vereine. Auf diesen älteren wie jüngeren Herd-

stellen gilt es jenes heilige Vestafeuer zu schüren, das erst in der Neuzeit allen Erdfesten leuchtet und hier in Erfurt einstmals am allerhellsten aufloderte: die wissenschaftliche Klarheit und Wahrheit des Denkens. Kein Mann hat hierzu seit Dalberg so viel gethan wie der, den wir heute feiern. Ein Fremder ist er hierhergekommen und doch so ganz der Unsrige geworden in einem langen, rastlos thätigen Leben, dass wir in ihm geradezu die persönliche Verkörperung der geistigen Interessen Erfurts im 19. Jahrhundert verehren. Erfurt wird aufwärts gehende Bahnen wandeln, so lange es schaffensfreudig emporblickt zu den Leitsternen am Himmel seiner neueren Grösse: Dalberg und Tettau!

Gedenkrede

auf

Dr. Wilhelm Frhrn. von Tettau,

gehalten

am 17. Oktober 1894

in der öffentlichen Trauerfeier der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Professor Dr. W. Heinzelmann,

Sekretär der Akademie.

Hochverehrte Leidtragende!

Hochansehnliche Trauerversammlung!

Tiefergriffen haben wir uns hier vereinigt, um dem Schmerze über einen schweren, unersetzlichen Verlust, der uns betroffen hat, einen öffentlichen und gemeinsamen Ausdruck zu geben. Unsere ernste Feier gilt dem Andenken des am 3. Oktober 1894 früh 1 Uhr sanft entschlafenen, nunmehr in Gott ruhenden langjährigen Vicepräsidenten und Ehrenmitgliedes der hiesigen Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, des Ehrenbürgers unserer Stadt, Herrn Oberregierungsrats a. D. Dr. Freiherrn von Tettau, des Mannes, der es verstanden hat, sich die allgemeine Liebe und Verehrung in einem Masse zu erwerben, wie es wohl noch keinem Bürger unserer Stadt vergönnt war.

Kaum vier Monate sind vergangen, da waren wir in eben diesen Räumen zu einer seltenen Feier versammelt, es galt, den 90. Geburtstng des nunmehr Heimgegangenen festlich zu begehen *). In erhebender Weise wetteiferten damals alle Teile unserer Bürgerschaft, dem ehrwürdigen Greise diesen Tag zu einem recht festlichen zu gestalten; und es schien, als hätte die Freude darüber den hochbetagten Mann verjüngt. Auf bewunderungswürdige Weise gab er seinem Dank für die vielen Beweise der Verehrung und besonderen Auszeichnung, die ihm zu Teil geworden, mit fester Hand einen schriftlichen Ausdruck. Die Fülle der Jahre hatte wohl sein Haar gebleicht, aber Herz und Sinn, Geist und Gemüt waren frisch und gesund. Wir durften hoffen, ihn noch auf längere Zeit den Unseren nennen zu können.

---

*) Es war am 20. Juni 1894.

Gott hatte es anders beschlossen. Wider Erwarten schnell raffte ihn jene im Alter so gefährliche Krankheit dahin, der er früher so oft schon in des Geistes Kraft getrotzt hatte. Nun hat dieses edle, für alles Gute, Wahre und Schöne erglühende, für des Volkes und der Seinen Wohl, für der Stadt Bestes, des Vaterlandes und der Kirche Heil so warm empfindende Herz aufgehört zu schlagen, und dieser klare, bis ans Ende seines irdischen Daseins rastlos wirkende und schaffende Geist, der des Wissens Schätze in wohlgeordneter Fülle verwahrte und immer neue Gebiete der Erkenntnis zu umfassen strebte, er weilt und wirkt unter uns nicht mehr. Trauernd blicken wir ihm nach, und über dem stillen Grabe des Entschlafenen ringt sichs aus so manchem Herzen:

Friede sei um diesen Grabstein her,
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr —!

Denn er war unser! So bekennt nicht bloss der engere Kreis der Angehörigen, die in zärtlicher Liebe und Verehrung sein Andenken hoch und teuer halten, so bezeugts auch in gerechter Anerkennung seiner Verdienste in weiten Kreisen unser Volk und das Vaterland, dem er 61 Jahre lang in schwerer Zeit als einer der rührigsten und thatkräftigsten Staatsbeamten treulich gedient hat.

Er war unser — so wird bis in die fernsten Zeiten hin mit freudiger Genugthuung die gesamte Bürgerschaft der Stadt Erfurt bekennen im Hinblick auf alles das, was sie der segensreichen, aufopferungsvollen und uneigennützigen Thätigkeit dieses einen Mannes verdankt.

Er war unser — so wird es auch die grosse Anzahl von wissenschaftlichen und gemeinnützigen Vereinigungen und Gesellschaften bekennen, die er nicht bloss durch den guten Klang seines Namens in der Achtung der Mitbürger gehoben, sondern denen er auch als Leiter und Ordner, als belebender Mittelpunkt mit Rat und That zur Seite gestanden hat — und nicht zuletzt unter ihnen und nicht am wenigsten auch unsere Akademie, deren Mitglied er während seines ganzen Aufenthaltes hier in Erfurt, also fast ein halbes Jahrhundert lang, deren Vicepräsident, stellvertretender

Leiter und Vorsitzender er seit mehr als zweiundvierzig Jahren gewesen ist.

Wenn nun aber gerade die hiesige Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften sich innerlich gedrungen fühlte, der von ihr veranstalteten Gedenkfeier einen weiteren Rahmen zu geben, nachdem die anderen beiden Vereine, deren persönlicher Mittelpunkt der Entschlafene in nicht geringerem Masse gewesen ist, ich meine unter den wissenschaftlichen Gesellschaften den hiesigen Geschichts- und Altertumsverein, unter den gemeinnützigen Vereinigungen den hiesigen Gartenbauverein, des hochverdienten Entschlafenen bereits im engeren Kreise ihrer Genossenschaft in pietätvoller Weise gedacht haben, so weiss sie sich vor allen anderen Gesellschaften insbesondere zugleich deshalb berufen, ihrer tiefen Trauer einen feierlichen und zugleich öffentlichen Ausdruck zu geben, weil sie sich klar bewusst ist, durch den Hintritt dieses allgemein verehrten und verdienten Mannes eine Persönlichkeit verloren zu haben, die nicht bloss für die Entwickelung des geistigen wie des gewerblichen Lebens unserer Stadt eine gewissermassen einzigartige Bedeutung hat, sondern in der sich auch der den hochherzigen Stiftern unserer Akademie vorschwebende Gedanke einer lebendigen, organischen Verbindung von Wissenschaft und Leben in einer fast vorbildlichen, mustergültigen Weise verkörpert, ja in deren vielseitiger, umfassender, zugleich wissenschaftlicher und gemeinnütziger Thätigkeit die Königliche Akademie wie die Bürgerschaft dieser Stadt ihre geistigen und sittlichen Ziele verwirklicht erblickte.

Als am 22. März des Jahres 1832 Goethe die Augen schloss, brach Schelling, im Vollgefühl des unersetzlichen Verlustes, der Deutschland betroffen hatte, in die Klage aus: Unser Vater ist tot! Wusste er doch, dass auch die deutsche Philosophie der Neuzeit das Beste, was sie besass, dem grossen deutschen Dichter verdankt. Zuckte nicht auch durch unsere Seelen, hochverehrte Anwesende, eine ähnliche Empfindung, als uns die erschütternde Nachricht von dem Tode des verdientesten Bürgers unserer Stadt überraschte, der uns wie ein ehrwürdiger Zeuge der vergangenen Zeit und zugleich als ein lebendiger Beweis von der ruhigen Thatkraft des die Gegen-

wart erfüllenden Geistes erschien, und zu dem wir mit einer einzigartigen dankbaren Verehrung emporblickten?

O, er war unser! — Und doch sicherlich, er wird uns unverloren bleiben. Das Bild seines Lebens und Wirkens wird nicht schwinden aus unseren Herzen, denn das Gedächtnis des Gerechten bleibt in Segen. Selig sind, so sang es uns soeben der Chor aus der Höhe tröstend ins Herz, die Toten, die in dem Herrn sterben; ja, der Geist spricht, dass sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. Sie folgen ihnen nach und geleiten sie zum Throne Gottes, sie folgen ihnen aber auch nach in der Menschen Gedächtnis, sie werden aufgezeichnet in die Tafeln der Geschichte zum ewigen Gedächtnis hier auf Erden. In dankbarer Erinnerung erwägen wir sie, uns und den künftigen Geschlechtern zur Lehre, zur Mahnung, zur Nacheiferung. Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Wenn nun mir als dem zeitigen Sekretär der Akademie die ebenso ehrenvolle als schmerzliche Pflicht obliegt, in dieser Stunde in kurzen Zügen ein Bild von dem Wirken des Mannes zu entrollen, dem in den letzten Jahren näher getreten zu sein ich zu den glücklichsten Fügungen meines Lebens rechnen darf, so kann es ja freilich nur ein sehr bescheidenes Gedenkblatt sein, das ich im Augenblick auf das Grab des Abgeschiedenen lege. Denn wer könnte in einer kurzen Spanne Zeit ein so reiches Menschenleben erschöpfend vorführen? Sind uns doch auch ganze Abschnitte dieses Lebens zur Zeit noch unbekannt. Über die Jugendentwicklung, das verborgene Werden und Wachsen dieses seltenen Menschen wissen wir nichts, und von seinen ersten Mannesjahren wissen wir nur so viel, als er selbst in der von ihm im Jahre 1878 herausgegebenen urkundlichen Geschichte der Tettau'schen Familie für gut befunden hat mitzuteilen. Um so näher liegt es, dass ich mich auf die umfassende wissenschaftliche und gemeinnützige Thätigkeit, die er während seines fast 50jährigen Wirkens in unserer Stadt zum Segen seiner Mitbürger entfaltet hat, beschränke. Der mir lediglich für den vorliegenden Zweck in hochherziger und dankenswerter Weise gestattete Einblick in ungedruckte Aufzeichnungen versetzt mich

in die angenehme Lage, auch für diese wichtige Zeit den Heimgegangenen selbst reden zu lassen.

Und so will ich Ihnen denn, hochverehrte Anwesende, an der Hand der hier uns mitgeteilten zuverlässigen Thatsachen das uns allen bekannte Bild seines Lebens und Wirkens in festen Zügen, doch in etwas schärferen Umrissen vor Augen führen. Lassen Sie mich das zu zeichnende Bild einrahmen, indem ich mit einem Rückblick auf die seiner Ankunft in Erfurt vorausgegangenen wichtigeren Ereignisse seines Lebens beginne und mit einer kurzen Charakteristik des Heimgegangenen schliesse.

I.

Wilhelm Johann Albert Freiherr von Tettau stammt aus dem preussischen Zweige jenes weitverbreiteten, altehrwürdigen Adelsgeschlechtes, dessen Vertreter sich von jeher durch Frömmigkeit und Mildthätigkeit, durch Gemeinsinn und Vaterlandsliebe, durch unerschütterliche Königstreue und gewissenhafte Pflichttreue, sowie seit dem 18. Jahrhundert auch durch hohe wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet haben. Es ist keine fade Übertreibung, wenn wir auf Grund eingehender Kenntnis der von ihm selbst urkundlich dargelegten Familiengeschichte behaupten: In ihm hat sich der Familiengeist die bis jetzt vollste und reinste Ausprägung gegeben, alle jene schätzenswerten Eigenschaften, welche wir bei den Ahnen zerstreut antreffen, treten uns bei unserm Tettau wie zum schönsten Strausse vereinigt entgegen.

Er ist als der älteste Sohn des Geheimen Justizrats und Direktors der General-Landschaft Ernst Alexanders von Tettau am 20. Juni 1804 zu Marienwerder geboren. Er empfing seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Friedrich Wilhelms-Gymnasium und dem Grauen Kloster zu Berlin, sowie auf dem Gymnasium zu Marienwerder, widmete sich dann auf den Universitäten zu Königsberg, Berlin und Göttingen dem Studium der Rechte und der Staatswissenschaft und betrieb daneben, namentlich in Berlin, besonders eifrig geschichtliche Studien unter Leopold von Rankes bewährter Leitung. 1826 trat er bei dem Oberlandesgerichte zu Marienwerder als Auskultator ein, ging jedoch bald nach seiner Beförderung zum

Referendarius auf Veranlassung des damaligen Regierungs-Präsidenten, nachherigen Staatsministers von Flottwell, zur dortigen Regierung über.

Als im November 1830 die Revolution in Polen ausbrach, hielt die Regierung von Marienwerder es für geboten, einen Beamten, auf den sie sich verlassen konnte, in den polnischen Teil von Westpreussen zu entsenden. Die Wahl fiel auf Tettau. Er entledigte sich des ihm gewordenen Auftrages dermassen zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, dass er zu dem bald darnach frei gewordenen Posten eines Landrates des Konitzer Kreises berufen ward. Die grosse Staatsprüfung für Verwaltungsbeamte legte er am 31. Januar 1835 ab. Im Jahre 1836 wurde er zum Provinziallandtags-Abgeordneten gewählt. Bald darauf als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern für Gewerbeangelegenheiten berufen, erhielt er den Auftrag, als königlicher Kommissarius die sehr zerrütteten finanziellen Verhältnisse der Stadt Elbing zu ordnen und es gelang ihm dies auch vortrefflich. Nachdem er am 29. Mai 1839 zum Rat der Regierung zu Liegnitz ernannt worden war, hat er auch in dieser Stellung mehrere verwickelte und wichtige Aufträge auszuführen gehabt, für deren befriedigende Durchführung ihm am 19. Oktober 1846 der Rote Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife verliehen wurde, obgleich er sich erst seit etwa drei Jahren im Besitze des Roten Adlerordens vierter Klasse befand. Am 18. Juni 1847 wurde er zum Oberregierungsrat und Dirigenten der Abteilung des Innern bei der Regierung zu Erfurt ernannt. Wie schon früher im Jahre 1831 die Stadt Konitz gethan hatte, so verlieh ihm diesmal Liegnitz bei seinem Abgange das Ehrenbürgerrecht.

In Erfurt nahm der nicht lange nachher erfolgte Ausbruch der Revolution von 1848 seine amtliche, sowie seine ausserordentliche Thätigkeit in hohem Grade in Anspruch. Er selbst hat erst vor einigen Jahren ein sprechendes und wahrheitsgetreues Bild von der ausserordentlich aufopfernden patriotischen Thätigkeit in dieser bewegtesten und politisch interessantesten Zeit seines Lebens an der Hand von Aufzeichnungen, die er auf Grund persönlicher Erinnerung niedergeschrieben hatte, im hiesigen Geschichts- und Altertumsverein

mitgeteilt. Es ist daher nicht nötig, auf diese Epoche näher einzugehen. Nur dies eine will ich erwähnen, dass er lange Zeit der Leiter des „Vereins für konstitutionelle Monarchie", oder, wie er später hiess, des „patriotischen Vereins" war und sich als Hauptführer der königstreuen Partei und deren Kandidat bei der Wahl für die Nationalversammlung den Hass der von einem Krackrügge, Berlepsch, Straube und anderen Hitzköpfen und Abenteurern geleiteten demokratischen Partei zuzog, die ihn nebst einigen Gleichgesinnten in die Acht erklärte und das damals von ihm bewohnte Stürcke'sche Haus am Anger mit einem dreifachen Kreuz bezeichnete, damit aber die dreifache Strafe der Plünderung, Misshandlung und Tötung seiner Bewohner über dasselbe verhängte. Tettau war in jenem Jahre, dessen Tollheiten in den Unruhen des 24. November ihren Gipfel erreichten, der persönliche Mittelpunkt, um den sich alle Wohlgesinnten scharten, wir nennen unter ihnen als die rührigsten den General von Hedemann, den Realschul-Direktor Koch, den späteren Sekretär der Akademie, dem Tettau damals näher trat, den Direktor der höheren Töchterschule Schubert, der die Geschichte dieses zweiten tollen Jahres von Erfurt beschrieben hat, den Buchhändler Karl Müller, den äusserst thätigen Photographen Gustav Schmidt und den wackeren Patrioten, Buchdruckereibesitzer Cramer, den Herausgeber der „Erfurter Zeitung". Kurz, Tettau war damals der bestgehasste Mann in Erfurt.

Nicht lange sollte es dauern, so wurde er der populärste Mann in Erfurt. Die alsbald erfolgte Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe gab seinem gewaltigen Thätigkeitsdrange eine andere Richtung, er wandte sich nunmehr friedlicheren Bestrebungen wissenschaftlicher und gemeinnütziger Art zu. Das führt uns auf die Höhe unserer Aufgabe.

II.

Wir geben zunächst an der Hand seiner Aufzeichnungen ein Bild von seiner vielseitigen, in wissenschaftlichen Vereinen entwickelten Thätigkeit und haben hier vor allem seiner Beziehungen zu den beiden ersten wissenschaftlichen Gesellschaften unsrer Stadt, zu der Königlichen Akademie

gemeinnütziger Wissenschaften und zum hiesigen Geschichts- und Altertumsverein zu gedenken.

Als Tettau nach Erfurt kam, hatte er sich nicht blos als Verwaltungsbeamter durch sein aussergewöhnliches, in der Lösung schwieriger Aufgaben bewährtes Geschick, sondern auch durch seine litterarische Thätigkeit einen Ruf erworben. Drei Werke waren bereits von ihm veröffentlicht; in diesen hatte er sich schon das Hauptgebiet seiner wissenschaftlichen Arbeit abgesteckt; das Feld, welches er später so erfolgreich bearbeitete, war das der Geschichte mit ihren Hilfswissenschaften, insbesondere das der historischen Einzelkritik, der Volkssage, der Stadt- und Familiengeschichte, vor allem das der Topographie und Statistik.

Die Akademie der Wissenschaften, damals die einzige freie wissenschaftliche Vereinigung in Erfurt, zögerte daher nicht, den Mann, der sich durch ein grösseres Werk, nämlich seine 1846, kurz vor seiner Ankunft in Erfurt erschienene „Topographisch-statistische Übersicht des Regierungsbezirks Liegnitz (I) in der Gelehrtenwelt bekannt gemacht hatte, in die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Nicht erst im Jahr 1848, sondern nach seinen eigenen Aufzeichnungen bereits am 13. November 1847 erfolgte seine Ernennung zum Mitglied, im Jahre 1852 wurde er Vicepräsident und ist es bis kurz vor seinem Tode geblieben, so dass er also 42 Jahre lang an der Spitze der Akademie stand.

Er hat während dieser Zeit den thätigsten Anteil an dem wissenschaftlichen Leben dieses Instituts genommen. Etwa vierzehn Vorträge über die verschiedenartigsten Gegenstände sind von ihm gehalten:

1848 über den Ursprung der romanischen Poesie;

1850 über die Entstehung der stehenden Gesandtschaften in dem heutigen Europa;

1854, am 15. Oktober, am Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelms IV., sprach er über die wissenschaftliche Macht des preussischen Staates;

1857 über die bei Andisleben und bei Ziegenrück gefundenen Altertümer.

Mit dem Jahre 1859 beginnt jene wissenschaftliche Thätigkeit, welche Tettau's Ruf in der Gelehrtenwelt begründet hat.

Aus Vorträgen, die er in der Akademie hielt, während der Realschuldirektor Koch das Sekretariat verwaltete, der dasselbe von da ab nach Cassels Abgang nach Berlin bis zu seinem im September 1891 erfolgten Tode bekleidet hat, sind jene auf Erfurts Vergangenheit bezüglichen bedeutenderen geschichtlichen Arbeiten herausgewachsen, welche dann in die Jahrbücher der Akademie aufgenommen sind und zu den wertvollsten Aufsätzen derselben gehören.

1860 hielt Tettau in der Akademie einen Vortrag über das staatsrechtliche Verhältnis von Erfurt zum Erzstift Mainz. Derselbe ist später veröffentlicht und fand bei der Kritik die wohlwollendste Aufnahme. Die Arbeit hat das Verdienst, eine lange bestrittene Frage zu einem sicheren Abschluss gebracht zu haben. Der berühmte Historiker Heinrich Leo in Halle äussert sich im 5. Band seiner „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches“ (S. 1009) über diese Schrift: „Herr von Tettau hat diese Stellung der Stadt Erfurt — ihre Zwitterstellung — in meisterhafter Klarheit dargelegt.“

Als würdiges Seitenstück zu ihr ist die aus einem 1866 in einer Sitzung der Akademie gehaltenen Vortrage entstandene Abhandlung: „Die Reduktion von Erfurt und die ihr vorausgegangenen Wirren“ anzusehen. Sie fand den vollen Beifall des Konrectors Dr. Helbig in Dresden, der sich Jahre lang mit der Bearbeitung dieses Gegenstandes beschäftigt hatte, ohne mit seiner Arbeit fertig geworden zu sein, und dem nun nichts als eine kleine Nachlese zu Tettaus Arbeit übrig geblieben war.

Die 1870 erschienene Schrift über einige bis jetzt unbekannte Erfurter Drucke aus dem 15. Jahrhundert gab einen Beitrag zur Bibliographie der älteren deutschen Litteratur, und zwar zur vergleichenden Sagenkunde. Sie führte zum Briefwechsel zwischen ihm und dem berühmten Romanisten Professor Konrad Hofmann, der früher in Erlangen, zuletzt in München war, sowie mit dem Herausgeber deutscher Volkslieder, dem Oberregierungsrat Mittler in Kassel.

Endlich sind noch zwei umfangreichere Schriften von ihm in den Jahrbüchern der Akademie veröffentlicht, die uns einen Einblick in seine ausgebreitete Sprachenkenntnis gewähren, nämlich die im Jahre 1873 erschienene Arbeit über die

epischen Dichtungen der finnischen Völker, insbesondere die Kalewala, und die 1890 gedruckte Abhandlung über des Grafen Dr. Franzes von Viamonte in spanischer Sprache abgefasste Chronik Kaiser Karl V. von seiner ersten Ankunft in Spanien 1516 bis zu seiner Abreise nach Italien 1528, die Tettau ursprünglich aus einer in seinem Besitze befindlichen Handschrift für den Abdruck in der Bibliothek des litterarischen Vereins zu Stuttgart bearbeitet hat. Die erstgenannte, mit grosser Sorgfalt ausgeführte Schrift wurde sehr günstig von Fachmännern beurteilt. Die Gesellschaft für finnische Litteratur zu Helsingfors, welche nur Gelehrte ersten Ranges aufnimmt, ernannte Tettau zu ihrem Mitgliede und lud ihn 1881 zu ihrer Jubelfeier ein.

Hatte sich Tettau durch diese, auch entlegneren litterarischen Gegenständen zugewandte wissenschaftliche Thätigkeit einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt Deutschlands, ja Europas erworben, so war er doch weit entfernt, seine Kraft zu zersplittern. Vielmehr kehrte er immer wieder mit besonderer Vorliebe zu seinem Hauptfelde, der Geschichte der Stadt Erfurt, zurück, mit der er sich wie mit seiner zweiten Heimat aufs Engste verwachsen zeigte. Ja, mit doppeltem Eifer gab er sich noch in hohem Alter, nach seiner im Jahre 1881 erfolgten Entlassung aus dem Staatsdienste, dieser Aufgabe hin. Nicht weniger als zehn Schriften, unter ihnen einige von bedeutendem Umfange und anerkanntem Werte, sind noch in dieser Zeit von ihm veröffentlicht und zum Teil in den Jahrbüchern der Akademie erschienen; unter ihnen erwähnen wir nur folgende als die wichtigsten:

1883 eine übersichtliche Darstellung der in Erfurt und dessen Umgegend gefundenen vorgeschichtlichen Gegenstände;

1885 Beiträge zu einer vergleichenden Topographie und Statistik von Erfurt;

1886 eine geschichtliche Darstellung des Gebietes der Stadt Erfurt;

1887 Erfurts Unterwerfung unter die Mainzer Landeshoheit;

1889 Beiträge zur Kunstgeschichte von Erfurt, besonders zur Geschichte der Künstlerfamilie Friedemann;

endlich das wertvolle, umfangreiche Werk:

1890 Beschreibende Darstellung der alten Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Erfurt und des Erfurter Landkreises.

Ohne Zweifel war ein Mann von so ausgebreiteter Gelehrsamkeit und zugleich von so einflussreicher Lebensstellung in hohem Grade geeignet, die Akademie nach aussen würdig als Vicepräsident derselben zu vertreten, und es lag gewiss nicht an ihm, wenn dieses ehrwürdige wissenschaftliche Institut seit den siebziger Jahren allmählich den früheren Ruf einbüsste und zuletzt einer fast völligen Lethargie anheim fiel. Denn der Schwerpunkt lag hier nicht in der Thätigkeit des Vorsitzenden, sondern in der des Sekretärs, welcher die Verantwortung trug für das wissenschaftliche Gedeihen der Akademie. Letzterer aber liess es mit der Zeit an dem nötigen Eifer fehlen, und Tettau's Bemühungen, ihn in Bewegung zu setzen, erwiesen sich als erfolglos. Die mit dem Amte eines Vicepräsidenten verbundenen Obliegenheiten aber beschränkten sich auf einige Repräsentationsakte von rein symbolischer Bedeutung. So hatte er bei den zur Feier des Geburtstages des erlauchten Protektors der Akademie, Seiner Majestät des Königs, berufenen öffentlichen Versammlungen das Lebehoch auszubringen, dem eine kurze Ansprache vorausging.

Die interessanteste Sitzung der Akademie während der Zeit, wo Tettau den Vorsitz führte, war die, welche am 19. Juli 1854 zur Feier des 100jährigen Bestehens der Akademie abgehalten wurde, sowie die, welche in Gegenwart des damaligen ersten Präsidenten, des Prinzen Adalbert von Preussen, stattfand, in welcher dieser in feierlicher Rede von Tettau, als seinem Vertreter in den Präsidialgeschäften, begrüsst wurde, und der Akademie sodann ein Exemplar der Beschreibung der Reise seines Sohnes, des Freiherrn von Barnim, durch Afrika übergab, wie denn die Akademie bereits früher ein Exemplar von der Beschreibung der eigenen Reise des Prinzen durch Brasilien empfangen hatte. Nach jener Sitzung war Tettau der Mittagsgast des Prinzen, der ihm seine Photographie überreichte.

Unter den während Tettaus Präsidium aufgenommenen Mitgliedern war wohl eines der bedeutendsten der bekannte General von Radowitz, nach Tettau's Urteil ein Mann von der vielseitigsten Bildung, von regstem Interesse für Wissen-

schaft und Kunst, begabt mit einer seltenen Schärfe des Verstandes und einem bewunderungswürdigen Gedächtnisse. Stundenlang konnte er über die schwierigsten wissenschaftlichen Gegenstände in der Akademie in ununterbrochenem Redeflusse frei sprechen, indem er sich bei seinem Vortrage nur eines kleinen Zettels bediente, auf welchem einige Namen und Zahlen verzeichnet waren. Tettau stand in näherem persönlichen Verkehr und in beständigem Briefwechsel mit diesem interessanten Manne, einem der edelsten Vertreter der romantischen Kulturepoche unseres Jahrhunderts.

* * *

In weit höherem Grade noch als die Akademie der Wissenschaften nahm der im Jahre 1864 unter seiner wesentlichen Mitwirkung gegründete Verein für die Geschichte und Altertumskunde den vielbeschäftigten und gelehrten Mann in Anspruch. Dreissig Jahre lang hat er hier bis kurz vor seinem Tode den Vorsitz geführt. Hier war er ganz in seinem Elemente, wenn er als Vorsitzender die neu eingegangenen Druckschriften der Versammlung vorlegte und sie beurteilte, wobei er vollauf Gelegenheit fand, seine umfassenden geschichtlichen und bibliographischen Kenntnisse, sowie seine staunenswerte Belesenheit zu zeigen. Wiederholt hat Tettau den Erfurter Geschichtsverein nach aussen vertreten. Im Jahre 1868 tagte die Generalversammlung des Centralvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Erfurt. Für die Mitglieder derselben war als Festgabe bestimmt das von ihm abgefasste Schriftchen: „Erfurt in seiner Vergangenheit und Gegenwart", das im Jahre 1880 in 2. Auflage erschienen ist. Man hatte ursprünglich ein Kupferwerk mit kurzem erläuternden Text geplant. Als aber eine zur Herstellung der Kupfer vom Minister lange vorher erbetene und auch in Aussicht gestellte Unterstützung später plötzlich zurückgezogen ward, musste man sich in elfter Stunde entschliessen, an Stelle des Kupferwerkes ein Buch treten zu lassen, bei welchem der Text die Hauptsache bildete und dem nur einige Photographieen beigegeben waren. Tettau brachte es fertig, diesen Text im Verlauf einer Woche, die er obenein krank im Bette zubrachte, abzufassen.

* * *

Es konnte nicht ausbleiben, dass Tettau, da er in dem Rufe stand, in einigen Zweigen des Wissens, wie namentlich in der Geschichte der Stadt Erfurt und seiner Umgebung, wie im Gebiete der Genealogie und Heraldik, eine Autorität zu sein, allmählich in einen ausgebreiteten litterarischen Verkehr mit bedeutenden Gelehrten trat, da er häufig Antwort zu geben hatte an Privatpersonen wie an Behörden, welche sich an ihn mit Fragen wandten, sowie, dass er von vielen bedeutenden Gelehrten-Gesellschaften zum Mitglied, ja zum Ehrenmitglied ernannt wurde.

Ich darf mich hier auf das Wichtigste beschränken. Seine durch den Erfurter Geschichts- und Altertumsverein vermittelte Bekanntschaft mit dem Vorsitzenden der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen, Professor Dümmler in Halle, gab den Anlass zur Aufnahme Tettaus in diese Kommission und folgeweis zur Abfassung verschiedener, bereits erwähnter wertvoller, die Stadt Erfurt betreffender geschichtlichen und statistischen Werke, sowie zu seiner Ernennung zum Doktor der Philosophie und zur persönlichen Bekanntschaft mit hervorragenden Vertretern der geschichtlichen Forschung, wie dem Gymnasialdirektor Gustav Schmidt in Halberstadt, dem Geheimen Archivrat von Mülverstedt in Magdeburg, den Professoren Köstlin, Lindner, Opel und Hertzberg in Halle, dem Professor Kawerau in Kiel, dem Archivrat Jacobs in Wernigerode, dem Pfarrer Otto in Merseburg, vor allem dem 1893 als Professor in Kiel verstorbenen, aus Erfurt stammenden Geschichtsforscher Dr. Schum, mit dem Tettau in lebhaftem brieflichen und persönlichen Verkehr stand.

Dasselbe gilt von dem Prof. Paulus Cassel. Tettau schätzte ihn als einen Mann von bedeutendem Wissen und ausgebreiteter Gelehrsamkeit, namentlich auf dem Gebiete der Sagenkunde, von hervorragendem Talente für die freie Rede und von promptem Witze. Zur Zeit, als das Unionsparlament hier in Erfurt tagte, mit einer politischen Mission von der Regierung betraut, machte er sogleich Tettaus Bekanntschaft und benutzte fleissig dessen schon damals viel begehrte umfangreiche Bibliothek. Anfangs anspruchslos und bescheiden, ward er bald als gefeierter Liebling der Damen eitel. Er liess

sich in Büssleben taufen, „auf seinen Charakter blieb dies aber wohl ohne wesentlichen Einfluss", wenigstens überwarf er sich bald mit seinen früheren Freunden wie mit denen, welche nach seinem im Jahre 1869 stattfindenden Abgange nach Berlin mit ihm in persönliche Beziehung traten, nie jedoch mit Tettau, mit dem ihn innige Freundschaft bis zu seinem 1892 plötzlich erfolgten Tode verband. Die ihm von Tettau gewidmete, in einer ordentlichen Sitzung der Akademie verlesene und dann im 19. Hefte der Jahrbücher 1893 veröffentlichte Gedenkrede ist die letzte litterarische Arbeit des Entschlafenen. Sie zeugt, wie alle seine Werke, von scharfer Beobachtungsgabe und entwirft ein sprechendes und getreues Bild dieses seltsamen Gelehrten mit allen seinen Licht- und Schattenseiten, ein schönes Denkmal zugleich der Freundestreue, der ungeschminkten Wahrheitsliebe, so wie der ungeschwächten Geisteskraft des 90jährigen Greises.

Unter den grossen Geschichtsschreibern unserer Tage, mit denen Tettau in brieflichen Verkehr trat, sind besonders zwei Männer zu erwähnen, Leopold v. Ranke in Berlin und Heinrich Leo in Halle. Letzterer hatte sich an Tettau gewandt mit der Bitte um Nachrichten über seine aus Erfurt stammende Familie, er schrieb ihm einen interessanten Brief über die Zustände während Erfurts Belagerung in den Jahren 1813 und 14, die er selbst mit erlebt hatte. Doch ward der Briefwechsel durch die schwere Erkrankung und den bald erfolgten Tod Leo's früh abgebrochen. Von anderen ansehnlichen Gelehrten erwähnen wir den Königlich bayerischen Hofrat Dr. Franz Trautmann in München, der mit einer Erfurterin, der Tochter des Consistorialrats Grosse, einer Schwester des bekannten Dichters Julius Grosse, verheiratet war und Tettaus Arbeiten in kritischen Zeitschriften beurteilte. Ferner den Professor und Hofrat Dr. Konrad Beyer in Eisenach, später in Stuttgart, den Herausgeber und Biographen Rückerts. Er verfasste einen Auszug aus Tettaus Schrift über die epische Poesie der finnischen Völker und bewirkte die Aufnahme eines auf Tettau bezüglichen Artikels in das Pierersche Konversationslexikon. Endlich Graf Ludwig Utterodt auf Neu-Scharffenberg bei Eisenach, Professor Adalbert von Keller in München und Freiherr Louis Ferdinand von Eberstein in Dresden.

Unter den für ihn besonders ehrenvollen Ernennungen hervorragender wissenschaftlicher Gesellschaften erwähne ich nur die am 17. Dezember 1872 stattfindende Ernennung Tettaus zum Ehrenmitgliede des Münchener Altertumsvereins, eine Auszeichnung, die sonst nur regierenden Fürsten zu teil wird. Der damalige Präsident dieses Vereins, der bekannte Kunsthistoriker Ernst Förster, hatte Tettau kennen gelernt, als er seine Frau, Sophie Förster, eine beliebte Konzert-Sängerin, nach Erfurt begleitete. Diese war damals vom Erfurter Musikverein engagiert, dessen erster Vorsteher Tettau war. Förster hatte Gelegenheit, Tettaus Kupferstichsammlung zu bewundern.

Das führt uns auf eine Seite im litterarischen Leben und Wirken des Entschlafenen, die wir nicht übergehen dürfen, da sie dazu dient, das Bild von seiner ausgebreiteten gelehrten Thätigkeit zu ergänzen und zu vervollständigen. Es ist der ausserordentliche Sammeleifer Tettaus, der zu gewissen Zeiten in eine Leidenschaft auszuarten drohte und sich gleicher Weise auf die Beschaffung von Büchern, von Ölbildern und Kupferstichen wie von Münzen erstreckte. Bereits bei seiner Übersiedelung von Liegnitz nach Erfurt verfügte er über eine stattliche Bibliothek; in Erfurt vermehrte sich dieselbe dermassen, dass zur Zeit des Unionsparlaments der Abgeordnete Simson, der bekannte spätere Präsident des Reichsgerichts, Tettau schlechtweg den „Mann mit der grossen Bibliothek“ nannte. Bald zählte sie über 36000 Bände, unter ihnen viele erste Drucke und bibliographische Seltenheiten und Merkwürdigkeiten. Geradezu staunenswert aber war seine mit grossem Fleiss, mit Umsicht und Geschick durch Ankauf auf Auktionen und sonst allmählich entstandene Gemälde- und Kupferstich-Sammlung. Unter den 200 Ölbildern, die Tettau besass, befand sich ein echter Murillo, vielleicht auch ein Original von Rafael. Seine Kupferstichsammlung belief sich auf weit über 100000 Blatt, sie war aufs beste geordnet, alle Meister vom Jahre 1462 bis auf die Gegenwart waren vollständig vertreten. Auch seine Münzsammlung enthielt manche Seltenheiten.

Doch Tettau hing an diesen kostbaren Schätzen des Gelehrten, des Sammlers, des Kunstkenners und -liebhabers nicht

in der Weise, dass er sich von ihnen abhängig gemacht hätte; er zeigte, dass er frei war von der schon in Sebastian Brants Narrenschiff gerügten Schwäche mancher Gelehrten, die nicht Herren, sondern Sklaven ihres Besitzes sind. Fern von jener wurmstichigen Buchgelehrsamkeit, wie sie uns Goethe in der Gestalt des Wagner im Faust geschildert hat, und durchdrungen von dem einzigen Werte der freien Persönlichkeit, der alle Schätze der Welt, auch die höchsten geistigen Schätze der Kunst und Wissenschaft weit überragt, verstand er es, auch seiner Leidenschaft bei Zeiten entgegenzutreten und sich seine persönliche Freiheit zu wahren, indem er sich nach seiner zweiten Heirat nach und nach aller jener herrlichen Schätze bis auf den zehnten Teil entledigte und sie auf dem Wege der Auktion und des Kaufs veräusserte.

* * *

Ein Mann, der eines solchen Aktes sittlicher Selbstentäusserung fähig war, konnte bei aller seiner anerkannten und umfassenden Gelehrsamkeit doch kein einseitiger und engherziger Gelehrter sein, er wollte und konnte sich nicht selbstsüchtig in selbsterworbenen Schätzen vergraben, er musste auch, wie er als Patriot in der Zeit der Not selbstlos dem Vaterlande diente und alle seine Kräfte für den sittlichen Zweck der Rettung des bedrohten inneren Friedens und der Ordnung des Gemeinwesens aufgeboten hatte, den unwiderstehlichen Drang selbstloser geistiger Mitteilung an Andere, und zwar nicht bloss an gleichstehende Fachgenossen, an Gelehrte, sondern auch an einen weiteren Kreis der Gebildeten empfinden.

Das führt uns auf die sittliche Seite seines Wirkens, auf seine im engeren Sinne des Wortes gemeinnützige Thätigkeit.

* * *

Tettaus von den Ahnen ererbter hervorstechender Gemeinsinn offenbarte sich in erster Linie auf dem Gebiete, auf welchem er nach seiner ganzen inneren Richtung zu Hause war, auf dem des geistigen Lebens, der Kunst und Wissenschaft. Aber er blieb durchaus nicht hierauf beschränkt;

der energischen politischen Thätigkeit des Patrioten trat alsbald zur Seite eine für seinen Gelehrtenberuf geradezu bewunderungswürdige gemeinnützige Thätigkeit, die sich auf die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft, insbesondere die Hebung des wirtschaftlichen Lebens der niederen Klassen, ferner auf die Ausschmückung des Lebens bezogen. Endlich und nicht zum Wenigsten offenbarte er sich auf dem Gebiete des kirchlichen Gemeindelebens.

Vor allem liess es sich Tettau angelegen sein, durch Veranstaltung öffentlicher wissenschaftlicher Vorträge den Bildungsstand der höheren Schichten der Erfurter Gesellschaft zu heben. Er zeigte hier, dass er es verstand, die reichen Schätze seines Wissens in einer gebildeten und gemeinverständlichen Sprache für ein weiteres Publikum flüssig und fruchtbar zu machen. Er ward bei diesem Bestreben aufs beste unterstützt durch den kunstsinnigen General v. Radowitz und seine feingebildete Gemahlin.

Zunächst hielt er in den Jahren 1852 und 53 auf Veranlassung des Generals von Radowitz drei kunstgeschichtliche Vorträge, über die Angelika Kaufmann (1852), über Salvator Rosen (1853) und über die Geschichte der Technik der graphischen Künste, namentlich der Kupferstichkunst und des Holzschnitts (1854), daran reihten sich andere Vorträge geschichtlichen, schönwissenschaftlichen und psychologischen Inhalts, über Karl von Dalbergs Übernahme der Erfurter Statthalterschaft, über Torquato Tasso und den Hof von Ferrara, über die Jungfrau von Orleans, über das zweite Gesicht der Schottländer. Die beiden letztgenannten Vorträge fanden solchen Beifall in der Damenwelt, dass sie mehrere Male auf Wunsch der Generalin von Radowitz in einer zu diesem Zweck gegebenen Damengesellschaft wiederholt werden mussten.

Gleichzeitig war er darauf bedacht, den Kunstsinn der Erfurter zu bilden und zu veredeln durch Vorführung klassischer Werke der bildenden Kunst. Wesentliche Verdienste erwarb er sich um den Thüringer Kunstverein, der unter der fachmännischen Leitung des Professors Dietrich segensreich wirkte, nach dessen Tode aber bald einging und dann später durch den noch jetzt hier bestehenden Verein für Kunst und Kunstgewerbe ersetzt wurde. Tettau gehörte zu

den Gründern jenes Vereins und erhielt durch denselben Gelegenheit, mit bedeutenden Künstlern in brieflichen Verkehr zu treten. Auch zur Ausschmückung Erfurts mit solchen Kunstwerken, welche die wichtigsten Epochen der Geschichte der Stadt darstellten oder mit Denkmälern berühmter Männer, die sich um Erfurt besonders verdient gemacht hatten, war Tettau überall thätig. Ihm gebührt ein wichtiger Anteil an dem Zustandekommen der Janssen'schen Bilder im Festsaale des Erfurter Rathauses, sowie des Reichardt- und Lutherdenkmals. Seinen Bemühungen ist es auch zu verdanken, dass es der Stadt Erfurt gelang, die dem Kunsthändler Apell zu Dresden, einem geborenen Erfurter, gehörende Sammlung von wertvollen, auf Erfurt bezüglichen Kunstdrucken und Zeichnungen zu erwerben.

* * *

Dieser uneigennützigen Thätigkeit aber zur Beförderung der allgemeinen Bildung durch Weckung und Pflege des Sinnes für Kunst und Wissenschaft ging bei Tettau zur Seite eine nicht minder umfassende und grossartige Thätigkeit rein praktischer und im engeren Sinne gemeinnütziger Art, welche sich unmittelbar auf die Hebung des bürgerlichen Gemeinwohls und die Pflege des kirchlichen Gemeindelebens richtete.

Die Zahl der im engeren Sinne gemeinnützigen Vereine, welchen Tettau als Mitglied angehörte, war Legion. Wir erwähnen von den auf das bürgerliche Gemeinwohl gerichteten Vereinen nur solche, bei deren Begründung er mitgewirkt oder welche er längere oder kürzere Zeit geleitet hat.

Er gab den ersten Anstoss zur Bildung des Handwerkervorschussvereins, welcher den Zweck verfolgte, Handwerkern durch Vorschüsse über augenblickliche Verlegenheiten hinwegzuhelfen und dieselben durch Tilgung jener in regelmässigen kleinen Raten ans Sparen zu gewöhnen. In der Generalversammlung vom 4. August 1849 wurde Tettau zum Obervorsteher gewählt. Der Verein hat grossen Nutzen gestiftet und besteht noch jetzt in erweiterter Gestalt unter dem Namen: Neue Erfurter Vorschussbank. Die Teilnahme an diesen Angelegenheiten brachte Tettau in nähere Verbindung mit

den Erfurter Handwerkern überhaupt und namentlich mit den damaligen Bestrebungen zur Besserung ihrer inneren Verhältnisse wie ihrer staatlichen Lage. In dem Innungsverein, in welchem Tettau den Vorsitz führte, und in den Handwerkertagen, auf welchen er regelmässig erschien, fanden dieselben ihren Ausdruck.

Tettaus Verdienste nach dieser Richtung hin wurden auf der Generalversammlung der Handwerkervereine am 11. März 1861 durch seine Ernennung zum Ehrenmitgliede des Innungsvereins unter Überreichung eines prachtvoll ausgestatteten Diploms anerkannt.

Die „Erfurter Zeitung" hob damals hervor, die Errichtung der Handwerkervorschusskasse sei einzig und allein Tettau zu verdanken. Mit wahrer Liebe und unermüdlichem Eifer habe er dieses Werk angefangen und mit Hülfe des hierzu zusammengetretenen Komités weiter verfolgt. Mit der grössten Bereitwilligkeit und Humanität habe er den Handwerkern sowohl in dem Innungsverein als auch in dem späteren Handwerkerverein seine Zeit geopfert und mit Rat und That zur Seite gestanden, was wohl ohne Ausnahme alle Handwerker Erfurts bezeugen mussten. Ein ähnlicher, nur nicht ausschliesslich für die Handwerker, sondern für alle Stände, besonders auch für die Handarbeiter bestimmte Verein war der Sparverein. Ausgehend von der Erwägung, dass während der Wintermonate die arbeitenden Klassen weniger Gelegenheit zum Verdienen und höhere Ausgaben hätten als in der guten Jahreszeit, wollte man die Ersparnisse in der letzteren Zeit beginnen und sich dann ansammeln lassen, damit sie beim Beginn des Winters den Sparern mit einer Prämie aus der städtischen Kasse unter Gewährung eines Rabatts zurückgezahlt werden könnten. Man fing hier mit Sparen an, und dasselbe sollte dann zur Gewohnheit werden. Auch in diesem Verein war Tettau der erste Leiter.

Der Zweck, die Gewerbsamkeit zu fördern und in ihren Bestrebungen zu unterstützen — jedoch mehr aus technologischen wie lehrhaftem Gesichtspunkte — verfolgte der Gewerbeverein durch Vorträge, Fragebeantwortungen, Diskussionen und Ausstellungen. Auch an diesem Verein nahm Tettau regen Anteil. Die im Jahre 1878 stattfindende grössere

Ausstellung von Kraft- und Arbeitsmaschinen für das Kleingewerbe wurde von ihm als Präsidenten des Ausstellungskomités in Gegenwart von Reuleaux und anderen Koryphäen in diesem Fache mit einer Rede eröffnet.

Ein noch bedeutenderes Interesse wandte er jedoch dem Gartenbauverein zu, in welchem er bis kurz vor seinem Tode den ständigen Vorsitz geführt hat. Die grossen internationalen Gartenbauausstellungen vom Jahre 1864 und 1876, sowie die am 18. Juni 1872 abgehaltene Versammlung der allgemeinen Gesellschaft zur Beförderung des Gartenbaues im deutschen Reiche nahmen unter Tettaus Vorsitz einen glänzenden Verlauf. Bei der grossen Ausstellung vom Jahre 1876, deren Erfolg nur durch das ungünstige Wetter etwas beeinträchtigt wurde, war die Anordnung unvergleichlich schön, und der Blick von der Festhalle auf der Friedrich Wilhelmshöhe über das Ausstellungsgebiet, das dasselbe abschliessende Thor, eine Nachahmung des Triumphbogens des Septimus Severus, bis zur Stadt und über die Stadt hinaus, war ebenso grossartig wie reizend. Den Glanzpunkt dieser festlichen Tage bildete aber doch die Anwesenheit der Kaiserin Augusta. Tettau fiel als Präsident des Gartenbauvereins die Verpflichtung zu, die Kaiserin nicht nur auf dem Wege durch die Strassen der in schönstem Festschmuck prangenden, in einen Blumengarten verwandelten Stadt und beim Besuche der Hauptmerkwürdigkeiten des Rathauses und des Domes, sondern auch bei der Besichtigung der die Ausstellung bildenden Gegenstände zu geleiten und die anwesenden Aussteller vorzustellen. Er hatte dabei Gelegenheit, den Mut der hohen Frau zu bewundern, welche sich durch die grundlosen und schlüpfrigen Wege nicht abhalten liess, einen Rundgang durch den Ausstellungsplatz zu unternehmen. Auf dem unmittelbar daran sich schliessenden Ständefest zu Merseburg, bei welchem auch Tettau zugegen war, sprach die Kaiserin letzterem ihre hohe Befriedigung aus über das in Erfurt Erlebte und trug ihm ihren innigen Dank an den Gartenbauverein auf. In Baden-Baden, wohin sie gleich darauf ging, bezeichnete sie dem Grafen Flemming gegenüber, dessen Vater früher Präsident der Regierung in Erfurt gewesen war, den von ihr in Erfurt verlebten Tag als den schönsten ihres Lebens. Einen grossen

Anteil an dem Gelingen dieses schönen Festes hatte ohne Zweifel der Vorsitzende des Vereins. In gerechter Würdigung seiner Verdienste bemerkt der Bericht über die 50jährige Wirksamkeit des Erfurter Gartenbauvereins vom Jahre 1888 über Tettau: „Als Vorsitzender hat er dem Gartenbauverein viele und wichtige Dienste geleistet und leistet sie trotz seines hohen Alters noch heute. Die demselben gesteckten Ziele fest im Auge, mit den parlamentarischen Formen wohl vertraut und geübt, die Arbeit grosser Versammlungen zu leiten, immer auf der Wacht, wenn es gilt, Anlass zu Missvergnügen und Zerwürfnissen aus dem Wege zu räumen, jedem gerecht zu werden, durch seine ganze Persönlichkeit geschickt den Verein nach allen Seiten hin würdig zu repräsentieren und seine Interessen zu vertreten, hat er dem Vertrauen, das die Direktion in seine Hand gelegt, jeder Zeit in vollstem Masse entsprochen."

Aber des hochverdienten und thatenfrohen Mannes opferwilliger Gemeinsinn bethätigte sich nicht bloss auf dem Gebiete des geistigen Lebens in Kunst und Wissenschaft, nicht bloss auf dem des bürgerlichen Lebens, sondern — und zwar nicht am letzten — auch auf dem des kirchlichen Gemeindelebens. Im Gegensatze zu der gerade in den höheren Kreisen verbreiteten religiösen Gleichgültigkeit hat Tettau stets die lebendige Beteiligung am Gemeindegottesdienst wie an der Feier des heiligen Abendmahls für eine heilige Pflicht erachtet. Unkirchlich ist er nie gewesen; er war nicht bloss ein wackerer und königstreuer Patriot, ein in jeder Hinsicht pflichttreuer und gewissenhafter Staatsbeamter, ein opferwilliger Bürger der Stadt, er war auch ein guter Christ, und von einem angeblichen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Wissen und Glauben konnte bei ihm, dem scharfen Denker, dem vielseitigen und gründlich gebildeten Gelehrten, dem geachteten Vertreter der Wissenschaft, gerade deshalb keine Rede sein, weil er nicht zu den oberflächlichen Vielwissern und einseitigen Gelehrten, sondern zu den wahrhaft Gebildeten gehörte, für die es keine echte Wissenschaft ohne ernstes, sittliches Streben und keine wahre Sittlichkeit ohne lebendige persönliche Frömmigkeit giebt. Aber erst die mit dem Jahre 1873 in der preussischen Landeskirche erfolgte Einführung der neuen Kirchengemeinde-Ordnung

gab seinem Thätigkeitsdrange Gelegenheit, die Gesundheit und Kraft seines evangelischen Christentums auch durch bewusste und werkthätige Förderung der Ziele des kirchlichen Gemeindelebens zu bewähren, als er zuerst in den Kirchengemeinderat der hiesigen Kaufmannskirche eintrat, sodann in ihr später zum Vertreter des Patrons, des Magistrats, bestellt ward und als Mitglied der Kreissynode den grösseren kirchlichen Versammlungen beiwohnte. Von da an gab es kein bedeutsames Ereignis im bewegten kirchlichen Leben unserer Stadt, an dem er nicht thätigen Anteil genommen hätte. Als im Oktober 1881 die landeskirchliche Evangelische Vereinigung, die sogenannte Mittelpartei, in Erfurt ihre dritte Generalversammlung abhielt, wählte sie Tettau zu ihrem Vorsitzenden, der seitdem Mitglied des Vorstandes des Erfurter Zweigvereins blieb. Als hier am 10. November 1883 mit einer fast noch nicht dagewesenen allgemeinen Teilnahme und einem seltenen Glanze die 400jährige Wiederkehr von Luthers Geburtstage begangen ward, wurde Tettau Vorsitzender des Komités. Seiner Umsicht und Thätigkeit war es vor allem zu verdanken, dass die Festteilnehmer, unter ihnen 800 Studenten, sicher untergebracht wurden, und jenes Fest in jeder Hinsicht befriedigend verlief, welches zur Kräftigung des evangelischen Bewusstseins so viel beïgetragen hat. Gewissermassen als Einladung dazu war vorher von ihm in einer Versammlung der Kreissynode auf Veranlassung des Vorstandes derselben am 4. Juli 1883 ein Vortrag gehalten, der allen, die ihn gehört haben, unvergesslich bleiben wird. Der damals schon 79jährige, ehrwürdige Greis sprach in langen, wuchtigen, aber übersichtlichen Perioden mit einer fast jugendlichen Kraft völlig frei mit dem Brustton warmer persönlicher Überzeugung von den Segnungen der Reformation, die der ganzen Neuzeit, nicht zum wenigsten auch unsern katholischen Glaubensbrüdern zu gute gekommen seien. Obwohl er sich darin aller Angriffe auf die katholische Kirche enthielt, so entrüsteten sich doch, wie begreiflich war, die Ultramontanen nicht wenig über diese Rede. Aber wenngleich er selbst eine durch und durch friedliche und massvolle Natur war, jede andere Überzeugung achtete und auch früher mit eifrigen Katholiken, wie einem Radowitz und Trautmann, freund-

schaftlich verkehrt hatte, so konnte ihn doch das jetzt, zumal da die Zeiten gegen früher sich im Punkte der Duldung Andersgläubiger auf jener Seite völlig geändert hatten, nicht abhalten, seine eigene evangelische Überzeugung offen zu bekennen. Als am 5. Oktober des Jahres 1886 hier in Erfurt der evangelische Bund, nicht zum Angriff auf die Gegner, sondern zur Abwehr der masslosen gegnerischen Angriffe und zur Wahrung der durchaus berechtigten deutsch-protestantischen Interessen gegründet ward, hat Tettau an dessen Stiftung teilgenommen und gehörte seitdem dem Vorstande des Erfurter Zweigvereins als Stellvertreter des Vorsitzenden an. Er war einer der fleissigsten Besucher der regelmässigen Versammlungen des Bundes. Auch hat er zu den Gründern des Vereins für Reformationsgeschichte gehört.

So hat Tettau den Pflichteifer und die Treue, die er in seinem ganzen Leben und Wirken zeigt, auch auf kirchlichem Gebiete bethätigt.

III.

Selbstverständlich konnte eine solche Treue nicht unbelohnt bleiben. Der Staat erkannte die wertvollen Dienste seines rührigen Beamten durch den Kronenorden zweiter Klasse an, der ihm bei seiner im Jahre 1881 stattfindenden Entlassung überreicht wurde, er zeichnete den verdienten Gelehrten durch die höchste Ehre aus, die einem Manne der Wissenschaft in unserem Lande zu teil werden kann, durch die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Tettau nahm diese Anerkennung als wohlverdienten Lohn der Treue entgegen, nicht als ob er danach gegeizt oder darum gebuhlt hätte. Denn seine Seele war in ihrer anspruchslosen Schlichtheit, in ihrer selbstlosen Einfalt und Erhabenheit frei, wie von kleinlichem Neid und von niedriger Eifersucht, so auch von eitlem Ehrgeiz. Konnte er doch jederzeit, wenn er wollte, ausruhen in dem Bewusstsein der guten That, in der süssen Befriedigung, welche die Pflichterfüllung, die treue, gewissenhafte Arbeit selbst dem edlen Herzen gewährt. Gerade deshalb aber musste ihm, dem selbstlos und mit treuer Hingabe andern dienende Mann mit dem warmen Herzen voll Liebe und Treue

als der schönste Lohn, der ihm für seine selbstlosen Bemühungen, für seine vielseitige gemeinnützige Thätigkeit werden konnte, die allgemeine Liebe und Verehrung seiner Mitbürger gelten. Und diese ist ihm denn auch in reichlichstem Masse zu teil geworden. Wie wetteiferten doch alle Stände der Gesellschaft, ja die gesamte Bürgerschaft, insbesondere die Körperschaften, denen er gedient hatte, ihm diese Liebe und Verehrung zu bezeugen, ihre freudige Teilnahme bei seinem im Jahre 1875 gefeierten 50jährigen Dienstjubiläum und erst noch vor Kurzem in diesem Jahre bei der Feier seines 90. Geburtstages. Wie allgemein, wie innig und tief ist nun die Trauer über seinen Hintritt!

Denn er war unser! So sprechen wir noch einmal, als die da trauern über einen unersetzlichen Verlust, aber doch nicht als die, welche keine Hoffnung haben, sondern vor allem mit freudigem und demütigem Dank gegen den Geber aller Güter, der uns diesen trefflichen Mann geschenkt, der uns allen zum Segen gesetzt und der vielen von uns mehr war, über dessen reiches, volles, thätiges Leben man die Überschrift setzen darf:

Viel Arbeit — viel Liebe!

Viel Arbeit! Rastlose, zweckvolle Thätigkeit bis in sein höchstes Alter — das war sein Leben. Er hat es meisterlich geübt, das „Nulla dies sine linea", — kein Tag verlottert —, das Solonische „Man lernt nie aus!" Und doch war er in seiner ausgebreiteten Thätigkeit fern von jeder oberflächlichen Vielwisserei und von jeder zersplitternden Vielgeschäftigkeit. Nein! Was er ergriff, das führte er durch, und was er trieb, das trieb er gründlich, da legte er seine ganze Seele hinein. Mit der geschlossenen Kraft, mit der zähen Ausdauer, mit dem weiten Umblick eines antiken Charakters, dem nichts Menschliches fremd bleibt, und der sich stets als lebendiges Glied des grossen Ganzen der menschlichen Gesellschaft weiss, gab er sich hin an hohe Ziele und ruhte nicht eher, als bis er sie erreicht hatte. Aber er wahrte in allem, zugleich echt antik, die weise Selbstbeschränkung, das Ebenmass, welche die ruhige Besonnenheit, die überlegene Selbstbeherrschung an die Hand giebt. Darum zerrieb er seine Kräfte nicht, sondern erhielt

und stärkte sie. Aber durch und durch antik, ist dieser Charakter doch zugleich durch und durch deutsch. Antik war nur die Schale an ihm, die Kraft und Form des Denkens und Handelns, deutsch dagegen der edle Kern.

Viel Arbeit! Aber auch — viel Liebe! Darum ward ihm das Leben voll Mühe und Arbeit, das er führte, so köstlich. Er kannte und übte das Goethe'sche: Lust und Liebe sind die Fittiche zu grossen Thaten. Er war frei von der unsittlichen Triebfeder, die auch die besten Thaten des antiken Menschen befleckt, von dem eitlen Ehrgeiz eines unlautern, egoistisch-beschränkten Herzens. Nichts als Liebe zur Sache trieb ihn und beseelte ihn bei allem seinem Thun auf dem Gebiete der Wissenschaft wie auf dem des Lebens. Er begehrte nichts für sich, er wollte in seiner Einfalt und Schlichtheit nur das Gute und Rechte, das ihm geboten war. Er erfüllte gewissenhaft seine Pflicht, aber nicht als Sklave, sondern als Freier, d. h. aus Liebe und daher mit Treue. So war er in seiner Einfachheit, Einfalt, Schlichtheit und Treue durch und durch deutsch. Aber endlich auch durch und durch ein Christ!

Viel Arbeit — viel Liebe zu den Menschen, denen er uneigennützig half, zu seinem Gott, den er in Treuem diente. Er kannte das Geben, welches seliger ist denn Nehmen; es war ihm ein inneres Bedürfnis, zu geben, mitzuteilen aus seinem Schatz, jedem gern zu dienen, wo er konnte und wie er konnte. Und wer viel Liebe säet, wird auch viel Liebe ernten; gebet, so wird euch gegeben, das erfuhr er stets im engsten Familien- und Freundeskreise, wie im weiteren Kreise der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinschaft, wie in den weitesten Kreisen der Wissenschaft. Aber seine Liebe und Menschenfreundlichkeit hatte auch den rechten Grund. Es war die Liebe des Kindes Gottes, welche aus ihm redete und handelte.

Viel Arbeit und viel Liebe auch zu seinem Gott und Heiland, dem er in allem diente, den er ehrte, von dem das Beste, was er that und hatte, in kindlich-demütigem Gebet zu erflehen, ihm ebenso süsse Gewohnheit wie heilige Pflicht war, an den er glaubte, auf den er hoffte.

Und diese Liebe — sie hört nimmer auf, sie hat ewigen Wert und wird ihn samt seinen Werken geleiten bis an den Thron Gottes, jene Liebe, welche in gläubiger Zuversicht wie in einfältiger Demut sprechen darf: Aus Gnaden bin ich, das ich bin —, die alles Dem bescheiden und dankbar zu Füssen legt, der's gegeben hat, und die in ihrer selbstlosen Treue eingeht zu ihres Herrn Freude.

Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren, wie Du gesagt hast, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen — mit diesen Worten durfte er sein müdes Haupt in Frieden hinlegen. Und nun wird er's in noch ganz anderem, tieferem Sinne erfahren, was der Chor aus der Höhe ihm zu seinem 90. Geburtstage an eben dieser Stätte ins Herz sang: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. — Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn ewiglich.

Wir aber, die wir im Geist noch trauernd an seinem Grabe stehen, werden sein Bild in unseren Herzen treu bewahren und rufen ihm übers Grab zu die schlichten und innigen Worte unseres Dichters:

Er entschlief, sie gruben ihn hier ein,
Leiser, süsser Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein! —
Bis ihn Jesus Christus, gross und hehr,
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Have, pia anima!



B. Jahresbericht der Akademie
für das Jahr 1894/95.

Vom Sekretär der Akademie Professor Dr. **Heinzelmann.**

I. Aus der Chronik der Akademie.

Bevor wir über die geschäftliche und die wissenschaftliche Thätigkeit der Akademie während des letzten Jahres berichten, haben wir zweier Ereignisse zu gedenken, welche für die geschichtliche Entwickelung der Akademie von hervorragender Bedeutung geworden sind. Das eine, ein hocherfreuliches, ist die Feier des 90. Geburtstages des langjährigen Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Oberregierungsrats Dr. Freiherrn von Tettau; das andere, ein überaus schmerzliches, betrifft den von der Akademie, wie von der ganzen Bürgerschaft der Stadt Erfurt tief betrauerten, wenige Monate später erfolgten Heimgang des allverehrten Mannes. Über beide wichtigen Ereignisse geben wir in dem folgenden einen eingehenden Bericht.

a. Bericht über die Feier des 90. Geburtstages des Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Oberregierungsrats Dr. Freiherrn von Tettau.

Sobald man den Tag des seltenen Festes in Erfahrung gebracht hatte, wurden im Schosse des Senates die nötigen Vorbereitungen zur Feier getroffen. Man gedachte dem Jubilar einen Band der Jahrbücher der Akademie als Festgabe zu widmen und ihm zu Ehren eine öffentliche Festversammlung zu veranstalten, an welche sich ein Festessen anschloss. Dazu sollten sämtliche Mitglieder der Akademie, auch die auswärtigen und die

Ehrenmitglieder, eine Einladung erhalten. Besonders galt es, eine grössere Anzahl von wissenschaftlichen Abhandlungen zu einem stattlichen Bande zu vereinigen und vor allem von dieser Seite die Akademie würdig zu vertreten. Es gelang, innerhalb eines halben Jahres zwölf wertvolle, mehr oder minder umfangreiche Aufsätze, welche meist von Erfurter Mitgliedern, aber auch zum Teil von auswärtigen Mitgliedern, besonders von solchen, welche früher in Erfurt gelebt und den Jubilar persönlich kennen und schätzen gelernt hatten, rechtzeitig in Druck zu geben. In diesen Abhandlungen waren fast sämtliche Zweige der Wissenschaft vertreten, besonders aber der von dem Jubilar vor allem gepflegte Zweig der Geschichtswissenschaft mit 5 Aufsätzen. Es erschien eine litterargeschichtliche Abhandlung vom gegenwärtigen Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele in Erfurt: „Die Insel Island und ihre Bedeutung für das germanische Altertum"; eine geschichts-philosophische vom Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann: „Augustins Ansichten vom Wesen der menschlichen Seele, ein Beitrag zur Würdigung der philosophischen Forschung des Kirchenlehrers"; eine psychologische von Herrn Gymnasialdirektor Leuchtenberger, jetzt in Posen, früher in Erfurt: „Die Phantasie, ihr Wesen, ihre Wirkungsweise und ihr Wert"; eine ästhetische von Herrn Schuldirektor a. D. Neubauer in Erfurt: „Über die Berechtigung des Chors in Schillers Braut von Messina"; eine apologetische von Herrn Missionsinspektor Dr. Schreiber in Barmen: „Die evangelische Mission, ein Beweis für die Wahrheit des Christentums"; eine archäologische von Herrn Gymnasiallehrer Dr. Schreiber, jetzt in Schleusingen, früher in Erfurt: „Die heutige Limesforschung am Pauluswall"; eine medicinische vom Königl. Geh. Sanitätsrat Herrn Dr. Axmann in Erfurt: „Giebt es spezifisch trophische Nerven?" Ferner eine lokalgeschichtliche von Herrn Oberlehrer und Stadtarchivar Dr. Beyer: „Erfurt im Kampfe um seine Selbständigkeit gegen die Wettiner 1370—1382"; eine sprachgeschichtliche von Herrn Professor Dr. Bernhardt in Erfurt: „Zur Geschichte der deutschen Geschlechtsnamen, ein Beitrag aus Erfurter Urkunden"; eine mathematische von

Herrn Professor Hellwig: „Über die Kegelschnitte, welche um oder in Dreiecke und Vierecke sich beschreiben lassen"; eine biblisch-theologische von Herrn Militär-Oberpfarrer und Hofprediger D. Emil Frommel in Berlin: „Simon Petrus, Skizze eines Charakterbildes"; endlich eine weltgeschichtliche von Herrn Realschuldirektor Dr. Venediger in Erfurt: „Die deutsche Kaisersage". Allen verehrten Mitgliedern, welche durch ihre in uneigennützigster Weise dargebotenen wissenschaftlichen Beiträge dieses schöne litterarische Unternehmen der Akademie unterstützt haben, sei nochmals an dieser Stelle aufs Wärmste gedankt.

Mittlerweile war am Anfang Mai des Jahres 1894 die weltberühmte Thüringer Gewerbe- und Industrie-Ausstellung feierlich eröffnet. Erfurt, die anmutig gelegene, altehrwürdige Metropole Thüringens, wurde das Reiseziel unzähliger Fremder, welche von nah und fern herbeiströmten, um die durch die Eigenart und die Gediegenheit der ausgestellten Gegenstände, wie durch die geschmackvolle Anordnung und den ästhetisch so wirkungsvollen Gesamteindruck hervorragende Ausstellung zu schauen, an deren Zustandekommen neben der rührigen Thätigkeit des Vorstandes, besonders der beiden ordentlichen Mitglieder unserer Akademie, des Herrn Rechtsanwalts Dr. Weydemann und des praktischen Arztes und Stadtverordneten Herrn Dr. med. Loth, auch die um die Hebung des Gewerbfleisses und aller schönen Künste in Erfurt so hochverdiente verehrte Gemahlin des Vicepräsidenten der Akademie, Frau Oberregierungsrat Adolfine Freifrau von Tettau, als Vorsteherin und rastlos thätige und umsichtige Leiterin der Abteilung für Frauenarbeiten und Handfleiss, einen so bedeutenden Anteil hatte. Mit Spannung sahen die Mitglieder der Akademie und die inzwischen durch den Senat in Kenntnis gesetzten Behörden der Stadt, die Körperschaften, welche dem Jubilar besonders nahe standen, weil er ihnen in langjähriger, aufopferungsvoller Thätigkeit seine Dienste gewidmet hatte, sowie die gesamte Bürgerschaft Erfurts, welche ihrer Verehrung gegen den Jubilar durch einen Fackelzug einen festlichen Ausdruck zu geben gedachte, dem Ehrentage ihres ältesten Ehrenbürgers entgegen, dessen Feier auf dem Hintergrunde der allgemeinen durch die Ausstellung

herbeigeführten Freude sich zu einer besonders glänzenden zu gestalten versprach.

So nahte der 20. Juni 1894. Der Senat der Akademie hatte bereits am Anfang des genannten Monats ihre Festprogramme an sämtliche Mitglieder, wie an die Festgäste aus der Stadt versandt. Die Tagesordnung war in folgender Weise festgesetzt:

1. Begrüssung des Jubilars in dessen Wohnung durch den Senat der Akademie 10 Uhr vormittags;
2. Eröffnung der Festversammlung 11 Uhr Vormittags durch Gesang des Erfurter Männergesangvereins und durch eine Ansprache des Senatsmitgliedes Herrn Direktor Neubauer;
3. Einleitender Vortrag des Sekretärs der Akademie Professor Dr. Heinzelmann: „Der praktische Beruf der Wissenschaft und die Aufgabe der Erfurter Akademie."
4. Festvortrag des ordentlichen Professors an der Universität zu Halle, Herrn Dr. Alfred Kirchhoff: „Die Lagenverhältnisse von Erfurt."
5. Gemeinschaftliches Mittagessen der Mitglieder der Akademie und der Ehrengäste um 2 Uhr im Saale der Ressource.
6. Gemeinsame Besichtigung der Thüringer Gewerbe- und Industrie-Ausstellung um 4½ Uhr unter Führung des Mitgliedes der Akademie und des ersten Vorsitzenden des Ausstellungs-Vorstandes, Herrn Dr. med. Loth.
7. Gesellige Zusammenkunft im Restaurant auf dem Ausstellungsplatze.

Leider hatte man sich genötigt gesehen, von einem officiellen, auf weitere Kreise berechneten Festessen Abstand zu nehmen, da der Jubilar aus Gesundheitsrücksichten seine persönliche Teilnahme an einem solchen Essen ablehnen musste. Eine heimtückische, längere Krankheit hatte den hochbetagten Greis in der für sein Alter so gefährlichen Frühjahrszeit heimgesucht. Schon bangten die Seinigen um sein teures Leben, und es schien fast, als sollte es ihm nicht vergönnt sein, den schönen Tag zu feiern. Aber dank seiner ausserordentlich zähen und glücklichen Natur genas er wider Erwarten schnell,

die Besorgnis schwand, und mit froher Hoffnung durfte man dem Ehrentage des sich wieder voller geistiger Frische erfreuenden Jubilars entgegensehen.

Der auf einen Mittwoch fallende 20. Juni war ein herrlicher Sommertag. Bereits in der Frühe wurde der Jubilar durch eine von der Kapelle des 3. Thür. Infanterie-Regiments und von der Ausstellungskapelle des Herrn O Rudolph gebrachte Morgenmusik begrüsst. Bereits von 9 Uhr ab brachten die Behörden und die Körperschaften der Stadt ihre Glückwünsche dar. Um 10 Uhr erschien eine Deputation des Senates der Königlichen Akademie in der Wohnung des Jubilars, bestehend aus den Herren Gymnasialdirektor Thiele, Apotheker Dr. Biltz, Professor Dr. Breysig und dem Sekretär der Akademie. Das älteste Mitglied des Senates, Herr Apotheker Dr. Biltz, beglückwünschte den ehrwürdigen Greis namens des Senates mit folgender tiefempfundener Ansprache:

Hochverehrter Herr Ober-Regierungsrat,
Hochzuverehrender Herr Vice-Präsident!

Wenn in diesen Stunden unzählige dankbare und frohbewegte Herzen diesem trauten Herde zueilen, dessen Feuer heut einem seltenen und hohen Festtage leuchtet, und wenn Alles, was dies Feuer in langen, reichgesegneten Jahren vielen Tausenden liebreich gespendet in seiner unerschöpflichen, zum Höchsten und Edelsten anregenden Wärme, nun zurückstrahlt in den Kundgebungen innigsten Dankes, reinster Freude, heissester Segenswünsche — so begrüssen auch wir, dieser dankbaren Empfindungen voll, den herrlichen Tag aufs Freudigste und erlauben uns, Ihnen hochverehrter Herr Jubilar, als dem allverehrten und geliebten Vicepräsidenten unserer Akademie, im Namen ihrer Mitglieder und aus tiefstem Herzensgrunde zu dem durch Gottes Gnade Ihnen geschenkten 90. Geburtstage zu gratulieren: mit dem Ausdruck unserer innigsten Freude über dies Ihr teures Haus und die weitesten Kreise hochbeglückende Ereignis bringen wir Ihnen unsere aufrichtigsten, in unserer Verehrung, Liebe und Dankbarkeit tiefbegründeten Segenswünsche zu diesem seltenen Festtage dar!

Müssen wir aber im Drang der Stunden darauf verzichten, von Allem zu reden, was uns so tief und so froh bewegt, so darf ich, da mir ja als ältesten unter uns das Glück zu teil geworden ist, hier zu Ihnen zu sprechen, wohl nicht nur als Mitglied unserer Akademie, sondern auch als dankbares Erfurter Kind reden und kann mir darum nicht versagen, an die weit zurückliegende, aber mir noch treu vor der Seele stehende Zeit Ihres ersten Eintritts in die hiesigen Kreise zu erinnern und laut zu rühmen, wie Sie — ein Fremdling damals meiner geliebten Vaterstadt — dieselbe doch vom ersten Tage an, dem unvergesslichen Dalberg gleich, in Ihr Herz geschlossen und ihr wie kein Anderer seitdem auf allen Gebieten, deren keinem ich in seinen Dankesäusserungen hier vorgreifen darf, unvergängliche Dienste geleistet, uns Bürgern ein unvergleichliches Beispiel edelsten Gemeinsinns gegeben und unser Aller Herzen gewonnen haben, weil Sie uns das Ihrige geschenkt! Wie schön aber trifft dies Bild in beiden Beziehungen den engern Kreis unserer Akademie, in welcher Sie, hochverehrter Herr Vicepräsident, durch fast 5 Decennien segensreich gewirkt und in unermüdlichem Walten Ihres Geistes und Ihrer Liebe dem Dienste menschlicher Bildung und Wohlfahrt in Belehrung, Anregung, Ermutigung das fruchtbarste Leben gegeben haben — Sie selbst propter fructus gratior!

Und dann, wie haben wir aufs Beglückendste in diesem engern Kreise empfunden, wie sie auch in Ihrer hohen Stellung und bei Ihrer allumfassenden, beherrschenden Gelehrsamkeit doch einem Jeden die leutseligste Beurteilung seiner Leistungen und ein warmes Interesse an seinen eigenen Angelegenheiten zeigten, ihm in denselben hülfreich und förderlich waren und in der Bethätigung der grössten unter den christlichen Segnungen alsbald und für immer selbst die Liebe mehrten, die uns heute in unsern, wie in unzähligen Herzen, thätig und bemüht ist, Ihren Ehrentag zu schmücken. Möchte es unserer Akademie gelungen sein, diesen seltenen Tag, den sie allezeit unter ihren teuersten Erinnerungstagen nennen wird, mit der Widmung des durch den Senat Ihnen heute ehrerbietigst überreichten XX. Bandes ihrer Jahrbücher

zu schmücken und für dessen Inhalt Ihr gewohntes liebreiches Verständnis treugemeinter Absicht zu finden.

So bitten wir Sie denn herzlich, die Versicherung unsrer unbegrenzten Liebe, Verehrung und Dankbarkeit im Ausdruck unsrer innigsten Glückwünsche zu Ihrem 90. Geburtstage freundlich entgegen zu nehmen, und möge Gottes Gnade Ihrem ehrwürdigen Jahreskranze noch manches gute und freundliche Jahr in Gesundheit und Wohlergehen hinzufügen, möge Seine Gnade über Ihrem ganzen teuren Hause walten, vor allem über der unvergleichlichen liebenden Hand, welche Ihnen aufs treueste und fürsorglichste zur Seite steht, und möchten wir so noch oft, oft Ihrem Geist- und Herzensgüteblickenden Auge begegnen und allezeit darin die Erfüllung unseres innigsten Wunsches lesen: Ihre reinste Befriedigung am köstlich stillen Lebensabend!

Das walte Gott!

Sodann wurde dem Jubilar ein Prachtband des 20. Heftes der Jahrbücher der Akademie als Jubiläumsschrift namens der ganzen Königlichen Akademie überreicht. Der stattliche, circa 28 Bogen starke Band enthielt folgende Widmung, welche wir an dieser Stelle nicht umhin können noch einmal zum Abdruck zu bringen. Sie lautet:

Hochwohlgeborener Herr!
Hochverehrter Herr Freiherr!

Es gereicht uns zu besonderer Freude, durch Darbietung des nachfolgenden Bandes unserer Jahrbücher dem innigen Danke einen Ausdruck zu geben, den wir Ihnen schulden für die hohen Verdienste, die Euer Hochwohlgeboren Sich um die Förderung und Erhaltung einer ehrwürdigen wissenschaftlichen Gemeinschaft erworben haben, der Sie über vierzig Jahre lang als Vorsitzender Ihre besten Kräfte widmeten.

Seit Jahrzehnten als einer der ersten Kenner und eifrigsten Pfleger der Wissenschaften und Künste in unserer Stadt und weit über die Grenzen derselben bekannt, ein würdiger Nachfolger der Boineburg und Dalberg, als ein Gelehrter von seltenem Umfang des Wissens und vielseitigstem Interesse, auf den verschiedensten, auch entlegeneren Gebieten der Litteratur mit einer gründlichen Kenntnis der einschlägigen

Schriften ein sicheres Urteil über ihren Wert, sowie einen klaren Einblick in den Stand der Forschungen verbindend, haben Sie als ein Meister in dem Fache der Lokal- und der Familiengeschichtschreibung nicht bloss Ihr reiches Wissen in zahlreichen Schriften dargelegt und den gelehrten Kreisen durch Ihre Vorträge und Abhandlungen die dankenswerteste Anregung und Belehrung gegeben, sondern Sie haben, dem Sinnspruche unserer Akademie getreu, auch die Anwendung dieses Wissens auf das praktische Leben nie ausser acht gelassen und demzufolge an den gewerblichen Bestrebungen unserer Stadt, deren Ehrenbürger Sie sind, seit vielen Jahren einen hervorragenden Anteil genommen.

Wie Sie aber andererseits, weit entfernt, den Begriff des Gemeinnützigen im Sinne einer engherzigen und einseitigen Nützlichkeitslehre zu fassen und den praktischen Beruf der Wissenschaft auf die Pflege und Förderung der materiellen Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft einzuschränken, als gründlicher Kenner des klassischen Altertums, als begeisterter und thatkräftiger Patriot, als warmer evangelischer Christ lebhaft durchdrungen sind von der Überzeugung, dass die Wissenschaft erst dann ihren im besten Sinne gemeinnützigen, praktischen Beruf wahrhaft erfüllt, wenn sie ihre schönste Aufgabe darin erkennt, mit den ihr zugewiesenen Mitteln durch Weckung und Pflege des Sinnes für das Gute und Schöne, das Edle und Grosse, das Ewige und Heilige den höchsten Zwecken des Lebens zu dienen, das haben Sie, hochverehrter Herr Freiherr, im allgemeinen dadurch bewiesen, dass Sie die reichen Schätze Ihres Wissens und Ihrer Lebenserfahrung vor allem in den Dienst der wichtigsten und umfassendsten sittlichen Gemeinschaften, des Vaterlandes und der Kirche, in letzter und höchster Beziehung des Reiches Gottes auf Erden stellten, insbesondere aber dadurch, dass Sie als ein rechter Mann des Volkes noch vor kurzem der von unserer Akademie angeregten Bearbeitung von Preisschriften über die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen durch Pflege und Verbreitung einer gediegenen, echt volkstümlichen Bildung die lebhafteste thätige Teilnahme entgegen brachten.

Hochgeschätzter Herr Freiherr!

In gerechter Würdigung und warmer Anerkennung alles dessen, was die Akademie Ihrem rührigen und zielbewussten Wirken, wie Ihrem persönlichen Vorbilde verdankt, widmen wir Ihnen diesen Band unserer Jahrbücher als ein Zeichen unserer unwandelbaren Verehrung unter herzlicher Anwünschung des reichsten göttlichen Segens für Ihren Lebensabend.

Möge Ihnen Gott der Herr die seltene Geistesfrische, deren Sie Sich beständig erfreuen, auch fernerhin erhalten und nach seiner Gnade in vollem Masse an Ihnen erfüllen die Verheissung des 92. Psalms, V. 13—16!

Erfurt, im Juni 1894.

Der Senat und die Mitglieder
der Königlichen Akademie.

Unmittelbar an die Deputation der Königlichen Akademie schloss sich die der Königlichen Regierung zu Erfurt. Herr Regierungspräsident von Brauchitsch, Ehrenmitglied der Akademie, überbrachte neben den gemeinsamen Glückwünschen der Regierungsbehörden dem Jubilar die demselben von Seiner Majestät dem Kaiser zu seinem Ehrentage verliehene goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Oberbürgermeister Schneider erschien an der Spitze einer Abordnung der städtischen Behörden und überreichte namens der Stadt Erfurt eine künstlerisch ausgeführte Adresse folgenden Wortlauts:

Hochwohlgeborener Herr Oberregierungsrat!
Hochzuverehrender Ehrenbürger der Stadt Erfurt!

Der Tag, an welchem Sie das 90. Lebensjahr beschliessen, giebt uns die erwünschte Veranlassung, Ihnen erneut unsern aufrichtigen Dank auszusprechen für die seltenen Verdienste, welche Sie in rastloser Thätigkeit in hoher, einflussreicher Beamtenstellung um unser Gemeinwesen im allgemeinen, insbesondere aber auch um die Förderung von Kunst und Wissenschaft, um die Hebung und Pflege von Gartenbau und Gewerbe in unserer Stadt sich erworben haben. Es gereicht uns zu ganz besonderer Freude, Ihnen hochverehrter

Herr Ehrenbürger unserer Stadt, Namens Ihrer Mitbürger an diesem Ihrem 90. Geburtstage, den zu erreichen nur Wenigen beschieden ist, zugleich die herzlichsten Glückwünsche aussprechen zu dürfen. Möge es Ihnen noch lange vergönnt sein, in ungetrübter Geistes- und Körperfrische der wohlverdienten Ruhe sich zu erfreuen und unserer Stadt wie bisher Ihre wertvollen Dienste zu leisten. Die besten Wünsche der Stadt für Ihr Wohlergehen werden allezeit ihre Begleiter sein.

Eine Deputation des evangelischen Ministeriums zu Erfurt, bestehend aus dem Senior desselben, Herrn Superintendenten D. Dr. Bärwinkel, sowie den Herren Pastor Wagner und Diakonus Lic. Dr. Schulze, brachte ihre Glückwünsche mit folgenden, vom Senior des Ministeriums gesprochenen Worten dar:

Hochverehrter Herr Oberregierungsrat!

Sie sehen in uns eine Deputation des hiesigen evangelischen Ministeriums, das Ihnen durch uns zu dem heutigen seltenen Jubeltage die herzlichsten Glückwünsche entbietet. Die 90 Lebensjahre, welche Ihnen durch Gottes Gnade geschenkt worden sind, waren nicht ohne Bedeutung auch für die Kirche Erfurts und ihre Geistlichen. Lange Zeit haben wir mit Ihnen in amtlicher Beziehung gestanden, und wir fühlen uns heute noch gedrungen, Ihnen unseren herzlichsten Dank für das Wohlwollen auszusprechen, das Sie stets dem evangelischen Ministerium bewiesen haben. Doch auch ohne diese amtlichen Beziehungen ist uns Ihr Leben und Ihre rastlose Thätigkeit in unserer Stadt überaus wertvoll geworden. Wir haben nicht zu reden von Ihren Verdiensten für den Gartenbau und für das Aufblühen von Handel und Gewerbe in unserer Stadt. Auch ist es nicht unser Beruf, Sie zu feiern als den Mann der Wissenschaft, insonderheit als den ersten Erforscher und Kenner der Geschichte unserer Stadt. Aber das dürfen wir nicht verschweigen, was Sie für die Kirche und das kirchliche Leben in unseren Gemeinden gethan. Sie haben nicht blos als langjähriger Ältester der Kaufmannsgemeinde und Mitglied unserer Kreissynode mit dazu beigetragen, dass das kirchliche Leben

Erfurts in gesunden Bahnen geblieben ist, Sie haben vor allen Dingen einen wesentlichen Anteil gehabt an dem Gelingen des grossartigen Lutherfestes, welches am 8. August 1883 unsere Lutherstadt gefeiert hat. Auch ist das herrliche Lutherdenkmal, welches wir am 31. Oktober 1889 enthüllen durften, nicht ohne Ihre Mitarbeit zustande gekommen. Hierfür und für noch so manches andere, was Sie zur Hebung kirchlichen Lebens und Weckung evangelischer Gesinnung gethan, sei Ihnen heute noch einmal der Dank des evangelischen Ministeriums, und ich darf wohl auch sagen, der evangelischen Gemeinden unserer Stadt dargebracht. Möge der treue Gott, der Sie so reich im Amt und in der Familie gesegnet und Ihnen vergönnt hat, auch ausserhalb Ihres Amtes viel Gutes zu stiften und viele edle Bestrebungen zu fördern, möge dieser treue Gott Sie auch ferner in seinen Schutz nehmen! Möge die Erinnerung an Ihr arbeitsreiches Leben und die allseitige Anerkennung, die Ihre segensreiche Thätigkeit geerntet, Ihnen den Lebensabend versüssen, und möge Ihnen der Hinblick auf das, was Ihnen zu schaffen durch Gottes Gnade gelungen ist, die Beschwerden des Alters erleichtern! Gott erhalte Sie noch lange Ihrer Familie und unserer Stadt und schenke ihnen endlich nach vollbrachtem Lauf einen seligen Heimgang! Das sind die Glückwünsche, die wir Ihnen zu bringen haben. Wir bitten Sie, dieselben freundlichst annehmen zu wollen, und hoffen, dass der allmächtige Gott dazu Ja und Amen sagen wird.

Vorstandsmitglieder des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Erfurt überraschten den Jubilar durch Aushändigung einer vom ordentlichen Mitgliede der Akademie Herrn Pastor Oergel verfasste Schrift über das „Collegium majus zu Erfurt“, welche mit mehreren von Herrn Regierungsbaumeister Erlandsen gefertigten Abbildungen des Collegium majus versehen war. Ausserdem überreichte der Vorstand des Erfurter Gartenbauvereins dem bisherigen Vereinsvorsitzenden eine reich ausgestattete Glückwunschadresse, in welcher der Jubilar zum Ehrenmitgliede des Vereins ernannt wurde. Endlich brachten die Herren Dr. med. Loth und Patentanwalt Thier im Namen des Erfurter Ge-

werbevereins dessen Glückwünsche in einer Adresse zum Ausdruck.

Mit einer für sein hohes Alter bewundernswerten körperlichen und geistigen Frische erwiderte der Jubilar alle an ihn gerichteten Glückwünsche der so zahlreichen Deputationen aufs herzlichste.

Um 11 Uhr vormittags begann die von der Königlichen Akademie zu Ehren des Jubilars veranstaltete

öffentliche Festversammlung.

Das Festlokal, der grosse Saal in Vogels Garten, war aufs geschmackvollste von dem Erfurter Gartenbauverein dekoriert. Eine zahlreiche Versammlung von Damen und Herren aus den höheren Kreisen der Gesellschaft, wie aus der Bürgerschaft Erfurts hatte sich bereits seit 10½ Uhr in dem Saale eingefunden. Von 11 Uhr an versammelten sich die vollzählig erscheinenden einheimischen Mitglieder der Akademie im Festanzug und nahmen auf den vier vordersten Sitzreihen zur Rechten vor der etwas höher gelegenen festlich geschmückten und mit einem Brustbilde Seiner Majestät des Kaisers versehenen Bühne des Saales Platz, während die auswärtigen Mitglieder der Akademie und die von der Akademie geladenen einheimischen Ehrengäste sich auf den vier vorderen Sitzreihen zur Linken unmittelbar vor der Rednerbühne gruppierten. Bald nach 11 Uhr war der Jubilar in Begleitung von seinen Angehörigen zu Wagen von zwei Mitgliedern des Senates aus seiner Wohnung abgeholt. Beim Eintritt desselben in den Festsaal um 11¼ Uhr erhob sich die ganze Festversammlung, die Mitglieder des Senates geleiteten den Jubilar an seinen in der Mitte des Saales unmittelbar vor der Bühne befindlichen, von den Ehrenmitgliedern der Akademie umgebenen, geschmackvoll mit Guirlanden dekorierten Ehrensitz, an welchen sich zur Linken unmittelbar vor der Rednerbühne die Angehörigen des Jubilars anschlossen.

Sobald der Jubilar sich gesetzt hatte, stimmte der Erfurter Männer-Gesangverein, welcher, von Herrn Kantor Sieffarth geleitet, auf der der Bühne gegenüberliegenden Empore des Saales sich aufgestellt hatte, den von Löwe komponierten 23. Psalm „Der Herr ist mein Hirte“ an. Während

dessen nahm der Senat seinen Platz an dem auf der Bühne befindlichen Tische ein.

Als die letzten weihevollen Klänge des höchst ausdrucksvoll vorgetragenen Psalms verklungen waren, ergriff Herr Schuldirektor a. D. Heinrich Neubauer das Wort, um namens des Senates der Akademie die Festversammlung durch folgende Ansprache zu eröffnen:

Hochansehnliche Festversammlung!

Festlich überaus und von seltener Art ist die Veranlassung, die uns heute hier zusammengeführt hat. Der verehrte Vicepräsident unserer Akademie, Herr Oberregierungsrat Freiherr Dr. von Tettau begeht heute seinen neunzigsten Geburtstag in einer Frische und Rüstigkeit, wie sie mit einem so hohen Alter sich nur selten verbunden findet, und wie sie als ein besonderes Gnadengeschenk Gottes angesehen werden muss. Herr von Tettau hat seit 42 Jahren die hiesige Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften geleitet, ihre Sitzungen nicht nur anberaumt, sondern mit der grössten Regelmässigkeit selbst abgehalten, ihre wissenschaftlichen Veröffentlichungen veranlasst und erhebliche und wichtige Beiträge dazu geliefert, den Verkehr mit vielen anderen wissenschaftlichen Gesellschaften und Anstalten geführt; er ist, unterstützt von dem langjährigen, treuen Sekretär der Akademie, Herrn Direktor Dr. Koch, sowie seit dessen Tode von seinem rührigen Nachfolger, Herrn Professor Dr. Heinzelmann, die Seele der Akademie und damit, ich darf es wohl sagen, der wissenschaftlichen Bestrebungen in unserer Stadt und einem weiteren Umkreise derselben gewesen. Herr von Tettau hat bei der Wahrnehmung dieser Geschäfte mit der Ungunst der Verhältnisse insofern zu kämpfen gehabt, als der Akademie ihre natürliche Grundlage durch die Aufhebung der Erfurter Universität entzogen war. Er hat diesen Kampf nicht gescheut; er hat ihn rühmlich, ehrenvoll bestanden. Er hat es durchgesetzt, dass diese Akademie doch etwas mehr blieb als eine ehrwürdige Reliquie, dass sie den mancherlei banausischen Strömungen der Zeit gegenüber den Sinn für wissenschaftliches Denken und Erkennen wach hielt und schärfte, jungen Talenten Anregung zum Weiterstudium gab, ältere Männer vor Verknöcherung in ihrem Beruf bewahrte.

Kann sie sich mit ihren stolzen Schwestern in Universitätsstädten nnd Königssitzen nicht in eine Linie stellen, so darf sie dafür getrost darauf hinweisen, dass sie den Verkehr mit dem Leben der Wirklichkeit, seinen Geschäften nnd Bedürfnissen nicht verschmäht und zu seiner Durchdringung mit dem Geiste echter Wissenschaftlichkeit manches beigetragen hat. An diesen Verdiensten hat Herr von Tettau den wesentlichsten Anteil gehabt. Wir sehen ihn zu unserer Freude hier unter uns. Möge es Ihnen, verehrter Herr Jubilar, beschieden sein, sich noch lange in Kraft und Gesundheit Ihres Werkes zu freuen und es in dem Geiste, den Sie ihm verliehen, auf der Grundlage, die Sie ihm geschaffen, weiter gedeihen zu sehen! Ich darf mich zum Dolmetsch der Gefühle machen, die uns alle beseelen, wenn ich sage, dass wir Ihr ferneres Leben mit den herzlichsten Wünschen begleiten. Und so eröffne ich in Stellvertretung des ältesten Senatsmitgliedes die heutige öffentliche Festsitzung nnd erteile dem Sekretär der Akademie, Herrn Professor Dr. Heinzelmann, das Wort zu seinem einleitenden Vortrage.

Hieran schlossen sich die beiden in dem oben mitgeteilten Programm angekündigten Vorträge, der einleitende Vortrag des Sekretärs der Akademie Professor Dr. Heinzelmann über das Thema: „Der praktische Beruf der Wissenschaft und die Aufgabe der Akademie“ und der Festvortrag des Professors an der Universität zu Halle Herrn Dr. Alfred Kirchhoff über „Die Lagenverhältnisse von Erfurt“. Beide Abhandlungen sind in diesem Hefte (S. 1 ff. und S. 25 ff.) vollständig zum Abdruck gebracht.

Die gegen 2 Uhr beendigte Festfeier nahm einen erhebenden Verlauf. Die Spitzen der Behörden und die ansehnlichsten Bürger der Stadt Erfurt waren der an sie ergangenen Einladung gefolgt. Aus der distinguierten Versammlung heben wir in erster Linie hervor die beiden Ehrenmitglieder der Akademie Seine Excellenz den Herrn Staatsminister a. D. Dr. Freiherrn Lucius von Ballhausen und den Herrn Regierungspräsidenten von Brauchitsch, welche zur Rechten und zur Linken des Jubilars sassen; Seine Excellenz den Herrn Generallieutenant von Oidtman, die Regiments-Kommandeure Herrn Generalmajor von Häseler und Herrn

Oberst Oberg, Herrn Oberbürgermeister Schneider und den Stadtverordnetenvorsteher Herrn Geheimrat Lochner, Herrn Oberregierungsrat Lucanus und Herrn Oberregierungsrat Dr. Geutebrück, von den auswärtigen Mitgliedern der Akademie neben dem Festredner Herrn Professor Dr. Kirchhoff Herrn Professor Dr. Franz von Liszt aus Halle, Herrn Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat, vortragenden Rat im Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischen Staatsministerium Dr. Schuchardt aus Gotha, Herrn Geh. Hofrat Professor Dr. Schnltze aus Jena und Herrn Stadtpfarrer Lic. Hummel aus Schwaigern in Württemberg.

Die genannten Herren nahmen auch teil an dem um ½3 Uhr nachmittags beginnenden, in dem festlich ausgeschmückten und mit einer vortrefflichen Büste des leider durch sein hohes Alter am persönlichen Erscheinen verhinderten Jubilars versehenen kleinen Saale der Ressource stattfindenden gemeinschaftlichen Mittagessen, welches etwa 50 Gedecke zählte, in behaglichster Stimmung verlief und durch eine lange Reihe geistvoller und launiger Toaste gewürzt war. Die Reihe der Trinksprüche eröffnete Seine Excellenz der Herr Staatsminister von Lucius mit einem Toast auf Seine Majestät den Kaiser. Herr Direktor Neubauer toastete auf den Jubilar, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele gedachte in launigem Trinkspruche der Familie des greisen Geburtstagskindes, Herr Professor Dr. Breysig liess den Festredner Herrn Professor Kirchhoff leben; der auswärtigen und Ehrengäste gedachte Herr Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange; Professor Dr. Heinzelmann toastete auf die durch den an der Spitze einer Deputation des Schützenkorps der Stadt als Gast erschienenen Schützen-Oberhauptmann Herrn Gärisch vertretene Erfurter Bürgerschaft. Der letztgenannte Trinkspruch wurde von Herrn Oberbürgermeister Schneider mit einem Toaste auf das fernere Blühen und Gedeihen der Akademie erwidert. Herr Professor Kirchhoff gedachte des Herrn Staatsministers Dr. von Lucius, welcher mit einem Hoch auf die Stadt Erfurt antwortete.

An das Festmahl schloss sich um ½6 Uhr eine gemeinsame Besichtigung der Ausstellung unter der kundigen Führung des Herrn Dr. Loth und des Rechtsanwalts Herrn Dr. Weydemann. Noch längere Zeit blieben die Mitglieder

der Akademie mit den auswärtigen Gästen im Restaurant auf dem herrlich gelegenen Ausstellungsplatze in traulichem und anregendem Gespräche vereinigt, bis der aus der Mitte der Bürgerschaft der Stadt Erfurt zu Ehren des Jubilars veranstaltete grossartige Fackelzug in die Stadt zurückrief. Derselbe nahm einen sehr schönen und erhebenden Verlauf. Von 8½ Uhr an ordneten sich auf dem am Dom gelegenen Friedrich-Wilhelmsplatze die verschiedenen Vereine zum Festzuge. Unter der bewährten Leitung des Oberführers der „Freiwilligen Turner-Feuerwehr", Herrn Klempnermeister und Stadtverordneten Ludwig, gestaltete sich der Fackelzug zu einem imposanten Schauspiel; mehrere tausend Personen beteiligten sich an demselben. Die Mitglieder der Feuerwehr, sowie Turner bildeten die Spitze und deckten die Flanken. Im Zuge marschierten Mitglieder des Bürger-Schützenkorps, des Gewerbevereins, des Gartenbauvereins und des Gärtnervereins „Flora", der Innungen der Schuhmacher, Schneider, Dachdecker, Pflasterer, Steinsetzer und Maurer. Die Mitte des Zuges bildeten zahlreiche Mitglieder der 19 Vereine des Erfurter Sängerbundes mit der Bundesfahne und am Schluss marschierten 500 Mitglieder des „Evangelischen Arbeitervereins". Ein hohes vorangetragenes Transparent, auf welchem die Worte leuchteten: „Evangelischer Arbeiterverein", kennzeichnete diese stattliche Korporation. Acht Fahnen gaben dem Zuge, welcher von drei Musikkorps unterbrochen wurde, eine schöne Zierde. Der Fackelzug bewegte sich zunächst durch die Kettenstrasse, über die Langebrücke nach der Regierungsstrasse. Die Mitte — der Erfurter Sängerbund — nahm vor dem Hause, in dessen erster Etage der Gefeierte wohnte, Aufstellung. Vor Beginn der Ovation wurde ihm vom Schriftführer des Bundes, Herrn Voigt, das Gesangs-Programm überreicht. Zunächst stimmte der Bund den Gesang „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" an. Dann durchbrauste das herrliche Lied: „Mein Thüringen, aus dem ich schied", die mit Tausenden von Menschen angefüllten Strassen. Als drittes Lied wurde: „Das Herz gehört dem Vaterland" gesungen. Hierauf brachte der Reichstagsabgeordnete Herr Schneidermeister Jacobskötter dem Jubilar ein Hoch aus, in welches Alle begeistert mit einstimmten. Die Hochrufe pflanzten

sich weiter fort nach dem Hirschgarten und Anger hin. Der Jubilar, welcher während dieser festlichen Kundgebung nebst seiner Gemahlin am offenen Fenster sich befunden hatte, erhob sich und sprach mit warmen Worten seinen Dank für die ihm erwiesene Ehrung aus. Abermals ertönten Hochrufe, dann setzte sich der Fackelzug wieder in Bewegung. Lange dauerte es, bevor die Menschenwogen sich glätteten. Trotz des ungeheuren Andrangs ward die Ruhe und die öffentliche Ordnung nirgends gestört. Der Fackelzug nahm seinen Weg über den Anger, durch die Schlösser-, Neue- und Marktstrasse nach dem Friedrich-Wilhelmsplatz zurück. Inmitten desselben lohete bald ein kolossaler, aus zusammengeworfenen Fackelresten bestehender Scheiterhaufen zum Nachthimmel empor. Dann erfolgte der Abmarsch der einzelnen Vereine in bester Ordnung, von denen einige in Vogels Garten noch zum Schluss einen fröhlichen Kommers veranstalteten.

So endete die höchst gelungene, von der Akademie veranstaltete und von der lebhaftesten Teilnahme der gesamten Bürgerschaft Erfurts getragene Feier des 90. Geburtstages des allverehrten Vicepräsidenten der Akademie, welche nicht bloss den Mitgliedern der Akademie, sondern der ganzen Stadt Erfurt in unvergesslicher Erinnerung bleiben wird.

b. Bericht über den Heimgang des Vicepräsidenten der Akademie und die ihm zu Ehren veranstalteten Trauerfeierlichkeiten.

Mit bewunderungswürdiger Körperkraft und Geistesfrische hatte der ehrwürdige Jubelgreis die Gratulationscour und die Strapazen überstanden, welche ihm die Teilnahme an den öffentlichen, ihm zu Ehren veranstalteten Feierlichkeiten auferlegten. Wer ihn unmittelbar nach jenem festlichen Tage sah, war erstaunt über die Rührigkeit und Gesprächigkeit des hochbetagten, so heiteren und liebenswürdigen Mannes, den die Freude über alle ihm erwiesene Liebe und Verehrung verjüngt zu haben schien und der es sich nicht nehmen lassen wollte, nicht bloss schriftlich, sondern sogar persönlich den Veranstaltern der Festlichkeiten zu danken. Leider hatte er dabei seine, durch manche früheren Beschwerden des Alters geschwächten

Körperkräfte überschätzt; der lebhafte Geist, das warme, menschenfreundliche Herz hatte ihn eine Zeit lang über die Gebrechen des Alters hinweggehoben. Aber auf die Dauer sollte die zähe Natur nicht im stande sein, denselben Trotz zu bieten. Einige Wochen waren vergangen, da stellten sich die zuletzt gewichenen, besorgniserregenden Krankheitsanfälle wieder ein. Der Greis, welcher bis dahin noch fast sämtlichen Körperschaften, denen er seine langjährigen Dienste in unermüdlicher Aufopferung gewidmet hatte, als lebendiges, regelmässig zu ihren Sitzungen erschienenes Mitglied angehört, der in den angesehenen Körperschaften, in der Königlichen Akademie der Wissenschaften, in dem Gartenbauverein und in dem Geschichts- und Altertumsverein zu Erfurt, sogar noch den Vorsitz geführt hatte, sah sich endlich genötigt, den dringenden Bitten der mit zärtlicher Hingabe für ihn sorgenden Gattin und Tochter nachzugeben, den Vorsitz in den letztgenannten Gesellschaften niederzulegen und seinen Austritt aus den übrigen Körperschaften zu erklären. Niemand würde es ihm verargt haben, wenn er dies in kürzester Form gethan hätte. Aber sein edeldenkendes Gemüt verwehrte ihm diese Art der Mitteilung. In längeren, selbst abgefassten und mit fester Hand niedergeschriebenen ausführlichen Schriftstücken teilte er seinen Entschluss mit und wiederum in längeren Anschreiben gab er später, als man ihn von verschiedenen Seiten zum Ehrenmitglied ernannt hatte, den innigen Gefühlen der Dankbarkeit, die ihn beseelten, einen zugleich durch ihre edle Bescheidenheit rührenden Ausdruck.

Bereits am 2. September des Jahres 1894 richtete der verehrte Vicepräsident, der bis dahin gewissenhaft und pflichttreu an jeder Sitzung der Akademie teilgenommen hatte, da es ihm, wie er hervorhob, seine wiederholten Krankheitsanfälle unmöglich machten, die Wohnung zu verlassen, ein ausführliches Schreiben an den Senat der Akademie mit der Bitte, ihn von dem Amte eines Vicepräsidenten zu entbinden und die Wahl einer andern Persönlichkeit in seine Stelle zu bewirken. Zugleich begründete er nach allen Seiten seine Ansicht über die Qualifikation der vier für dieses Amt in Betracht kommenden und bereits früher in Aussicht genommenen Mitglieder der Akademie in einer Weise, welche für die dem

90jährigen Greise bis zuletzt verbliebene Klarheit und Schärfe des Urteils ein glänzendes Zeugnis ablegte. Schweren Herzens willigte der Senat ein. Das zugleich die Ernennung des aus seinem Amt scheidenden Vicepräsidenten zum Ehrenmitgliede der Akademie unter Übersendung des betreffenden Diploms mitteilende Schreiben des Senates ward von ihm durch folgendes Schreiben erwidert, das wir, da es sein letztes gewesen ist, nicht umhin können im Wortlaut hier anzuführen:

Erfurt, 15. September 1894.

Obgleich die Worte, mit denen in dem sehr geehrten Schreiben vom 12. d. M. die Verdienste, welche ich mir um die Akademie erworben haben soll, besprochen werden, jedenfalls von mir als in nur sehr geringem Masse verdient und daher in hohem Grade überschwenglich angesehen werden müssen, so kann ich dieselben doch als ein für mich ebenso erfreuliches als ehrenvolles Zeichen des mich sehr beglückenden Wohlwollens des verehrlichen Senats und der nachsichtigen Beurteilung meiner, mehr in dem guten Willen und meinem Interesse als in wirklichen Thatsachen bestehenden Leistungen betrachten, und ich statte daher meinen innigen und tiefgefühlten Dank demselben dafür hierdurch ab. — Es versteht sich: dass ich mit gleichem Danke meine Ernennung zum Ehrenmitgliede der Akademie annehme, so wie, dass ich auch ferner bereit sein werde, jede sich mir irgend darbietende Gelegenheit, im Interesse derselben zu wirken, mit Eifer und Hingabe zu benutzen.

Wenige Tage nach dieser letzten Äusserung verfiel der teure Mann in eine gefährliche Lungenentzündung, aus der er nicht wieder genesen sollte. In der Nacht am 3. Oktober früh 1 Uhr entschlief er sanft.

Ein reiches, thatenfrohes, überaus gesegnetes Menschenleben hatte sich ausgelebt. Die Widmung, die der ihm zu seinem 90. Geburtstage verehrten Jubiläumsschrift der Akademie vorangestellt war, hatte mit einem Segenswunsche unter Hinweis auf das Wort der heiligen Schrift Psalm 92, V. 13—16 geschlossen. Es lautet: „Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, er wird wachsen wie eine Ceder auf Libanon. Die gepflanzt sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vor-

höfen unseres Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, dass sie verkündigen, dass der Herr so fromm ist, mein Hort, und ist kein Unrecht an ihm."

Dieses bekannte Wort von der ewigen Jugend hat sich an dem Heimgegangenen erfüllt. Frisch und kräftig ist ihm der Geist, heiter und froh in seinem Gott, teilnehmend und liebevoll gegen die Seinigen wie alle, die ihm sich nahten, ist ihm das Herz geblieben bis an sein Ende, und der Tod ward ihm zum Engel des Friedens, der ihn geleitete in ein herrlicheres und lieblicheres Jenseits. Wir glauben nicht indiskret zu sein, wenn wir hier noch einige kleine, scheinbar ganz unbedeutende und doch für den Tieferblickenden so bezeichnende Züge aus seinen letzten Lebenstagen mitteilen, die uns einen Blick in sein Inneres gewähren. — Von seinem beständig regen wissenschaftlichen Interesse zeugt folgender Zug. Wenige Wochen vor seinem Tode, als ihn die Krankheit bereits ans Bett gefesselt hatte, ward ihm einer von den zahlreichen Gelehrten, mit denen er bis in sein hohes Alter in schriftlichem und persönlichem Verkehr stand, gemeldet. Die zärtlich um ihn besorgte Gattin will ihn nicht vorlassen, er aber besteht darauf, dass der Gast zu ihm an sein Bett geführt werde. Er kommt und wird aufs freundlichste begrüsst. Eine halbe Stunde bleiben die beiden in lebhaftem Gespräch, Altes und Neues aus dem Gebiete der archäologischen und geschichtlichen Forschung tauschen sie aus. Es war herrlich, herrlich! — gesteht der Greis seiner Gattin, als der Gast sich nach einer halben Stunde entfernt hatte. — Von seinem lebendigen, bis ans Ende festgehaltenen sprachlichen Interesse und seinem unermüdlichen Lerneifer zeugt ein anderer Zug. Tettau pflegte noch im späten Alter regelmässig ausländische, namentlich englische Journale zu lesen. Unbekannte Vokabeln pflegte er im Lexikon nachzuschlagen und sich zum Auswendiglernen zu notieren. Kurz vor seinem Tode klagte er seiner Gattin, das Lernen der Vokabeln wolle nicht mehr recht nach Wunsch von statten gehen. — Von seiner grossen Bescheidenheit zeugt folgender Zug. Drei Wochen vor seinem Tode führte der Greis in der Unterredung mit dem Schreiber dieses das Gespräch auf die Qualifikation eines an seiner Statt zu wählen-

den Vorsitzenden des Geschichts- und Altertumsvereins. Ich bemerkte, es werde schwer halten, einen passenden Nachfolger zu finden und liess das Wort „Polyhistor“ fallen. Da fiel Tettau lebhaft ein: „Ja, Polyhistor! Das bin ich! In allem Möglichen habe ich mich versucht, mit allem Möglichen mich beschäftigt, mit der finnischen und spanischen Litteratur vom äussersten Nordosten bis zum fernsten Südwesten Europas und schliesslich doch nichts Ordentliches geleistet.“ Eine Äusserung bescheidener Selbstironie, wie sie uns gerade auf den Höhen der Bildung häufig begegnet, in ähnlicher Weise verblüffend wirkend, wie die bekannte Lessing'sche Äusserung — Ich bin kein Dichter u. s. w. — am Schluss der Hamburgischen Dramaturgie, im Ganzen gewiss unberechtigt und doch nicht ohne eine Beimischung richtiger Empfindung der der eigenen Natur und Begabung gesetzten Schranken. Mochte sie nun bei Tettau auf dem richtigen Gefühle beruhen, dass es seinem ausserordentlich umfangreichen, durch bewundernswerten gelehrten Sammelfleiss erworbenen und durch ein mittelst beständiger, treuer Übung zur Virtuosität entwickeltes Gedächtnis unterstützten Wissen an der entsprechenden philosophischen Vertiefung fehle, jedenfalls war ich im Hinblick auf den Schluss vollberechtigt, ihm aufs Entschiedenste zu widersprechen unter Hinweis auf das Gebiet der Lokal- und Familiengeschichte, wie Statistik, auf welchem Tettau an der Hand gründlicher Spezialstudien Mustergültiges von bleibendem wissenschaftlichen Wert geliefert hat. Endlich ein Zug, der auf die Quelle seiner anspruchslosen Bescheidenheit, wie seiner Herzensgüte hindeutet. Zwei Tage vor seinem Tode, als man bereits das Schlimmste befürchtete, sieht die an seinem Bette wachende Gattin den Schlummernden plötzlich erwachen und unruhig aufblicken. Auf ihre Frage, was ihm fehle und was er wünsche, antwortet der Greis, wie empört über ein schweres Unrecht, das er begangen: „Hätte ich doch beinahe vergessen zu beten!“ Er war eingeschlummert und hatte dabei vergessen, wie er sonst stets zu thun pflegte, zuvor seine Seele in kindlichem Gebete dem treuen Gotte zu befehlen. Sobald er erwachte, fiel ihm die Unterlassung dieser süssen Herzensgewohnheit als eine Pflichtversäumnis aufs Gewissen — ein schöner Beweis, wie ernst er es mit der Erfüllung der höchsten wie der kleinsten Pflich-

ten nahm. Erinnert dieser rührende Zug kindlicher Einfalt und aufrichtiger Frömmigkeit nicht an Kaiser Wilhelm I.? — Und wie Claudius in seinem schönen Abendlied die fromme Einfalt mit der kindlichen Freude zusammenstellt, so konnte sich der alte Mann auch herzlich mitfreuen, wenn in seiner Umgebung sich die unbefangene Heiterkeit einen herzhaften Ausdruck gab. Da pflegte er dann wohl des Heilands Wort anzuführen: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!" — Wie so echt menschlich und christlich! Nun war er selbst als rechtes Kind Gottes eingegangen zu seines Herrn Freude.

Man verzeihe uns diese kleine Abschweifung! Thut es doch dem Herzen so wohl, Derer mit innigem Dank zu gedenken, denen wir so viel verdanken. Mit einem Manne wie Tettau, der mehr noch als durch seine ausgebreitete verdienstvolle Thätigkeit, deren wir in der Gedenkrede auf den Entschlafenen gerecht zu werden suchten, durch seine Persönlichkeit, durch sein blosses Dasein auf seine Umgebung gewirkt hat, ist eine ganze Kulturperiode, ein ganzes Jahrhundert zu Grabe gegangen. Es war jene grosse Zeit, welche unter der Nachwirkung des Geistes edler, auf die allseitige, harmonische Ausgestaltung des ganzen Menschen nach Geist, Gemüt und Wille gerichteten Humanität stand, der von den Vertretern unsrer klassischen Litteratur, einem Herder, Schiller und Goethe, ausging. Unsere Zeit hat nur einzelne Teile in der Hand, ihr fehlt das lebendige Band, welches die Teile zum Ganzen verknüpft. Daher wird es uns heutzutage so schwer, jene Männer und ihre Nachfolger auch nur recht zu verstehen und zu würdigen. Aber eins können wir, in dankbarer Verehrung ihrer gedenken und wo möglich ihnen nacheifern, um sie, wenn auch nicht im ganzen, so doch im einzelnen zu erreichen.

Diese dankbare Verehrung äussert sich aufs schönste, wie wenige Monate vorher beim Jubelfeste des 90jährigen, so in den tiefempfundenen Nachrufen und der allgemeinen aufrichtigen Teilnahme unmittelbar nach dem Heimgange Tettaus, bei seinem Begräbnis und bei der ihm zu Ehren von der Akademie veranstalteten Trauerfeierlichkeit.

Zunächst kommen hier die von den zahlreichen Körperschaften, welchen Tettau bei seinen Lebzeiten nahe stand, in den Zeitungen veröffentlichten Nachrufe in Betracht, als ein schönes Zeugnis einmal von der allgemeinen Liebe und Verehrung, welche der Verstorbene genoss, sodann aber auch von der vielseitigen Begabung desselben und dem ausserordentlichen Umfang seiner Thätigkeit. Sie dienen dazu, das Bild seines Wirkens zu vervollständigen; es sei uns daher verstattet, etwas näher auf sie einzugehen.

Der Nachruf der Königlichen Akademie lautet:

„Am 3. Oktober d. J. früh 1 Uhr entschlief im 91. Lebensjahre der langjährige, hochverdiente Vicepräsident und das Ehrenmitglied der hiesigen Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, unser hochverehrter und innigstgeliebter Herr Oberregierungsrat a. D.,

Dr. phil. Wilhelm Freiherr von Tettau,

Inhaber der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft.

„Wir verlieren in dem Heimgegangenen einen umsichtigen, bis in sein hohes Altar rastlos thätigen Förderer unserer wissenschaftlichen und gemeinnützigen Bestrebungen, der mit einer staunenswerten, durch hervorragende litterarische Leistungen auf verschiedenen Gebieten des Wissens bewährten Gelehrsamkeit ein seltenes Mass von Herzensgüte verband, der durch seine selbstlose Hingebung an hohe ideale Zwecke uns zur Nacheiferung anfeuerte und durch seine im persönlichen Verkehr bewiesene edle Bescheidenheit und heitere Liebenswürdigkeit unser aller Herzen gewann.

Wir werden dem unvergesslichen Entschlafenen ein treues und dankbares Andenken bewahren.

Erfurt, den 4. Oktober 1894.

Der Senat der Königlichen Akademie
gemeinnütziger Wissenschaften.“

Der vorstehende Nachruf wurde an folgende neun Zeitungen versandt: Der „Allgemeine Anzeiger“ und die „Thüringer Zeitung“ in Erfurt, die „Weimarische Zeitung“ in Weimar, die „Gothaische Zeitung“ in Gotha, die „Saale-Zeitung“ in Halle a. S., die „Magdeburgische Zeitung“ in Magdeburg, „Die Post“ und die „Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung“ in Berlin, die „Allgemeine Zeitung“ in München.

Aber nicht bloss die Akademie, auch viele andere Körperschaften der Stadt Erfurt erachteten es für eine naheliegende und selbstverständliche Pietätspflicht, dem Heimgegangenen unmittelbar nach seinem Tode warmempfundene Nachrufe zu widmen. Der Vorstand des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt widmete dem ältesten Mitgliede des Vereins und dem langjährigen Vorsitzenden desselben folgenden Nachruf: „Einem Leibniz vergleichbar an umfassendem Wissen, ein unsterblicher Polyhistor im wahren Sinne des Wortes, hat der Verewigte vor allem um die Geschichtschreibung Erfurts sich Verdienste erworben. Seinem grossen Interesse für die Geschichte unserer Stadt verdankt unser Verein seine Entstehung, seiner anregenden Thätigkeit verdankt er die Erfolge, die er aufzuweisen hat. Auf das tiefste betrauern wir das Hinscheiden unseres bisherigen ersten und einzigen Vorsitzenden, dessen liebenswürdiges und allezeit hilfsbereites Wesen nicht nur uns, sondern auch allen Freunden historischer Forschung weit über Erfurts Grenzen hinaus unvergesslich sein wird."

Der Vorstand des Vereins für Kunst und Kunstgewerbe hebt in seinem Nachruf hervor: „Wir verlieren in dem Verewigten einen unermüdlichen, rastlos schaffenden Förderer unserer Bestrebungen. Mit feinstem Verständnis für alle Zweige der Kunst ausgestattet, hat er durch Anregung und Beispiel in hervorragendster Weise dazu beigetragen, das Verständnis für künstlerische Interessen in unserer Stadt zu erwecken und zu beleben."

Der Präsident und die Mitglieder der Königlichen Regierung bemerken in ihrem Nachruf: „Freiherr von Tettau hat dem hiesigen Regierungs-Kollegium 34 Jahre lang als Ober-Regierungsrat und Abteilungs-Dirigent angehört und während dieser ungewöhnlich langen Zeit sich stets durch eine unermüdliche Pflichttreue, hervorragendes Wissen und seltenen Fleiss ausgezeichnet. Aber auch seit er im Jahre 1881 nach 61jähriger Dienstzeit in den Ruhestand getreten war, hat er den Aufgaben der Regierung mit fast unveränderter geistiger Frische stets das lebhafteste Interesse bewahrt. Sein Andenken wird bei uns allezeit in hohen Ehren gehalten werden."

Der Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung der Stadt Erfurt rühmen von ihm: „In einem langen gesegneten Leben hat der Verewigte sich unvergessliche Verdienste um unser Gemeinwesen erworben. Durch die Lauterkeit seines Charakters, die Liebenswürdigkeit seines Wesens und seine unermüdliche, stets opferbereite Schaffenskraft ist er seinen Mitbürgern ein leuchtendes Vorbild geworden. Sein Andenken bleibe in Segen für alle Zeiten."

Der Gemeinde-Kirchenrat der Kaufmanns-Kirche zu Erfurt bemerkte in seinem Nachrufe von ihm: „Seit Einführung der Synodalordnung (1873) hat er unsere Gemeinde-Vertretung, seit 1884 dem Gemeinde-Kirchenrat angehört. Für alle kirchlichen und Gemeinde-Angelegenheiten hat der Heimgegangene stets ein warmes Herz und das lebhafteste Interesse gehabt, aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Erfahrung hat er uns Rat und That jederzeit gern dargeboten; sein segensreiches Wirken, seine Treue und Gewissenhaftigkeit, seine selbstlose, friedliche und freundliche Gesinnung bewahren ihm unter uns ein dankbares Gedächtnis."

Der Vorstand des evangelischen Bundes beklagte, durch seinen Heimgang einen schweren Verlust erlitten zu haben, und hob hervor: „In einem gelegentlich seiner Ernennung zum Ehrenmitgliede an uns gerichteten Schreiben hat er noch jüngst am 5. September erklärt, dass er dem evangelischen Bunde nicht bloss mit vollster Überzeugung, sondern auch mit innigem Interesse angehöre. Wir können das nur dankbar bestätigen und werden dem Verewigten eine verehrungsvolle Gesinnung bewahren für alles, was er zur Förderung idealer Bestrebungen und auch für unsere Sache gethan hat."

Der Gartenbau-Verein rühmt in seinem Nachruf: „Wie allen Lebensinteressen unsrer Stadt, so hat er auch den Bestrebungen unseres Vereins stets die regste Teilnahme und die treueste Förderung angedeihen lassen. Dreiundzwanzig Jahre ist er unser Vorsitzender gewesen; unter seiner Leitung ist die grosse internationale Gartenbau-Ausstellung des Jahres 1876 zu stande gekommen. Unser Verein wird ihm und seinen Verdiensten stets ein ehrendes Gedächtnis bewahren."

In ähnlicher Weise spricht sich namentlich auch der Gewerbeverein in seinem Nachruf anerkennend über den

Heimgegangenen aus: „Fast 50 Jahre hatte der Gewerbe-Verein die Ehre, den Entschlafenen unter seine Mitglieder zählen zu dürfen. Stets freundlich, stets hilfsbereit, gab er aus dem reichen Schatze seines Wissens Belehrung und Anregung, wo immer er damit unsere Bestrebungen fördern konnte, und bis in die letzten Tage noch durften wir uns seines lebhaften Interesses und seiner thätigen Mitarbeit erfreuen. — Was auch der Gewerbe-Verein Erfolgreiches und Nutzbringendes geschaffen, fast stets ist es eng verknüpft mit dem Namen des Entschlafenen, und wie auf allen den weiten Gebieten, welche sein Wissen und Können beherrschte, hat er auch bei unseren Bestrebungen stets in den vordersten Reihen gestanden. Aufrichtige Dankbarkeit errichtet ihm ein dauerndes Denkmal."

Ebenso warm lauten die Nachrufe des Bürger-Schützen-Korps und des Gärtner-Vereins „Flora".

Diesen zahlreichen Beweisen allgemeiner Liebe und Verehrung entsprechend gestaltete sich denn auch das Sonnabend den 6. Oktober nachmittags halb 4 Uhr von der Leichenhalle des Aussenfriedhofes aus stattfindende Leichenbegängnis des Ehrenbürgers der Stadt Erfurt zu einer erhebenden Feier. Die Mitglieder der Königlichen Akademie waren vollzählig erschienen; alle Behörden und die ansehnlichsten Körperschaften der Stadt waren vertreten. Trotz des ungünstigen Wetters waren Hunderte herbeigekommen, um dem um das Gemeinwesen der Stadt und dessen Geschichte hochverdienten Mann das letzte Geleit zu geben. Die geräumige Leichenhalle vermochte nicht alle Teilnehmer der grossen Trauerversammlung zu fassen. Umstrahlt vom Glanze zahlreicher Kerzen stand der Sarg inmitten eines Blumen- und Blattpflanzen-Hains und fast verdeckt von den zahlreichen Blumenspenden der Liebe und Verehrung aus der Nähe und Ferne. Die herrlichste Blumengabe hatte die Stadt Erfurt gewidmet: Ein gewaltiger Kranz von Lorbeerzweigen trug in seinem unteren Teile eine Fülle der seltensten Blumen sowie Bouquets aus Palmenwedeln. Aus dem Oval des Kranzes leuchtete das palmenumschlossene, aus Amobien und scharlachroten Georginen bestehende, trauerumflorte „Erfurter Rad" hervor. Eine prächtige Schleife mit der Widmung: „Ihrem unvergesslichen Ehrenbürger — die dankbare Stadt Erfurt" gab dem formvollendeten,

von der Firma J. C. Schmidt hergestellten Trauerschmuck den Abschluss. Die Trauerrede hielt der an der Kaufmannskirche angestellte Geistliche, Herr Pastor Schmidt, im Anschluss an das Wort Lukas 2, V. 29. 30: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren, wie Du gesagt hast; denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen.“ Er gab in grossen Zügen ein getreues Bild von dem Wirken und der Persönlichkeit des Heimgegangenen. — Unter den Klängen des von der Stadtkapelle gespielten Chorals: „Jesus, meine Zuversicht“ wurde der Sarg zur Gruft getragen. Dem Sarge voran trug ein Sohn des Verstorbenen, Herr Willy Freiherr von Tettau, Sekonde-Lieutenant im 2. Garde-Regiment z. F., auf sammtenem Kissen die zahlreichen hohen Orden seines Vaters. Ein ansehnliches Trauergefolge schloss sich an. Am Grabe spielte die Kapelle nach dem üblichen Gebet und Segen des Geistlichen: „Wie sie so sanft ruhn.“

Um das Andenken des Verewigten noch besonders zu ehren, berief die Königliche Akademie auf Mittwoch den 17. Oktober abends 6 Uhr eine öffentliche Versammlung sämtlicher Mitglieder zu einer im grossen Saale von Vogels Garten abzuhaltenden Gedächtnisfeier und hatte zu derselben zahlreiche Einladungen ergehen lassen. Als Leidtragende waren die Gemahlin und die Tochter des Verstorbenen, Frau Adolfine Freifrau von Tettau und Fräulein Helene Freiin von Tettau, zugegen, ausserdem die als Ehrengäste geladenen Vertreter der höchsten Militär- und Zivilbehörden. Die kunstfertige Hand der Dekorateure hatte unter der kundigen Leitung des Zeichenlehrers Herrn Sondermann den Raum in ein stimmungsvolles Kleid gehüllt. Aus dem schwarz drapierten Bühnenraum blickte, umgeben von einem Lorbeer- und Palmengebüsch, zwischen zwei geschmackvollen Kandelabern die Büste des Mannes, dem die Erinnerungsfeier galt, und sinnend ruhte das Auge manches Anwesenden auf den vielen Tausenden der Stadt so wohl bekannten Zügen. Nachdem der Erfurter Männergesang unter Leitung des Herrn Kantor Sieffarth den Chor: „Selig sind des Himmels Erben“ in künstlerischer Vollendung vorgetragen hatte, bestieg der zeitige Sekretär der Akademie, Professor Dr. Heinzelmann, die Rednerbühne, um in einer längeren Gedächtnisrede dem tiefen Schmerz über den

unersetzlichen Verlust, welcher die Akademie und die Stadt Erfurt betroffen, einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen, sodann einen Überblick über die ausgebreitete, rastlose und segensreiche wissenschaftliche, wie gemeinnützige Thätigkeit, welche der Heimgegangene während seines Aufenthaltes in Erfurt entfaltete, zu geben und zum Schluss ein Bild seiner anziehenden Persönlichkeit zu entrollen. Der weihevolle, vortrefflich gesungene Chor: „Auferstehn, ja auferstehn" beschloss die erhebende Trauerfeier. Die Trauerrede wurde auf besonderen Wunsch weiter Kreise unsrer Stadt in dem „Allgemeinen Anzeiger für Stadt und Kreis Erfurt" veröffentlicht und ist in diesem Jahresheft (S. 43 ff.) abgedruckt. Noch einmal sei auch an dieser Stelle der verehrten Gemahlin des Entschlafenen für die dem Festredner zu dem genannten Zwecke gütigst zur Verfügung gestellten, für die Familie bestimmten Aufzeichnungen des verewigten Herrn Gemahls aufrichtig gedankt.

II. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften vom 1. Juli 1894 bis zum 15. Februar 1895.

1. Die Sitzungen der Akademie wurden in üblicher Weise allmonatlich an einem Mittwoch, im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr abends, im Sitzungssaale der Königlichen Regierung abgehalten. Während der Berichtszeit fanden im ganzen 14 Sitzungen statt, unter ihnen 4 Senatssitzungen, 2 ordentliche, 6 öffentliche und 2 Festversammlungen. Über die in denselben verhandelten Gegenstände berichten wir unten ausführlicher (Abschnitt III).

2. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren.

a. Durch den Tod hat die Akademie leider verloren folgende 2 Mitglieder:

1) Das auswärtige Mitglied Professor am Gymnasium zu Zerbst Herrn Dr. Karl Krause am 31. August 1894 (Nekrolog s. unten Abschnitt IV),
2) den langjährigen Vicepräsidenten, zuletzt Ehrenmitglied der Akademie Herrn Oberregierungsrat a. D. Dr. phil. Wilhelm Freiherrn von Tettau am 3. Oktober 1894. (S. Abschnitt I und die Gedenkrede S. 43).

b. Neu ernannt sind im ganzen 25 Herren:

1) An Stelle des oben genannten verstorbenen Herrn von Tettau ist als Vicepräsident der Akademie durch Beschluss des Senates vom 20. Oktober 1894 (S. unten S. 117) das frühere Senatsmitglied Herr Gymnasialdirektor Dr. Richard Thiele gewählt. Wir schalten hier einen Lebensabriss des jetzigen Vicepräsidenten der Akademie und eine Übersicht über die von ihm veröffentlichten Schriften ein.

Dr. Richard Thiele, geb. am 30. December 1846 zu Schwenda i. Harz (Kreis Sangerhausen), Sohn des Pastors Dr. Thiele daselbst, evangelischer Konfession, wurde auf dem Gymnasium zu Nordhausen und der lateinischen Hauptschule zu Halle a. d. S. vorgebildet, bezog Ostern 1866 die Universität Leipzig, um klassische Philologie und deutsche Sprache und Litteratur zu studieren, siedelte Ostern 1868 nach Halle über, wo er am 16. November 1869 zum Dr. philos. promoviert wurde, und am 23. Juli 1870 das Examen pro facultate docendi bestand. Schon vorher war er seit Ostern 1870 als wissenschaftlicher Hilfslehrer an der lateinischen Hauptschule zu Halle eingetreten, wo er von Michaelis 1870 bis ebendahin 1871 sein pädagogisches Probejahr ableistete; an derselben Anstalt blieb er als ordentlicher Lehrer und Inspektor auf der Pensionsanstalt bis Michaelis 1874 thätig. Zu jener Zeit wurde er als ordentlicher Lehrer an das Gymnasium zu Wesel berufen, Michaelis 1876 als Oberlehrer an das Gymnasium zu Bochum, an welchem er drei Jahre blieb, auch von Ostern 1878 bis Ostern 1879 das Direktorat interimistisch verwaltete. Michaelis 1879 wurde er zum Direktor am Fürstl. Lippeschen Gymnasium Leopoldinum zu Detmold ernannt, Ostern 1884 aber in gleicher Amtseigenschaft an das Königliche Gymnasium zu Ratibor berufen, das er bis zum Eintritt in seine am 1. Juni 1892 erfolgende Versetzung als Direktor an das Königl. Gymnasium zu

Erfurt verwaltete. Am 6. Juni 1892 wurde er durch Beschluss des Senates zum Mitglied der Akademie, am 10. Dezember 1892 zum Mitgliede des Senates ernannt.

Litterarische Publikationen des Vicepräsidenten bis zum Jahre 1894.

1. 1872. Prolegomena ad hymnum in Venerem Homericum quartum.
2. 1874. Der codex Mosquensis der Homerischen Hymnen, Philologus XXXIV.
3. 1876/77. Im Verein mit Fr. Schröter: Lessings Hamburgische Dramaturgie, 2 Bde.
4. 1877, 22. März Festrede.
5. 1878. Die deutsche Frau im Mittelalter.
6. 1879. Thomas Abbts Anteil an den Briefen die neueste Litteratur betreffend.
7. 1881. Eva Lessing, ein Lebensbild, Bd. I.
8. 1888. Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich III.
9. 1891. Vorlagen zum Uebersetzen für die Prima des Gymnasiums.
10. 1891. Zur Gestaltung der lateinischen Lektüre im Gymnasium. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik.
11. 1892. Aufgaben zum Uebersetzen ins Lateinische für angehende Studierende der klassischen Philologie.
12. 1893. Die Insel Island und ihre Bedeutung für das germanische Altertum.
13. 1895. Im Verein mit Fr. Schröter: Lessings Hamburgische Dramaturgie, Ausgabe für Schule und Haus.

Ausserdem viele Recensionen und kleine Abhandlungen in: Ztschr. f. deutsche Philol. v. Zacher, „Gymnasium", Philolog. Rundschau, Neue philol. Rundschau, Fleckeisens und Masius' Neue Jahrb. f. Philol. u. Päd., Berliner Gymnasialzeitsschrift, Pädagogisches Archiv u. a.

2) Zu Ehrenmitgliedern wurden folgende vier Herren ernannt:

Dr. Wilhelm Freiherr von Tettau am 12. September 1894, † am 3. Oktober ej. a.;

sodann am 20. Oktober:

Se. Excellenz der Oberpräsident der Provinz Sachsen, Herr von Pommer-Esche in Magdeburg,

der Landeshauptmann der Provinz Sachsen, Herr Graf von Wintzingerode in Merseburg,

der Prorektor der Universität zu Halle, Herr Professor D. Willibald Beyschlag;

3) zu Mitgliedern des Senates sind neu ernannt worden folgende drei Herren, welche bisher ordentliche Mitglieder waren:

Herr Oberregierungsrat Lucanus,
Herr Professor Dr. Bernhardt und
Herr Professor Hellwig.

4) Zu ordentlichen Mitgliedern in Erfurt am 20. Oktober folgende vier Herren:

Herr Divisionspfarrer Falke,
Herr Landgerichtsdirektor Herrmann,
Herr Rechtsanwalt Dr. Weydemann,
Herr Rechtsanwalt Dr. Martinius;

5) zu auswärtigen korrespondierenden Mitgliedern folgende 16 Herren; und zwar am 14. September:

Herr Dr. Eduard Sievers, ordentlicher Professor an der Universität zu Leipzig,

Herr Professor Dr. Valentin Hintner, Oberlehrer am akademischen Gymnasium in Wien;

sodann am 20. Oktober:

Herr Archivrat Dr. Keller in Münster i. W.
- Geb. Regierungsrat Universitäts-Oberbibliothekar Dr. Hartwich in Halle,
- Professor Dr. Behring in Halle,
- Geh. Hofrat Oberbibliothekar Dr. Pertsch in Gotha.
- Geh. Hofrat Dr. Ruland und
- Hofrat Prof. Dr. Suphan in Weimar,

die Universitäts-Professoren:

- Geh. Justizrat Prof. Dr. Thon,
- Prof. D. Dr. Nippold,
- Prof. Dr. Eucken und
- Prof. Dr. Stintzing in Jena,
- Pfarrer Wiegand in Mittelhausen,
- Pfarrer Dr. Schmidt in Sachsenburg,

Herr Domdiakonus Bithorn in Merseburg,
- Dr. phil. Kurt Breysig, Privatdozent an der Universität zu Berlin.

3. Bereits am 18. April 1894 hatte der Senat der Akademie beschlossen, auf die durch den Rektor und Senat der Universität Halle an die Akademie im März hj. a. ergangene Einladung zu der 200jährigen am 2. August 1894 stattfindenden Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg den Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann nach Halle zu senden und dem Rektor wie der Universität durch denselben die Glückwünsche der Akademie unter Überreichung einer geschmackvoll ausgeführten Gratulationstafel zu entbieten. Der Sekretär der Akademie entledigte sich dieses ehrenvollen Auftrages in der angegebenen Weise an jenem erhebenden, allen Teilnehmern unvergesslichen Feste. Die von Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele abgefasste Gratulationstafel hatte folgenden Wortlaut:

Quod bonum, felix, faustum sit!

Universitati illustrissumae Fridericianae Halensi
cum Vitebergensi consociatae,
almae artium liberalium nutrici,
quae die secundo mensis Augusti anni MDCCCLXXXXIV
diem natalem est actura,
quo die ducenti anni elapsi sunt, ex quo Fridericus ille tertius, elector Brandenburgicus magnificentissimus et splendidissimus, hanc litterarum sedem optumam et inclutissimam condidit,

Academia regia scientiarum utilium, quae est Erfurti,

ad studia colenda ante hos fere centum et quadraginta annos ab artium bonarum fautoribus condita et ab litterarum Maecenatibus aucta et adiuta, sociis clarissumis, inter poetas Goethio et Schillero, Alexandro de Humboldt inter homines doctos, optimo jure glorians, quae quodammodo ab universitate litteraria Erfurtensi celeberrima, de antiquitatis studiis renatis primum, diu, multum bene merita, postea temporum iniquitate inter arma exstincta per hereditatem studia civilia colenda accepit, in quo litterarum ludo pervetere et clarissumo Martini Lutheri, Germanorum hominum principis, animo studium est iniectum fidei christianae vere evangelicae restituendae, atque unde

Augustus Hermannus Franckius, olim in Thuringorum metropoli apud Augustinianos verbi divini minister, rabie adversariorum e patria eiectus Halas commigravit, ut decus esset universitati recens conditae, quae tamquam in locum nostrae universitatis successit et Saxonibus Borussorum sedes Musarum facta est,

Votis pientissumis pro perpetua academiae Fridericianae Halensis salute nuncupatis,

omnia fausta, felicia, fortunata precans,
ea, qua par est, reverentia
ex intima animi sententia gratulatur
ac voluntatis et fidei documentum
hanc tabulam esse voluit.
(L. S.)

Die in sauberem, elegantem Druck auf feinstem Papier hergestellte und mit einer geschmackvollen Kante versehene, in eine kunstvoll gearbeitete Kapsel geschlossene Tafel überreichte der Sekretär der Akademie in der in der Aula der Universität in Gegenwart Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht von Braunschweig abgehaltenen Festversammlung an Seine Magnificenz den zeitigen Rektor der Universität Halle, Herrn Professor D. Beyschlag. Die nachfolgende Ansprache, mit der er dieselbe zu überreichen gedachte, die ihm jedoch selbstverständlich wegen der grossen Anzahl von Gratulanten nicht vergönnt war, wirklich zu halten, mag hier eine Stelle finden:

„Aus der für die Geschichte des Humanismus und der Reformation wie der evangelischen Kirche Deutschlands so bedeutsamen altehrwürdigen Hauptstadt Thüringens, von der die Universität Halle einen August Hermann Francke und Breithaupt empfing, welche den Geist der neuen Hochschule in der Zeit ihrer ersten Blüte wesentlich mit bestimmten, habe ich die Ehre im Auftrage des Senates der dortigen Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften als deren zeitiger Sekretär und in Stellvertretung ihres durch sein hohes Alter am persönlichen Erscheinen verhinderten Vicepräsidenten Freiherrn von Tettau, eines Ehrendoktors der Universität Halle, dieser altberühmten Hochschule zu ihrer 200jährigen Jubelfeier die aufrichtigsten und ehrerbietigsten Glückwünsche zu überbringen. Unsere Akademie,

vor bald 150 Jahren gegründet durch Männer von dem weitschauenden Blick eines Leibniz nnd mit dem praktischen Gemeinsinn eines Thomasius, hat die Aufgabe, die Wissenschaft nicht bloss im engeren Gelehrtenkreise um ihrer selbst willen zu pflegen und zu fördern durch Mitteilung neuer, selbständiger Forschungen, sondern sie auch in steter lebendiger Berührung mit der Praxis, mit dem wirklichen Leben, ihren Bedürfnissen und Anforderungen zu erhalten und ihre gesicherten Ergebnisse für das Leben fruchtbar zu machen, sei es behufs Vervollkommnung der Technik zur Hebnng der materiellen Kultur und des bürgerlichen Gemeinwohls, sei es aber auch behufs angemessener Pflege und Bearbeitung der idealen, ethisch-geschichtlichen und literarischen Zweige der Wissenschaft zur Förderung und Verbreitung einer höheren ethischen, echt nationalen und christlichen Kultur und Bildung. Unsere Akademie zählte am Ende des vorigen Jahrhunderts zur Zeit eines Freiherrn von Dalberg die klassischen Vertreter der Bildung unseres Volkes, einen Goethe und Schiller, die Gebrüder Humboldt und andere Zierden der deutschen Wissenschaft zu ihren Mitgliedern und darf gegenwärtig mehrere hochangesehene Lehrer nnd Vertreter dieser Hochschule zu den Ihrigen rechnen.

In gerechter Würdigung und gebührender Anerkennung alles dessen, was dieses ehrwürdige Institut und mit ihr die gesamte Bürgerschaft der Stadt Erfurt an wissenschaftlicher Anregung und ethischer Förderung mittelbar nnd nnmittelbar der hervorragendsten Pflegestätte des geistigen Lebens unserer Provinz verdankt, widmet die Königliche Akademie der Universität Halle eine Votivtafel, auf welcher sie in lateinischer Sprache ihre Wünsche zum Ausdruck gebracht hat.

Dem mir gewordenen Auftrage, dieselbe Ew. Magnificenz zu überreichen, komme ich als früherer civis academicus dieser alma mater, der ich die Ehre habe, als einer Ihrer ältesten Schüler in der Zeit, wo Sie Ihr akademisches Lehramt antraten, zu Ihren Füssen gesessen zu haben, hierdurch mit um so grösserer Freude nach, als mir damit zugleich die erwünschte Gelegenheit geboten wird, den persönlichen Gefühlen unauslöschlicher dankbarer Verehrung gegen Ew. Magnificenz und die damals noch an dieser Hochschule wir-

kenden Männer, welchen ich mit so vielen meiner Genossen die fruchtbarsten und nachhaltigsten Anregungen für meine weiteren Studien und die ganze Richtung meines Denkens und Lebens verdanke, einen öffentlichen Ausdruck zu geben."

4. Die Bibliothek der Akademie hat nach Beschluss des Senates vom 14. November 1894 zufolge der neu geregelten Geschäftsordnung des Senates (S. Abschnitt V, No. 3 Schluss) einen neuen ständigen Verwalter erhalten in der Person des ordentlichen Mitgliedes Herrn Gymnasiallehrers Dr. Stange, welcher zugleich den Sekretär in äusseren Geschäften entlastet. Er hat bereits — seit Neujahr 1895 — sein Amt angetreten und in Gemeinschaft mit dem Sekretär einen neuen Lesezirkel (S. Geschäftsordnung Abschn. V, S. 3) ins Leben gerufen, in welchem die wertvollsten litterarischen Eingänge der Akademie nach einem für das ganze Jahr eingerichteten Turnus bei den einzelnen ordentlichen Mitgliedern der Akademie regelmässig umlaufen. Behufs zweckmässiger Auswahl der für den Lesezirkel des jedesmaligen folgenden Jahres zu bestimmenden Schriften werden zwei Mitglieder des Senates, welche zugleich das Amt eines Geschäftsführers der philosophisch-historischen bezw. mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie übernommen haben, in zwei zu dem Behufe angesetzten, innerhalb der Monate August und September stattfindenden ordentlichen Sitzungen regelmässig über die im jedesmaligen vorhergehenden und laufenden Jahre eingegangenen Druckschriften Bericht erstatten. Die beiden Herren Senatsmitglieder Professor Dr. Bernhardt und Professor Hellwig haben sich freundlichst bereit erklärt, dieses Amt zu übernehmen (S. Geschäftsordnung Abschnitt V, 3).

5. An Druckschriften sind der Bibliothek der Akademie übersandt und zwar zunächst

a. als Geschenke folgende Werke:

1) Vom Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele:

Was hat Preussen für Deutschland gethan. Ein Vortrag. 1894.

2) Vom Ehrenmitglied der Akademie, Seiner Excellenz dem

Herrn Staatsminister a. D. Dr. Freiherrn Lucius von Ballhausen auf Klein-Ballhausen:

Die Erfurter Familie Sebastian Lucius. Berlin 1894. Prachtexemplar.

3) Vom Sekretär der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann:

Je zwei Exemplare der beiden Vorträge: Der praktische Beruf der Wissenschaft und die Aufgabe der Erfurter Akademie. Erfurt 1895, und:

Gedenkrede auf den Vicepräsidenten der Akademie Herrn Oberregierungsrat Dr. Freiherrn von Tettau. Erfurt 1895.

4) Vom ordentlichen Mitglied der Akademie, Herrn Divisionspfarrer Falke folgende beiden Schriften:

Die Lehre von der ewigen Verdammnis. Eisenach 1892; und:

Die geschichtlichen Thatsachen des Neuen Testamentes. Gütersloh 1893.

5) Vom auswärtigen Mitgliede der Akademie, Herrn Geheimen Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt in Gotha folgendes grössere Werk:

Handbuch der allgemeinen und speziellen Arzeneimittellehre und Rezeptirkunst. Braunschweig; und folgende 25 kleinere Schriften:

1. Lebensbeschreibungen berühmter Ärzte und Naturforscher, welche aus Thüringen stammen.
2. Biographische Mittheilungen über die im Herzogthum Gotha thätigen Ärzte.
3. Quaedam de effectu, quem privatio singularum partium nutrimentum constituentium exercet in organismum eiusque partes.
4. Über den Tod durch Ertrinken.
5. Über die Pest in Thüringen.
6. Über die schmerzhafte Compression der Nervi vagi als diagnostisches Hülfsmittel zur Erkennung von Krankheiten innerer Organe.
7. Absichtliche Vergiftungen beim Menschen mit Kali chloricum.
8. Behandlung der Vergiftungen mit Metalloiden.

9. Zur Casuistik und Statistik der Neubildungen in der männlichen Brust.
10. Mittheilungen über das häufigere Vorkommen von Krebs in gewissen Gegenden und über die Ätiologie desselben.
11. Die intraorbitalen Geschwülste des Sehnerven.
12. Zur Geschichte der Tracheotomie bei Croup und Diphtherie, besonders in Deutschland.
13. Die Bade- und Kurorte Thüringens im Sommer 1884.
14. Handbuch der allgemeinen und speciellen Arzneimittellehre und Receptirkunst.
15. Über die Anwendung des Magnesialhydrats als Gegenmittel gegen arsenige Säure und Quecksilberchlorid.
16. Mittheilungen über neuere Arzneimittel.
17. Die Kola-Nuss.
18. Zur Geschichte der Anwendung des Chloroforms gegen die asiatische Cholera.
19. Erwürgung einer Mutter durch ihren 19jährigen Sohn, bei welchem Akte eine Zerbrechung des Kehlkopfes bewirkt wurde.
20. Der 6. internationale Congress für Hygiene und Demographie zu Wien.
21. Briefe Hahnemanns an einen Patienten aus den Jahren 1793—1805.
22. Ergebnisse der Fleischschau auf dem städtischen Central-Schlachthofe zu Berlin.
23. Die ersten Mittheilungen und Versuche über den Hypnotismus bei Krebsen.
24. Die Loco-Krankheit der Pferde und des Rindviehs.
25. Über das Vorkommen von Actinomycose beim Elephanten etc.

6) Vom auswärtigen Mitgliede der Akademie Herrn Pastor Dr. Georg Schmidt in Sachsenburg folgende wertvolle genealogische Werke:

Burgscheidungen.
Die Familie von Zobeltitz. Merseburg. 1888.
Die Familie von Dechen. Merseburg. 1890.
Die Familie von Wuthenau. Gr. Paschleben. 1893.

7) Vom auswärtigen Mitgliede Herrn Geheimen Hofrat Dr. Ruland in Weimar:

Nachträgliches zur Hans Sachs-Feier in Weimar; und: Über die Gustav-Adolf-Ausstellung im Grossherzoglichen Museum zu Weimar.

8) Vom auswärtigen Mitgliede Herrn Diakonus Bithorn in Merseburg:

5 Nummern der „Christlichen Welt": 1892, No. 48; 1893, No. 14; No. 26; No. 28; No. 34;

Eine Abhandlung zum Programm des Gymnasiums in Merseburg Ostern 1894: Die Lehrweise Jesu nach den Synoptikern; und:

Harnacks Theologie und die kirchlichen Bedürfnisse der Gegenwart. Göttingen 1893.

Den freundlichen Gebern sagen wir auch an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank.

b. Die gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, mit denen unsere Akademie ihre Schriften austauscht, sind unten (Abschnitt V, Statistische Nachrichten, No. 2) verzeichnet. Wir bitten, das nachstehende Verzeichnis zugleich als Empfangsbescheinigung für diejenigen Sendungen anzusehen, deren Empfang wir nicht durch eine besondere Karte testiert haben, namentlich für die laufenden Zeitschriften. Auch bitten wir, uns gütigst auf jede etwa vorhandene irrtümliche Angabe sofort aufmerksam zu machen.

Besonderen Dank sagen wir an dieser Stelle der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu München und der Kaiserlich Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien für die uns gütigst übersandten Statuten, bezw. Geschäftsordnung und reglementarischen Bestimmungen, welche uns zur Feststellung unserer neuen Geschäftsordnung wesentliche Dienste geleistet haben.

c. Zum Schluss gereicht es uns zur besonderen Freude, hier erwähnen zu können, dass die oben genannte Comenius-Gesellschaft, mit der unsere Akademie jüngst in Tauschverkehr getreten ist, den Vicepräsidenten der Akademie,

Herrn Gymnasialdirektor Dr. Richard Thiele, durch Beschluss des Ausschusses derselben vom 15. Januar 1895 zum Diplom-Mitglied erwählt hat, um laut liebenswürdiger Zuschrift des Vorsitzenden der Comenius-Gesellschaft, Herrn Archivrat Dr. Keller zu Münster i. W., „den freundschaftlichen Beziehungen", die zwischen unserer Akademie und der Comenius-Gesellschaft „seit Bestehen der letzteren vorhanden gewesen sind", einen äusseren Ausdruck zu geben.

III. Sitzungsberichte.

Erste Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 1. Juni 1894.

Die einzelnen Punkte des Programmes der auf den 20. Juni angesetzten zu Ehren des Herrn Vicepräsidenten Freiherrn von Tettau an seinem 90.Geburtstage stattfindenden öffentlichen Festversammlung, so wie der daran sich schliessenden Feierlichkeiten, werden im Anschluss an die vom Sekretär der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann, unterbreiteten Vorschläge festgestellt. Letzterer wird mit der Ausführung derselben beauftragt. (S. oben das Programm, Abschnitt I, S. 74.)

Zweite Sitzung.

Öffentliche Festversammlung zur Feier des 90. Geburtstages des Vicepräsidenten der Königlichen Akademie Herrn Oberregierungsrat Dr. Frhrn. von Tettau im grossen Saale von Vogels Garten.

Erfurt, den 20. Juni 1894.

Eine ausführliche Beschreibung dieser Versammlung ist oben im I. Abschnitt des Jahresberichtes S. 71 ff. gegeben. Über die Ansprache des Herrn Direktor Neubauer s. I. S. 83. Die

beiden vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann, und vom ord. Professor an der Universität Halle, Herrn Dr. A. Kirchhoff, gehaltenen Vorträge s. oben S. 1 ff. und S. 25 ff.

Dritte Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 12. September 1894.

Die in dieser Sitzung gefassten Beschlüsse sind von einschneidender Bedeutung für die weitere Entwicklung der Akademie und bilden die Grundlage für die gegenwärtig in Druck gegebene und den einzelnen Mitgliedern der Akademie übersandte Geschäftsordnung des Senates der Akademie (S. unten Abschnitt V, 3), welche eine wesentliche Erweiterung der alten, vorläufig noch zu Recht bestehenden Statuten der Akademie vom Jahre 1817 bezw. 1819 in sich schliesst. Die Motivierung jener Beschlüsse liegt in den Verhandlungen jener Sitzung vor, über welche ein ausführliches, von dem Sekretär der Akademie abgefasstes Protokoll zu den Akten genommen ist. Wir meinen den Wünschen der geehrten Mitglieder der Akademie entgegenzukommen, wenn wir jenes Protokoll in seinem ganzen Umfange an dieser Stelle veröffentlichen. Dasselbe ist nachträglich von sämtlichen Mitgliedern des Senates genehmigt worden. Es lautet, wie folgt:

Beginn der Sitzung 5¼ abends. Anwesend sämtliche Mitglieder des Senates mit Ausnahme des Herrn Realgymnasialdirektors Prof. Dr. Zange.

Der unterzeichnete Sekretär der Akademie übernimmt auf Beschluss der gegenwärtigen Mitglieder des Senates den Vorsitz der Versammlung und unterbreitet derselben seine Vorschläge behufs Beschlussfassung.

1. Den nächsten Anlass zur Berufung der Versammlung bot ein unter dem 2. September d. J. an den Senat übersandtes und zu Händen des Herrn Apotheker Dr. Biltz gegebenes Schreiben des bisherigen langjährigen Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Oberregierungsrats Dr. Freiherrn von Tettau, in welchem derselbe mit Rücksicht auf sein hohes Alter und seine Kränklichkeit den Senat bittet, ihn von dem Amte eines Vicepräsidenten zu entbinden und die Wahl einer an-

deren Persönlichkeit in seine Stelle zu bewirken. Der Senat beschliesst die Absendung eines Erwiderungsschreibens an den verehrten Herrn, in welchem demselben der Dank für die der Akademie geleisteten Dienste ausgesprochen und ihm von der durch den Senat beschlossenen Ernennung desselben zum Ehrenmitgliede der Akademie Kenntnis gegeben werden soll. Der unterfertigte Sekretär teilt eine diesbezügliche Vorlage mit. Dieselbe wird vom Senat genehmigt. Das zugleich mit dem Schreiben abzusendende Diplom soll von sämtlichen Mitgliedern des Senates unterzeichnet werden. Beides ist am 14. September abgesandt und durch ein Dankschreiben des Herrn von Tettau erwidert worden, welches vom 15. September datiert ist.

2. Der Senat wendet sich nunmehr dem zweiten Hauptpunkte der gemeinsamen Beratung zu, der Frage nach der Wahl eines neuen Vicepräsidenten. Das oben erwähnte Schreiben des Herrn von Tettau vom 2. Septbr. enthält bereits Vorschläge in dieser Richtung. Der Sekretär ist indes der Ansicht, dass man vorläufig von der persönlichen Frage noch Abstand zu nehmen habe und dagegen sich vorher über die rein sachliche Frage zu verständigen habe, ob es überhaupt eines neuen Vicepräsidenten bedürfe. Man könne diese Bedürfnisfrage bejahen einmal mit Rücksicht auf die Geschäftsführung und sodann mit Beziehung auf eine etwa erforderliche Repräsentation der Akademie nach oben. Was den ersten Punkt betreffe, so fehle es leider der Akademie überhaupt an einer bestimmten Geschäftsordnung; die Statuten enthielten über die besonderen Geschäfte, die Rechte und Pflichten des Vicepräsidenten so gut wie nichts, geschweige denn dass sie sich herbeigelassen hätten, die Rechte und Pflichten des Vicepräsidenten und des Sekretärs gegen einander abzugrenzen. Man sei also bei der Entscheidung dieser Frage lediglich auf die Praxis, die bestehende Observanz angewiesen. Nun stehe es fest — der unterzeichnete Sekretär konnte sich dabei auf ein ausdrückliches Zugeständnis des langjährigen bisherigen Vicepräsidenten Herrn von Tettau berufen, — dass seit ca. 40 Jahren, d. h. seit dem Zeitpunkt, wo der Professor Paulus Cassel und nach ihm der Direktor Koch das Amt eines Sekretärs der Akademie bekleideten, fast sämtliche Geschäfte

der Akademie ausschliesslich von dem zeitigen Sekretär besorgt worden seien. Letzterer habe gegenüber dem Vicepräsidenten eine durchaus selbständige Stellung eingenommen, er sei in Wahrheit „die Seele der Akademie“ gewesen, und der Vicepräsident habe thatsächlich keine andere Bedeutung als die einer ornamentalen Spitze der Akademie gehabt. In diesem und keinem anderen Sinne habe auch der unterzeichnete Sekretär als Nachfolger des Direktor Koch das ihm von dem bisherigen Vicepräsidenten namens des Senates der Akademie übertragene schwere und verantwortungsvolle Amt eines Sekretärs der Akademie aufgefasst, angenommen und verwaltet. Wenn er seine durchweg auf selbständiger Initiative beruhenden, dem Senate unterbreiteten Vorschläge zumteil dem bisherigen Vicepräsidenten vorher mitgeteilt habe, so sei das als eine im vorliegenden Falle selbstverständliche, durch das hohe Alter des ehrwürdigen Vicepräsidenten gebotene Pietätsrücksicht zu beurteilen; in der angegebenen Sachlage aber werde dadurch nichts geändert. Sei dies nun der seit c. 40 Jahren thatsächlich bestehende Zustand, so liege kein zwingender Grund vor, die angeregte Frage nach der Unentbehrlichkeit des Amtes eines Vicepräsidenten hinsichtlich der Geschäftsordnung zu bejahen. — Ähnlich verhalte es sich in Bezug auf die Repräsentation der Akademie nach oben. Wolle man aber gleichwohl die Frage nach der Unentbehrlichkeit eines Vicepräsidenten bejahen, so habe man, bevor man zur Wahl eines neuen Vicepräsidenten schreite, im Interesse der Herstellung oder Erhaltung eines guten persönlichen Einvernehmens zwischen den Vertretern der beiden wichtigsten Ämter der Akademie den klaffenden Riss, der zwischen der seit Jahren üblichen Observanz und den gegenwärtig noch geltenden Statuten besteht, zu beseitigen, indem man entweder auf dem Wege einer Änderung bezw. Erweiterung der vorhandenen Statuten oder durch Beschaffung neuer Statuten die Rechte und Pflichten des Vicepräsidenten und des Sekretärs bestimmter gegen einander abgrenze und rechtlich festlege.

In der an diese Darlegungen sich anschliessenden Diskussion machte Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele zu der in Rede stehenden Bedürfnisfrage geltend: So lange Seine Kgl.

Hoheit der Prinz Georg von Preussen noch am Leben und im thatsächlichen Besitze des Amtes eines Präsidenten der Akademie sei, könne man eines Vicepräsidenten nicht entbehren, da letzterer die Interessen und Rechte des abwesenden, in Berlin wohnenden Präsidenten wahrzunehmen habe. Man müsse also unter den gegenwärtigen Umständen zur Wahl eines neuen Vicepräsidenten schreiten; doch sei er damit einverstanden, dass vor der Wahl desselben die Obliegenheiten des Vicepräsidenten und des Sekretärs statutenmässig festgelegt werden. Der Senat beschliesst demgemäss.

3. Der Sekretär tritt nunmehr der Frage nach der Notwendigkeit und der Art der ins Auge zu fassenden Statutenänderung näher. Die erste Frage meint derselbe unbedingt bejahen zu sollen mit Rücksicht auf die seit Aufstellung und Genehmigung der neuen Statuten der Akademie vom Jahre 1819 völlig veränderten äusseren und inneren Verhältnisse derselben, namentlich hinsichtlich der Bestimmungen über die Zusammensetzung des Senates, die Zahl und den Wohnort seiner Mitglieder, die Ämter desselben, die Sitzungen u. s. w. Fast kein einziger Paragraph der Statuten könne heutzutage in der vorliegenden wörtlichen Fassung festgehalten werden. Da nun die Statuten nach keiner Seite hin dem wirklichen Thatbestande, noch auch den realen Bedürfnissen entsprechen, so sei nicht eigentlich eine Änderung der gegebenen Statuten, sondern eine Beschaffung von Grund aus neuer Statuten durch Gründe der Zweckmässigkeit, ja durch moralische Gründe geboten. Am empfindlichsten aber berühre der Mangel einer Geschäftsordnung. Die Geschäftsordnungsfrage sei von der Statutenfrage insofern zu trennen, als letztere mehr exoterischer Art und vor der Hand nicht unbedingt notwendig entschieden zu werden brauche, erstere dagegen als esoterischer Art sogleich ins Auge zu fassen sei, da sie vor der Wahl eines neuen Vicepräsidenten in den wichtigsten Punkten zu entscheiden sei. Der Senat sei nach §. 21 der Statuten berechtigt, die Wahl des Vicepräsidenten durch Kooptation zu vollziehen, lediglich ihm liege es auch ob, die Geschäftsordnung festzustellen. Für dieselbe kommen nach Ansicht des u. Sekr. vor allem folgende Punkte in Betracht:

1) Die Rechte und Pflichten des Vicepräsidenten und des Sekretärs sind in der Weise gegen einander abzugrenzen, dass ersterem die Repräsentation der Akademie nach aussen und nach oben, die Oberaufsicht über die äusseren Geschäfte und die Leitung der Senatssitzungen obliegt, letzterem dagegen in erster Linie die Fürsorge für das innere wissenschaftliche Leben und Gedeihen der Akademie besonders durch persönliche Bemühungen um geeignete Vorträge der Mitglieder, sodann aber auch die Redaktion der Jahreshefte und die damit notwendig verbundene Oberaufsicht über den Druck und den buchhändlerischen Vertrieb derselben, vor allem auch die Leitung der ordentlichen Sitzungen und der in denselben etwa stattfindenden Diskussion zufällt.

2) Der Sekretär ist nach zwei Seiten hin von Geschäften zu entlasten; ein Teil der äusseren, repräsentativen und formalen Geschäfte, die er bis jetzt stillschweigend mit versehen hat, fällt dem Vicepräsidenten zu, wie z. B. die Einladung zu den Senatssitzungen, sowie die Vorbereitung derselben u. a., sodann giebt der Sekretär, um sich ausschliesslich seiner Hauptaufgabe widmen zu können, jedoch nach selbständigem Ermessen, eine Reihe von rein mechanischen Geschäften, wie z. B. die Abfassung und Vervielfältigung von Einladungsschreiben, Zeitungsinseraten u. s. w., besonders auch die Buchung sämtlicher neu eingegangenen Druckschriften an einen neu zu bestallenden Bibliothekar ab.

3) Der Bibliothekar, der zugleich die Stelle eines zweiten Schriftführers vertritt und dessen Geschäftskreis im einzelnen neu festzustellen ist, erhält für seine Mühewaltung ein entsprechendes Honorar, während der Sekretär vom Jahre 1895 ab, wofern die Königl. Staatsregierung nicht ihren jährlichen Zuschuss mindestens verdoppelt, auf ein Honorar verzichtet, und sein Amt wie der Vicepräsident als ein Ehrenamt verwaltet.

Was nun das bei den Neuaufstellungen einzuschlagende Verfahren betreffe, so sei zwar in erster Linie die geschichtliche Überlieferung und die bestehende Praxis der Erfurter Akademie massgebend; doch würde es sich empfehlen, auch die an anderen deutschen Akademieen der Wissenschaften, wie an der zu Berlin, Göttingen, München und Wien zu Recht be-

stehenden reglementarischen Bestimmungen thunlichst zu berücksichtigen. Der Sekretär hat sich dem entsprechend an die genannten Akademieen mit der Bitte um Übersendung der Statuten und der Geschäftsordnung gewandt und die gewünschten Schriftstücke bereits erhalten.

In der nachfolgenden Diskussion erklärt sich Herr Direktor Dr. Thiele zunächst grundsätzlich damit einverstanden, dass das Amt des Sekretärs auch statutenmässig gehoben und gegenüber dem des Vicepräsidenten in seiner Selbständigkeit erhalten werde, ja er geht in einigen Punkten noch über die nach dieser Seite von dem u. Sekr. gemachten Vorschläge hinaus. Insbesondere billigt er es, dass der Sekretär in den ordentlichen Sitzungen den Vorsitz führe, überhaupt sei die Stellung des Sekretärs möglichst der des Sekretärs anderer Königl. Akademieen anzunähern. Er schliesst noch einige Wünsche an betreffs der von dem Sekretär zu verteilenden neu eingehenden Druckschriften, deren Hauptinhalt in kurzen mündlichen Vorträgen von seiten der dazu aufzufordernden Mitglieder mitzuteilen sei. Der Sekretär verspricht vorläufig unter der Hand, so weit es ihm möglich sei, dahin wirken zu wollen. Doch sei die Erfüllung dieses Wunsches durch eine ins Leben zu rufende gründliche Neuorganisation des Instituts bedingt, nach welcher sich die ordentlichen Mitglieder zur Übernahme bestimmter, regelmässig wiederkehrender Leistungen zu verpflichten hätten. Nähere Bestimmungen darüber könnten nur nach Beschluss einer Generalversammlung sämtlicher ordentlicher Mitglieder getroffen werden; letztere habe sich über die neuen Statuten schlüssig zu machen. Das von Herrn Direktor Neubauer erhobene Bedenken, es möchte das Amt des Vicepräsidenten durch die geplante Erhebung des Sekretärs herabgedrückt werden, und es werde sodann schwer fallen, jenes Amt mit einer geeigneten Persönlichkeit zu besetzen, wurde von den übrigen Mitgliedern des Senates nicht geteilt.

Schliesslich entschied sich der Senat, von einer eingehenderen Diskussion über die vom Sekretär gemachten Vorschläge (S. oben S. 114) vorläufig absehen zu wollen, und einigte sich zu folgenden Beschlüssen:

1. Der Senat ist gewillt, zur Wahl eines neuen Vicepräsidenten zu schreiten.

2. Bis zur Vollziehung der Wahl wird der zeitige Sekretär der Akademie interimistisch mit dem Vorsitz betraut.
3. Der Wahl eines neuen Vicepräsidenten soll die Feststellung der Hauptpunkte einer Geschäftsordnung der Akademie vorangehen.
4. Der Sekretär wird ersucht, eine diesbezügliche Vorlage dem Senat zu unterbreiten.
5. Über diese Vorlage wird der Senat in einer Mittwoch den 17. Oktober d. J. abends 6 Uhr in Vogels Garten stattfindenden Sitzung beraten und sich schlüssig machen. Dieselbe ist vorher den Mitgliedern des Senates zur Kenntnis zu bringen.

Schluss der Sitzung: abends 7 Uhr.

Erfurt, den 29. September 1894. **Prof. Dr. Heinzelmann,**
Sekretär der Akademie.

Vierte Sitzung.

Öffentliche Versammlung sämtlicher Mitglieder zur Gedächtnisfeier für den am 3. Oktober 1894 verstorbenen Vicepräsidenten der Königl. Akademie Herrn Oberregierungsrat Dr. Freiherrn von Tettau im grossen Saale von Vogels Garten.

Erfurt, den 17. Oktober abends 6 Uhr.

Die Beschreibung der Trauerfeier s. oben S. 87 ff.; die Gedenkrede des Sekretärs der Akademie s. S. 43 ff.

Fünfte Sitzung.

Sitzung des Senates in der Wohnung des Senatsmitgliedes und Rendanten der Akademie Herrn Apotheker Dr. Biltz, abends 6 Uhr.

Erfurt, den 20. Oktober 1894.

Der interimistisch mit dem Vorsitz betraute Sekretär der Akademie gedenkt zunächst des am 3. Oktober verstorbenen Herrn Vicepräsidenten. Die Anwesenden erheben sich, das Andenken des Heimgegangenen ehrend, von den Plätzen. Dann teilt der Vorsitzende einige auf dieses traurige Ereignis bezügliche Briefe mit. Es wird beschlossen, das nächste Heft als Gedenkbuch zu Ehren des Verstorbenen herauszugeben.

Dasselbe soll die in der Festversammlung zur Feier des 90. Geburtstages des Verewigten gehaltenen Vorträge und Ansprachen, wie die vom Sekretär bei der Gedächtnisfeier zu Ehren des Verstorbenen gehaltene Trauerrede bringen, auch soll es mit einer guten Photographie des vormaligen Vicepräsidenten geschmückt werden. Dann beschliesst der Senat verschiedene Neuernennungen, stellt die Termine der Vorträge für die ordentlichen Sitzungen und die öffentlichen Versammlungen fest und geht dann zu den beiden Hauptgegenständen der Beratung über.

1. Es handelt sich zunächst um die Feststellung der einzelnen Hauptpunkte der Geschäftsordnung. Dieselben werden fast sämtlich nach den Vorschlägen des Vorsitzenden angenommen.

2. Darauf wendet sich der Senat zur Wahl eines neuen Vicepräsidenten. Nachdem die dabei in Betracht kommenden formellen Gesichtspunkte, betreffend die Gültigkeit der Wahl durch Kooptation entsprechend dem §. 22 der Statuten der Akademie, sowie das Wahlverfahren vom Vorsitzenden erörtert und einige von einem Mitgliede des Senates erhobene Bedenken von ihm beseitigt worden sind, wird beschlossen, die Wahl zwischen den vier vom verewigten Vicepräsidenten in seinem vorletzten, an den Senat gerichteten Schreiben vom 2. September 1894 namhaft gemachten Herren zu treffen. Es sind die Herren Gymnasialdirektor Dr. Thiele in Erfurt, Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt in Gotha, Oberregierungsrat Lucanus und Senior D. Dr. Bärwinkel, beide in Erfurt. Der Senat wählte nunmehr auf Vorschlag des Vorsitzenden den Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele durch Zuruf einstimmig zum Vicepräsidenten der Akademie. Derselbe nahm die Wahl dankend an. Der Vorsitzende begrüsste sodann den neuen Vicepräsidenten und brachte ihm seine Glückwünsche dar, ebenso die übrigen Mitglieder des Senates.

Der Vorsitzende hob schliesslich hervor, dass die durch den Senat vollzogene Wahl nach den Statuten als perfekt anzusehen sei und keiner Zustimmung weiter von Seiten des Präsidenten der Akademie noch auch der Mitglieder der Akademie bedürfe, dass aber selbstverständlich dem Präsidenten,

wie den Ehrenmitgliedern und auswärtigen Mitgliedern der Akademie das Ergebnis der Wahl sogleich mitzuteilen, wie andererseits der neu gewählte Vicepräsident in einer demnächst zu berufenden Versammlung den ordentlichen Mitgliedern vorzustellen sei. Der Senat beschloss demgemäss.

Schluss der Sitzung $8^{1}/_{4}$ Uhr abends.

Sechste Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, Mittwoch den 31. Oktober 1894.

1. Der Sekretär der Akademie eröffnet die Versammlung als Vorsitzender mit dem Hinweis auf den schweren Verlust, der die Akademie betroffen hat durch den am 3. Oktober d. J. erfolgten Hintritt ihres langjährigen bisherigen Vicepräsidenten, des um die Erhaltung, Pflege und Förderung der Akademie, wie aller wissenschaftlichen und gemeinnützigen Interessen in unserer Stadt so hochverdienten Herrn Oberregierungsrat a. D. Dr. phil. Wilhelm Freiherrn von Tettau, verliest ein Schreiben der verwitweten Frau Adolfine Freifrau von Tettau, in welchem hochdieselbe für die mannigfache, von seiten der Akademie ihr bewiesene innige Teilnahme, besonders für die erhebende, am 17. d. M. zu Ehren des Heimgegangenen veranstaltete Gedächtnisfeier ihren tiefempfundenen Dank ausspricht, und fordert die anwesenden 20 Mitglieder der Akademie auf, sich vor Eintritt in die geschäftlichen Verhandlungen zu Ehren des Verstorbenen von den Sitzen zu erheben. Dies geschieht.

2. Nach Abwickelung der üblichen Geschäfte — Vorstellung neuer Mitglieder, Mitteilung der wichtigsten gedruckten und schriftlichen Eingänge u. s. w. — liest der Vorsitzende die Protokolle der beiden letzten Senatssitzungen vom 12. September und vom 20. Oktober d. J. (s. oben S. 110 und 111) vor. Der neu erwählte Vicepräsident wird sodann von dem vorsitzenden Sekretär der Versammlung begrüsst und den Mitgliedern vorgestellt. Der Vicepräsident erwidert die Begrüssung durch eine Ansprache. Dieselbe wird durch den vorsitzenden Sekretär kurz erwidert.

Letzterer fordert die anwesenden Mitglieder auf, sich zu Ehren des neuen Vicepräsidenten von ihren Plätzen zu erheben. Dies geschieht.

3. Hierauf entspinnt sich eine längere Diskussion über die Frage, ob es rätlich bezw. notwendig sei, zur Änderung der vorliegenden, durch eine Kabinetsordre vom 1. September 1819 bestätigten Statuten zu schreiten. Von einer Seite wird diese Frage verneint und diese Ansicht folgendermassen begründet. Allerdings könne man sagen, dass eine neue Geschäftsordnung, falls sie erhebliche Abweichungen von dem früheren statutenmässig festgelegten Verfahren in sich schliesse, mit Notwendigkeit auch eine Änderung der Statuten nach sich ziehe. Allein die Hauptpunkte der Geschäftsordnung, welche übrigens eine lediglich innerliche Angelegenheit des die Geschäfte der Akademie leitenden Vorstandes, d. h. des Senates, sei, könnten, falls ein Bedürfnis dazu vorliege sie ausdrücklich schriftlich zu fixieren, immerhin so gefasst werden, dass dadurch die Statuten in ihrem Wortlaute nicht berührt werden, und mithin die Geschäftsordnung, da die Statuten nichts Bestimmtes über dieselbe enthielten und auch in den Akten der Akademie nichts darüber zu finden sei, zwar praeter legem, aber doch nicht contra legem seien. Letzterer Art seien nun aber wohl einige vom Sekretär verlesenen, vom Senate beschlossenen Änderungen. Da es nun ratsam sei, von einer Änderung der Statuten, die bei allen denjenigen Korporationen, die sich auf eine Kabinetsordre stützten, höchst misslich und schwierig sei, vorläufig abzusehen, andrerseits aber eine genaue Kenntnis der Geschäftsordnung auch für alle ordentlichen Mitglieder von grösstem Interesse sein müsse, wenn auch zuzugeben sei, dass dieselben nach dem Wortlaut der Statuten eine lediglich beratende, nicht aber eine beschliessende Stimme hätten, da die Entscheidung in allen wichtigen geschäftlichen Fragen ausschliesslich in den Händen des Senates ruhe, so empfehle es sich, die verlesenen Hauptpunkte der Geschäftsordnung sämtlichen ordentlichen Mitgliedern durch den Druck zugänglich zu machen uud sie durch den Sekretär mittelst eines Anschreibens bis zur nächsten Sitzung übersenden zu lassen, damit dieselbe des weiteren darüber beraten könne.

4. Die Versammlung tritt diesem Vorschlag bei. Auch die Mitglieder des Senats erklären sich damit einverstanden, den Beschluss über die Änderung der Statuten vorderhand noch zu vertagen. Die Versammlung beschliesst:

1) Von einer Abänderung der Statuten wird vorläufig Abstand genommen.
2) Der Senat wird gebeten, die Hauptpunkte einer Geschäftsordnung aufzusetzen, dieselben durch den Druck festlegen und ein gedrucktes Exemplar derselben jedem einzelnen ordentlichen Mitgliede der Akademie zugehen zu lassen.
3) In der nächsten, auf den 12. Dezember angesetzten ordentlichen Sitzung soll über diesen Gegenstand gemeinsame Beratung gepflogen werden.

Schluss der Sitzung 8¼ Uhr abends.

Siebente Sitzung.

Erste öffentliche Versammlung in der Aula der ehemaligen Realschule.

Erfurt, den 7. November 1894.

Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Divisionspfarrer Falke aus Erfurt hält einen freien Vortrag über das Thema: Buddha, Mohammed, Jesus".

„Drei Weltreligionen", so begann der Redner seinen geistvollen und äusserst fesselnden Vortrag, „stehen heute einander gegenüber im letzten Entscheidungskampfe, die eine, 2½ Jahrtausend alt, erstarrt, mumienhaft, die Mönchsreligion des Buddhismus auf Ceylon, in Siam, Birma, in Tibet und in der Mongolei; die andere, das Schwert in der Faust und den Koran in der Linken, kraftvoll vorwärts schreitend im fanatischen Missionseifer, der Islam in der Türkei, in Kleinasien, Persien und Nordafrika, und die dritte, die Religion des Kreuzes, das Christentum in Europa. Welcher von den Dreien wird die Palme der Weltherrschaft endlich zu teil werden? Sicherlich derjenigen, welche die Wahrheit in sich trägt. Welcher Religion ist aber die eine, volle, reine Wahrheit geworden? Die Wahrheit und Göttlichkeit einer Religion offenbart sich nicht bloss, wie Lessing in der Ringparabel seines Nathan es darstellt, in Werken der Liebe und in der

Erzeugung frommer gottergebener Gesinnung, sondern vor allem auch in der Kraft, die Menschen sittlich zu erneuen, sie innerlich umzuwandeln. Dazu aber kommt noch ein zweites geschichtliches Moment. Der wichtigste Massstab zur Beurteilung einer Religion ist die Persönlichkeit des Stifters. Denn nach der sittlichen Beschaffenheit des Religionsstifters richtet sich der Wert oder Unwert des von ihm ausgehenden Werkes. Der Redner hat sich als Aufgabe gesetzt, die Persönlichkeiten der Stifter der drei genannten Weltreligionen, Buddha, Mohammed und Jesus, vergleichend vor Augen zu führen. Er entrollt zunächst in kurzen, kräftigen und anschaulichen Zügen an der Hand geschichtlich verbürgter Thatsachen ein Lebensbild der drei Religionsstifter und wendet sich der vergleichenden Betrachtung der religiös-sittlichen Eigenart der drei Religionsstifter zu, um schliesslich die Frage nach der Wahrheit ihrer Lehre zu entscheiden. Buddha fehlt bei allen seinem hochgespannten Erlöser-Selbstgefühl, bei seiner mönchischen Entsagung und seinem ungemessenen Tugendstolz die menschlich empfindende Seele, das fühlende Herz. Das gilt auch von dem ganzen Buddhismus. In der buddhistischen Religion giebt es keinen persönlichen Gott; Sehnsucht nach ihm, Gebet und Glaube sind dort ganz fremde Begriffe. Der Mensch ist sein eigener Gott. Aber erdrückend wirkt auf das dadurch erzeugte Selbstgefühl die fatalistische Weltanschauung mit ihrem ehernen Gesetze der Seelenwanderung, nach welchem jede That unbarmherzig die ihr entsprechenden Folgen nach sich zieht, sie nimmt Atem, Hoffnung und jede Lebensfreudigkeit. Der Buddhist betrachtet daher die Welt als ein Jammerthal und sehnt sich, aus seinem Joch, seinem elenden Einzeldasein herauszukommen, ins Nichts aufgelöst und so „erlöst" zu werden. Der Buddhismus ist gar keine Religion, er ist auch keine Philosophie, sondern er ist nur eine seelenmörderische Ethik von radikalem Nihilismus. Er ist nichts als eine rein passive, alle Lebensfreude ertötende und allen Fortschritt, wie alle innere Entwickelung und Ausbildung vernichtende Duldermoral, die nur zulässt, alles über sich ergehen lässt, nur zusieht, aber nicht aus Liebesabsicht handelt, nicht rettet, heilet,

tröstet. Brütender Stumpfsinn ist die sittliche Frucht dieser Moral, eine sittliche Erneuerung, eine Umwandlung und Stärkung des innern Menschen kann von ihr selbstverständlich nicht ausgehen; damit hat sich der Buddhismus selbst das Urteil gesprochen.

Mohammed steht als Mensch, als sittliche Persönlichkeit, tief unter Buddha, denn auch seine wissenschaftlich bedeutendsten Kenner müssen zugeben, dass er seinen Prophetenruf mit scheusslichen Lastern befleckt hat; er war in der zweiten Hälfte seines Lebens ein Wollüstling, ein Mörder und Betrüger; Sprenger, der grösste Kenner Mohammeds, nennt ihn „einen Heuchler und Schurken". Aber seine Lehre ist besser als er selbst; denn er hat sie nicht aus sich selbst, sondern er hat sie von andern erhalten. Es sind die Grundlehren des späteren Judenchristentums, die er einfach in seine Religion herübergenommen und für neue Offenbarungen ausgegeben hat. Der starre, fatalistisch gefasste Monotheismus mit seiner äusserlichen Werkgerechtigkeit und seiner einseitigen Betonung der möglichst sinnlich ausgemalten jenseitigen Strafen und Belohnungen im Himmel und in der Hölle als Antriebs- und Abschreckungsmitteln der Sittlichkeit. Die ganze Religiosität des Islam besteht gegenüber dem mit despotischer Machtvollkommenheit die Geschicke der Menschen leitenden Gottes, bei dem die christlichen Eigenschaften der Güte und Barmherzigkeit zurücktreten, in blinder Ergebung und unbedingter Unterwerfung. Eine innere Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungs-Möglichkeit fehlt ganz und gar. Im Gegenteil erzieht diese Religion vielmehr zum Hochmut und zur Selbstgerechtigkeit. Buddha verlegte das Wesen der Religion nach innen, Mohammed mehr in das äusserliche Thun. Buddha will die Seele ertöten und den Menschen von seinem Ich befreien; Mohammed führt im Gegenteil die Seele erst recht in die Fesseln des Lebens hinein. Seine Ethik ist weiter nichts als eine Fülle unzusammenhängender Gebote, die uns die Weihe des göttlichen Geistes durchaus vermissen lassen. Die bestehende Haremswirtschaft mit der Herabwürdigung des Weibes, die trotz Staatsverbot doch offen betriebene Sklaverei,

der Despotismus der Machthaber, der Fanatismus der Massen und die überall hervortretende hochmütige Werkgerechtigkeit lassen deutlich erkennen, wie wenig der Islam im stande ist, seine Anhänger sittlich umzubilden. Es fehlt ihm das streng sittliche Gefühl, welches in sich selbst den heiligen Massstab des Handelns trägt, und vor allem mangelt ihm die vorbildliche Persönlichkeit des Stifters, die in die Höhe zieht. Der Islam ist eine weltliche Religion mit irdischen Zielen; er ist ein despotisches Prinzip im Gewande der geborgten juden-christlichen Form; er ist und bleibt Theokratie. Er wird darum stets der geistlich-sittlichen Bildung eines Volkes hemmend im Wege stehen, kann aber mit seinem Monotheismus und seinem Abhängigkeitsgefühl von Gott viel eher eine Brücke zum Christentum bilden, als der geist- und seelenverderbende Buddhismus.

Allein das Christentum besitzt die Kraft, die Menschen innerlich zu erneuern und zwar vor allem in der für das Wesen dieser Religion massgebenden Bedeutung der Persönlichkeit ihres Stifters. Jesus Christus, der Gottes- und Menschensohn, der von sich sagen darf: Ich und der Vater sind eins, hat ein grösseres Selbstbewusstsein besessen als alle anderen Menschen. Aber dieses sein ungeheueres Selbstgefühl offenbart sich in jener in der Welt einzig dastehenden Liebe, welche sein ganzes Leben in allen seinen Äusserungen beherrscht und durchdringt und die bei seinem Leiden und Sterben ins Unermessliche sich steigert. Diese Persönlichkeit übersteigt alle menschliche Grösse, sie ist ein Wunder. Und dennoch ist sie kein Schemen und Schatten, keine fleisch- und blutlose himmlische Gestalt, sie ist menschlich durch und durch. Christus hat sich weder Allwissenheit, noch Allmacht, noch absolute Vollkommenheit beigelegt. Er steht vor uns wie ein Mensch, er ist sinnlich beschränkt und entwickelt sich in echt menschlicher Weise, auch die Prüfung und Anfechtung ist ihm nicht erspart. Aber er steht vor uns wie ein vollendeter Mensch, und seine spezifisch menschlichen Eigenschaften haben wieder das Wunderbare an sich, dass sie uns mit unwiderstehlicher Gewalt an ihn ketten. Es ist nicht allein seine gewaltige Geistesgrösse, die uns anzieht, es ist besonders ein Zwiefaches, seine alles bezwingende, hoheitsvolle, harmo-

nische Charaktergrösse und seine, im demütigen und zuversichtlichen Gebet sich offenbarende unbedingte Abhängigkeit von Gott. Das ist der biblisch-historische Christus. In dieser einzigartigen, Buddha und Mohammed weit hinter sich lassenden Persönlichkeit tritt uns etwas absolut Ursprüngliches und Übernatürliches im eigentlichen Sinne entgegen; in ihm tritt uns Gottes unmittelbares, schöpferisches Wirken in nie geahnter Herrlichkeit an den Tag. — Und göttlich gross wie er selbst ist auch das durch ihn gestiftete Christentum. Wenn Buddha der zum Nichts verurteilten Seele den Gott nimmt und sie im selbstmörderischen Kampfe auf sich selbst stellt voller Ekel gegen Welt und Sein, wenn Mohammed die Seele erzittern macht vor dem unabänderlichen Willen des heiligen Gottes und ausserdem noch die Seele, anstatt sie über die Welt zu erheben, in dieselbe verstrickt durch allerlei äusseres Werk und sinnliche Hoffnung, so bringt Christus uns die Gewissheit eines himmlischen Vaters, der nichts will, als völlige Hingabe der Seele an ihn; er bringt uns damit eine Religion, die zugleich demütigt und erhebt, zur Erkenntnis der Sünde führt und sittlich erneuert. Und was die Hauptsache ist: Mitten hinein in diese Liebesreligion stellt er sich selbst. Erst durch ihn hindurch, den Sohn des Vaters voller Gnade und Wahrheit, führt der Glaube den Menschen in die Kindesstellung zu Gott. Der Buddhismus und der Islam können bestehen auch ohne centralen Mittelpunkt ihrer Stifter. Die Wahrheit des Christentums aber steht und fällt mit der Person Jesu Christi, weil er sie allein verbürgt mit seinem Leben, seinem Tode und seiner Auferstehung. Und diese Religion passt für alle, für Juden und Heiden, für Gebildete und Ungebildete, für Grosse und Kleine, vor allem für die Mühseligen und Beladenen; sie hat allein in sich die Kraft, Völker zu erziehen und das in den Menschen hineingeschaffene Ebenbild Gottes nach allen Seiten zur reinsten Ausgestaltung zu bringen. Sie ist die einzige Erlösungsreligion, deren Wahrheit jeder an sich und in sich erfahren kann, der mit empfänglichem Herzen in sie eintritt.

Der Redner schloss seinen gedankenreichen, lichtvollen und überzeugenden Vortrag mit folgendem vergleichenden

Rückblick auf die drei von ihm betrachteten Weltreligionen: „Dem Christentum allein gebührt die Siegespalme. Der Buddhismus ist die Religion der Vernichtung, der Islam die Religion der Selbstgerechtigkeit und des Fleisches, das Christentum die Religion der erlösenden Liebe. Buddha treibt aus dem Leben hinaus, Mohammed in das Leben hinein, Jesus allein erhebt uns darüber. Der Buddhismus macht weltmüde, der Islam weltselig, das Christentum weltüberwindend. Buddha ist darum nur ein weltflüchtiger Ascet, dessen Bahnen zu folgen der Persönlichkeit den Tod bringt; Mohammed ein sittlich verwerflicher Theokrat, dessen Islam die Seele in Ketten schlägt und unfrei macht; Jesus allein ist der Heiland, dessen Religion das Reich Gottes auf die Erde gebracht hat. Sein ist der Sieg. — Mag auch der Bodhi-Baum seine Zweige schattend breiten über 450 Millionen Menschen, mag auch der Halbmond des Islam noch immer vorwärts schreiten und mit Feuer und Schwert die Geister bändigen, die Axt ist ihnen beiden doch schon an die Wurzel gelegt, und Erfolge mancherlei Art weisen prophezeiend in die Zukunft. Das Kreuz ist das Siegeszeichen der Welt, und Buddha und Mohammed werden sich einmal, wenn die Stunde gekommen ist, vor ihm neigen und werden mit allen Zungen, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind, bekennen, dass in keinem anderen Heil, dass auch kein anderer Name den Menschen gegeben ist, darinnen sie sollen selig werden, als der Name Jesu Christi."

Achte Sitzung.

Sitzung des Senates

in dem Sitzungssaale der Königl. Regierung, 6 Uhr abends.

Erfurt, den 14. November 1894.

1. Der Vicepräsident, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, eröffnet als Vorsitzender des Senates die Sitzung mit einem Hinweis auf die Tagesordnung. Hauptgegenstand derselben ist die gemeinsame Beratung und Beschlussfassung über die von dem Sekretär zufolge den Senatsbeschlüssen vom 12. September und 20. Oktober d. J. abgefasste Geschäftsordnung des Senates. Im Anschluss an die

zunächst stattfindende allgemeine Diskussion beschliesst der Senat:

a) Es soll ein neues Amt, das eines ständigen Bibliothekars, geschaffen werden. Der Inhaber dieses Amtes soll aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder gewählt werden und eine vom Senate bestimmte feste Remuneration von 100 Mark erhalten. Der Senat erwählt das ordentliche Mitglied Herrn Gymnasiallehrer Dr. Stange zum Bibliothekar der Akademie. (Derselbe hat sich später bereit erklärt, das Amt anzunehmen.)

b) Übergehend zur speziellen Diskussion beschliesst der Senat, dass die Überschrift des zu druckenden Schriftstücks lauten soll:

   Geschäftsordnung des Senates der Akademie
   gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt,

   sowie, dass die einzelnen Hauptabschnitte desselben folgende Überschriften tragen sollen:

   A. Allgemeine Bestimmungen.
   B. Besondere Bestimmungen.
   C. Instruktion für den Bibliothekar.

   Die einzelnen Bestimmungen sollen durch fortlaufende Paragraphen bezeichnet werden.

Sodann werden vom Vicepräsidenten einzelne Verbesserungen mehr redaktioneller Art in Vorschlag gebracht, welche der Senat billigt und dem Sekretär zur Berücksichtigung bei der Redaktion des Schriftstückes empfiehlt. Letzterer wird aufgefordert, dasselbe drucken zu lassen und ein Exemplar desselben jedem ordentlichen Mitgliede zu übersenden, und zwar unter Beifügung eines gedruckten Zirkulars, durch welches die Mitglieder aufgefordert werden, bis zum 5. Dezember a. c. ihre Wünsche betreffs einzelner Punkte, bezw. ihre Abänderungsvorschläge dem Sekretär schriftlich einzureichen. Nur die schriftlich vorher eingereichten Vorschläge sollen von dem Senate in Erwägung gezogen werden, damit die am 12. Dezember stattfindende ordentliche Sitzung nicht übermässig belastet werde.

2. Betreffs des zugleich als Denkschrift zu Ehren des verstorbenen Vicepräsidenten Herrn von Tettau zu veröffentlichenden nächsten (XXI.) Jahresheftes wird bestimmt,

dass dasselbe ausser den beiden vom Sekretär und Herrn Professor Dr. Kirchhoff aus Halle bei Gelegenheit der Feier des 90. Geburtstages des Verewigten gehaltenen Vorträgen, so wie der vom Sekretär bei der zum Gedächtnis des Verstorbenen veranstalteten Trauerfeier gehaltenen Gedenkrede keine weiteren wissenschaftlichen Abhandlungen enthalten soll, da das Kapitalvermögen der Akademie durch die Herausgabe der letzten beiden kurz nach einander veröffentlichten, sehr umfangreichen Jahreshefte und durch andere in den letzten vier Jahren erfolgten ausserordentlichen Ausgaben bereits sehr in Anspruch genommen worden ist. Dagegen soll das Jahresheft eine ausführliche Beschreibung sowohl der 90. Geburtstagsfeier, wie der Trauerfeier nebst den bei dieser Gelegenheit kundgegebenen Ansprachen und Nachrufen, so wie auch eine eingehende Darlegung der über die Geschäftsordnung gepflogenen Verhandlungen des Senates nebst einem Abdruck der an sämtliche Mitglieder der Akademie zu versendenden Geschäftsordnung selbst enthalten.

3. Der Rendant der Akademie, Herr Apotheker Dr. Biltz, macht Mitteilungen betreffs des gegenwärtigen Standes des Vermögens der Akademie. Die Akademie besitzt gegenwärtig ein Kapital von

4500 Mark

in Staatspapieren. Da

die Zinsen	167 Mark,	
der jährliche Staatszuschuss	392 -	
die Extra-Einnahmen circa	30 -	betragen,
so sind Summa circa	589 Mark	

jährlich verwendbar für die Zwecke der Akademie, wenn das Kapital unangetastet bleiben soll. Davon aber gehen ab 271 Mark an laufenden Ausgaben, mithin bleiben nur circa 318 Mk. übrig.

Seit dem Jahre 1889 ist der Zuschuss des jährlichen Beitrages des Präsidenten der Akademie Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Georg von Preussen in Wegfall gekommen. Derselbe belief sich auf jährlich c. 180 Mark.

Der Rendant giebt ferner die laufenden Ausgaben für das Jahrbuch seit 1884 an:

1884	2328	Mark,
1892	1191	-
1893	1386	-
1894	1371	- ,

durchschnittlich betragen dieselben seit 13 Jahren pro Jahr = 781 Mark, früher weniger.

4. Hieran schliesst sich eine Verhandlung betreffs der Frage, ob der Vicepräsident künftig ausser dem Sekretär jede einzelne Rechnung unterschreiben soll. Die Frage wird verneint. Es genügt, dass der Sekretär, an den sämtliche Rechnungen der Akademie einzusenden sind, dieselben prüft und dem Rendanten zur Zahlung überweist. Dagegen soll der Vicepräsident die vom Rendanten auszustellende Jahresrechnung entlasten.

Schluss der Sitzung 8 Uhr abends.

Neunte Sitzung.

Zweite öffentliche Versammlung in der Aula der ehemaligen Realschule abends 6 Uhr.

Erfurt, den 28. November 1894.

Das auswärtige Mitglied der Akademie, Herr Domdiakonus Bithorn aus Merseburg, spricht in freier Rede über: „Die Bedeutung der Phantasie im menschlichen Geistesleben."

Der Redner führte unter Beibringung zahlreicher treffender Beispiele im Einzelnen Folgendes aus: Die Phantasie ist die Fähigkeit der Seele, Anschauungen unabhängig von der Erfahrung zu kombinieren. Diese Unabhängigkeit ist allerdings keine unbedingte: alles menschliche Schaffen bleibt an das Material gebunden, das die Erfahrung darbietet, eine Schöpfung aus Nichts bleibt unserem Geiste versagt. Doch besitzen wir innerhalb der vorhandenen Grenzen ein hohes Mass freier Bewegung: wir sind nicht sklavisch an die gegebenen Formen und Bilder gebunden, sondern können über sie hinweg zu neuen Kombinationen fortschreiten. Welche Bedeutung hat nun dieses Vermögen, anschauliche Vorstellungen frei zusammenzufügen, für unser gesammtes Geistesleben? Ungehemmt von einer klaren Erkenntnis der Gesetze des Welt-

laufes kann sich der innere Bildsinn im Kinde entfalten. Ein echtes Kinderleben ist ohne Phantasie nicht denkbar. Was wäre ein Kind ohne Spiel, und was ein Spiel ohne Phantasie! Verödet würde die Kindheit erscheinen, wenn ihr die Fähigkeit verkümmert würde, von innen heraus eine Welt ganz eigener Art zu schaffen. Allein das Spiel darf nicht immer im Mittelpunkte des Lebens stehen: ernste Aufgaben treten an den Menschen heran, die anstatt des Tändelns ein zielbewusstes Streben erfordern. Doch wird darum die Phantasie für das reifere Lebensalter nicht bedeutungslos. Sie nimmt bei allen gesunden Naturen nur eine etwas andere Form der Bethätigung an als in der Kindheit. Sie setzt sich nicht mehr über alle Regeln willkürlich hinweg, sondern schmiegt sich der Erfahrung enger an. Alles verständnisvolle Hören oder Lesen von Schilderungen Anderer setzt die Mitwirkung der Einbildungskraft voraus, jede lebendige Erinnerung vollzieht sich nur mit ihrer Hilfe, sie ist die ständige Hilfsarbeiterin des Gedächtnisses. Wie die Vergangenheit, so rückt sie auch die Zukunft dem Bewusstsein näher; alle Hoffnungen und Befürchtungen sind mitbedingt durch das Bild, welches wir uns von den kommenden Tagen und Stunden entwerfen. So übt die Phantasie einen wesentlichen Einfluss auf die geistige Atmosphäre aus, in der wir täglich atmen, sie bestimmt den Wärmegrad des seelischen Daseins. Auch die höchsten geistigen Regungen können sich ohne ihre Hilfe nicht frisch und gesund entfalten. Allgemeine Tugendregeln lassen das Herz kalt, anschauliche Ideale nur erwecken Begeisterung. Das religiöse Leben sinkt da unter den Gefrierpunkt herab, wo starre Formeln allein regieren; zu warmer lebendiger Frömmigkeit erhebt sich das Gemüt nur, wenn das Übersinnliche durch die Einbildungskraft versinnlicht wird. Centrale Bedeutung hat die Phantasie für das künstlerische Schaffen. Das war in den Tagen der Romantik eine selbstverständliche Wahrheit; heute, in der Zeit eines einseitigen Realismus, ist das vormals Selbstverständliche viel umstritten. Der Phantasterei soll nicht das Wort geredet werden. Es giebt einen sogenannten Idealismus, der im Interesse der Kunst bekämpft werden muss. Künstler und Dichter können sich nur mit Hilfe scharfer Beobachtung der Natur und des Menschenlebens zu

fruchtbarem Schaffen erheben. Aber niemals wird aus der blossen Wiedergabe des Anstudierten ein grosses Werk hervorgehen. Eine Kunst, die nichts anderes sein will als eine Photographie der gemeinen Wirklichkeit, verdient ihren Namen nicht mehr. Vom echten Dichter wie von jedem wahren Künstler gilt das Wort: „Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur, das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt, nnd sein Gefühl belebt das Unbelebte.“ Nicht die Alltagsfiguren des einseitigen Realismus, sondern die grossen Gestalten der Phantasie sind unsterblich: „was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie.“ Doch nicht nur Dichter und Künstler erheben sich auf den Flügeln der Einbildungskraft zu unsterblichen Werken, auch jeder bahnbrechende Forscher bedarf ihrer im hohen Grade. Das gelehrte Handwerk kann zur Not auf ihre Mitwirkung verzichten, soll dagegen die Wissenschaft einen grossen, genialen Zug tragen, so muss die Phantasie zu Hilfe gerufen werden. Ein wissenschaftliches Genie darf nicht nur stark sein im Zerlegen, es muss auch gross sein im Zusammenschauen. Eine so bedeutsame Macht verdient die sorgfältigste Pflege. Der Erzieher muss besonders nach zwei Seiten hin seine Aufmerksamkeit richten, er muss ebenso auf Förderung des Wachstums, wie auf das Beschneiden wilder Triebe bedacht sein. Der Spieltrieb ist anzuregen und in die rechten Bahnen zu lenken; der Unterricht muss anschaulich gestaltet werden. Doch ist mehr Wert auf die Qualität als auf die Quantität der Anschauungsmittel zu legen: Überfülle verwirrt, weise Beschränkung dagegen gewöhnt an ein gründliches Durcharbeiten und regsames Weiterarbeiten. Ebenso wie auf Belebung muss auch auf Zügelung der Phantasie Bedacht genommen werden. Alle Freiheit ist doppelseitig, sie kann zu Segen, aber auch zum Fluche werden. Das gilt auch von der freien Kombinationsgabe unseres Geistes, von der Einbildungskraft. Sie kann sich in unserem Seelenleben als freundlicher Engel erweisen, aber auch als unheimlicher Dämon: „Furchtbar wird die Himmelskraft, wenn sie der Fessel sich entrafft.“ Im Garten der Phantasie dem Grundsatze huldigen: „Lass wachsen, was da wachsen will“, ist äusserst gefährlich. Auch im späteren Leben noch ist beständige Kontrolle nötig. Die Überwachung der Einbildungskraft ist eine der wichtigsten

Aufgaben der Selbsterziehung, auch für das Phantasieleben ist das Wort zu beherzigen:

„Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben;
Wer Grosses will, muss sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann die Freiheit geben."

Zehnte Sitzung.

Dritte öffentliche Versammlung in der Aula der ehemaligen Realschule, abends 6 Uhr.

Erfurt, den 5. Dezember 1894.

Das auswärtige Mitglied der Akademie, der Dozent der Geschichte an der Universität Halle Herr Dr. R. Brode hielt einen Vortrag über das Thema: „Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg."

Ausgehend von der Weltstellung des Hauses Oranien, entwarf der Vortragende zunächst auf breitester Grundlage ein Bild von dem Zustande der Niederlande zum Beginn des dreissigjährigen Krieges. Das von den Oraniern geschaffene Gemeinwesen der Niederländischen Union reifte unter der 22jährigen Leitung des Prinzen Friedrich Heinrich zu üppigster Machtfülle heran. Unter ihm ist der Haag zugleich die hohe Schule der Diplomatie, der Sammelpunkt aller, insbesondere auf Deutschland und die deutschen Verhältnisse bezüglichen Gesandtschaften; des Prinzen Feldlager die Stätte, in der Feldherren, wie Torstenson und Türenne, ihre militärische Schule durchmachen. — Als älteste Tochter Friedrich Heinrichs von Oranien wurde Luise Henriette am 27. November 1627 im Haag geboren. Ihre Mutter war eine deutsche Gräfin, Amalie von Solms-Braunfels, eine energische Frau, die in den grossen, das niederländische Interesse berührenden Fragen lebte und webte und auch in Sachen Brandenburgs eine nachdrückliche Stimme gewann. Unter ihrer Obhut verlief im Haag und auf den Landsitzen der Umgegend die Erziehung Luise Henriettens und ihrer Geschwister, eines Bruders als ältesten, und mehrerer jüngeren Schwestern, streng calvinisch, ungelehrt und schlicht verständig. Gerade

das Naturell Luisens kam der also befolgten Erziehung auf das glücklichste entgegen. Der Grundton ihrer Seele bleibt auf Religion gestimmt. Zehn Tage, nachdem sie ihr neunzehntes Lebensjahr vollendet hat, wird sie dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm als Gemahlin angetraut. — Hier nahm der Vortragende Anlass, die Bedeutung der neuen Brandenburgischen Staatschöpfung, die aufbauende Arbeit und die politischen Entwürfe des jungen Kurfürsten zu schildern. Diesen Kombinationen entsprach es, dass sich dem Kurfürsten aus rein politischen Erwägungen zwei Projekte darboten, deren jedes bald im Preise sinkt, bald im Preise steigt, je nach Massgabe der durch die Haltung der politischen Mächte veränderten politischen Verkettungen: die schwedische nnd die holländische Heirat. Das erste hatte lange im Mittelpunkte der brandenburgischen Politik gestanden. Aber mitten in der Krise der westfälischen Friedensverhandlungen liess der Kurfürst den schwedischen Heiratsplan endgültig fallen. Am 7. Dezember 1646 ward seine Hochzeit mit der Prinzessin Luise Henriette im Haag gefeiert, bei des Statthalters steigender Kränklichkeit ohne Prunk und ohne fürstliche Gäste. Der junge Gemahl hatte als Kurprinz selbst längere Zeit in Holland verweilt und hier tiefgreifende Einwirkungen als Mensch und Staatsmann erfahren. An seinen Aufenthalt hat die Legende eine Jugendneigung geknüpft. Aber für den kundigen Beurteiler schwindet von der Romantik einer Jugendliebe, die nach langem Harren an ihr Ziel gekommen wäre, jeder Schimmer. — Die Kurfürstin Luise Henriette ist durch ihre Ehe, die die erste Hälfte der Regierung des Grossen Kurfürsten bis zum Ausbruche des Revolutionskrieges begleitet, der erste, unmittelbarste und ununterbrochen lebendigste Zeuge geblieben von dem neuen Aufbau der Dinge in unserem heimischen Staat. Nach einem wenig verlockenden Tausche lebte sie sich ein in die neuen Verhältnisse. In zwanzigjähriger glücklicher Gemeinschaft finden wir sie an der Seite ihres Gemahls, die Beschwerden der Reise wie die Fährlichkeiten des Feldlagers teilend. — Im neunten Jahre ihrer Ehe, 1655, am Geburtstage des Gemahls, am 6. Februar, gebar Luise Henriette den ersehnten Thronerben, Karl Emil, zwei Jahre darauf den späteren Kurprinzen und ersten König Friedrich. Eine der segens-

reichen Folgen ihrer Übersiedelung nach Berlin war der Sturz des Oberkämmerers Konrad von Burgsdorf, der, ein Mann der alten Art aus dem Lagerleben des dreissigjährigen Krieges, während der ersten zehn Jahre des Kurfürsten treuester Ratgeber gewesen war. — Mit der Staatsleitung des Grafen Georg Friedrich von Waldeck, eines oranischen Parteigängers, kommt ein grosser Zug in die brandenburgische Politik, und in diesen Wirren der fünfziger Jahre, in einer vielgewundenen, vielverschlungenen Politik trat auch der Anteil Luise Henriettens auf das Glänzendste in die Erscheinung. Von des Kurfürsten gutem Rechte auf Pommern war sie tief überzeugt. Freilich, als sich dann der Wechsel der Allianz gegen das bisher verbündete Schweden vorbereitete (bei diesen Verhandlungen kam es zu Waldecks Entlassung), da war ihr bei diesem Wechsel nicht wohl. Tapfer jedoch folgte sie dem Kurfürsten auf den jütischen Kriegsschauplatz. Sie wohnte der Einnahme von Fridericia bei. Und als dann endlich der Friede geschlossen war, konnte sie sich mit dem hohen Gemahl des Siegespreises von Oliva freuen. — An den Nachfolger Waldecks, den Freiherrn Otto von Schwerin, knüpfte die Kurfürstin das engste Band. Er war ihr Oberhofmeister und zugleich Erzieher ihrer Söhne. Aus dem in französischer Sprache geführten Briefwechsel mit Schwerin tritt sie uns leibhaftig entgegen, diese zarte, zerbrechliche Gestalt mit dem tiefen, frommen Empfinden, dem lebendigen Anteil an Menschen und Erscheinungen, der Liebe zu ihren Söhnen und der hingebenden Sorge für den gestrengen und doch so gütigen Monsieur l'Electeur, selten von trüben Gedanken, von der Ahnung eines frühen Hinscheidens erfüllt. Sie starb, nachdem sie sich im Herbste 1666 bei der Vermählung ihrer jüngsten Schwester Maria mit dem Pfalzgrafen von Simmern zu Berlin und der daselbst stattfindenden Huldigung der Stände noch einmal im vollen Glanze der irdischen Grösse gesehen und den Winter darauf von 1666/67 bei ihrer Mutter, der Prinzessin-Witwe von Oranien, im Haag zugebracht hatte, im folgenden Frühling, erst im 41. Lebensjahre. Lungenkrank war sie aus den Niederlanden zurückgekehrt. In Halberstadt traf sie auf den ihr entgegeneilenden Kurfürsten, in Ziesar erwartete sie der Hofprediger

Stosch, in Lehnin empfing sie Schwerin mit den Prinzen. Am 8. Juni beschloss sie ihr kurzes, ihrem neuen Vaterlande geweihtes Leben. — Die Bestrebungen der Kurfürstin für die Vorzüge höherer Kultur, deren sich ihr Geburtsland erfreute, andere Seiten ihrer geistigen Persönlichkeit, wie ihr Verhältnis zu den Hofpredigern Bergius und Stosch, zu Ezechiel Spanheim, ihr Anteil am Gerhardt-Streit, konnten von dem Vortragenden nur gestreift werden. Ihrer zwar nicht schöpferischen, aber innig empfänglichen Anteilnahme am deutschen Kirchenliede wurde ebenfalls gedacht. Denn, dass sie selbst die ihr zugeschriebenen Kirchenlieder gedichtet habe, dagegen sprechen innere und äussere Gründe. Allein dadurch wird die Kurfürstin nicht geringer. Wenn ihr dieser Ruhmeskranz auch nicht zukommt, so wird sie uns doch als der milde Stern an des Kurfürsten Seite wert bleiben, als eine Gestalt, der Verehrung und der Liebe würdig.

Elfte Sitzung.

Sitzung des Senates im Sitzungssaale der Königlichen Regierung, abends 5 Uhr.

Erfurt, den 12. Dezember 1894.

1. Der Vicepräsident liest, nachdem er die drei neu ernannten Mitglieder des Senates, die Herren Lucanus, Bernhardt und Hellwig, begrüsst hat, die von den Herren Lucanus, Herrmann und Jacobsen schriftlich beantragten Änderungen zu der auf Beschluss der letzten Senatssitzung vom Sekretär in Druck gegebenen und den ordentlichen Mitgliedern übersandten neuen Geschäftsordnung des Senates vor und teilt zugleich die auf einem, vom Sekretär verfassten, die beantragten Änderungen übersichtlich zusammenstellenden Schriftstück verzeichneten Urteile der Senatsmitglieder mit.

2. Sodann tritt der Senat in die Beschlussfassung ein. (S. die unten Abschnitt V, No. 3 mitgeteilte Geschäftsordnung.)

§. 1. 2 unverändert angenommen.

§. 3 Z. 1 statt 7—12 ist zu lesen 8—16.

Z. 3 der Ausdruck „wichtigsten“ gestrichen. Zusatz: Der Senat ist beschlussfähig, wenn die Hälfte seiner Mitglieder anwesend ist.

§. 4. Der Schlusssatz gestrichen.

Zu §. 6 wird folgendes zu Protokoll gegeben: Der Senat beschliesst, dass, wie bisher, allen Mitgliedern der Akademie, welche von auswärts kommen, um einen öffentlichen Vortrag für die Zwecke der Akademie zu halten, die Reisekosten, und zwar in der Gestalt einer Eisenbahn-Rückfahrtskarte II. Klasse, vergütet werden sollen, und dass der Betrag den einzelnen Mitgliedern thunlichst vor Antritt ihrer Reise zu übersenden ist. Dagegen haben dieselben auf Diäten keinen Anspruch.

§. 7. Z. 3 bedeutenderer statt bedeutender.

Z. 5 „sei es" zu streichen.

Z. 9 Hochschulen statt „Universitäten".

Z. 10 Veröffentlichungen statt „litterarischen Publikationen".

Z. 11 Fächer statt „Fakultäten".

§. 8 Z. 2 und 3 soll lauten: „Beide sind Mitglieder des Senates".

Z. 3 ff.: „Sie verwalten, unbeschadet der Rechte des Vicepräsidenten und des Sekretärs, die besonderen Geschäfte ihrer Abteilungen und sorgen dafür, dass über bemerkenswerte, ihre Fächer betreffende Veröffentlichungen in ordentlichen Sitzungen der Akademie berichtet werde."

§. 9 und 10 unverändert.

§. 11. Schluss von Z. 7. 8 „ohne dessen" bis „entscheidet" zu streichen.

§. 12 Z. 4 „gegenüber" zu streichen.

Z. 5 „nach oben" und „hohen" zu streichen.

Z. 5. 6. „In allen" bis „eintreten" zu streichen.

Z. 14—17 zu streichen: „Es wird erwartet" bis „werden".

§. 13—17 unverändert.

§. 18. Schluss: Z. 8. 9 „und fordert" bis „führen" zu streichen.

§. 19 unverändert.

§. 20 Z. 2 „mehr" zu streichen.

§. 21 unverändert.

§. 22 Z. 11 „durchgreifenderer Art" zu streichen.

Z. 20. Rechtschreibung statt „Orthographie".

§. 23—26 unverändert.

§. 27 Z. 2. 3. Die Worte „in der“ bis „Grundsätzen“ zu streichen. Dafür ist zu setzen: „und führt das Protokoll in den ordentlichen Sitzungen der Akademie“.

3. Es wird beschlossen, 500 Exemplare der neuen Geschäftsordnung drucken zu lassen, davon sollen 100 an die Mitglieder verteilt, die übrigen zu den Akten genommen werden.

4. Auf Vorschlag des Sekretärs wird beschlossen, 100 für die Mitglieder bestimmten Exemplare des nächsten Jahresheftes mit je einem Bildnis (Kabinet-Photographie) des Herrn von Tettau nebst Facsimile seiner letzten Namensunterschrift vom 4. September 1894 versehen zu lassen. Der Hofphotograph Strnad in Erfurt fordert für 100 Stück in Kabinetform = 100 Mark. Diese Summe wird bewilligt.

5. Es wird beschlossen, von Neujahr 1895 ab den ins Auge gefassten Lesezirkel der Akademie in Thätigkeit treten zu lassen. Der Sekretär wird beauftragt, in Gemeinschaft mit dem Bibliothekar der Akademie, Herrn Dr. Stange, das Nötige zu veranlassen. An einem bestimmten Tage in der Woche, am Montage, soll ein dafür zu besoldender Diener die betreffenden Bücher nachmittags aus der Wohnung der einzelnen Mitglieder der Akademie abholen. (Der Zirkel ist mittlerweile unter dem Namen „Akademischer Lesezirkel“ ins Leben getreten. S. oben S. 105.)

Schluss der Sitzung abends 6 Uhr.

Zwölfte Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung, abends $6^{1}/_{4}$ Uhr.

Erfurt, den 12. Dezember 1894.

Die Versammlung ist von 22 Mitgliedern besucht.

1. Der vorsitzende Sekretär der Akademie verliest die eingegangenen Briefe und die Titel der für die Bibliothek der Akademie übersandten Druckschriften. Er macht insbesondere aufmerksam auf die von dem Ehrenmitgliede der Akademie Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminister Dr. Freiherrn Lucius von Ballhausen und dem Herrn Pfarrer Dr. Schmidt in Sachsenburg übersandten wertvollen litterarischen Geschenke. (S. oben S. 106 u. 107.)

2. Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher liest einen wissenschaftlichen Vortrag über: „Hypnose und Suggestion". Der Gedankengang desselben war folgender.

Die Hypnose wurde bereits von Ägyptern, Griechen, Römern ausgeübt; auf Suggestion beruhten die Heilungen durch Händeauflegen von Seiten einiger Märtyrer, englischer und französischer Könige, durch die Reliquien, durch die Quellen von Lourdes etc. Pomponatius von Padua suchte zuerst diese Erscheinungen wissenschaftlich zu erklären, nach ihm waren in diesem Gebiete die bedeutendsten Forscher Anton Mesmer und seine Schüler, besonders der Marquis Chastenet de Puységur, ferner Braid, Liébault, Charcot. — Hierauf behandelt der Vortrag die Mittel zur Herbeiführung der Hypnose, die Frage der Hypnotisierbarkeit, schildert die verschiedenen Stadien der Hypnose, giebt eine Erklärung des Somnambulismus, so wie des Begriffes „Suggestion" und führt einige Beispiele an, wie die Vorstellung sich unter Umständen sogar in reale Empfindungen und deren Folgen umsetzt. Hieran schliesst sich ein Beispiel der „religiösen" Suggestion, einer in Lourdes erzielten Heilung. — Nun folgt eine Schilderung der Erscheinungen der Hypnose und, als deren wichtigste Eigenschaft, die Zugänglichkeit der hypnotisierten Person für die Suggestion. Durch diese lassen sich Lähmungen einzelner Glieder, Starre des ganzen Körpers, Analgesie, Illusionen und Hallucinationen erzeugen. Der Vortragende redet weiter von dem Verhalten des Erinnerungsvermögens, von posthypnotischen Suggestionen, vom Einfluss der Hypnose auf die Gesundheit der Versuchsobjekte und von den verschiedenen Ansichten der Nervenärzte über diesen Gegenstand. Den Schluss des Vortrages bildete die Verwendbarkeit der Suggestion als Heilmittel.

An diesen Vortrag knüpft sich eine kurze, von dem vorsitzenden Sekretär geleitete Debatte, in welcher die Frage nach der Strafbarkeit der Suggestion und die nach dem wesentlichen Unterschiede der hypnotischen Erscheinungen von den Thatsachen des christlich-religiösen Glaubens und insbesondere von den biblischen Wundern des neuen Testamentes berührt wurde.

3. Der Vorsitzende teilt die vom Senat beschlossenen Änderungen der Geschäftsordnung mit; ferner den Beschluss, dem nächsten Jahresheft das Bildnis des verstorbenen Vicepräsidenten Herrn von Tettau beizufügen. (S. oben S. 136.)

4. Der Vorsitzende verliest den Nekrolog des am 31. August a. c. verstorbenen auswärtigen Mitgliedes der Akademie Herrn Professor Dr. Karl Krause in Zerbst, wie derselbe ihm von der Witwe desselben übersandt worden war, vor.

5. Betreffs des auf Beschluss des Senates einzurichtenden Lesezirkels der Akademie entspinnt sich eine kurze Debatte. Schliesslich wird der Sekretär beauftragt, in Gemeinschaft mit dem Sekretär gemäss dem Beschluss No. 5 der letzten Senatssitzung (s. oben S. 136) das Weitere zu veranlassen.

Schluss der Sitzung 7¾ Uhr abends.

Dreizehnte Sitzung.

Vierte öffentliche Versammlung in der Aula der ehemaligen Realschule, abends 6 Uhr.

Erfurt, den 2. Januar 1895.

Der Privatdozent an der Universität zu Berlin, Herr Dr. phil. Kurt Breysig, hält einen Vortrag über das Thema: „Der Grosse Kurfürst und die preussischen Stände."

Folgendes waren die Hauptgedanken des interessanten Vortrages: Die Jahrhunderte, die vom Mittelalter zur Neuzeit hinüberleiten, sind erfüllt von dem Kampfe der aufsteigenden Monarchie mit den parlamentarischen Vertretungen der regierenden Klassen, die bis dahin die Leitung der Staaten fast ganz in den Händen gehabt oder doch aufs mächtigste beeinflusst hatten, insbesondere des Adels. Nirgends auf deutschem Boden ist das letzte entscheidende Stadium dieses Kampfes so heftig ausgefochten worden, wie in Ostpreussen. Hier stiess unter dem Grossen Kurfürsten die kräftigste fürstliche Gewalt mit dem stärksten und selbstbewusstesten Ständetum zusammen. Die ostpreussische Entwickelung der ständischen Verfassung war eine ganz eigentümliche gewesen: Die einzig dastehende Organisation des Ordensstaates hatte auch sie massgebend bestimmt. Zwischen der landfremden Aristokratie

der Deutschherren, die sich fort und fort aus den Reihen des gesamten deutschen Adels, niemals aber aus dem Lande selbst ergänzten, und der einheimischen deutschen Bevölkerung ist nie das Treuverhältnis entstanden, das damals fast jeden Quardratfuss deutschen Bodens an eine Dynastie fesselte. Die Ehelosigkeit der Ordensritter schloss sie vollends von der einheimischen deutschen Bevölkerung wie eine Kaste ab, und so ist nicht zu verwundern, das es, sobald der Orden verfiel, zum gewaltsamen Konflikt kam. Der Aufstand vom Jahre 1410 ward noch bewältigt, aber seine glücklichere Wiederholung führte zum dreizehnjährigen Kriege und zur Unterwerfung des Ordens unter die polnische Oberhoheit, zum Verlust Westpreussens. Auch die spätere Entwickelung der preussischen Verfassung ist durch diese verhängnisvollen Präcedenzfälle, durch den traditionellen Zusammenhang der Stände der benachbarten auswärtigen Macht vergiftet worden. Auch die Einführung eines monarchischen Regiments und der Übergang des Landes in die Hand eines mächtigen, auch sonst begüterten Herschergeschlechtes, haben daran nichts zu ändern vermocht, die Revolution von 1566 und die Revision der Verfassung im Jahre 1609, die beide aus der Verbindung der Stände mit Polen hervorgingen, sind Zeuge davon. Noch Friedrich Wilhelm stand einem übermächtigen Landtage gegenüber, dessen Klassenregiment ebenso ungerecht, wie die ständische Verwaltung schlecht und verrottet war. Die Durchsetzung der mit dem Schwerte und allen Künsten der verschlagenen Diplomatie erworbenen Souveränität, die Aufrichtung eines wahrhaft monarchischen Regimentes und vor allem die Begründung eines stehenden Heeres hat er nur in einem jahrelangen harten Streit den Ständen abringen können. Der Vortragende verfolgte die einzelnen Stadien dieses Kampfes. Es war das Meisterstück der inneren Politik des Grossen Kurfürsten, dass ihm dies alles gelang, ohne einen Tropfen Bluts zu vergiessen, und zugleich das schönste Dokument seiner menschlichen Gesinnung. Keine seiner Thaten bezeugt so wie diese, dass unter den drei herrschgewaltigsten unserer Fürsten er, der mit der Verstandesschärfe Friedrichs des Grossen die Herzensgüte unseres alten Kaiser Wilhelms I. vereinigte, der vielleicht der grösste Hohenzoller war, der

deutschen Empfindung und dem Gemüt unseres Volkes am nächsten stand.

Vierzehnte Sitzung.

Öffentliche Festversammlung zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelms II. in der Aula der ehemaligen Realschule, abends 6 Uhr.

Erfurt, Sonnabend den 26. Januar 1895.

Die Festrede hielt der zeitige Sekretär der Akademie, Herr Professor Dr. Heinzelmann, über das Thema: „Der Protestantismus, insbesondere der deutsch-evangelische Protestantismus als das Kulturprinzip der Neuzeit.

Der Vortragende ging aus von dem fesselnden und ergreifenden Bilde, das uns Treitschke in seinem kürzlich veröffentlichten 5. Band der „deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ von den deutschen Zuständen in den der Märzrevolution vorangehenden 8 Jahren entrollt, verglich jene Zeit mit der Jetztzeit und wies auf das bekannte in Königsberg gesprochene Kaiserwort hin: „Auf zum Kampfe für Religion, Sitte und Ordnung!“ Diese Mahnung gelte vor allem dem gegenwärtigen Protestantismus in Deutschland, der, eingedenk der hohen, ihm durch die Reformation Luthers verliehenen Güter, in erster Linie berufen sei, an der religiösen und sittlichen Erneuerung unseres Volkes zu arbeiten, da ihm die Zukunft gehöre. Im Anschluss hieran behandelte der Redner als Hauptgedanken seines Vortrags: Der Protestantismus, insbesondere der deutsch-evangelische Protestantismus als Kulturprinzip der Neuzeit. Zuvörderst bezeichnete er das Prinzip des Protestantismus nach seiner formalen Seite als das Recht des einzelnen Menschen, als einer freien, nach Gottes Bilde geschaffenen Persönlichkeit, in den höchsten Angelegenheiten des Glaubens und des Gewissens — nach dem Vorgange Luthers in Worms und der evangelischen Fürsten und Stände in Speyer — selbst zu entscheiden und sich dabei statt der vom canonischen Recht des Mittelalters fälschlich als höchste entscheidende Macht

ausgegebenen Autorität des Papstes und der Kirche unmittelbar an Gott selbst und sein Wort, als an die allein und wahrhaft höchste und entscheidende Autorität, nämlich an die in der heiligen Schrift aufgezeichnete Heilsoffenbarung Gottes zu halten; sodann aber in materieller Hinsicht als den allein rechtfertigenden Glauben an die dem Menschen von Gott in dem Heiland Jesus Christus dargebotene sündenvergebende Gnade, wie ihn Luther unter schweren inneren Kämpfen nach seiner rettenden und den Menschen religiös und sittlich umwandelnden Heilskraft an seiner Seele erfahren und in seinen grossen reformatorischen Schriften, insbesondere in der berühmten Schrift von der rechten Freiheit eines Christenmenschen in einer hinreissenden, von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Sprache seinen lieben Deutschen verkündigt hat. Dies sei das Realprinzip des Protestantismus, von hier aus seien, wie der Redner im zweiten Teile seines Vortrags nachwies, jene welterschütternden und welterneuernden Wirkungen auf allen Gebieten des Lebens, in Wissenschaft und Kunst, in Haus, Schule, Staat und Gesellschaft ausgegangen, durch welche eine neue Kultur im Gegensatz zu der des Mittelalters begründet sei, zunächst in Deutschland, dann aber auch in allen anderen germanischen Ländern; wie denn die germanischen Völker gerade durch die vollkommene Aneignung der von der Reformation ausgegangenen Kultur das Übergewicht über die romanischen, beim Katholicismus verharrenden Völker der Erde behaupteten. Er wies nun an der Hand der Thatsachen der neueren Kulturgeschichte, insbesondere auch an der Hand statistischer Belege nach, wie der Protestantismus durch die von ihm begründete Kultur das eigentlich beherrschende Prinzip der Neuzeit sei, wie die Segnungen, die von der gewaltigen Persönlichkeit Luthers und von der von ihm im Bunde mit Melanchthon, dem edlen Vertreter des echten Humanismus, der wahren, dem evangelischen Glauben freundlichen und ihm dienenden Wissenschaft, in Kirche, Schule und Haus, in Staat und Gesellschaft ausgegangen sind, noch heute in deutschen Landen lebendig nachwirkten, wie der Protestantismus durch die auf dem Gebiete der Theologie und Kirche neugeschaffene geist-

liche Kultur in der Neuzeit den Vorrang behaupte vor dem weit hinter ihm zurückgebliebenen Katholicismus, der vielmehr das Beste, was er besitze, dem Protestantismus verdanke, und wie zugleich der gesamte weltliche Kulturfortschritt der gesamten Neuzeit sich fast auf allen Gebieten, nicht bloss auf dem geistigen und religiös-sittlichen Gebiete, sondern auch auf dem Gebiete des sozialen, kommerziellen und wirtschaftlichen Lebens, an protestantische Namen knüpfe. Aber wem viel gegeben sei, von dem fordere man auch viel. Nach gut protestantischer Auffassung seien da, wo hohe Rechte seien, auch heilige Pflichten zu erfüllen. Das führte den Redner auf den dritten Teil seines Vortrages. Er erörterte hier in genauerem Anschluss an das oben erwähnte Kaiserwort die Aufgaben, welche den bewussten Vertretern des Protestantismus in der Gegenwart, besonders in religiöser, sittlicher und sozialer Hinsicht gestellt seien. Die erhebende Feier schloss mit einem vom Festredner ausgebrachten dreimaligen Hoch auf den Kaiser, in welches die ansehnliche Versammlung begeistert einstimmte.

IV. Nekrologe.

Wir geben im folgenden noch nachträglich den kurzen Lebensabriss zweier Mitglieder der Akademie, welche im Jahre 1893 gestorben sind, und schliessen daran den Nekrolog zweier im vergangenen Jahre 1894 heimgegangenen.

1. Der ordentliche Professor an der Königlichen Universität zu Göttingen Dr. phil. Hermann Sauppe, seit 1846 Mitglied der Akademie, ist am 15. September 1893 in Göttingen gestorben.

Der bekannte altklassische Philologe, einer der bedeutendsten Lehrer der Universität Göttingen, war am 9. Dezember 1809 zu Wesenstein bei Dresden geboren, studierte in Leipzig und wurde 1833 zunächst Gymnasiallehrer in Zürich. Dort habilitierte er sich zugleich an der Universität, wurde 1837 Oberbibliothekar an der Kantonal-Bibliothek und 1838 ausserordentlicher Professor der klassischen Philologie. 1845 folgte er einem Rufe als Direktor des Gymnasiums nach Weimar, 1846 wurde er als solcher zum auswärtigen korrespondierenden Mitgliede der Akademie ernannt. 1856 wurde er ordentlicher Professor an der Universität Göttingen und Nachfolger von Karl Friedrich Hermann. Hier trat er mit dem altklassischen Philologen Ernst von Leutsch und mit Ernst Curtius in ein vertrauteres Freundschaftsverhältnis. Er übernahm neben diesen beiden Männern die Leitung der philologischen und pädagogischen Seminare und begann eine umfassende Lehrthätigkeit. Sauppes schriftstellerische Arbeiten sind vorzugsweise der sprachlichen Seite der Philologie zugewandt. Sein Hauptverdienst beruht in den kritischen Ausgaben der attischen Redner. In weiteren Kreisen wurde sein Name bekannt durch die von ihm und von Haupt im Jahre 1848 begründete Weidmannsche Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen. Bis zum Schluss des Sommersemesters 1893 hat der hochbetagte Gelehrte noch unermüdlich

seinem akademischen Lehrberufe obgelegen. Ende August wurde ihm seine Gattin durch den Tod entrissen. Drei Wochen später folgte er ihr nach. Er starb in einem Alter von 84 Jahren.

2. Im Oktober des Jahres 1893 starb der Geh. Kanzleirat Dr. Brecht, Vorsteher des Zentralbüreaus im Justizministerium, 59 Jahre alt. Er gehörte zu den Begründern des „Vereins für die Geschichte Berlins" und war lange Zeit Archivar desselben. Im Jahre 1877 wurde er auswärtiges Mitglied der Akademie zu Erfurt. Seine Dorfgeschichten von Tempelhof, Grünau und Friedrichsfelde sind musterhaft und haben bahnbrechend gewirkt. Sie brachten dem Nichtstudierten den Doktortitel. Gelegentlich der Abschiedssitzung vom alten Reichskanzler-Palais Wilhelmsstrasse 76 zu Berlin erhielt er das Diplom eines Magisters des freien Hochstifts zu Frankfurt am Main. Später wandte er sich dem Kriegervereinswesen zu und weihte alle neuen Fahnen in Berlin und Umgegend ein. Durch diese Thätigkeit erwarb er sich den Titel des „Fahnenpastors". Endlich führte er Jahre lang die freiwilligen Sanitäts-Kolonien von Berlin und Umgegend. Der frühere Feldwebel avancierte infolge dessen zum Lieutenant z. D., eine Ehre, welche er nur noch mit dem Finanzminister Scholz teilte *).

3. Am 31. März 1894 starb zu Erfurt der Königliche Departements-Tierarzt Professor Dr. Jacoby im Alter von 73 Jahren. Der Verstorbene war seit dem Jahre 1868 ordentliches Mitglied der Akademie. Seit dem Jahre 1859 Bürger der Stadt Erfurt, hat er von hier aus als Departements-Tierarzt mit grossem Erfolge für die landwirtschaftlichen Interessen, besonders für Einführung einer rationellen Tierzucht gewirkt, nachdem er schon am 5. November 1851 zum Doktor der Philosophie promoviert war. Der Titel „Professor" wurde ihm von dem Herzoge von Koburg-Gotha verliehen und von Sr. Maj. dem Könige von Preussen bestätigt. Von seinen Verdiensten um die Hebung der deutschen Viehzucht sei besonders die Gründung des Mitteldeutschen Pferdezuchtvereins und sein er-

*) Vorstehende Notizen sind mir durch die gütige Vermittelung des Buchdruckereibesitzers Herrn Cramer in Erfurt zugegangen.

Der Herausgeber.

spriessliches Wirken als Vorsteher der in Erfurt seit dem Jahre 1885 bestehenden Lehrschmiede erwähnt, deren Eleven heute schon nach Hunderten zählen. Professor Dr. Jacoby besass an Auszeichnungen: Den Roten Adlerorden 4. Klasse, den Kronenorden 3. Klasse, die Herzog Ernst-Medaille am grünweissen Bande, das Schwarzburgische Ehrenkreuz 2. Klasse, das Ritterkreuz 1. Klasse des Sachsen-Ernestinischen Hausordens, sowie die Coburg-Gothaische Medaille für Kunst und Wissenschaft. Am 31. Mai des Jahres 1893 feierte Professor Dr. Jacoby sein 50jähriges Dienstjubiläum unter der warmen Teilnahme von Vertretern der Behörden und in Anwesenheit eines zahlreichen Kreises von Freunden und Verehrern. Auch die Akademie brachte dem Jubilar durch eine Deputation ihre Glückwünsche dar.

4. Am 31. August 1894 erlitt die Akademie einen schweren Verlust durch den Tod eines ihrer bedeutendsten auswärtigen Mitglieder, des Professors am Gymnasium zu Zerbst Herrn Dr. Karl Krause, einer wissenschaftlichen Autorität ersten Ranges auf dem Gebiete der Geschichte des Humanismus, welcher ihr seit dem Jahre 1892 angehörte.

Er ist am 24. September 1835 zu Sontra in Hessen geboren, besuchte das Gymnasium zu Hersfeld, ging 1853 zum Studium der Theologie und Philologie nach Bonn, 1854 nach Marburg, wo er die Examina in beiden Fächern ablegte 1857 und 1858. Nach Ableistung des Probejahres am Gymnasium zu Marburg ging er als sogenannter beauftragter Lehrer an das Gymnasium zu Hanau, wo er von 1859—68 wirkte. 1868 besuchte er die Centralturnanstalt in Berlin, lehrte dann bis 1871 am Gymnasium zu Rinteln a. W., von wo er Ostern 1871 an das Gymnasium („Franzisceum“) zu Zerbst berufen wurde. An letzterem war er bis zu seinem Ende, seit 1881 als Professor, thätig.

Seine Studien über den Humanismus begann Krause 1863 mit einer kleinen Biographie des Arztes und Dichters Euricius Cordus, durch welche er zu weiteren Forschungen auf diesem Gebiete angeregt wurde. Diese galten zunächst dem Haupte des Erfurter Humanismus kurz vor der Reformation, Eobanus Hessus, dessen Leben, dargestellt im Rahmen der zahlreichen mit ihm in Berührung stehenden Gelehrtenkreise, 1879 erschien und von der Kritik sehr günstig beurteilt wurde. 1885 liess

er den Briefwechsel des Mutianus Rufus erscheinen, eine erste Sammlung und Veröffentlichung der handschriftlichen Briefe des bekannten Gothaer Humanisten. Sodann erschienen 1885 seine „Melanthoniana“, Regesten und Briefe über die Beziehungen Melanchthons zu Anhalt und dessen Fürsten; 1892: „Beiträge zum Texte, zur Chronologie und zur Erklärung der Mutianischen Briefe“ mit besonderer Berücksichtigung der Gillert'schen Bearbeitung (veröffentlicht in den Jahrbüchern der Erfurter Akademie, Heft 19), sowie Euricius Cordus „Epigrammata“. In demselben Hefte der Jahrbücher ist abgedruckt ein in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie zu Erfurt am 8. Juni 1892 gehaltener Vortrag: „Schilderungen Erfurter Zustände und Sitten aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts nach gleichzeitigen Quellen.“ Im Nachlasse des Verstorbenen befinden sich ausserdem eine fast druckfertige Arbeit von ihm: „Satirische Dialoge des Eobanus Hessus“, deren kleine fehlende Einleitung Herr Pastor Oergel in Erfurt gütigst übernehmen will, und eine ebenfalls fast vollendete Sammlung der Briefe des Eobanus Hessus.

Die Akademie verliert in dem, menschlich geredet, leider zu früh der Wissenschaft durch den Tod entrissenen Heimgegangenen einen durch gründliche und umfassende, von den Fachmännern sehr geschätzte Gelehrsamkeit, durch kritischen Scharfblick und eisernen Fleiss, sowie durch die Gabe gewandter und anschaulicher Darstellung ausgezeichneten Mann der Wissenschaft, dessen Name stets mit Ehren genannt werden wird.

V. Statistische Mitteilungen.

1. Verzeichnis der Mitglieder

der Königlichen Akademie im Jahre 1895 *).

Gesamtzahl: 106.

a. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

b. Ehrenmitglieder. (9.)

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar. 1854.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha. 1893.

Seine Hoheit der Fürst Bismarck, Herzog von Lauenburg, zu Friedrichsruh. 1895.

Seine Excellenz Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Klein-Ballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

Seine Excellenz Herr von Pommer-Esche, Oberpräsident der Provinz Sachsen in Magdeburg. 1894.

Herr von Brauchitsch, Regierungs-Präsident in Erfurt. 1891.

Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen. 1894.

Herr D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Oberregierungsrat, Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg in Halle a. S. 1894.

Herr D. Willibald Beyschlag, ordentlicher Professor der Theologie an der Königl. Universität Halle-Wittenberg 1892.

*) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

c. Mitglieder des Senates. (9.)

Sämtlich in Erfurt.

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vice-Präsident der Akademie. 1892.
„ Gymnasial-Professor Dr. Heinzelmann, Sekretär der Akademie. 1875.
„ Apotheker Dr. Biltz, Rendant der Akademie. 1847.
„ Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.
„ Gymnasial-Professor Dr. Breysig. 1868.
„ Realgymnasial-Direktor Professor Dr. Zange. 1892.
„ Oberregierungsrat Lucanus. 1894.
„ Gymnasial-Professor Dr. Bernhardt. 1877.
„ Realgymnasial-Professor Hellwig. 1857.

d. Ordentliche Mitglieder *). (27.)

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Realgymnasial-Professor Dr. Auermann. 1877.
„ Geh. Sanitätsrat Dr. Axmann. 1859.
„ Senior D. Dr. Bärwinkel. 1891.
„ Oberlehrer Dr. Beyer. 1892.
„ Gymnasial-Professor Dr. Brünnert. 1892.
„ Divisionspfarrer Falke. 1894.
„ Oberregierungsrat Dr. Geutebrück. 1889.
„ Maler Eduard von Hagen. 1891.
„ Landgerichtsdirektor Herrmann. 1894.
„ Landrichter Dr. Jacobsen. 1892.
„ Gymnasial-Professor Dr. Kayser. 1863.
„ Pastor Dr. Lorenz. 1886.
„ Dr. Loth, praktischer Arzt. 1893.
„ Geh. Kommerzienrat Lucius. 1893.
„ Rechtsanwalt Dr. Martinius. 1894.
„ Oberst und Regimentskommandeur Oberg. 1894.
„ Pastor Oergel. 1891.
„ Realgymnasial-Professor Dr. Schmitz. 1877.
„ Oberbürgermeister Schneider. 1894.
„ Realgymnasial-Professor Schubring. 1877.

*) Die Reihenfolge ist hier, wie unter e., nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Diakonus Lic. Dr. Schulze. 1889.
" Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
" Gymnasiallehrer Dr. Stange. 1891.
" Realschuldirektor Dr. Venediger. 1892.
" Rechtsanwalt Dr. Weydemann. 1894.
" Seminardirektor Wieacker. 1892.
" Dr. Zschiesche, praktischer Arzt. 1893.

e. Auswärtige Mitglieder. (60.)

Herr Gymnasial-Direktor a. D. Dr. Anton in Jena. 1860.
" Lic. Dr. Bäntsch, Privatdozent an der Universität zu Jena. 1892.
" Dr. Behring, Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
" Staatsrat Bergfeld in Weimar. 1858.
" Amtsrichter Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
" Graf von Bernstorff, Geh. Regierungs- und vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 1892.
" Domdiakonus Bithorn in Merseburg. 1894.
" Dr. Breysig, Privatdozent an der Universität zu Berlin. 1894.
" Dr. Brode, Privatdozent an der Universität zu Halle a. S. 1894.
" Lieutenant a. D. Brunckow in Berlin. 1880.
" Militäroberpfarrer Bussler in Metz. 1890.
" Dr. Conrad, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
" Dr. Eucken, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
" Gymnasial-Professor Dr. Fechner in Breslau. 1860.
" Dr. Fischer, Direktor der höheren Mädchenschule in Strassburg. 1859.
" Dr. Gustav Freytag, Wirklicher Geheimer Rat, in Wiesbaden. 1895.
" Stadtrat Frenzel in Eisenberg. 1845.
" Militär-Oberpfarrer und Hofprediger D. Frommel in Berlin. 1892.
" Geh. Regierungsrat und Universitäts-Oberbibliothekar Dr. Hartwich in Halle a. S. 1894.

Herr Konsistorialrat D. Haupt, o. Professor der Theologie an der Universität Halle a. S. 1893.

„ Militär-Oberpfarrer Dr. Heine in Königsberg. 1891.

„ Provinzialschulrat Herrmann in Berlin. 1893.

„ Gymnasial-Professor Dr. Heine in Magdeburg. 1885.

„ Dr. Ritter von Höfler, o. Professor an der Universität zu Prag. 1862.

„ Dr. Hübschmann, o. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität zu Strassburg. 1875.

„ Erster Stadtpfarrer Lic. Hummel in Schwaigern in Württemberg. 1893.

„ Forstmeister Dr. Ilse zu Pfalzburg in Lothringen. 1865.

„ Archivrat Dr. Keller zu Münster in Westfalen. 1894.

„ Dr. Kiepert, o. Professor an der Universität und Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin. 1850.

„ Dr. Kirchhoff, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1864.

„ Dr. Kroner, erster Rabbiner zu Stuttgart. 1865.

„ Schulrat Dr. Kroschel, Direktor des Gymnasiums in Arnstadt. 1859.

„ Geh. Hofrat Professor Dr. Kürschner in Eisenach. 1884.

„ Gymnasialdirektor Leuchtenberger in Posen. 1889.

„ Dr. Lindner, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.

„ Dr. von Liszt, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1893.

„ Musikdirektor Meinardus in Bielefeld. 1892.

„ D. Nippold, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.

„ Geh. Hofrat Oberbibliothekar Dr. Pertsch in Gotha. 1894.

„ Dr. Pietro da Ponte, Professor in Brescia. 1879.

„ Realgymnasial-Professor a. D. Quidde in Georgenthal in Thüringen. 1863.

„ Hofrat Dr. Ruland in Weimar. 1894.

Herr Geh. Hofrat Dr. Scheibner, o. Professor an der Universität zu Leipzig. 1860.

„ Pastor Dr. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.

„ Realgymnasial-Direktor Dr. Schrader in Halle a. S. 1848.

„ Missionsinspektor Dr. Schreiber in Barmen. 1892.

„ Gymnasiallehrer Dr. Schreiber in Schleusingen. 1891.

„ Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt, vortragender Rat im Herzoglich Gothaischen Ministerium in Gotha. 1868.

„ Geh. Hofrat Dr. Schultze, o. Professor an der Universität in Jena. 1873.

„ Dr. Lic. Schwarzlose, Schlossprediger in Köpenik-Berlin. 1891.

„ Dr. Stintzing, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.

„ Gymnasial-Professor Hofrat Dr. Suphan in Weimar. 1894.

„ Gymnasial-Professor Dr. Thiele in Sondershausen. 1893.

„ Geh. Justizrat Dr. Thon, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.

„ Pfarrer Topf in Köttichau bei Hohenmölsen. 1892.

„ Postbaurat Tuckermann in Potsdam. 1873.

„ Ludwig Graf Ütterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neuscharffenberg bei Eisenach. 1864.

„ Oberlehrer Dr. Voretzsch in Altenburg i. S.-A. 1895.

„ Pastor D. Warneck in Rothenschirmbach. 1892.

„ Pastor Wiegand in Mittelhausen bei Stotternheim. 1894.

---

2. Verzeichnis derjenigen wissenschaftlichen Gesellschaften,

mit welchen die Königliche Akademie zu Erfurt in Tauschverkehr steht *).

Gesamtzahl: 104.

A. EUROPA.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preussen.

Berlin. Kultusministerium.

Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).

Bonn. Verein für Altertumsforschung in den Rheinlanden.

Brandenburg a. H. Historischer Verein.

Breslau. Gewerbeverein (Gewerbeblatt).

Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.

Danzig. Naturforschende Gesellschaft.

Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung des Provinzial-Museums.

Düsseldorf. Naturwissenschaftlicher Verein.

Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld (Mansfelder Blätter).

Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.

Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.

Erfurt. Gewerbeverein.

Erfurt. Gartenbauverein.

Erfurt. Thüringerwald-Verein.

Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein des Regierungs-Bezirks Frankfurt a. O.

Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.

Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.

Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.

Halle a. S. Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher (Leopoldina).

*) Nachstehendes Verzeichnis bitten wir zugleich als Empfangs-Bescheinigung für das Jahr 1895 anzusehen.

Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.

Halle a. S. Verein für Erdkunde.

Hanau. Hanauer Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.

Hannover. Geographische Gesellschaft.

Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.

Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.

Kassel. Verein für Naturkunde.

Königsberg i. Pr. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.

Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.

Marienwerder. Historischer Verein.

Münster. Verein für Geschichte Westfalens.

Münster. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.

Münster. Comenius-Gesellschaft.

Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.

Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.

Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.

Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.

Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.

Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.

Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.

Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk von Schwaben und Neuburg.

Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.

Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.

Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.

Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.

Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.

Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Meiningen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Mülhausen i. E. Industrielle Gesellschaft.
München. Königliche Akademie der Wissenschaften.
München. Königliche Staatsbibliothek.
München. Historischer Verein von und für Oberbayern.
Nürnberg. Germanisches Museum.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz. Voigtländischer altertumsforschender Verein.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Sondershausen. Irmischia.
Strassburg i. E. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein.
Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Stuttgart. Statistisch-biographisches Büreau der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

II. Oesterreich-Ungarn.

Brünn. Naturforschender Verein.
Budapest. Magyar Tudományos Akadémie.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Krakau. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Laibach. Musealverein von Krain.
Prag. Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lehr- und Redehalle der deutschen Studenten.
Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein für Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Wien. Kaiserliche Geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Bergen. Museum.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.
Christiania. Königliche Universität.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Moskau. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen und Russland.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.

B. AMERIKA.

Albany. Scientific Council of the Dudley observatory.
Baltimore. John Hopkins university circulars.
Boston. Society of natural history.
Buffalo. Society of natural Sciences.
Cambridge. Harvard College.
Connecticut. Academy of arts et sciences.
Cordóba, Republica Argentine. Academia Nacional de Ciencias Cordóba.
St. Louis. The Academy of Science.
St. Louis. Missouri Botanical Garden.
New York. State Library.
Philadelphia. Academy of Natural Sciences.
Salem, Massachusets. Tufts College Library.
Washington. Smithsonian Institution.
Washington. Smithsonian College.
Wisconsin. Academy of Sciences, Arts und Letters.

3. Geschäfts-Ordnung
des Senats der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt
vom 12. Dezember 1894.

A. Allgemeine Bestimmungen.

§. 1. Der gedeihliche Fortbestand der Akademie beruht auf dem vertrauensvollen und selbstlosen Zusammenwirken aller Mitglieder zur Lösung der dem Institute gesetzten wissenschaftlichen und gemeinnützigen Aufgaben unter der Leitung des an der Spitze stehenden Kollegiums, des Senates.

§. 2. Die der Akademie obliegende Arbeit ist teils wissenschaftlicher, teils geschäftlicher Art. An der wissenschaftlichen Arbeit sind alle Mitglieder beteiligt; die geschäftliche Arbeit fällt zum grössten Teile dem Senate zu, der die Organisation, d. h. die zweckmässige Teilung und die Leitung, der Gesamtarbeit der Akademie besorgt.

§. 3. Der Senat besteht aus einem Kollegium von 8 bis 16 gleichberechtigten Mitgliedern der Akademie, welches im Namen der Gesamtakademie deren Geschäfte leitet und über die Angelegenheiten der Akademie Beschlüsse fasst. Der Senat ist beschlussfähig, wenn die Hälfte seiner Mitglieder anwesend ist.

§. 4. Drei von den Senatsmitgliedern verwalten ständige Ämter mit bestimmten, innerlich gegen einander abgegrenzten Thätigkeiten, der Vicepräsident, der Sekretär und der Rendant der Akademie. Die übrigen Mitglieder des Senates werden je nach Bedürfnis zur Mitarbeit herangezogen.

§. 5. Sämtliche Mitglieder des Senates verrichten ihre Arbeit unentgeltlich.

§. 6. Es wird erwartet, dass alle Mitglieder der Akademie, in erster Linie die in Erfurt wohnenden ordentlichen Mitglieder, sich durch möglichst regelmässigen Besuch der Sitzungen, durch rege Teilnahme an den dort stattfindenden wissenschaftlichen Diskussionen, sowie durch von Zeit zu Zeit zu haltende Vorträge und bezw. durch wissenschaftliche Beiträge zu den in der Regel alljährlich zu veröffentlichenden Jahresheften an

der wissenschaftlichen Gesamtarbeit der Akademie beteiligen. Die Reihenfolge der Vorträge setzt der Sekretär fest, über die Zusammenstellung der Jahrbücher beschliesst der Senat auf Vorschlag des Sekretärs.

§. 7. Der Senat trägt dafür Sorge, dass die Akademie sich fortschreitend verstärkt durch Ernennung neuer ordentlicher Mitglieder, sowie auch bedeutenderer Vertreter der Wissenschaft zu auswärtigen, korrespondierenden Mitgliedern, welche bereit und geeignet sind, der Akademie mit Vorträgen streng wissenschaftlicher oder populärwissenschaftlicher Art zu dienen. Bei der Ernennung der Mitglieder kommen in erster Linie Männer in Betracht, welche ihre wissenschaftliche Vorbildung auf Hochschulen erhalten und ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit durch wertvolle Veröffentlichungen bewiesen haben. Dabei sind thunlichst alle Fächer gleichmässig zu berücksichtigen.

§. 8. Die philosophisch-historische und die mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse erhalten je einen Geschäftsführer. Beide sind Mitglieder des Senates. Sie verwalten, unbeschadet der Rechte des Vicepräsidenten und des Sekretärs, die besonderen Geschäfte ihrer Abteilungen und sorgen dafür, dass über bemerkenswerte, ihre Fächer betreffende Veröffentlichungen in ordentlichen Sitzungen der Akademie berichtet werde.

§. 9. Der Senat macht den Mitgliedern die wertvollsten litterarischen Eingänge durch einen Lesezirkel zugänglich, in welchem die bedeutendsten, der Akademie übersandten Zeitschriften regelmässig umlaufen.

§. 10. Der zur Entlastung des Sekretärs vom Senate angestellte Bibliothekar, der aus den ordentlichen Mitgliedern zu entnehmen ist, hat die Verwaltung der Bibliothek zu führen und setzt die vom Sekretär im Einvernehmen mit den Geschäftsführern der beiden Klassen zu bestimmenden Schriften in Umlauf. Derselbe erhält eine vom Senate festzusetzende jährliche Remuneration für die unter C. näher bestimmten, von ihm zu versehenden Geschäfte.

B. Besondere Bestimmungen.

§. 11. Das Amt des Vicepräsidenten und das des Sekretärs sind einander nebengeordnete Ämter. Beide teilen sich in der Weise in die ständigen Geschäfte des Senates, dass dem ersteren vor allem die Vertretung der Akademie nach aussen, dem letzeren die Fürsorge für das innere Leben, also für den wissenschaftlichen Betrieb des Instituts obliegt. Übrigens sind beide in allem, was sie im Namen der Akademie thun, dem Senate verantwortlich.

§. 12. Der Vicepräsident, der sein Amt an Stelle des Präsidenten der Akademie verwaltet, sofern letzterer ausserhalb Erfurts seinen Wohnsitz hat, vertritt die Würde und die Gerechtsame der Akademie nach aussen, dem weiteren Publikum wie den Staatsbehörden gegenüber. Wichtigere ausserordentliche Missionen hat er entweder allein oder in Gemeinschaft mit dem Sekretär im Auftrage des Senates zu vollziehen. Er hat die von der Akademie bei öffentlichen Gelegenheiten oder sonst zu empfangenden Ehrenbezeugungen entgegenzunehmen, wie die von ihr zu erweisenden auszurichten, sei es nun allein oder in Gemeinschaft des Sekretärs — je nach Beschluss des Senates.

§. 13. Dem Vicepräsidenten liegt in Gemeinschaft mit dem Sekretär die Oberaufsicht über sämtliche Geschäfte und Angelegenheiten der Akademie ob. Der Bibliothekar empfängt von ihnen seine Weisungen. Der Vicepräsident wird in Verhinderungsfällen vom Sekretär im Senate vertreten und vertritt seinerseits in gleichen Fällen den Sekretär in den ordentlichen Sitzungen.

§. 14. Der Vicepräsident begrüsst die neu eingetretenen Mitglieder in derjenigen ordentlichen Sitzung, in welcher sie zum ersten Male erscheinen, namens der Akademie. Er lässt die Aufforderung an die versammelten Mitglieder ergehen, den jüngst verstorbenen Mitgliedern die herkömmliche Ehre zu erweisen.

§. 15. Der Vicepräsident führt den Vorsitz in den Sitzungen des Senates. Er ladet zu denselben ein, bereitet dieselben unter Beihülfe des Sekretärs vor und besorgt im Einvernehmen mit demselben die Verteilung der Geschäfte an die

übrigen Mitglieder des Senates. Seine Stimme entscheidet bei Stimmengleichheit.

§. 16. Dem Sekretär liegt die Hauptarbeit der Akademie ob, namentlich in wissenschaftlicher Hinsicht. Er führt daher in den ordentlichen Sitzungen der Akademie den Vorsitz.

§. 17. Der Sekretär beruft die ordentlichen, wie die öffentlichen, in der Regel an einem Mittwoch, im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr abends stattfindenden Versammlungen, bestimmt den Tag derselben und ladet zu denselben ein.

§. 18. Der Sekretär bereitet die ordentlichen Sitzungen vor, eröffnet und schliesst dieselben, legt die neuen Eingänge der Druckschriften vor und teilt wichtigere Briefe oder Beschlüsse des Senates von allgemeiner Bedeutung mit. Er erteilt demjenigen Mitgliede der Akademie, welches in der betreffenden Sitzung den wissenschaftlichen Vortrag hält, das Wort und stattet ihm im Namen der Akademie den Dank ab. Er leitet auch die etwa an den Vortrag sich anschliessende Diskussion.

§. 19. Der Sekretär vermittelt den Schriftenvertrieb der Akademie. Er empfängt und signiert sämtliche Drucksachen und erledigt die unter der Adresse der Akademie eingehenden Briefschaften. Er besorgt die Verteilung der betr. Druckschriften an die zur Durchsicht und Beurteilung derselben sich erbietenden Mitglieder.

§. 20. Der Sekretär hat das Recht, eine bestimmte Anzahl von Geschäften äusserlicher und mechanischer Art (z. B. Einladungsschreiben, namentlich solche behufs ausserordentlicher Versammlungen, ferner Zeitungsberichte und Zeitungsannoncen, sowie deren Vervielfältigung und dergl.) nach eigenem Ermessen an den Bibliothekar abzugeben.

§. 21. In jedem, zu irgend einem wissenschaftlichen oder litterarischen Zweck vom Senat gewählten Ausschuss, der aus den Mitgliedern der Akademie gebildet wird, z. B. behufs Feststellung einer Preisaufgabe und der Verteilung der damit verbundenen Arbeiten hat der Sekretär Sitz und Stimme.

§. 22. Der Sekretär redigiert die Jahreshefte der Akademie. Er führt die Oberaufsicht über den Druck und Vertrieb derselben, er bestellt den Drucker und den Verleger. Letztere sind verpflichtet, den Weisungen des Sekretärs nach-

zukommen. Die Verfasser der zu den Jahresheften eingelieferten Beiträge übernehmen die ausschliessliche Verantwortung für den Inhalt ihrer Abhandlungen. Die technische Ausführung dagegen überwacht und bestimmt der Sekretär, der für die rechtzeitige, saubere und technisch korrekte Herstellung des Jahresheftes verantwortlich ist. Sobald der Satz fertig ist, dürfen von Seiten der Verfasser keine den Druck verzögernde Änderungen mehr angebracht werden. Wiederholt Zuwiderhandelnde verzichten auf den Druck ihrer Abhandlungen. Die Verfasser erhalten die erste Korrektur vom Drucker zugesandt und können unter Umständen einen zweiten Korrekturabzug beanspruchen. Die letzte Korrektur aber übernimmt der Sekretär, ohne dessen Bewilligung kein Bogen dem Druck übergeben werden darf. Der Sekretär ist befugt, Änderungen rein technischer Art anzubringen; dagegen darf er sachliche Änderungen nur unter ausdrücklicher Zustimmung der Verfasser vornehmen. Die Rechtschreibung der Jahreshefte ist die neue preussische. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 2. Ausg. 1894.) Die Verfasser der Abhandlungen erhalten 50 auf Kosten der Akademie angefertigte Sonderabdrücke ihres Aufsatzes unentgeltlich, verzichten aber im übrigen auf ein Honorar.

§. 23. Der Sekretär vermittelt die Aufnahme neuer Mitglieder der Akademie. Er prüft die ihm von anderer Seite gemachten Vorschläge und unterbreitet sie samt den eigenen Vorschlägen dem Senate, der durch Stimmenmehrheit über die Aufnahme entscheidet. Er führt die Korrespondenz mit den neu aufzunehmenden Mitgliedern und stellt ihnen die von dem Vicepräsidenten wie von ihm zu unterschreibenden Diplome samt den Statuten der Akademie zu. Er teilt die Erwiderungsschreiben der neuen Mitglieder dem Senate, bezw. der ordentlichen Versammlung der Mitglieder der Akademie mit.

§. 24. Der Sekretär führt die Aufsicht über die Bibliothek der Akademie. Er beantragt, bezw. auf den Vorschlag des Bibliothekars, die Anschaffung neuer Bücher und bestimmt im Einvernehmen mit dem Bibliothekar die einzubindenden Bücher und Hefte.

§. 25. Der Sekretär hat sämtliche, für die Akademie einlaufenden Rechnungen zu prüfen und dieselben dem Rendanten der Akademie zur Zahlung zu überweisen.

§. 26. Der Rendant der Akademie verwaltet das Vermögen der Akademie. Er zahlt die Beträge für die von dem Sekretär ihm überwiesenen Rechnungen aus und empfängt die für die Akademie einlaufenden Gelder. Er legt alljährlich Rechnung und wird durch den Vicepräsidenten der Akademie entlastet.

C. Instruktion für den Bibliothekar der Akademie.

§. 27. Der Bibliothekar der Akademie verwaltet die Bibliothek der Akademie und führt das Protokoll in den ordentlichen Sitzungen der Akademie. Er übernimmt alle vom Vicepräsidenten oder vom Sekretär ihm überwiesenen Schreibarbeiten, wie insbesondere im Auftrage des Sekretärs die regelmässigen Einladungsschreiben zu den ordentlichen, öffentlichen und festlichen Versammlungen der Akademie. Er leitet und überwacht den von der Akademie behufs regelmässigen Umlaufs wichtiger, der Akademie übersandter periodischen Zeitschriften oder sonstigen Werke eingerichteten Lesezirkel.

Druck von J. G. Cramer in Erfurt.


32101 079884654

